Beethoven.

Hiſtóriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Erſter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. M. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

Erſter Theil.

Sturm und Drang.

(Beethoven's Jugend.)

1. Des Adlers Horſt.
2. Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.
3. Churfürſt Maximilian Franz und ſein Hof.
4. Die Schule des Lebens.
5. Meiſter Lux.
6. Die Geſchichte eines Räuſchchens.
7. Leben und Weben.
8. Ein Duell.
9. Thorwächters Töchterlein.
10. Haydn und Beethoven.
11. Ein Frühſtück.
12. Rothe Wangen.
13. Ein Gelübde.

I.

Sturm und Drang.

(Beethoven's Jugend.)

Des Adlers Horst.

Es gibt wohl kaum einen schöneren und romantischeren Punkt an den Ufern des Rheines, als Godesberg.

Dem freundlichen Bonn nahe gelegen, führt der Weg nach dieser reizenden, mit einer prächtigen Ruine gekrönten Höhe durch eine reiche Ebene, die rechts von einer Kette waldiger Gebirge umgeben ist, an deren Fuß sich eine Menge Dörfer in langer Reihe anmuthig hingelagert haben. Links rollt der Rhein seine silberfunkelnden Wogen majestätisch dahin, während sich in mäßiger Ferne die sonderbaren Formen jener sieben Bergkegel erheben, die, ein Zweig des Westerwaldes, das sogenannte Siebengebirge bilden.

Aber so paradiesisch uns diese Gegend jetzt auch erscheint, so wenig war sie dies immer.

Das breite, schöne und fruchtbare Thal, welches in unseren Tagen Bonn und die umliegenden Städte und Dörfer umschließt, bildete einst, wohl Jahrtau-

ſende vor unſerer Zeitrechnung, einen Theil des Meeres, dem nach Weſten die Gebirgsketten der Gegenden des Oberrheins bis zur Eifel, Montjoie, Aachen und den nahegelegenen Bezirken, ſo wie nach Norden die höhere Gebirgskette des Herzogthums Berg und Weſtphalen Schranken ſetzten. Beweiſe hierfür liefern unter Anderem die zahlloſen Verſteinerungen von Seethieren und Seepflanzen, welche hier überall vorkommen.

In jenen vordenklichen Zeiten aber, arbeiteten hier auch mächtige Vulkane, deren erderſchütternden Ausbrüchen und Hebungen die Gegend namentlich ihre Hauptſchönheiten in der Form und Geſtaltung der Berge zu danken hat. So war der in der Nähe von Bonn, bei Mehlem, ſich erhebende Rederberg, ein Vulkan der Vorzeit. Trifft man doch noch jetzt, wenn man denſelben erſteigt — als Spuren ſeiner vulkaniſchen Thätigkeit — Lavaſtücke und Schlacken; während ſich auf ſeiner Höhe ein alter eingeſtürzter Krater findet, der ſich neunzig Fuß hinabſenkt und eine halbe Stunde im Umkreiſe mißt. Deutlich ſieht man hier noch an vielen Stellen die urſprünglichen Lavawände.

Gerade dieſe vulkaniſche Thätigkeit im Schooße der Erde war es aber auch, die mit der Zeit das Meer nöthigte, ſich nach und nach gegen Norden zurückzuziehen. Dadurch bereitete ſich aber auch der Rhein — der jetzt eine größere Strecke zurückzulegen hatte, ehe

er ſich in daſſelbe ergießen konnte — oberhalb Bonn, wo das Gebirge ſeine Richtung landeinwärts nimmt, ein eigenes Bett. Er wandte ſich bei Godesberg zur Linken und nahm ſeinen Lauf an Keſſenich, Alfter und Brühl vorbei. Noch zeigen ſich hier deutliche Spuren eines ehemaligen Flußbettes. Erſt ſpäteren Erſchütterungen, Hebungen und Senkungen war es vorbehalten, ihm ſeinen jetzigen Lauf vorzuſchreiben.

Aber auch in geſchichtlicher Beziehung iſt jene Gegend von hohem Intereſſe. Die erſten Bewohner und Bebauer dieſes vom Meere geräumten, damals nackten und wilden Bodens waren unter Anderen die Condruſen, welche unter ihrem Könige mit den Römern — nachdem ſie tapfer, aber unglücklich gegen dieſe gefochten — in Freundſchaftsverhältniſſen lebten.

Ihnen gegenüber auf der rechten Seite des Rheines, zwiſchen der Lahn und Sieg, wohnte ein anderer deutſcher Volksſtamm, die Ubier. Cäſar ſagt von ihnen, daß er ſie bereits als ein geſittetes, beredtes, wohlhabendes und gewerbſames Volk angetroffen habe. Damals ſchon beſtanden hier Städte, trug der Acker Früchte und der Rhein ſeine Schiffe; denn die Ubier, als Anwohner des herrlichen Stromes, vermittelten den Verkehr zwiſchen den civiliſirten Galliern und den faſt noch wilden germaniſchen Völkerſchaften*). Cä-

*) Caes. Bell. Gall. IV. 3. VI. 10.

far ſchlug hier, ſeine Legionen in das Herz Germaniens zu führen, zweimal Brücken über den Rhein; doch der deutſche Strom ſollte ihr Joch nicht lange tragen. Der römiſche Held mußte zurückkehren, und ſie zerſtören. Aber die Römer gaben darum ihre Beſitzungen nicht auf, ſie bauten für ihre Cohorten Verſchanzungen, Thürme und Kaſtelle*), und ſo entſtanden unter Druſus, Germanicus, Agrippina und anderen Führern eine Menge Städte, Ortſchaften und Burgen, unter welchen auch Cöln (Colonia Agrippinensis), Bonn (Castra apud Aram Ubiorum, Bona) und das urſprüngliche Kaſtell des Godesberg herrührten.

Eine Volksſage ſcheint dabei für die alte Römerburg des Godesberg auf Kaiſer Julian Apoſtata (den Abtrünnigen) als deren Erbauer hinzuweiſen. Die Sage nämlich erzählt: Es ſei in uralter Zeit ein fremder König mit einem großen Kriegsheere in dieſe Gegend gekommen; der König aber habe mit den böſen Geiſtern ein Bündniß geſchloſſen, ihnen einen Tempel gebaut und Menſchenopfer gebracht. Dafür hätten die böſen Geiſter ſeine Herrſchaft an dem Rheine geſtützt und aufrecht erhalten, bis zur Ankunft der erſten chriſtlichen Prieſter, welchen alsdann er und die

*) Caes. Bell. Gall. VI. 9. 29. Geſchichte der Stadt Bonn von K. A. Müller (Bonn 1834).

ihn schützenden höllischen Mächte nicht mehr hätten widerstehen können.

Leicht erkennt man in dieser Sage den abtrünnigen, dem Christenthume feindseligen, Julian, der denn auch in der That mit seinen Legionen lange in dieser Gegend lag. Im Jahre 1210 erbaute auf den Trümmern des Römerkastelles Erzbischof Theodorich von Cöln ein neues festes Schloß, das jedoch 1593, in dem berühmten Kriege, den der Uebertritt des Erzbischofs Gebhard von Cöln zum Protestantismus und seine Heirath mit der schönen Gräfin von Mansfeld veranlaßte, durch die Truppen des neuen Bischofs Ernst von Bayern zum Theil gesprengt wurde.

So stehen sie denn noch, die Reste jener stolzen Burg, und ragen — eine majestätische Mauerkrone — hoch in die Lüfte. Den Namen Godesberg aber erhielt der Berg von dem Goding oder Gaugericht, welches im Mittelalter auf seinen Höhen abgehalten wurde.

Und welche entzückende Aussicht bieten nun diese Höhen! Das weite, üppige Thal, der majestätisch dahinziehende Strom, die Wälder und Felder, die Dörfer und Höfe, und dort! .... das prächtige Siebengebirge mit dem kühn aufstrebenden Drachenfels, der himmelhohen Wolkenburg, dem Petersberg mit seiner dem h. Petrus geweihten Kapelle, dem

Nonnenſtromberg, dem Oelberg, dem Hemmerich und Löwenberg, von deren Häuptern allen dem trunkenen Beſchauer die Trümmer alter Schlöſſer — wie Grüße aus alten, längſt verſunkenen Zeiten — entgegenwinken!

Und weben denn Sage und Geſchichte nicht um jede dieſer Ruinen einen magiſchen Wolkenſchleier? Ranken ſie nicht an ihnen empor, wie der Epheu, der, Jahrhunderte alt, die mürben Mauern mit ſeinem dunklen Grün umſpinnt?

Was erzählt er Dir denn, der faſt ſenkrecht aus dem Strome emporſteigende Drachenfels, mit ſeinem mühſamen Terraſſenwingert, der vom Ufer ſich wie eine koloſſale Wand erhebt, und deſſen Burgruinen wie Werke der Sculptur daſtehen? — Flüſtert er Dir nicht von ferne die Sage von Siegfried zu, der den hier hauſenden Drachen erſchlug?

Winken Dir nicht ernſt die Trümmer der Löwenburg zu: von dem alten berühmten Geſchlechte der Edlen von Heinsberg und ihren Thaten erzählend? Von Wilhelm IV. und ſeinem grauſigen Tode? Von den Reformatoren Melanchthon und Bucer, die längere Zeit Gaſtfreiheit und Schutz hinter dieſen, damals ſo feſten und ſtolzen Mauern fanden?

Und welch' wunderbare Mähr von der ſchönen Agnes von Mansfeld und dem Churfürſten Gebhard tragen die Lüfte von dort herüber?

O! es ist wahrlich der Mühe werth, all diesem geheimnißvollen Lispeln und Flüstern zu lauschen, was die alten sieben Gesellen da drüben den Lüften vertrauen, und was diese geschwätzig herübertragen nach dem ernsten Godesberg und seiner stolzen Mauerkrone.

Und nach dem Godesberg und seiner Ruine befand sich eben eine heitere Gesellschaft auf dem Wege. Es war Frau von Breuning, die Wittwe des Churcölnischen Hofraths von Breuning, mit ihren beiden Söhnen Stephan und Christoph, ihrer Tochter Eleonore, deren Gespielin, der kleinen, allerliebsten Rosa, und den Hausfreunden Ries, Wegeler und Beethoven.

Daß es unter diesen Leutchen munter herging, ist wohl natürlich; denn Frau von Breuning war selbst eine heitere, noch ziemlich junge Frau, die es verstand, mit der Jugend zu leben, und der Jugend gehörte an, was sie hier umgab. Stephan zählte sechszehn Jahre, Christoph und Ludwig Beethoven fünfzehn, Wegeler zwanzig und die beiden Mädchen gingen sogar erst in ihr vierzehntes Jahr. Nur noch ein älterer Mann, der würdige Kammermusiker und Director der churfürstlichen Kapelle, Franz Ries, hatte sich dem jovialen Kreise wie gewöhnlich angeschlossen; zählte er doch fast mit zu den Gliedern der Breuning'schen Familie, deren Trost und Rath er

seit dem Tode des Hofraths war. Zu den Hauptvergnügungen dieser in Bonn wohnenden Familie gehörten aber in der guten Jahreszeit größere und kleinere Spaziergänge in die herrliche Umgegend; denn Sinn und Gefühl für die Schönheiten der Natur war hier zu Hause, wie überhaupt Sinn und Empfänglichkeit für alles Schöne, Gute und Edle. Den Impuls hierfür gab Frau von Breuning selbst, die sich bei all ihrem heiteren Wesen durch so streng sittliche Grundsätze und einen so abgerundeten, edlen Charakter auszeichnete, wie selten eine Frau, zumal in der damaligen Zeit — den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts — in welcher die Sittenverderbniß und der Leichtsinn, die in Frankreich und an fast allen deutschen Höfen herrschten, so ansteckend auf die Massen zurückwirkten. Aber Frau von Breuning war auch eine ungemein praktische Frau, die das Schöne und Edle gern mit dem Angenehmen und Nützlichen verband, und für sich und die Ihren, neben einer ernsten Lösung der Lebensaufgabe, auch einen heiteren Lebensgenuß in Anspruch nahm. Sie philosophirte dabei ganz eigen aber gewiß richtig, indem sie ihre Schlüsse auf die vielen Lebenserfahrungen stützte, die sie in fünfunddreißig Jahren hatte machen müssen.

Die gesellige Welt um uns her — so sagte sie sich — stellt uns einen ewig bewegten Schauplatz, ein Gedränge von mannichfaltig verworrenen Verhältnissen

dar, worin Jeder sich bei jedem Schritte mehr gehemmt fühlt, als gefördert, und nach allen Seiten umschauen muß, daß er nicht anstoße oder angestoßen werde. Davon wird Jeder Zeugniß ablegen müssen, wandle nun Einer in den höheren oder in den niederen Kreisen; wir stehen eben einmal in der Gemeinschaft der Menschen. Jemehr aber diese Gemeinschaft sich erweitert, um desto schwieriger wird der Lebensweg eines Jeden, desto mehr muß Jeder sich vorsehen, daß er sich nicht in seinen eigenen Bestrebungen verwickele; desto mehr wird Jeder verflochten in die Sorgen und Schicksale Anderer; desto mehr mitbewegt durch Anderer Wünsche und Leidenschaften.

Es gilt also für Denjenigen, der sich die Ruhe seines Gemüthes, die Heiterkeit der Seele und einen ungetrübten Genuß des Lebens erhalten will, sich zurückzuziehen aus diesem übermäßigen Treiben der Geschäftigkeit, aus dieser Mannichfaltigkeit von Entwürfen und sich kreuzenden Strebungen, aus diesem störenden Verkehr mit all den Leidenschaften der Menschen, all den eitlen und selbstsüchtigen Gemüthsbewegungen der Menge.

Aber wohin zurückziehen? Das ist nun die Frage?

Die praktische Lebensphilosophie der Frau von Breuning hatte aber hierauf eine ganz einfache Antwort: In den Kreis der Familie. Da tritt uns die ursprüngliche ruhige Gestalt des Lebens wie-

der entgegen; da läßt sich am besten das bunte Treiben der Welt vergessen; da — und da allein — finden wir noch die ungeschminkte, von jeder Selbstsucht freie Liebe, die ungetrübte Fröhlichkeit, die wir in tiefer Seele suchen, ja die wir bedürfen, um unter den Stürmen des Lebens fest zu bleiben.

Hier sprudelt aber auch der Quell geistiger Verjüngung, und dies wußte Frau von Breuning sehr gut. Das Leben hatte sie ja gelehrt: Nicht von den erwachsenen Hausgenossen, die entweder schon selbst untergetaucht sind in die Beschwerlichkeiten und Sorgen des Lebens, oder deren Theilnahme an uns so erfahrungsreich ist, daß ihrem geschärften Auge nicht leicht entgeht, wo uns etwas Niederschlagendes oder Beängstigendes begegnet ist... nicht von diesen und ihrem Umgange dürfen wir geistige Verjüngung für uns erwarten! ... nein! das nothwendige Vergessen der Welt kann uns nur die noch sorgenlose heitere Jugend um uns her einflößen; ... die Jugend, die in der Welt noch ein Paradies und im Leben noch ein frisches, fröhliches Ringen nach den Idealen der Menschenbrust sieht!

Und tausendmal hatte die gewandte und viel geprüfte Frau in der That in diesem Kreise empfunden, welche stärkende Kraft in dieser heiteren Einwirkung liege, wie schnell dadurch alle Spuren auch der schwer-

sten Sorgen aus der Seele hinweggewischt werden. Darum erhielt sie in ihrem Hause immer einen weiten Kreis jugendlicher Kräfte. Ihre Kinder sollten sich ja auch daran gewöhnen, einstens hier zu finden, was sie jetzt hier fand, und durch dies schöne, geistig bewegte Leben im Hause, den Verirrungen außer dem Hause entgehen. Bei jugendlichem Muthwillen herrschte daher hier ein ungezwungener und doch gebildeter Ton, während die Vermögensverhältnisse der Frau Hofrath einen weiten Spielraum zu allen erlaubten Genüssen zuließen*).

Einer dieser Genüsse bestand zum Beispiel in dem gemeinsamen Studium der neuen Literatur.

Man vereinte sich Sommers und Winters regelmäßig zu bestimmten Leseabenden, an welchen namentlich die Schriften Shakespeare's, Göthe's Schiller's und Herder's vorgenommen wurden. Auch auf den Spaziergängen durfte ein solcher Schriftsteller nie fehlen. Hatte man sich dann satt gesehen, wurde an irgend einem schönen Plätzchen ein Lager aufgeschlagen, und, nach einer körperlichen Stärkung — die die jungen Leute gewöhnlich in ihren Botanisirbüchsen mittrugen — auch dem Geiste ein Genuß bereitet.

---

*) „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven" von Dr. F. G. Wegeler und Ferdinand Ries. S. 10.

Nicht minder verband die Musik die ganze Gesellschaft. Frau von Breuning selbst war eine geübte Clavierspielerin. Ries excellirte, als Kammermusiker des Churfürsten, auf mehreren Instrumenten; Stephan Breuning spielte ganz leidlich die Violine; Christoph und Eleonore aber hatten unter ihrem Freunde, dem talentvollen jungen Beethoven, schon recht schöne Fortschritte auf dem Piano gemacht. Gewöhnlich kamen dann auch noch zwei andere junge Hausfreunde, Bernhard und Andreas Romberg, dazu, von welchen der erstere ein gar trefflicher Violoncellist, der andere ein ebenso tüchtiger Violinspieler war.

Das gab nun oft gar nette Concerte, die Ries leitete und Christoph Breuning durch den Vortrag eigener oder fremder Gedichte verherrlichte. Der glänzendste Stern dabei war freilich der junge Beethoven, der ein gar herrliches musikalisches Talent besaß und sich in diesem Kreise auch schon durch Composition hervorgethan hatte*). Er war der Sohn Johann van Beethovens, der, als Tenor-Sänger bei dem Churfürsten angestellt, sich jedoch wenig um ihn bekümmerte. Da nun der Vater auch noch

---

*) „Biographische Notizen über L. van Beethoven" von Wegeler und Ries (Coblenz 1838), S. 9. „Biographie von Ludwig van Beethoven." Verfaßt von A. Schindler, Musikdirector und Prof. der Tonkunst (Münster 1840), S. 18 u. 19.

ein leichtes Leben führte, und die Mutter — so gut sie war — nicht immer unangenehmen Scenen vorzubeugen vermochte, fühlte sich Ludwig im elterlichen Hause bald weniger heimisch, als in dem Breuning'schen; und so kam es denn, daß er hier bald als Kind des Hauses behandelt wurde und nicht nur den größten Theil des Tages, sondern selbst manche Nacht dort zubrachte. Hier fühlte er sich frei; hier bewegte er sich mit Leichtigkeit. Alles wirkte hier zusammen, um ihn heiter zu stimmen und seinen Geist zu entwickeln*). Alles liebte ihn hier, so daß man selbst sein oft störrisches und unfreundliches Wesen mit Nachsicht aufnahm; und wirklich vermochte bald Niemand einen besänftigenderen Einfluß auf ihn auszuüben, als Frau von Breuning mit ihrem heiteren, verständigen Wesen. Wie oft zum Beispiel, wenn Ludwig — der damals, als fünfzehnjähriger junger Mann, schon als bedeutender Orgel- und Clavierspieler dastand, — seinen Widerwillen gegen das Stundengeben nicht besiegen wollte, und sich „wie ein übellauniges Eselein“**) gebärdete, — wie oft war es dann Frau von Breuning, die ihn durch eine ernste Hinweisung auf seine Zukunft, oder durch ein

*) „Biographische Notizen“ von Wegeler und Ries. S. 10.

**) Schindler, S. 23: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs.“ Par Alexander Oulibicheff (Leipzig et Paris 1857), pag. 58. Wegeler und Ries. S. 18.

leises Erinnern an die Hoffnungen, die seine arme Mutter auf ihn setzte, zu treuer Pflichterfüllung bestimmte. Aber Ludwig wußte auch, was er an der Hofräthin hatte. Er bewunderte nicht nur ihren klaren und praktischen Verstand, nein, er liebte und verehrte sie auch als seine zweite Mutter, und Frau von Breuning war stolz auf diese Liebe; denn ihr weiblicher Scharfblick ließ sie in dem jungen Ludwig van Beethoven — trotz der rauhen Hülle, die sein edleres Selbst umgab — die entschiedenen Anlagen zu einem großen und ausgezeichneten Menschen und Musiker erkennen.

Es ist wahr, er war gar oft störrisch und unfreundlich, und hatte dann, wie sie es nannte, einen Raptus; aber lag denn nicht hinter diesen schlimmen Eigenschaften eines, durch seine Eltern eben nicht besonders gut erzogenen, jungen Mannes das Bewußtsein ungemeiner Selbstständigkeit, die Fülle der sich aufbäumenden titanischen Jugendkraft; — eine, manchmal freilich falsch angewandte, Festigkeit und Entschiedenheit?

Er war empfindlich und leicht gereizt; aber kam das nicht daher, daß seine ganze innere Organisation als unendlich zart gestimmt erschien. Dem Blick einer Frau, wie die Hofräthin, konnte dies nicht entgehen. Verwandtes findet sich ohnedem leicht, und Pflegemutter und Pflegesohn litten hier in der That

an Verwandtschaft; nur daß bei Frau von Breuning Lebenserfahrungen die angeborene allzugroße Zartheit abgestumpft und gemäßigt hatte, während bei Ludwig die Reizbarkeit der Jugend die Empfindlichkeit noch erhöhte.

Auch eigen und abstoßend fanden Viele den jungen Mann. Die Hofräthin sah tiefer: sie hatte gar bald in seinen Eigenheiten und in seinem manchmal abstoßenden Wesen die scharfen Ecken und Kanten eines noch ungeschliffenen edlen Steines erkannt. Hier traf sie auf eine natürliche und ursprüngliche Originalität; wie in seinem häufig finsteren, in sich gekehrten Wesen, auf das Suchen nach den Schlüsseln einer inneren Welt, die der sich entwickelnde Geist ahnte, aber noch nicht gefunden hatte. Die Ecken und Kanten abzuschleifen, nahm sie sich vor — vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht zu hart und zu scharf seien. Für seine innere Welt mußte freilich Ludwig sein eigener Columbus sein; aber die Hofräthin konnte doch dazu beitragen, daß er in's richtige geistige Fahrwasser kam, — und dies that sie redlich. Daß er ein warmes Herz für alles hatte, was edel, schön und groß, wußte sie lange; noch mehr aber ehrte sie — zumal als Frau — seine strenge Sittlichkeit, die nicht das Geringste vertragen konnte, was an Gemeinheit streifte. Von seinem noch unbeholfenen und linkischen Benehmen endlich hoffte sie ihn

durch den fortwährenden Umgang mit sich und den Ihren bald zu heilen.

„Es ist ein edler Kern in rauher Schaale", — sagte sie oft zu sich, — „warum soll, wenn erst die Schaale gesprengt und abgeschliffen ist, nicht ein herrlicher und gewaltiger, dem Himmel entgegenstrebender Baum mit reichen Blüthen und Früchten daraus werden?"

Freilich machte sich Frau von Breuning dadurch viele Sorgen; aber sie that es gern: Ludwig war ihr, wie gesagt, fast ein Sohn.

Auch heute also hatte denn die Familie von Breuning, ihrer Gewohnheit nach, einen weiteren Spaziergang unternommen, und zwar hatte sie das herrliche Frühlingswetter nach Godesberg gelockt.

Der größte Theil des Weges war jetzt zurückgelegt, und da sich auf der halben Höhe des Berges, an einem vorspringenden Felsen, ein herrliches Plätzchen fand, das die Aussicht nach dem Rheinthale und dem Siebengebirge bot, schlug man hier sein Lager auf. Die jungen Leute holten aus ihren Botanisirbüchsen das mitgebrachte Essen und einige Flaschen Wein, während Eleonore und Rosa bemüht waren, ein weißes Tuch auf dem Rasen auszubreiten und das kleine frugale Mahl zu ordnen.

Scherz und Muthwille trieben dabei ihr Wesen. Die jungen Leute hatten sich untereinander die Elfennamen aus Shakespeare's Sommernachtstraum beige-

legt und die kleine zauberhafte Rosa zu ihrer Königin Titania gemacht. Jedes versuchte nun, im Geiste seiner Rolle zu handeln und zu sprechen, was viel zu lachen gab, besonders wenn Christoph von Breuning, als Senfsame, sich in beißenden Witzen erging; oder Ludwig, als Puck, sich manchmal etwas linkisch benahm. Aber Beethoven wollte seine Rolle nicht gefallen; er war überhaupt heute wieder etwas „außergewöhnlich". Christoph schlug daher vor, sie ihm abzunehmen und ihn lieber mit dem Namen und der Rolle seines philosophischen Vorgängers und Ideals — des großen Platon — zu betrauen, denn für diesen pflegte der junge Beethoven zu schwärmen*).

„Das nehme ich an!" — sagte Ludwig, — „bleibt ihr immer Erbsenblüthe, Senfsame und Spinnweb, Platon war doch ein Heros in der Geschichte der Philosophie. Was gäbe ich darum, wenn ich fähig und würdig wäre, ihm das Wasser zu reichen. Triti er uns nicht wie ein aufgehendes gewaltiges Gestirn entgegen, das in die, den forschenden Geist noch umwogenden Nebel hineinleuchtet und der Menschheit die Morgenröthe eines neuen Tages bringt?"

„Halt! halt!" — rief hier Stephan lachend — „wie er gleich wieder mit dem Sonnenwagen auf und davon in die höchsten Sphären rast. Wir sind als

*) „Beethoven", par Oulibicheff pag. 68. 69.

Elfen und Diener unſerer ſchönen Königin Titania auch fähig, uns von der plumpen Erde aufzuſchwingen; aber es gefällt uns heute viel beſſer hier auf der freundlichen, im reichſten Frühlingsſchmucke prangenden Welt. Wir bitten alſo unſeren Freund auch hier zu verweilen; er kann ja vielleicht über Platon's Republik dociren. Spinnweb, was meinſt Du?"

„Die platoniſchen Ideen über die Republik gehören allerdings in mein Fach!" — ſagte Chriſtoph ironiſch — „ſie ſind wenigſtens nicht haltbarer als Spinngewebe."

„Weil ihr ſie nicht faßt!" — meinte Ludwig. — „Es hat nie geſundere Ideen und eine herrlichere Staatsconſtruction gegeben. Hätten wir ſie nur, und dächten nur alle Menſchen, wie Platon. Die Sittlichkeit iſt ihm das höchſte Gut, Selbſtzweck, um deswillen alles Andere gethan und begehrt werden muß. Die Sittlichkeit beſteht ihm in der höchſten Vollkommenheit des Menſchen als eines vernünftigen Weſens, in der vollkommenſten Eintracht und Harmonie aller Kräfte unter der Geſetzgebung der Vernunft."

„Nun muß ich aber auch ein Wort mitſprechen!" — ſagte hier die kleine reizende Roſa. — „Da ihr mich heute doch einmal zu eurer Königin Titania gemacht, gebrauche ich auch die mir zuſtehende Gewalt, und gebiete den Dienern meines Reiches, nicht ſo entſetzlich gelehrt zu ſein. Was gehen uns hier die alten Griechen an ... Platon iſt doch auch ein Grieche?"

„Gewiß!“ — sagte Stephan lächelnd, und schaute mit Entzücken in das blühende Mädchenantlitz der Sprecherin.

„Nun denn“, — fuhr Rosa fort, — „so laßt die Griechen Griechen sein und bleibt in der schönen Gegenwart. Uebrigens finde ich es auch sehr verrätherisch von unserem Puck-Platon, in der Gegenwart einer Königin von Republiken zu reden.“

Ueber Beethovens Züge flog eine leichte Röthe: „Wenn alle Reiche solche liebe Königinnen hätten,“ — sagte er — „dann wären die Republiken freilich überflüssig.“

Ein lautes Gelächter erschallte und Stephan rief, in die Hände klatschend:

„Die Welt geht unter! Platon sagt Artigkeiten!“

Aber dieser Scherz in Gegenwart Rosa's hatte den jungen Beethoven verdrossen: — „Bin ich etwa gewöhnlich ein Grobian?“ — frug er aufstehend.

„Friede, Kinder!“ — sagte hier Frau von Breuning begütigend. — „Es war ja nur ein Scherz und gewiß nicht böse gemeint.“

„Nein!“ — rief Stephan, mit Freundlichkeit und Offenheit Ludwig die Hand reichend. — „Sei doch kein Thor!“

Der junge Beethoven setzte sich wieder, und eben wollte Frau von Breuning vorschlagen, etwas zu lesen — sie hatte die Oden Klopstock's mitgenom-

men, — als sie in einiger Entfernung mehrere Bauern gewahrten, die mit vorgehaltenen Händen nach dem Himmel sahen. Unwillkürlich folgten die Blicke der kleinen Gesellschaft derselben Richtung und nun gewahrte man einen kaum bemerkbaren schwarzen Punkt, der in weiten Kreisen an dem blauen Himmel dahinzog.

„Ein Falke!" — sagte Christoph.

„Nein!" — versetzte der ältere Breuning — „der Höhe und der Entfernung nach ist der Punkt zu groß für einen Falken."

„Was könnte es anders sein?"

„Wie majestätisch ruhig er seine Kreise zieht!" — meinte Eleonore jetzt. — „Es müßte doch schön sein, so wie er hoch über der Erde zu schweben."

„Ja!" — versetzte der junge Beethoven, — „das müßte wirklich göttlich sein! .... O wer doch Flügel hätte, so, der Sonne entgegen, hoch über Welt und Menschen wegfliegen zu können".

„Hast du die Sage von Dädalus und Ikarus vergessen?" — frug die Hofräthin.

„Nein!" — versetzte Ludwig ernst; — „aber was liegt daran, unterzugehen, wenn man nur einmal der Sonne in das lichte Antlitz gesehen hat."

„Ich bin anderer Meinung!" — fuhr Frau von Breuning fort. — „Sind wir hier auf der Bergeshöhe nicht auch dem Himmel und dem Lichte näher und überschauen die weite schöne Gotteswelt? Gewiß!

Aber wir haben dabei auch noch zwei große Vortheile; einmal, festen Boden unter den Füßen zu spüren, und so vor einem jähen Sturze bewahrt zu bleiben; und dann uns froh und fröhlich mitten in der Schöpfung und unter unseres Gleichen bewegen zu können. Da oben in der schwindelnden Höhe, zu der kein Ton, kein Laut mehr dringt, — da muß es entsetzlich einsam sein!"

„Und gerade darum herrlich!" — rief Beethoven, — „denn man ist allein mit sich selbst und schwebt, erhaben wie ein Gott, über der ganzen Schöpfung! Wenn ich so dem Vogel zusehe, wie er majestätisch und langsam im Aetherblau dahinschwebt, zieht es mich ordentlich wie mit einer unerklärlichen Gewalt hinauf und zu ihm hin!"

Frau von Breuning schwieg. Sie überlegte, ob sich hier wohl ein unbändiger Stolz oder der noch unklare Drang eines gewaltigen Geistes in Ludwig kundgegeben habe? Sie gelangte jedoch zu keiner Entscheidung, da in demselben Augenblicke Freund Ries von den Bauern zurückkam, bei welchen er sich nach dem erkundigt hatte, was sie so ungewöhnlich beschäftige. Etwas Besonderes mußte es ja sein, denn einem Falken, als einer Alltäglichkeit, sieht ein Bauer nicht nach.

„Nun?" — frugen Alle, — „was ists!"

„Ein Adler ist es!" — versetzte Ries.

„Ein Adler? bei uns?"

„Er mag sich aus der Schweiz hierher verflogen haben. Es kommt dies manchmal vor. Die Bauern wissen es aber nur zu bestimmt, daß es ein Aar ist, da er schon eine Menge Hühner, Gänse und Hasen vor ihren Augen davongetragen hat."

„Und warum schießt man ihn nicht?" — frug hier Eleonore.

„Weil es hier wahrscheinlich geht, wie bei den Nürnbergern!" — sagte Christoph: — „Sie hängen Keinen, ehe sie ihn haben."

„So ist es in der That!" — versetzte Ries lächelnd. — „In der Höhe, in der er sich fliegend hält, ist er nicht zu treffen, und seinen Horst — wenn er überhaupt einen Horst hier hat — kennt man nicht; obwohl man ihn schon öfters auf den Mauerspitzen der Ruine gesehen haben will."

„Und wie groß ist er wohl?" — frug Rosa.

„Die Bauern sagen, er sei vier Fuß hoch und messe mit ausgebreiteten Flügeln gewiß acht Fuß."

„Brrr!" — machte Rosa, — „der könnte einem am Ende ja selbst mitnehmen?"

„Hat das eine Elfenkönigin zu befürchten?" — frug heiter der ältere Breuning. —. „Kommt er, dann schwingt sich Titania auf seinen Rücken und läßt sich über Land und Meere tragen. Doch . . . ich sehe unsere gute Mutter hat ein Buch in der Hand . . . . laßt uns jetzt etwas Vernünftiges lesen."

„Ja!“ — ſagte die Hofräthin, — „wir wollen auch dem Geiſte eine Frühlingsfeier gönnen. Ich habe hier Klopſtocks Oden. Wer lieſt die Frühlingsfeier, dies herrliche, erhabene Gedicht?“

„Ich!“ — rief Stephan die Hand nach dem Buche ausſtreckend und er recitirte dabei aus dem Kopfe:

„Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich ſtürzen! ſchweben nicht,
Wo die erſten Erſchaffnen, die
Jubelchöre der Söhne des Lichtes
Anbeten, tief anbeten! und in
Entzückung vergehen!

Hier aber hielt er plötzlich inne, und ſich verwundernd umſchauend, rief er: — „Wo iſt denn Ludwig hingekommen?“

Alle Blicke ſuchten jetzt den jungen Beethoven — er war in der That verſchwunden.

„Er wird ſich einen Dädalus holen!“ — ſagte Chriſtoph, — „der ihm Wachsflügel anklebt. Es hat ihn ja vorhin ſchon gelüſtet, nach der Sonne zu fliegen.“

„Er hat wieder einmal ſeinen Raptus, wie die Mutter zu ſagen pflegt!“ — verſetzte Stephan. — „Aber es iſt unrecht, ſich ſo von der Geſellſchaft zu entfernen.“

„Laßt ihn, Kinder!“ — beſchwichtigte jetzt Frau von Breuning mit mildem Tone. — „Jeder Menſch

hat seine Eigenheiten. Ihr kennt ihn ja: wenn ihn ein Gedanke beschäftigt, der ihm von Bedeutung erscheint, zieht es ihn mit Allgewalt zu stillem Nachdenken. Es liegt darin etwas Gutes und ist ein Beweis für ein kräftiges inneres Geistesleben."

„Er kommt gewiß auch bald wieder!" — sagte Eleonore entschuldigend.

„Nun so lassen wir ihn!" — rief Stephan, — „und lesen des herrlichen Klopstocks Oden."

Und er begann und trug mehrere derselben mit reiner klangvoller Stimme, schöner Betonung und mit einem so tiefen und richtigen Verständnisse vor, daß alle Anwesenden ihm mit Entzücken lauschten.

Während aber Breuning hier vortrug, war der junge Beethoven dem Gipfel des Berges um ein gutes Stück näher gekommen, ohne daß er es eigentlich wußte. Der in den Lüften schwebende Adler hatte den Gedanken der Größe und Erhabenheit in ihm erweckt, — ein Gedanke, der ihn immer mit unerklärlicher Gewalt ergriff und fesselte — und der jetzt in der mystischen Werkstätte seiner höheren Natur so geschäftig fortarbeitete, daß er in der That alles um sich her vergessen hatte.

Es war auch von Dädalus die Rede gewesen, und so dachte er jetzt, durch eine natürliche Ideenverbindung dahin geführt, wie doch die Alten die menschliche Größe und Erhabenheit so schön und sinnig anzu-

deuten gewußt. Des Dädalus Werke waren zwar nur von Holz geschnitzt; aber der große gewaltige Meister wußte sie mit seiner geistigen Kraft so zu durchdringen, daß sie selbst lebendig wurden und aus seiner Werkstätte herausschritten.

Welch' mächtiger Gedanke in dem einfachen hübschen Bilde! Ist nicht jeder hervorragende Sterbliche mit dieser geistigen Schöpferkraft begabt? Treten die Thaten großer Menschen nicht auch lebendig aus der Werkstätte des Gehirns mitten in das Geräusch der Welt und leben fort, schaffen und wirken, jede in ihrer Art, und erzeugen oft neue Geschlechter verwandter Thaten in unabsehbaren Reihen?

Wie schmerzte es den jungen Mann, daß er nicht Dädalus war, — nicht ein Grieche gewesen. Vielleicht wäre ihm Gleiches oder Aehnliches gelungen, und es dürstete seine jugendlich-feurige Seele so sehr nach Größe.

Aber was damals geschah, kann das jetzt nicht wieder geschehen? Ludwig dachte an Shakespeare, an Lessing, an Göthe, dessen Ruf gerade um jene Zeit Deutschland durchflog, an die großen Männer seines Faches, an Bach, Händel, Graun, Gluck, Haydn, Mozart — warum sollte er es nicht auch, wie diese, zu einem Namen bringen, der auf die Nachwelt zu kommen ein Recht habe? Er war erst fünfzehn Jahre alt und doch schon allgemein als Virtuos

auf Clavier, Orgel und Violine bekannt, ja bereits von seinem Gönner, Graf Waldenfels, dem in Bonn residirenden Churfürsten von Cöln, Max Franz, Bruder Josephs II., zum Organisten und Kammermusikus vorgeschlagen; selbst in Compositionen hatte er schon Wackeres geleistet; — und welche Kraft, welchen ungestümen Drang fühlte er in sich, noch viel, viel Größeres zu werden und zu schaffen.

Aber während er dies dachte, kam ihm wieder der Adler in den Sinn, der so hoch oben über dem Treiben der Welt in der lichterfüllten Einsamkeit geschwebt, und es ward ihm mit einemmale klar, daß, wenn er durch die Musik wahrhaft groß werden wolle, er auch für sie und diese Idee allein leben und handeln, — daß er sie höher achten müsse, als alles Andere im Leben: als dessen Freuden und Genüsse, als Freunde und Verwandte, als Freundschaft und Liebe, als Reichthum, Ehre und Glück! . .

Er blieb stehen, denn es überlief ihn plötzlich eiskalt. Er hatte in Gedanken einen Blick in jene lautlose, erhabene Einsamkeit geworfen, in welcher der Adler groß, gewaltig, aber freudlos schwebte, und es schüttelte ihn wie Mahomed, als Gott — der Sage nach — die Hände segnend auf sein Haupt legte. In demselben Momente hörte er ein ganz eigenes Rauschen und Schwingen über sich; er blickte auf . . . und ein ungeheurer Vogel mit ausgebreiteten Flügeln fuhr über

ihm hin, ſich auf eine der Mauerkronen der Ruine niederlaſſend.

Es war der Adler, der ſich aus der Höhe herabgeſenkt hatte.

Sonnenunter- und Sonnenaufgang.

Es gibt Augenblicke in dem Leben des Menschen, die, mit irgend einer zufälligen, vielleicht sogar unbedeutenden Erscheinung, doch so gewaltig und prophetisch vor sein Geistesauge treten, daß sie oft in der That entscheidend für seine Zukunft werden. Der Moment erzeugt dann einen Gedankenblitz, der in Herz und Geist zündet und eine Flamme anfacht, die Alles in dem Menschen erfaßt und verzehrt, bis er selbst in ihr aufgeht; oder es gibt ein solch' prophetischer Moment für Etwas, das schon fertig in uns liegt, einen so gewaltigen Impuls, daß wir auf einmal wissen, was wir mit ihm zu thun haben; — ja daß wir mit dem plötzlichen Erfassen unserer ganzen Lebensaufgabe und dem geistigen Erschauen eines strahlenden Zieles, wie mit unsichtbarer Gewalt in die uns von der Natur bestimmte Sphäre hineingeschleudert werden.

Solche Momente haben und hatten alle große Männer: Selbsttäuschung, Exaltation, poetische Auffassung und allzuwarme Verehrung der Nachfolger machten, in früheren dunkleren Jahrhunderten göttliche Offenbarungen daraus. Wir wissen, daß sie Offenbarungen des eigenen Geistes sind, der sich selbst in Augenblicken erhöhter Lebensthätigkeit — freilich auch nur momentan — in voller Klarheit erschaut und in seiner Bestimmung bewußt wird.

Der junge Ludwig van Beethoven hatte eben einen solchen Moment erlebt. Vertieft in Gedanken zukünftiger Größe, wie sie in der Jugend die Seele jedes edlen, kräftigen Menschen durchstürmen, hatte ihn, den poetisch Gestimmten, das plötzliche Dahinrauschen des Adlers über sein Haupt eben so gewaltig überrascht, als erfaßt und elektrisirt. Das Zusammentreffen seiner Gedanken und der seltsamen Erscheinung, ließ ihn sich mit der Erscheinung, für den Augenblick eines Blitzes, identificiren.

Es kam ihm, wie eine wunderbare Ahnung, der Gedanke: „das ist das Bild, das Symbol deiner Zukunft!“

Aber dies Fühlen und Ahnen hatte nur die Dauer einer Secunde; dann durchrieselte es ihn, wie mit einem heiligen Schauer und es blieb nichts zurück, als eine ureigenthümliche, alle seine Lebensgeister aufrüttelnde Begeisterung, die ihm aus dem Tiefinnersten

seiner Seele zurief: Auf, auf! und werde nun auch in der That groß in deinem Fach!

Und Ludwig versank abermals in Gedanken. Die Welt um ihn her war nicht mehr für ihn da. An eine halbverfallene Mauer der Ruine gelehnt, schaute er starr in die Ferne. Sein Auge sah nicht, sein Ohr hörte nicht; aber um so heller flammte und blitzte und tönte es in ihm selbst. Gedanken und Entschlüsse kreuzten sich in Menge, und während er die äußere Welt verlor, erschloß sich seinem Geiste eine um so reichere innere Welt.

Gewiß das Durchbrechen eines solch' ernsten, tiefsinnenden Wesens bei einem fünfzehnjährigen jungen Menschen, war etwas Auffallendes, und doch war es bei Ludwig van Beethoven nicht neu.

Frau von Breuning hatte ihn manchmal in solcher Stimmung mit Interesse beobachtet und richtig beurtheilt, wenn sie sich sagte: „Dieser tiefsinnende Ernst, diese strenge Sammlung des Gemüthes, diese Einkehr bei sich selber, sind bei einem so jungen Menschen die Herolde einer großen Zukunft, eines großen, ernsten und festen Charakters, der plötzlich, wie ein gewappneter Mann, an das Licht tritt. „Es liegt etwas Ungewöhnliches in Ludwig!" — setzte sie dann meist mit einer gewissen freudigen Voraussicht hinzu.

Und sie hatte Recht. Alltägliche Geister sehen in Allem, was sie umgibt und worauf sie treffen nichts,

wie sie selbst ein Nichts sind; der Genius aber schafft aus dem Nichts, aus dem Stoffe des Unbedeutendsten, aus dem Staube der Erde, Werke der Ewigkeit.

Wo Andere, selbst ihre Söhne, die doch auch begabte junge Männer waren, gedankenlos vorübereilten, warf Ludwigs Geist oft Anker; wo Jene und alle seine Bekannte nur heiter auf der Oberfläche des Lebens scherzten und spielten, tauchte er oft plötzlich unter, die Perlen frappanter Gedanken, ernster Wahrheiten suchend.

Ueber seinem Bett hing ein Zettel, auf welchen er die Worte seines Lieblings und Ideales, Plato, geschrieben hatte:

„Wer einen wahrhaft männlichen Sinn hat, wünscht nicht etwa, so oder so lange zu leben; er untersucht blos, auf welche Weise er die Zeit, die er zu durchleben hat, am besten durchleben könne."

Dieses frühreife Hervortreten eines starken Charakters gab sich aber bei Ludwig namentlich auch dann kund, wenn ihn unverdient eine Kränkung traf. Dann trat unverkennbar ein stolzes Bewußtsein des eigenen Werthes hervor, das ihm die Kraft verlieh, sich völlig in sich selbst zu verschließen, und den festen Vorsatz, je mehr die Verhältnisse drängten, desto weniger ihnen nachzugeben. Die Welt nannte dies freilich Stolz und Eigensinn; aber es war dies ein ebenso oberflächliches Urtheil, wie die meisten Menschen oberflächlich

ſind. Der Genius wird nur von dem Genius gefaßt, die edle und tiefe Natur nur von ihres Gleichen.

Indeß ſchloß dies alles bei dem jungen Beethoven einen friſchen, jugendlich heiteren Sinn nicht aus; im Gegentheil, Ludwig konnte ſogar ausgelaſſen munter ſein. Jene ernſte Stimmung blieb ſtets eine ausnahmsweiſe. Sie war es auch in dieſer Stunde.

Während er aber jetzt noch immer, gegen die Mauer der Ruine gelehnt, gedankenvoll in die Ferne ſtarrte, hatte die Familie Breuning ihre kleine Vorleſung vollendet und rüſtete ſich, ihren Spaziergang fortzuſetzen. Die beiden Mädchen nahmen das ausgebreitete Tiſchzeug zuſammen, die jungen Männer aber halfen dabei unter Scherzen und Lachen und brachten es nebſt den Reſten des kleinen Males wieder in ihre Botaniſirbüchſen.

Godesberg hatte um jene Zeit noch nicht das Anſehen wie heute, wo uns die Locomotive, vermöge der Kraft des Dampfes, in wenigen Minuten von Bonn aus hinführt.

Jetzt iſt es ein kleiner, aber eleganter Badeort mit wahrhaft prächtigen Sommerhäuſern und Villas; damals war es ein armſeliges, kaum nennenswerthes Oertchen. Jetzt, in unſerem Jahrhundert der Bequemlichkeit, führt ein ſchöner, leicht aufſteigender und geebneter Weg auf die Ruine, wo den Wanderer, nebſt der herrlichen Ausſicht, eine gute Wirthſchaft erwartet: damals

galt es, den noch wilden und rauhen Weg mühsam emporzuklimmen; Felsen und Buschwerk begrenzten ihn auf beiden Seiten und Hecken von wilden Rosen und Brombeersträuche warfen oft neckend ihre grünen stachlichen Arme herüber und hinüber. Aber gerade in der Ueberwindung dieser kleinen Schwierigkeiten lag ein besonderer Reiz. Das mühsam erreichte Ziel lohnt ja mit doppeltem Genuß!

Breunings machten sich also nach diesem Ziele, nach der Ruine, auf. Sie wußten zugleich, daß sie Ludwig dort finden würden. Eleonorens scharfe Augen hatten denn auch den jungen Freund und Lehrer bald erspäht; eben wollte sie ihre Entdeckung mit einem freudigen Ausrufe den Anderen mittheilen, als die Gesellschaft bei dem Umbiegen um eine halbverfallene Mauer auf eine interessante Gruppe traf.

Auf weiches Moos ausgestreckt, lag schlafend ein älterer Mann, von feinem Aeußeren in Zügen und Kleidung. Zwei ganz junge Leute, die augenscheinlich Zwillingsbrüder waren — denn sie glichen sich wie ein Ei dem anderen — saßen vor ihm. Beide hatten Hefte auf ihren Knieen liegen und trugen eben mit solcher Emsigkeit Zeichnungen in dieselbe, daß sie die Herantretenden gar nicht bemerkten. Das Sonderbare dabei aber war, daß der eine der jugendlichen Künstler die Blicke nach dem herrlichen Siebengebirge richtete, während der Andere dieser wundervollen Aus-

ſicht den Rücken kehrte und unverkennbar mit der Portraitirung des ſchlafenden Mannes beſchäftigt war.

„Fertig!“ — rief jetzt der Letztere triumphirend und ſo laut, daß der Schlafende erwachte; .... aber in demſelben Augenblick ſprang dieſer auch mit dem Ausdruck freudigſter Ueberraſchung auf, und der Hofräthin beide Hände entgegenſtreckend, rief er:

„Frau von Breuning? .... Iſt es möglich? .. O welch' allerliebſtes Zuſammentreffen!“

Aber auch Frau von Breuning war überraſcht genug; denn vor ihr ſtand ihres verſtorbenen Mannes beſter Freund und Jugendgenoſſe, der würdige Churcölniſche Hofkammerrath von Rügelgen, der in früheren Zeiten ſo manche Stunde, ſo manchen Tag in ihrem Hauſe verlebt. Wie natürlich hieß auch ſie ihn freudig willkommen.

„Aber“, — ſagte ſie dabei mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit, — „wie kommt es, daß ich Sie hier finde? Ich will nicht hoffen, daß ſie ſchon in Bonn waren, ohne unſer Haus aufzuſuchen?“

„Ich würde dies morgen gethan haben!“ — entgegnete der Hofkammerrath, — „denn heute Abend noch denken wir in Bonn einzutreffen.“

„Und was führt Sie zu uns?“

„Die Ausbildung meiner Söhne!“ — entgegnete Herr von Rügelgen, indem er die Zwillingsbrüder herbeiwinkte und vorſtellte: — „Gerhard und Karl!

Sie ſollen mir das Bonner Jeſuiten-Gymnaſium beſuchen"*).

Frau von Breuning reichte bei dieſen Worten des Vaters den beiden Genannten ihre Hand. Ihrem ſcharfen Blicke entging es aber dabei nicht, daß Gerhards Augen ſich feuchteten und Karl mit einem unterdrückten Seufzer [illegible]den ſah.

„Ihr trennt Euch wohl ungern von Eurem Vater?" — frug ſie daher milde. Die Knaben bejahten es kopfnickend; der Hofkammerrath aber ſagte:

„Der Hauptſchmerz iſt ein anderer: ſie möchten beide gern Maler werden, da ihnen die Natur ſchöne Anlagen für dieſe Kunſt mitgegeben hat. Ich aber habe ſie nach reifer Ueberlegung zu dem Studium der Medicin und der Rechtswiſſenſchaft beſtimmt."

„Und warum?" — frug Frau von Breuning, — „wenn ſie doch ihr innerer Trieb zur Kunſt drängt?"

„Weil es mit der Kunſt eine eigene Bewandtniß hat;" — entgegnete der Hofkammerrath. — „Niemand kann den wahren Künſtler mehr ehren, die ächte Kunſt

---

*) Hiſtoriſch. Gerhard und Karl von Kügelgen wurden 1785 von ihrem Vater, dem Ehrenfeſtiſchen Hofkammerrath von Kügelgen, ihres heftigen Triebes zur Malerei ungeachtet, auf das Jeſuitengymnaſium nach Bonn gebracht, um hier zu ſtudiren. Gerhard wurde demohnerachtet mit der Zeit ein ſehr geſchätzter Hiſtorien- und Portrait-, Karl ein nicht minder berühmter Landſchaftsmaler.

höher ſtellen, als ich. Vor einem Manne, der Künſtler im Sinn und im Geiſt des Wortes iſt, ziehe ich meinen Hut tief ab; dagegen iſt Halbheit in der Kunſt das Jämmerlichſte, was es geben kann! ... und ... wie Viele bringen es denn zur Vollendung?"

„Aber kommt es denn h[illegible]t auf einen Verſuch an?" — wandte Gerhard von Rügelgen ſchüchtern ein.

„Der dann die ſchönſten Jahre des Lebens koſtet!" — rief der Vater ernſt und ſtreng, — „und am Ende doch zu nichts Erſprießlichem führt. Dann iſt jede andere Carriere verdorben, die Beſtimmung des Lebens verfehlt, der Charakter verſchroben."

„Urtheilen Sie nicht zu ſtreng?" — ſagte die Hofräthin.

„Nein, nein!" — entgegnete Herr von Rügelgen. — „Ich kenne das! So ein jugendlich ſprudelnder Kopf bildet ſich dann bei dem kleinſten Erfolge ein: er ſei ein Genie. Dieſer Genieſtolz aber verrückt ihm die Begriffe von dem Werth der Dinge, der Welt und dem Leben! Jede bürgerliche Einrichtung wird getadelt, alles Conventionelle verachtet und auf Mäßigkeit, Häuslichkeit und Sitteneinfalt mit Geringſchätzung herabgeſchaut, während man ſeine eigenen Launen und ſchiefen Begriffe als Genialität auf den Thron erhebt."

„Und ſollte dies bei Allen der Fall ſein, d[illegible] ſich der

Kunst widmen?" — frug hier Freund Ries nicht ganz ohne den Ton des Vorwurfs.

„Behüte Gott!" — rief der Hofkammerrath. — „Ich spreche ja nur von Jenen, die sich Künstler dünken und keine sind."

„Aber die jungen Leute scheinen viel Freude am Zeichnen zu haben? [redacted]te jetzt Frau von Breuning und bat Gerhard und Karl um ihre Hefte. Beide zögerten ein wenig; sie schienen eingeschüchtert. Als aber der Vater ihnen beistimmend zunickte, reichten sie dieselben hin.

Jetzt drängte sich die ganze Gesellschaft und mit ihr Ludwig, der sich unterdessen wieder zu ihr gefunden, um die Zeichnungen. Sie waren in der That recht hübsch und verrie[redacted] wirklich schöne Talente. Die jungen Leute fanden sie sogar ausgezeichnet. Vater Rügelgen schüttelte aber bei allen Lobeserhebungen den Kopf und sagte:

„Gerhard und Karl mögen dies Talent immerhin zu ihrem Privatvergnügen benutzen; ich wünsche und verlange aber, daß sie Medicin und Jurisprudenz studiren; weiß auch, daß sie als gute Söhne dem Wunsche und Willen des Vaters gerne nachkommen."

Die beiden jungen Leute bejahten dies, wenn auch, wie man sah, mit schwerem Herzen.

„Nun denn", — fiel hier Frau von Breuning ein, indem sie mit feinem Tacte dem Gespräche eine

andere Richtung gab, — „jedenfalls behalten wir Ihre Söhne in Bonn. Sein Sie versichert, daß sie in unserem Hause stets eine zweite Heimath finden werden.“

„Darum wollte ich Sie gerade recht herzlich bitten!“ — entgegnete der Hofkammerrath. — „Unter Ihrer liebevollen Aufsicht und in dem Kreise der Ihren, weiß ich meine Kinder sicher geborgen.“

Der alte Herr erging sich nun in Erinnerungen schöner Stunden, die er einst im Breuning'schen Hause verlebt, während sich die jungen Leute gegenseitig miteinander bekannt machten. Es war dies allerdings Anfangs nicht so leicht, da Gerhard und Karl eine gewisse Schüchternheit, ein sichtbar gedrücktes Wesen zu überwinden hatten. Stephan und Christian von Breuning kamen den Beiden aber so herzlich entgegen, daß auch dies Hinderniß bald überwunden war. Nur Ludwig blieb ernst und verschlossen.

Seine Gedanken weilten den ganzen Abend noch in anderen Sphären. Und doch hatte das Schicksal hier die Keime zu einem wunderbar schönen Bunde gelegt, der alle die hier schlagenden jugendlichen Herzen für ein ganzes Menschenleben vereinigen sollte. So leise und leicht würfelt oft ein anscheinender Zufall die Geschicke der Sterblichen zusammen.

Ein prächtiger Sonnenuntergang vereinigte endlich die Gesellschaft wieder. Das ganze Siebengebirge schimmerte in einem wahren Alpenglühen, das der

Rhein zauberhaft zurückſpiegelte; während in Weſten die Sonne wie eine Königin hinter den waldigen Bergen hinabſank. Alle ſtanden lange ſchweigend vor Entzücken. Endlich rief Chriſtoph von Breuning:

„Iſt das nicht göttlich? Iſt das nicht die Poeſie der Poeſie? Wo wäre ein Menſch, der herrlicher dichten könnte, als hier vor unſeren Augen die Natur dichtet? Alles vergeht in der Welt, ... Alles ſinkt hinab in den Ocean der Vergangenheit, ... auch das Größte, das Schönſte, das Herrlichſte! Aber wie erhaben, wie himmliſch ſchön muß es ſein, ſo hinabſinken zu können, wie dort die goldene Sonne. Sie hat ihr Tagewerk vollbracht; ſie hat Licht und Wärme, Glück und Segen, Leben und Luſt über eine Welt verbreitet; — ſie hat Tauſende und Millionen Keime geweckt; ſie hat gehegt, gepflegt und gereift ... und nun, da es Abend wird und ihr Lauf ſich endet, blickt ſie noch einmal — im freuen Bewußtſein ihres ſegenreichen Wirkens — auf ihr Tagewerk zurück, lächelt zufrieden und ſinkt ruhig, groß und erhaben der ewigen Nacht in die Arme!“

Chriſtoph glühte, während ſeine Augen weit geöffnet im Lichte jugendlicher Begeiſterung ſtrahlten und ſein Herz laut und ungeſtüm pochte. Die Mutter ſah es mit Freuden. Dies poetiſche Element, dem ihre beiden Söhne nicht fremd waren, blieb ihr ſtets ein Troſt. Weſſen Seele fähig iſt, ſich auf den Schwingen

einer reinen poetiſchen Weltanſchauung über die Trivialitäten des Lebens zu erheben, der geht nie verloren.

„Sie nennen dieſen herrlichen Sonnenuntergang ein Gedicht!“ — ſagte jetzt ſchüchtern einer der beiden Kügelgen, — „aber ſicher iſt es dann ein Gedicht von Farben und Licht: das heißt, ein großes, wundervolles Gemälde, zu dem Gott ſelbſt die Farben gemiſcht hat und den Pinſel führt. Worte können das, was wir hier ſehen, doch nie wiedergeben.“

„Und ich“, — rief jetzt Ludwig van Beethoven — „ich nenne es ein Aufjauchzen der Schöpfung ... eine Symphonie der Symphonieen ... einen Zuſammenklang des Jubels der ganzen Welt! .... Das Allegro des Lebens iſt verrauſcht; in dem ſanften Verglühen der letzten Strahlen klingt es elegiſch, wie in wundervollem Adagio zu uns herauf: ein Lebewohl! ein Friede, Friede! — Aber lichte Wölkchen, von neckiſchen Winden getragen, umſpielen die Scheidende in munterem Scherzo, bis ſich — mit dem Verſinken der Königin des Tages — alle Schleuſen der Tonwelt öffnen und in unausſprechlich großartigen Modulationen zu einem majeſtätiſchen Finale erheben. O, wie das rauſcht und wogt und klingt, ein jubelndes Uniſono der Schöpfung ... wie das Herz und Kopf und Bruſt bis zum Zerſprengen erfüllt! — — Ja! ... wer das ... ſo wiedergeben könnte!“

„In ſeiner ganzen Fülle, Wahrheit und Größe ...

nur Gott, der Ewige, allein! aber der Mensch kann und soll in Poesie, Malerei und Musik nach ähnlich vollendeten Ausdrücken streben!" — sagte hier eine milde, aber ernste Stimme in einer an das Oesterreichische hinstreifenden Mundart.

Alle wandten sich verwundert um. Hinter ihnen stand ein Mann in einfachem grauem Anzuge, von mittlerer Größe, stark und untersetzt. Aus seinen großen blauen Augen strahlte unverkennbar der Abglanz einer edlen Seele. Seine Züge waren offen und einnehmend, die Nase sanft gebogen, der Mund wohlgebildet, die Stirne hoch.... es war Churfürst Maximilian Franz. Wie er oft zu thun pflegte, hatte er ganz allein einen Spaziergang nach Godesberg gemacht, woselbst ihn namentlich die Drait'scher Mineralquelle anzog, deren Hebung er beschlossen hatte. Auf der Ruine angekommen, fand er die Gesellschaft in der Bewunderung des herrlichen Sonnenunterganges und dem darauf bezüglichen Gespräche vertieft. Die Aeußerungen der jungen Leute freuten ihn, und so mischte er sich mit der ihm eigenen Leutseligkeit in das Letztere.

Aber erkannt, wies er auch jetzt alles ceremonielle Wesen zurück. Ries, den er als Kammermusikus und Director seiner Capelle oft sah und sprach, mußte ihm die Anwesenden vorstellen. Als dieser Ludwig van Beethoven nannte, klopfte der Churfürst dem jungen Manne freundlich auf die Achseln und sagte:

„Ich denke, der heutige schöne Sonnenuntergang soll ein Sonnenaufgang für ihn, lieber Beethoven werden. Es hat mir gefallen, was er gesagt. Ich liebe die Seele eines jungen Künstlers voll Ideale, seinen Geist voll kräftigen Strebens. Daß er tüchtig ist, weiß ich durch Graf Waldenfels, der mir ihn als Hoforganist empfohlen hat. Komm er morgen Nachmittag drei Uhr in die Kabinetskanzlei, und hole er dort sein Anstellungsdecret"*).

Bei diesen Worten grüßte Maximilian Franz die Gesellschaft mit freundlichem Kopfnicken und trat seinen Heimweg an.

Ludwig war es wunderbar zu Muthe .... da schrieen plötzlich mehrere Stimmen: — „Der Adler!" — „Der Adler!" — In diesem Augenblicke flog der Vogel von der Zinne des Thurmes wieder auf und erhob sich mit gewaltigem Flügelschlage noch einmal zu den Höhen des jetzt allmälig dunkelnden Himmels.

Alle schauten ihm nach, bis er verschwunden war, — auch der junge Beethoven; aber als die ganze Gesellschaft nun glückwünschend auf ihn eindrang, hörte er kaum, was die Freunde sagten. Worte hatte er nicht; er drückte nur Jedem die Hand, und blieb auf dem ganzen Heimwege, so lustig und aufgeweckt die ganze Gesellschaft auch war, still und in sich gekehrt.

*) A. Schindler: S. 19. Wegler und Ries: S. 12. J. A. Schlosser: „L. van Beethoven." S. 26.

Churfürſt Maximilian Franz und ſein Hof.

Ein Fürſt von erhabenen Talenten und Eigenſchaften, ein weiſer, ſtaatskluger und wohlthätiger Regent, ein muthiger Verfechter der Rechte der vaterländiſchen Kirche, ein thätiger Menſchenfreund, ein guter Haushalter, ein Verehrer des Verdienſtes, ein Gönner der Gelehrten und Künſtler, ein einſichtsvoller Kenner der Wiſſenſchaften und ein Mann von feſtem Charakter war Maximilian Franz Xaver Joſeph, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oeſterreich, des heiligen römiſchen Reiches Churfürſt zu Cöln, Hoch- und Deutſchmeiſter und Fürſtbiſchof zu Münſter*).

Maximilian Franz, der unvergeßlichen Kaiſerin Maria Thereſia jüngſter Sohn, wurde zu Wien den 8. December 1756 geboren, und verrieth ſchon früh-

*) „Maximilian Franz, letzter Churfürſt zu Cöln.“ Von Franz Eugen, Reichsfreiherrn von Seida und Landensberg. (Nürnberg 1803).

zeitig, daß die freundliche Natur ihn mit einem ungewöhnlichen Maße von glücklichen Anlagen, mit einem hellsehenden Verstande, mit Witz, Scharfsinn, froher Laune und Geistesheiterkeit beschenkt habe. Für die Entwicklung und Ausbildung seiner physischen, intellectuellen und sittlichen Kräfte wurde natürlich alle die Sorge getragen, die einem Fürstensohne seines Ranges und Standes gebührt; während ihn sein Vater Franz I. und seine Mutter Maria Theresia durch ihr eigenes Beispiel wahre Tugend und Humanität lehrten.

Der junge Maximilian prägte sich aber auch den Unterricht seiner Erzieher in Herz und Kopf tief ein und eignete sich die edlen Gesinnungen seiner kaiserlichen Eltern um so leichter an, als er schon von Kind auf ein glühendes Gefühl für alles Große, Edle und Gute in seiner Brust trug. Noch in späteren Jahren kam er, wenn ihn das Gespräch dahin führte, gerne auf seine Erziehung und seine Jugendjahre zurück. Sein hoher, reiner Sinn weilte dann mit Liebe auf diesen heitersten Zeiten seines Lebens.

Ausgestattet mit Allem, was ein glückliches, angenehmes Leben, was Liebe, Hochachtung, Ruhm und Glanz verheißt, ging er in seinem achtzehnten Jahre auf Reisen und besuchte in Gesellschaft des Grafen von Rosenberg, nachmaligen kaiserlichen Oberstkämmerers, Deutschland, Frankreich, Holland und Italien.

Was dieſe Länder in politiſcher, wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht Intereſſantes darboten, entging ſeiner feurigen Wißbegierde, ſeinem forſchenden Beobachtungsgeiſte und regen Scharfblicke nicht. Er kehrte daher auch reich an Erfahrungen und Kenntniſſen aller Art zurück, und wurde ſofort der Liebling des Hofes und der Kaiſerſtadt.

Ueberall gefiel und intereſſirte er durch ſein edles Herz, durch ſeinen Scharfblick, durch die Unbefangenheit, mit welcher er ſich ſtets der herrſchenden Stimmung ſeiner ſchönen Seele überließ, durch das kluge und beſcheidene Betragen, das er — beſonders während der Zwiſtigkeiten Joſephs mit ſeiner kaiſerlichen Mutter — zeigte, und durch ſein ſchönes Aeußere.

Und ein ſchöner Mann war Maximilian Franz in der That! Jugendfriſche und Geſundheit ſchmückten ihn; aus ſeinen Zügen ſprach Geiſt, aus ſeinen Blicken Liebe und Ernſt. Aber er war auch einer der liebenswürdigſten Geſellſchafter und hierzu machten ihn namentlich Vielſeitigkeit des Wiſſens und ungekünſtelte Heiterkeit.

Als der jüngſte Sohn ſeines Hauſes, wurde Maximilian Franz frühe dem Kriegsſtande gewidmet. So focht er in der baier'ſchen Erbfolgefehde im Jahre 1773 ſeinem Bruder Joſeph rühmlich zur Seite; entwickelte auch vielverſprechende Anlagen, wurde jedoch durch einen Sturz vom Pferde, der eine bedeutende Schwächung des linken Knies zur Folge hatte, dienſtunfähig.

In Folge dessen entschloß sich Maria Theresia, um einen geistlichen Churhut für ihn nachzusuchen. Mit Freuden willfahrte man dem Wunsche der großen Kaiserin, und so wurde er am 7. August 1780 zum Coadjutor von Cöln und zehn Tage später zum Coadjutor von Münster erwählt, in welchen beiden Stiftern er bald darauf durch den Tod des Churfürsten Maximilian Friedrich die Churwürde erhielt. In der Großmeisterwürde des deutschen Ordens war er seinem Oheime seit dem Jahre 1780 gefolgt, und hatte binnen diesem kurzen Zeitraume sein praktisches Talent zum Regieren vielseitig erprobt. Er bewies es jetzt noch schlagender.

Johannes von Müller sagt einmal: Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sei - - die Umstände ändern ja Alles unendlich — als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle mit der ganzen Kraft deiner Seele die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts so hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren!

Dies waren auch die Regierungsgrundsätze Maximilian Franzens. Bildung und Beglückung seiner Unterthanen, schwebte ihm als ein schönes Doppelziel vom ersten Tage seines Regierungsantrittes vor. Seine

Bemühungen gingen also vor allen Dingen dahin: Aufklärung zu verbreiten und alte, durch Herkommen geheiligte Thorheiten und Vorurtheile zu verbannen.

Er bewirkte demnach in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, so wie der Hofhaltung die heilsamsten Umgestaltungen und Verbesserungen. Trotzdem aber, daß er dabei viel vorsichtiger und gemäßigter zu Werke ging, als sein Bruder Joseph, traf doch auch er im Anfange auf eine heftige Opposition. Die Menschen sind sich ja überall gleich, und hier wie dort befürchten daher die Trägen und Privilegirten durch die unbedeutendste Neugestaltung die Vernichtung ihrer alten Vorrechte. Maximilian Franzens fester Wille überdauerte indessen den Kampf mit dem Fanatismus des Althergebrachten. Der siebenundzwanzigjährige Churfürst ging mit dem schlichten Sinne, der sein ganzes Wesen durchdrang, unverrückt auf der einmal betretenen Bahn fort und ließ eine neue Schöpfung beginnen, die Leben, Kraft und Wohlstand in die Mitte seiner Länder zurückbrachte, die sich bereits unter der Willkür der früheren Herrscher verblutet hatten.

Die ersten Anordnungen, die er traf, bezogen sich auf das Finanz-, Polizei- und Justizwesen, welches letztere bisher nicht selten die Unschuld nach der Summe und dem Werthe der gespendeten Geschenke beurtheilt hatte, und durch andere gräuliche Mißbräuche verunstaltet war. Er brachte Oeconomie in die Ausgaben,

die er nicht mehr zwecklos an Gegenstände verwendet haben wollte, die kein Bedürfniß des Staates waren. Er verbesserte die Pflege der Gerechtigkeit, vereinfachte den Proceßgang und verhinderte unwürdige Chikanen. Namentlich schön bekundete sich seine Gerechtigkeitsliebe aber darin, daß er den leisesten Eingriff in das Heiligthum der Dienstpflicht streng bestrafte. „Staatsdiener", sagte er oft, „können sich nie lebhaft genug von der Wahrheit durchdringen lassen, daß sie der Trost und nicht die Geißel der Regierten sein sollen!" Aber er sagte dies nicht nur, er ging auch selbst durch sein schönes Beispiel voran und belebte seine Beamte durch den ihm eigenen Geist des Fleißes, der Ordnung und der Redlichkeit.

Wenn ferner unter seinen schwachen Vorgängern der Hof einem wahren Gasthause ähnlich sah — indem dort tagtäglich eine kostbare Tafel von dreißig und mehr Gedecken gehalten ward — so bestimmte Maximilian Franz nun einen genauen Haushaltungsplan, vermöge dessen die churfürstliche Tafel — zum Verdrusse eines ganzen Schwarmes junger, müssiger Edelleute, die bisher auf Kosten des Landes zu schwelgen gewohnt waren — auf zehn bis zwölf Personen eingeschränkt und zugleich alle mit den Hofwagen und Hofpferden bisher getriebenen Mißbräuche abgeschafft wurden. Was vormals tagtäglich geschah, geschah jetzt nur an Festen und großen Courtagen.

Auch um die Hebung und Verbreitung der Wissenschaften erwarb er sich großen Ruhm. Ueberzeugt, daß nur durch eine zweckmäßige und gediegene Erziehung und eine entsprechende, geistige Ausbildung die Religion wahre Verehrer, die Kirche würdige Diener und der Staat brauchbare Geschäftsmänner, treuer nützliche Bürger und rechtschaffene Familienväter erhält, war die Einführung einer besseren Schulverfassung und die Herstellung akademischer Studien, einer der ersten und wichtigsten Gegenstände seiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit; ja der schönste Gedanke, der ihm vorschwebte, war die Gründung einer Universität in Bonn. Von dem ersten Tage seiner Regierung an belebte Maximilian Franz diese ihm von seinem Vorfahren überkommene Idee, und schon hatte er einen nahe vor der Stadt gelegenen weitläufigen Garten angekauft, der nach seinen eigenen Angaben in einen botanischen Garten umgewandelt wurde. Auf seinen Befehl mußte ferner in der kostbaren, die Meisterwerke der Literatur aller Nationen enthaltenden Hofbibliothek, ein eigener Saal mit allen Bequemlichkeiten zum Lesen und Schreiben für Wißbegierige hergerichtet werden. Er selbst begab sich alsdann öfters dahin, und ließ sich von dem wackeren Bibliothekar das Verzeichniß der Lesenden vorlegen, so wie er sich selbst mit den Wissenschaften mehr und mehr vertraut machte.

Bei soviel Geist und tiefgeistigem Streben war es wohl natürlich, daß an dem Churfürstlichen Hofe um jene Zeit ein höchst angenehmer, feiner und doch auch liberaler, von den Fesseln eines übertrieben steifen Ceremoniels freier Ton herrschte. Es bekundete sich dies schon äußerlich dadurch, daß mit des jungen Churfürsten Auftreten, die kostspieligen Hofkleider sofort verschwanden, und einer ganz einfachen Hofuniform Platz machten. Maximilian Franz trug diese schlichte Kleidung sogar meistens selbst; ein schöner Beweis, daß er, über Eitelkeit erhaben, nicht in dem leeren Schimmer einer üppigen Verschwendung seine Größe suchte, sondern darin, daß sein Aufwand seinen Unterthanen nicht zur drückenden Last werde.

So kam es, daß, während um jene Zeit an den übrigen größeren und kleineren Höfen Deutschlands eine, alles geistige Leben erdrückende Etiquette herrschte, in Bonn jeder lästige und kindische Zwang verbannt war. Aber bedurfte man denn hier auch eines künstlichen Nimbus? — Gewiß nicht! Das herablassende, freundliche Betragen des jugendlichen Regenten gegen Jedermann, gewann dem vortrefflichen Fürsten die Herzen Aller. Die bescheidene Bitte, die gerechte Beschwerde fand bei ihm jederzeit ein offenes Ohr, eine offene Seele.

Jeder durfte sich ihm täglich von 8 bis 9 Uhr Morgens nähern und sein Anliegen mündlich oder schrift-

lich eröffnen. Die Antwort erfolgte dann entweder sogleich, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, des anderen Tages, an welchem sie der Bittende Nachmittags 3 Uhr in der Kabinetskanzlei abholen durfte.

Selbst die Schattenseiten in dem Charakter dieses merkwürdigen Mannes gingen aus seinen Vorzügen hervor. Das Selbstbewußtsein seiner Fähigkeiten und seines guten Willens machten nämlich Maximilian Franz oft blind gegen die guten Rathschläge der trefflichsten Männer seiner Umgebung. Eigenwille trübte dann wohl seinen sonst so klaren Blick, während eine allzugroße Selbstständigkeit auf diese Weise seinen Regierungsmaßregeln häufig den Stempel der Einseitigkeit aufdrückte.

Ein Glück war es daher, daß seine nächste Umgebung aus wackeren und verständigen Männern bestand: wie die Minister von Waldenfels und von Forstmeister, Geheimerath von Berswordt und Staatsreferendar Cramer von Clauspruch.

Der bedeutendste von diesen war unstreitig Graf Waldenfels, Deutschordensritter*) und Liebling des Churfürsten; ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und ein Beschützer und Pfleger der Künste, wie man sie selten findet. Namentlich war es die

*) Später Deutschordens-Commandeur zu Birnsberg und Kämmerer des Kaisers von Oesterreich.

Musik, die der Graf leidenschaftlich verehrte und liebte. Er galt hier nicht nur für einen gediegenen Kenner, sondern übte sie auch praktisch mit viel Geschick; während er auf der anderen Seite, als freigiebiger Mäcen, jedes aufkeimende Talent zu heben und zu unterstützen stets mit Freuden bereit war. Der junge Beethoven hatte die schlagendsten Beweise hierfür in Händen, und auch seine jetzige Anstellung als Churcölnischer Hoforganist war ja auf besondere Verwendung und Befürwortung des Grafen Waldenfels erfolgt. Aber Ludwig verehrte den Grafen auch wie einen Vater*).

Heute nun sollte er seinen Gönner und Wohlthäter nach längerer Zeit wiedersehen; denn Waldenfels war seit den zwei Monaten, seit welchen Ludwig die Anstellung als Organist angetreten, in Regierungsgeschäften verreist gewesen, — und heute gerade war der junge Beethoven auch das erstemal zu einer Kammermusik nach Hofe beschieden. Er trat eben aus der Fürstenstraße durch das große dreifache Portal in das Schloß ein, als Vater Ries in Gesellschaft eines jungen Mannes um die andere Ecke bog. Der Director begrüßte Beethoven herzlich und stellte ihm seinen Begleiter als einen jungen, seit gestern an dem churfürstlichen Theater engagirten Schauspieler und Sänger vor.

*) Beethoven widmete ihm später die Sonate in C dur, Opus 53.

„Herr Lux ist ein prächtiger Junge!“ — sagte Ries dabei. — „Vor einem halben Jahre ist er dem Kloster und dem Mönchsthume entsprungen und morgen Abend werden Sie ihn als den köstlichsten Komiker der Welt in Ditters „Doktor und Apotheker“ bewundern. Es giebt keinen famöseren Stössel!“*)

„Nun!“ — versetzte Ludwig, indem er den jungen Mann grüßte, — „zu einem Klosterleben scheinen Sie mir allerdings nicht gemacht. Der Schalk sitzt in ihren Zügen.“

„Wer weiß, ob der Schein nicht trügt,“ — entgegnete der junge Komiker. — „Freuen Sie sich nicht zu früh auf meine Heldenthaten. Indeß soviel ist allerdings gewiß: wenn ich an einem Tage nicht heiter war, sage ich mit Titus: Diem perdidi!“**)

„Aber trägt man Ihnen den seltsamen Sprung aus dem Kloster auf die Bühne nicht nach, zumal hier an einem geistlichen Hofe?“ — frug jetzt Ries, indem sie in das Schloß traten.

„Darum kümmere ich mich so viel, als der Maikäfer um die Naturgeschichte!“ — sagte Lux, und der trockene Ernst, mit dem er es sagte, machte seine beiden Begleiter unwillkürlich lachen.

---

*) Lux, später als Komiker in Mainz und Frankfurt berühmt — seine Büste zierte lange Jahre das Proscenium des Frankfurter Theaters — war in der That dem Kloster entsprungen.

**) „Ich habe einen Tag verloren.“

Ludwig betrachtete den jungen Mann jetzt von der Seite genauer. Es war eine gedrungene, ziemlich kleine, aber kräftige Figur, deren Beine allerdings gerader hätten sein dürfen. In den derben Zügen spiegelte sich etwas von Natur Grotesk-komisches, was den Anschauer unwillkürlich zum Lächeln zwang, selbst wenn anscheinend Ernst in dem Gesichte lag. Auch der Blick sagte beständig: wenn der Mund aufgeht, kommt eine Schnurre; den Blick aber unterstützte eine Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, wie sie Ludwig noch an keinem Menschen gewahrt hatte. Lux durfte nur den einen Nasenflügel oder die Ohren bewegen, nur eine Zuckung der Mundwinkel eintreten lassen und der Ernst eines Kaunitz, eines Philipp von Spanien hätte nicht Stich gehalten.

Darum schwieg man auch von Seiten des Klosters über sein Entspringen: waren doch, so oft er nur den Mund bei dem Absingen der kirchlichen Lieder aufgethan, sämmtliche Mönche zum allgemeinen Aergerniß in Lachen ausgebrochen; ja es kam durch ihn — selbst ohne seine Absicht — ein solch frivoler und toller Ton in dem Kloster auf, daß der Abt froh war, als man ihm die Nachricht von dem Entspringen des Novizen brachte.

Lux war aber auch für die Bühne und das grotesk-komische Fach geschaffen, und sein Vater der ihn, — freilich in Folge eines Gelübdes — für das Kloster

bestimmt hatte, mußte wirklich mit leiblicher und geistiger Blindheit geschlagen sein, als er das Vorhaben ausführte; denn bei Lux entsprach auch das Innere dem Aeußeren. So wenig seine Züge Geist verriethen, so viel Witz und Laune besaß er. War er in guter Gesellschaft und aufgelegt, so sprudelten die drolligsten Einfälle, die freilich oft etwas derb herauskamen. Nur eines war Schade: der Geist ging bei ihm nach Außen, nicht nach Innen; er perlte aufsteigend wie Champagner, aber das ganze Wesen des jungen Mannes war eben auch so leicht und flüchtig wie Schaumwein. „Un coeur sans amour est comme un regiment sans tambour!“ war sein Motto, seit er Welt und Leben außerhalb des Klosters kennen gelernt hatte, und, bei Gott! er machte diesem Wahlspruch Ehre. Lux lebte dem Leben und der Kunst, das heißt, er verflocht, so jung er war, mit einer wahren Kunst zu leben sein Dasein durch und durch mit der ewigen Heiterkeit, welche ihm naturwüchsig aus seinem Innersten und aus der Kunst selbst zuströmte. Dabei war er, wenn man sich an seine derbe Offenheit und Natürlichkeit gewöhnt hatte, der köstlichste Gesellschafter, den man sich denken kann .... frisch, froh, frei und ohne alle Falschheit. Es gibt Menschen, welchen man es sogleich an den Augen ansieht, daß sie Scherz und Lachen für die Würze des Lebens halten, und dies sind in der Regel die besseren. Lux gehörte zu dieser Gat-

tung, und sagte wohl selbst, wenn man von seiner Heiterkeit sprach: „Fröhliche Menschen sind nicht blos die glücklichsten, sondern auch in der Regel die besten: ohne Neid und Grämelei, die dem Schlechten gern aus dem Wege gehen. Nur Narren oder Schwachköpfe schneiden immer ernste Gesichter; wie die Auster, die Eule und der Esel die ernstesten Thiere sind!“

Von allem dem konnte Ludwig van Beethoven jetzt freilich noch wenig entziffern. Der erste Eindruck, den der junge Mann auf ihn machte, war indessen gerade kein günstiger: das Derbe in dem Wesen des Fremden stieß ihn zurück; während ihn das Groteske der Erscheinung fast peinlich berührte. Hielt es doch ohnedem jedem Fremden schwer, die Verschlossenheit Ludwigs zu durchbrechen; da er, trotz seiner Jugend, stets unzugänglicher erschien, als es gut war.

Uebrigens kam es ja auf eine Annäherung hier auch gar nicht an. Es war eine Vorstellung, eine Begrüßung und weiter nichts. Ludwig hörte daher der Unterhaltung zwischen Ries und Lux auch weiter fast gar nicht zu, und diese verbot sich ohnehin bald von selbst, als man in den Concertsaal trat. Es war dies der Gartensaal am westlichen Ende des Schlosses*).

Noch war das weite prächtige Gemach mit seinen

*) Derselbe, in welchem sich jetzt das Museum rheinisch-westphälischer Alterthümer befindet.

colossalen Kronleuchtern und venetianischen Spiegeln fast leer, nur hie und da standen kleine Gruppen vornehmer Herren und Damen bei einander, oder man ging zu zweien leise sprechend auf und ab. Für Ludwig war die Erscheinung neu, denn er war ja zum erstenmale bei Hofe; aber sie machte durchaus nicht jenen imponirenden und beengenden Eindruck auf ihn, den sie vielleicht auf jeden anderen jungen Menschen gemacht haben würde. Im Gegentheile, es war dem jungen Beethoven, als sei er schon tausendmal hier gewesen ... als sei er hier zu Hause.

Bedeutende Persönlichkeiten haben für imponirende äußere Eindrücke immer ein Gegengewicht in dem Gefühle des eigenen Werthes. Ludwig war damals noch lange keine großartige Erscheinung im Gebiete der Musik; er war noch sehr jung, und wenn auch in der That schon Künstler auf Clavier, Violine und Orgel, doch immer noch Neuling in der musikalischen Welt; er überhob sich auch nicht in dünkelhaftem Stolze ... aber ... es lag doch schon ein gewisses Bewußtsein schlummernder Größe in ihm — ein Bewußtsein, das ihn hob, das ihm sittliche Kraft verlieh, das, ohne seinen Willen und sein Zuthun, dominirend auf seine Umgebung einwirkte, das ihn auch hier wie zu Hause sein ließ.

Schon die äußere Erscheinung dieses jungen Mannes hatte für Andere etwas Bewältigendes. Seine Figur war untersetzt und kräftig — die eines jungen Grie-

chen; wie der Franzoſe ſagt: „homme taillé à l'antique“*). Und mit den Griechen und Römern lebte er ja auch beſtändig in geiſtiger Beziehung, als ob er zu ihnen gehöre; ja der altgriechiſche Freiheitsſinn, genährt durch das Studium griechiſcher Claſſiker, durchglühte nicht allein ſein jugendliches Herz, er ſprach auch mit Lichtblitzen aus ſeinen Augen, deren tiefer, bedeutungsvoller Blick etwas wunderbar Bezauberndes hatte. Schön waren ſeine Züge ſonſt nicht; es lag etwas zu Ernſtes, zu Herbes in ihnen, was ſelbſt die Friſche der Jugend nicht mindern konnte. Dagegen hatte, wenn man ihn genau betrachtete, die hohe, gedankenvolle, von einem gewaltigen Haarwuchs umſchattete Stirne etwas königliches. Wenn man Ludwig anſah, mußte einem unwillkürlich der Gedanke kommen: auf dieſe Stirne gehört eine Krone oder ein Lorbeerkranz! Und wahrlich! Ehrgeiz, im edleren Sinne des Wortes, ſaß genug darunter, Feſtigkeit und Entſchiedenheit ſogar zu viel, da ſie gar häufig Eigenſinn und Starrköpfigkeit wurden; aber auch ein gigantiſcher Drang, Großes und Herrliches zu werden, zu ſein und zu ſchaffen!

Eine ſolche Perſönlichkeit befand ſich natürlich in der Hofluft nicht wohl; indeß ſie drückte ihn auch nicht nieder. Die Menſchen aber, die hier zu athmen ge-

*) Alexandre Oulibicheff: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs.“ p. 69.

wohnt waren, kamen ihm — zum Theil wenigſtens — entſetzlich klein vor. Und ſollte er, nach dem, was er hörte und ſah, anders urtheilen? Ganz nahe vor ihm ſtanden ja zwei junge Kammerherrn, deren nach der neueſten Mode bis in's Kleinlichſte ausſtaffirtes Aeußere und nichtsſagende Geſichtszüge ſchon genug geſagt haben würden. Unſeligerweiſe mußte der junge Beethoven aber auch noch ihr halblaut geführtes Geſpräch hören.

„Bar'nchen!" — ſagte eben der eine zu dem anderen, — „ich zittere vor Erwartung."

„Warum?" — frug jener, — „doch nicht in Erwartung des Concertes?"

„Bewahre! bewahre!" — rief der erſtere, indem er auf beiden Füßen tänzelte und ſich mit unausſprechlich nichtsſagender Miene und ſeichtem Lächeln die Hände rieb. — „Das Concertchen wird wieder zum ſterben langweilig werden. Mein Churfürſtchen hat nun einmal das unſelige Leidenſchaftchen, nur ſogenannte claſſiſche Muſik aufführen zu laſſen."

„Schrecklich! ſchrecklich!"

„Epouvantable! Wenn man nur Tänzchen, Arietten und dergleichen nette Sächelchen aufführte, das wäre doch noch etwas; aber die Quatros, die langweiligen Symphonien von Haydn! Es iſt zum umkommen!"

„Aber, lieber Herr von Wöls, Sie ſagten ja doch, daß Sie vor Erwartung zitterten."

„Freilich, freilich! mon cher. . ."

„Nun?“

„Fräulein von Bornſtätt kommt.“

„Und Ihre Geheimeräthin? was wird die ſagen?“

Herr von Wöls zuckte mitleidig die Achſeln, dann ſagte er mit Selbſtbewußtſein und ſüßem Lächeln:

„Meine Geheimeräthin muß ſich tröſten. Wer Wöls zum Cavalierchen hat, darf kein eiferſüchtiges Närrchen ſein.“

„Ach! Sie Schmetterling!“

Wöls lachte unendlich glücklich und geſchmeichelt in ſich hinein. Dann tänzelte er wieder, rieb ſich die in feine weiße Handſchuhe gehüllten Hände und ſagte:

„Und dann freue ich mich auf noch etwas Anderes!“

„Und das wäre?“

„Auf die neuen Moden, die heute erſcheinen! Barönchen! Liebes Barönchen! haben Sie den neueſten Bericht geleſen?“

„Noch nicht!“

„Noch nicht!“ — rief Wöls erſtaunt. — „Wie iſt das möglich? Wenn morgens mein Kaffeechen kommt, iſt mein erſtes Tagewerk den Modebericht zu leſen. Man hat dann für das ganze Tägelchen etwas zu denken.“

„Und was gibt es jetzt Neues?“

„Viel, viel!“ — rief Wöls mit wichtiger Miene. — „Die Phantaſie der herrſchenden Göttin zeigt ſich beſonders in dem Haarſchmuck der Damen: ſchwarzer Sammt mit roſa Atlas, Straußfederchen dazwiſchen

à la Marie Antoinette! ... ſteht prächtig! ... Dann als Schmuck Perlen ..."

„Perlen?" -- wiederholte der Andere gedehnt und mit einer Art Leichenbittermiene.

„Bedeuten allerdings Thränen!" — ergänzte Herr Kammerherr von Wöls ebenfalls bedeutſam, — „aber die Majeſtät von Frankreich haben es einmal aufgebracht, und Perlen ſind doch ein gar ſchönes Schmückchen. Jetzt ſind ſie die feinſte Zierde der coiffures allongés. Ob ſie die göttliche Bornſtätt heute trägt?"

Und Wöls ſah ſich ſehnſüchtig ſchmachtend um, ob die Angebetete noch nicht eingetreten ſei; aber der Saal war immer noch ziemlich leer. Er wandte ſich daher wieder zu ſeinem Gefährten und fuhr in dem begonnenen wichtigen Berichte fort:

„Eine andere Art von großem Staat iſt ein mit Gold und Silber geſticktes Tüchelchen — Fichu — welches die Dämchen turbanartig bilden."

„Und die Shawls?"

„Von allen Arten und Farben, man hat die Dingelchen von ungeheurer Größe!"

„Und der Mignon-Schmuck?"

„Perlchen! alles Perlchen! Die Halsbänder nach der neueſten Mode haben vorn ein ovales, vier oder ſechseckiges Plättchen, das an zwei goldnen Kettchen hängt und ebenfalls mit feinen Perlchen beſetzt iſt. Unter den Edelſteinchen iſt der Saphir oben. Die jungen

Herrchen tragen Röckchen mit Knöpfchen von mittelmäßiger Größe, concav und von Gold ..."

Hier entfernten ſich die beiden Herren von dem Orcheſter.

„Aber um des Himmels Willen!" — rief jetzt Ludwig ſo laut, daß Ries ihm beſchwichtigend zuwinkte — „wer iſt denn dieſer fade Menſch?"

„Kammerherr von Wöls," — entgegnete der Capellmeiſter.

„Und ſolche Menſchen duldet der Churfürſt an ſeinem Hofe?" — frug Ludwig indignirt weiter.

„Er hat ſie ſoviel als möglich bei Seite geſchafft!" — ſagte Ries, — „und durch tüchtige und verdienſtvolle Leute erſetzt; allein alle konnte er noch nicht entfernen. Uebrigens blüht Herrn von Wöls ebenfalls bald die Entlaſſung."

„Wieſo?"

„Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ein ſo geiſtreicher Herr, wie Max Franz, einen ſolchen Menſchen nicht leiden mag; aber der gute Wöls hat auch noch eine liebenswürdige Gewohnheit, die den Churfürſten doppelt erbittert: einmal, weil er alles verſteckte und hinterliſtige Weſen haßt, und dann, weil ihm Sparſamkeit angeboren iſt."

„Und was iſt das für eine Gewohnheit des Kammerherrn?"

„Ei nun!" – ſagte Ries lächelnd, – „Wöls füllt ſich,

so oft er bei Hofe speist, alle Taschen heimlich mit Backwerk, feinen Confectüren und ausgesuchtem Obst, um damit seiner bella donna, der Geheimeräthin von Arnoldi, seine zärtliche Aufmerksamkeit zu beweisen."

„Nicht sehr kammerherrlich!" — meinte Ludwig van Beethoven. — „Wissen Sie aber, lieber Ries, daß ich Studien an diesem Menschen gemacht habe?"

„So? und welche?"

„Man kann die Charaktere der Menschen nach der Art wie sie lachen entziffern."

„Nicht so übel!" — meinte Ries. — „Ich habe in der That noch so kein grenzenlos fades Lächeln gesehen, als das des Kammerherrn."

„Sicher!" — fuhr Ludwig fort — „und dabei stirbt dieses Lächeln nie. Ich glaube, er lacht auch noch, wenn er einem Andern den Tod seiner Mutter oder seiner Geliebten verkündet. Ist das nicht die ausgeprägteste Oberflächlichkeit und Eitelkeit ohne Herz und Gemüth? — Verkündet freches Lachen nicht den rohen und dummen Menschen? — ein herzliches Gelächter Kindlichkeit und Reinheit der Seele? — Und wie schön spiegelt sich in dem Lächeln eines bedeutenden Menschen sein geistiges Leben, sein edler Charakter, die Ruhe und Klarheit seiner inneren Welt. Ich hätte Platon mögen lächeln sehen."

„Sie werden jetzt wenigstens an dem edlen Max

Franz ihre Studien machen können!" — ſagte Ries mit gedämpfter Stimme — „er tritt eben ein!"

In der That öffneten ſich jetzt die Flügelthüren des Haupteinganges und der Churfürſt erſchien, gefolgt von den Miniſtern von Waldenfels und von Forſtmeiſter, dem Geheimerath von Berswordt, dem geiſtlichen Staatsreferendar von Clauſpruch und einer Reihe von anderen Cavalieren und Hofchargen. Die Menge, die ſich unterdeſſen in dem Saale eingefunden hatte, gerieth in Bewegung und bildete ſofort ein lebendiges, flimmerndes und blitzendes Spalier zu beiden Seiten eines breiten Weges.

Maximilian Franz grüßte mit der ihm angeborenen Freundlichkeit und Leutſeligkeit und ſchritt dann langſam die breite Gaſſe entlang, rechts und links mit den anweſenden Herren und Damen einige artige Worte wechſelnd. Der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge war dabei, wie immer, offen und einnehmend, doch erloſch mitunter ſeine Freundlichkeit ſchnell, wenn er hie oder da einem Geſichte begegnete, das unangenehme Erinnerungen in ihm wach rief.

Ludwig van Beethoven, der eben mit Ries und den Mitgliedern der Capelle hinter jenem lebendigen Spaliere etwas zurückſtand, gewahrte dieſen raſchen Wechſel in den Zügen des Fürſten auch jetzt, als dieſer gerade in ſeine Nähe kam. Unwillkührlich hob er ſich auf die Fußſpitzen und ſah nun, daß

der finstere Blick des geistlichen Herrn über den Kammerherrn von Wöls streifte.

Der Churfürst sprach in dem Augenblicke gerade mit Graf Waldenfels über die neuen sehr schönen englischen Lampen, die er erst kurz aus London hatte kommen lassen und welche heute zum erstenmale in den Sälen brannten..

„Nun, Waldenfels," — sagte er eben — „welchen Effekt machen sie Ihnen?"

„Sie scheinen ebenso vortrefflich construirt zu sein" — versetzte der Minister — „als sie einfach und doch schön sind. Der Effekt ist, trotz der Kronleuchter, ein brillanter."

„Und Sie, Kammerherr von Wöls!" — sagte Maximilian Franz jetzt plötzlich, indem er sich zu dem Genannten wandte — „wie finden Sie die neuen englischen Lampen."

Wöls war über die Anrede entzückt; er verbeugte sich, auf die Gefahr hin, das Rückkreuz zu brechen, tänzelte überglücklich auf beiden Füßen, rieb sich, süßlächelnd, die Hände und sagte: — „Churfürstliche Durchlaucht wählen immer ausgezeichnet. Die Lämpchen sind schön, sehr schön, ... aber ..."

„Nun?" — frug der Churfürst — „was haben Sie auszusetzen."

„Churfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden" — versetzte Wöls unter wiederholten Bücklingen, und

ſein pfiffig ſeinſollendes Lächeln verrieth, daß er ſein gutes Geſchmacksurtheil bekunden wolle — „ſie ſehen völlig einem Galgen ähnlich.“

„Deſto beſſer!“ — entgegnete Maximilian Franz ohne Verzug — „ſo können ſie gleich dazu dienen, diejenigen Kammerherren daran zu hängen, die bei Hofe immer die Confitüren ſtehlen.“

Wöls erblaßte, die ganze Umgebung ließ ein leiſes Kichern hören, der Churfürſt aber ging ruhig weiter.

Nach einer Viertelſtunde begann das Concert. Es war von Capellmeiſter Ries vortrefflich arrangirt, von der Capelle aber mit überraſchender Präciſſion und Tüchtigkeit ausgeführt. Ludwig van Beethoven hatte darin, auf ausdrücklichen Befehl des Churfürſten, unter allgemeinem Beifall mit Ries und Bernhard Romberg ein Trio von Pleyel entzückend ſchön geſpielt.

Als die Aufführung vorüber war und die Capelle ſich entfernen wollte, ließ der Churfürſt Ries und Beethoven zu ſich befehlen. Er ſtand, als ſie herantraten, mit Waldenfels in einer Fenſterniſche. Beide waren in eifrigem Geſpräche begriffen.

„Nun, wie verhält ſich denn die Sache eigentlich?“ — frug jetzt der Fürſt. — „Theilen Sie mir Alles ganz offen mit. Ich mag den jungen Beethoven leiden; er verſpricht etwas Tüchtiges zu werden; aber die Zügel darf ich darum ſeinem jugendlichen

Uebermuthe doch nicht schießen lassen. Ein Mitglied der Capelle, der Sänger Heller, hat ihn bei mir verklagt."

Waldenfels lächelte.

„Es ist nicht so schlimm, Churfürstliche Gnaden!" — sagte er dann. — „Ein Geniestreich! aber das Factum constatirt das große Talent des jungen Mannes."

„Nun, ich bin begierig?"

„Churfürstliche Gnaden hatten doch jüngst befohlen, daß die Klagelieder des Propheten Jeremias, die alljährlich in den drei Tagen der Charwoche gesungen werden, einmal wiederholt würden."

„Ganz recht."

„Diese Klagelieder bestehen nun, wie Durchlaucht wissen, aus kurzen Sätzen von vier bis sechs Zeilen, die in keinem bestimmten Zeitmaß vorgetragen werden."

„Ich weiß! ich weiß!" — sagte Maximilian Franz. — „In der Mitte jeder Phrase, wird, wie es dem Choral-Style der alten Kirchenmusik eigen ist, auf einer Note ein Ruhepunkt gehalten, den der Clavierspieler*) mit einem freien Gange auf dem Piano auszufüllen hat."

„So ist es!" — versetzte Waldenfels. — „Heller bekam nun den Auftrag zu singen. Churfürstliche Gnaden erinnern sich aber auch viel-

*) Die Orgel wird an jenen Tagen nicht gebraucht.

leicht, welchen unerträglichen Eigendünkel Heller besitzt. Er brüstete sich nun auch diesmal mit seiner Virtuosität so gewaltig, daß der junge Beethoven ihm scherzweise die Wette vorschlug: er wolle ihn bei einer solchen Stelle herausbringen, ohne daß er es merken würde; aber er werde auch nicht mehr weiter singen können."

„Das ist viel versprochen!" — meinte der Churfürst. — „Heller ist sehr fest."

„Er nahm die Wette auch an, da er in seinem Künstlerstolze die Sache für eine absolute Unmöglichkeit hielt."

„Nun, und?"

„Als nun Beethoven bei der Aufführung die passende Stelle zu seinem Vorhaben fand, führte er den eitlen Sänger durch eine geschickte Modulation aus der herrschenden Tonart in eine von dieser entfernte, nicht verwandte, hinüber; hielt jedoch den Grundton der früheren Tonart immer fest, so daß sich unser guter Virtuose Heller in diesen fremden Regionen gar nicht mehr zurecht finden konnte und aufhören mußte. Churfürstliche Gnaden können sich nun das schadenfrohe Gelächter der umstehenden Mitglieder der Capelle und den Zorn des eitlen, jetzt so sehr gedemüthigten Sängers denken."

„Allerdings!" — entgegnete Maximilian Franz lächelnd. — „Die Sache verräth ein emi-

nentes Talent; aber den Kopf muß er doch ein wenig gewaschen bekommen. Solche Schnaken gehören nicht in den Dienst und am wenigsten in die Kirche."

Der Churfürst winkte hier Beethoven heran. Ludwig gehorchte ohne Umstände, machte eine ziemlich eckige und unbeholfene Verbeugung, die den fernstehenden Hofleuten zur großen Belustigung diente und blickte Maximilian Franz dann offen an.

Aber gerade dies schlichte und offene Wesen gefiel dem Fürsten. Ein Blick in dieses Auge, auf diese hohe gewaltige Stirne und es überkam ihn unbewußt ein eigenthümliches Gefühl — ein Gefühl, fast wie er es hatte, wenn er mit seines Gleichen umging. Der Verweis fiel daher sehr gnädig aus, und Maximilian Franz verbat sich nur für die Zukunft ähnliche Genieſtreiche *).

„A propos!" — sagte jetzt der Churfürst, mit Waldenfels und Beethoven zu Ries tretend. — „Alle haben heute sehr brav gespielt. Mein alter wackerer Ries darf meiner vollen Anerkennung wie immer gewiß sein. Auch mit ihm, junger Mann, bin ich zufrieden gewesen. Wenn eine Stelle in meiner Capelle frei wird, mag er als Kammermusikus eintreten."

---

*) Geschichtlich. A. Schindler: „Biographie von L. van Beethoven. (Münster 1840.) S. 20. — Wegeler und Ries: „Biographische Notizen über L. van Beethoven." (Coblenz 1838.) S. 14

Beethoven dankte freudig überraſcht.

„Iſt er noch der Meinung, daß die Muſik im Stande ſei, ſelbſt die Malerei und die Poeſie zu vertreten?“ — frug der Churfürſt weiter. — „Ich denke, er ſprach ſo etwas aus, als ich ihn vor einigen Wochen in Godesberg traf.“

„Gewiß, Churfürſtliche Gnaden!“ — verſetzte der junge Beethoven — „ich bin noch derſelben Meinung. Die Harmonie iſt das maleriſche Element der Muſik, beſonders dann, wenn ſie ſich zum Contrapunkt fortbildet. Es treten ſelbſtſtändige Geſtalten neben einander, aber in ſtrenger gegenſeitiger Bezogenheit, jede ergänzt und nach ihrer beſonderen Eigenthümlichkeit in's Licht geſetzt durch die andere. Gewiß! die Muſik hat ihre maleriſche Gebilde, die der Phantaſie als farbenreiche Geſtalten entgegentreten.“

„Aber ſie bleibt hinter der Malerei zurück!“ — ſagte der Churfürſt — „da dieſen Gebilden die Klarheit des Umriſſes, mithin die deutliche Erkennbarkeit fehlt.“

„Ich ſagte ja auch nicht, daß die Muſik zeichne!“ — verſetzte Beethoven unbefangen. — „Sie malt; aber mit einer Pracht, Gluth und Fülle der Färbung, die uns leicht den Mangel ſchärferer Conturen vergeſſen läßt. Iſt denn ein Orcheſter in ſeiner muſikaliſchen Thätigkeit nicht ein unendlich wahres Bild des aus den verſchiedenſten Kräften ſich zuſam-

menſetzenden, von den verſchiedenſten Stimmungen bewegten Menſchenlebens?“

„Er hat nicht Unrecht,“ — ſagte hier Ries. — „Ein Orcheſterſatz, der die Stimmen lebendig gegen einander führt, macht den Componiſten, ſelbſt ohne Abſicht, zum Maler einer bewegten Lebensſcene.“

„Und“ — fuhr Beethoven. angeregt fort — „kann der Muſiker nicht, ſelbſt ohne die Hülfe der menſchlichen Stimme, die innere Ergriffenheit der eigenen Seele, den Wechſel und Gegenſatz der Stimmungen, das Aufſtreben zu Kraft und Sieg, das Zurückſinken in Wehmuth und Sehnſucht, die Erhebung zu ſeliger, freudenvoller Harmonie des Gemüthes mit ſich, mit der Welt und der Menſchheit in zauberhafter Wahrheit und Innigkeit wiedergeben? So iſt er Muſiker, Maler und Dichter zu gleicher Zeit. Eine ſchöne, kräftige, ſchwunghafte Symphonie iſt ein Gemälde und zugleich das, was eine Pindar'ſche Ode in der Poeſie iſt.“

„Ja!“ — ſagte hier Maximilian Franz — „was man aus einer Symphonie machen kann, hat uns unſer trefflicher Haydn gelehrt.“

„O!“ — rief hier begeiſtert der junge Beethoven — „ſo Herrliches der große Haydn ſchon in der Symphonie geleiſtet hat, er wird die Welt ſicher mit noch Größerem erfreuen. Es gibt noch andere Saiten, die man anzuſchlagen vermag.“

„Seiner Meinung nach wäre alſo der Symphonie

noch eine große Zukunft vorbehalten?" — sagte der Fürst.

„Sicher! sicher!" — entgegnete Beethoven eifrig. — „Die Symphonie ist, davon bin ich überzeugt, durch ihre Massenhaftigkeit und Universalität mehr, als jede andere Form zu großartigen Eindrücken, zu bezaubernden, hinreißenden und imponirenden Tongemälden geeignet. Ich behaupte sogar: daß nur der Symphonie Universalität eigen ist, und daß sie gerade darum als die Krone der reinen, der Instrumentalmusik, angesehen werden muß."

Maximilian Franz zuckte leise mit den Achseln, dann sagte er:

„Möchte aber doch eine gewagte Behauptung sein!"

„Kaum, Churfürstliche Gnaden!" — entgegnete Beethoven fest. — „Die Symphonie ist allstimmig, sie vereinigt die hellaus tönenden Blasinstrumente mit den idealeren Streichorganen; dadurch aber vermag der Componist ein Bild des in seiner Fülle und Kraft, nach allen Seiten seiner Erregungsfähigkeit in allen seinen Regionen, sowohl innerlich bewegten, als sich nach außen erschließenden Gefühlsleben zu schaffen. Ich vermag mir eine Symphonie zu denken, die ein vollständiges Lebensbild darstellt und zwar ein Bild des Lebens, wie es sich zunächst im stilleren Bereich des Inneren regt, alle seine Schwingungen kräftig entfaltend, nichts verbergend, bald in voller Selbstmit-

theilung fröhlich einhergehend, bald in ihr Entlaſtung und Erleichterung von dem ſuchend, was die Bruſt begeiſternd ſchwellt oder das Herz drückend beengt. Aber dann höre ich ſie auch hinaustreten und das große, gewaltige äußere Leben mit den Schmerzen und dem Jubel der Menſchheit umfaſſen .... und dies, dies kann keine andere Form! — O könnte ich nur das ausdrücken, was ich dunkel in mir fühle! — Wie die Ode, ſo muß auch die Symphonie die Seele des Zuhörers erſchüttern, erheben, ja zum kühnſten Fluge fortreißen können; wie bei jener ſchwungreichen Dichtungsart die Phantaſie des Dichters ihre kühnſten Schwingen entfaltet, ſo muß dies bei der Symphonie auch der Muſiker thun. Aber es bedarf dazu großer, gewaltiger Gedanken, mannichfacher und ſtark ausgeſprochener Rhythmen, plötzlicher und frappirender Modulationen, eines glänzenden, Alles mit ſich fortreißenden, feurigen Styls!“

Die ſchönen blauen Augen des Churfürſten hatten während dieſes warmen Erguſſes mit dem Ausdruck der Bewunderung auf dem jungen Beethoven geruht.

„Bravo!“ — ſagte er jetzt laut und freudig, indem er Ludwig auf die Achſel klopfte. — „So iſt's recht! Mit ſolchen Anſichten kann noch etwas aus uns werden. Aber um auf den Ausgang unſeres Geſpräches zurückzukommen: mit dem Dichter kann ſich der Mu-

ſiker doch nicht vergleichen! Dem Dichter ſteht vor allen Dingen das ganze geiſtige Gebiet offen."

„Und dem Muſiker?" — frug Beethoven mit leuchtenden Augen und gerötheten Wangen, — „hat der Muſiker nicht auch ſeine volle Freiheit? Hat er nicht ein weites, unermeßliches Gebiet, in welches die Schöpfungen des Wortes nie zu dringen vermögen? Dem idealen Sinn der reinen Muſik ſchmiegt ſich Alles! Ja, ſie hat zwei göttliche Schönheiten für eine: den materiellen, den akuſtiſchen Effekt und den geiſtigen!"

„Nun, junger Mann", — ſagte hier in wohlwollendem Tone der Fürſt, — „mit ſolcher Begeiſterung im Herzen, würde ich ſelbſt einmal zur Compoſition einer Symphonie ſchreiten."

„Nein!" — entgegnete Beethoven ernſt — „das hieße ſich, unſerem herrlichen Haydn und Mozart gegenüber, überheben. Wohl fühle ich einen gewaltigen Drang in mir, dieſen großen Meiſtern, die ich hoch verehre und anſtaune*), nachzuſtreben; — ja — ich will es geſtehen, dieſer Drang, dieſer Ehrgeiz erfüllt meine ganze Seele; aber ich weiß auch, wie fern mir dieſes Ziel noch liegt!"

„Es iſt wahr" — meinte der Churfürſt — „Haydn

---

*) A. Schindler: „Biographie Beethoven's." S. 22 u. 24. Oulibicheff: „Beethoven." p. 100.

und Mozart ſind als Melodiſten, Harmoniſten und Contrapunktiſten wohl ſchwer zu erreichen!“

„Und doch muß es in der Muſik vorwärts gehen; — und doch ſetz ich mein Leben daran, ſie einſt zu erreichen!“ — rief hier Beethoven, in ſeinem heiligen Eifer ganz vergeſſend, wo er war. — „Mein Ziel iſt, ihr hohes contrapunktiſches Wiſſen, die Schönheit ihrer Gedanken, die Vollkommenheit ihrer Arbeit, die vorwurfsfreie Reinheit ihres Geſchmackes!“

„So ſei es!“ — ſagte der Churfürſt. — „Und damit ihr dieſes Ziel erreicht, junger Mann, ſo erhaltet euch euren jugendlichen Enthuſiasmus, den friſchen Glauben an das Glück des Lebens, mittheilende Kraft und warme Begeiſterung.“

Und er grüßte Ries und Beethoven leicht zum Abſchiede und zog ſich mit Waldenfels zurück.

Die Schule des Lebens.

Das Wohlwollen des Churfürsten Maximilian Franz für den jungen Ludwig van Beethoven war durch das letzte Gespräch nur noch gesteiget worden. Es bewies sich dies sehr bald thatsächlich dadurch, daß Ludwig häufig zu den kleinen musikalischen Abenden des Fürsten berufen wurde. Natürlich hatte der junge Mann hier die schönste Gelegenheit, sein eminentes Talent zu entfalten und dem Churfürsten seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu beweisen.

Wie es aber oft zu gehen pflegt, daß ein kleiner, an sich unbedeutender Vorfall wichtige Folgen nach sich zieht, so erhöhte hier ein sonst kaum beachtenswerthes Ereigniß noch des Fürsten Gunst, so daß für den fünfzehnjährigen Beethoven die Anstellung als Kammermusikus nicht länger auf sich warten ließ *).

*) Wegeler und Ries. S. 15.

Der Fürſt liebte die Pleyel'ſchen Compoſitionen*). Eines Abends nun brachte er ein ganz neues Trio von dieſem Componiſten mit, und bat Ries, Bernhard Romberg**) und Beethoven es prima vista zu ſpielen.

Wie es ſich von ſelbſt verſteht, beeilte man ſich, den Wünſchen des hohen Gönners beſtmöglichſt zu entſprechen. Im zweiten Theile des Adagio's aber blieben die Künſtler, was ſonſt nie geſchah, nicht zuſammen. Dennoch ſpielten ſie ſo muthig und mit ſo großer Geiſtesgegenwart und Geſchicklichkeit fort, daß ſie gleichzeitig und glücklich zu Ende kamen.

Der Churfürſt wunderte ſich über dieſe Arbeit Pleyel's; als man die einzelnen Stimmen aber unterſuchte, fand es ſich, daß in der Klavierſtimme zwei Takte ausgelaſſen waren. Beethoven hatte ſich meiſterhaft aus der Verlegenheit gezogen***). Acht Tage

*) Pleyel, Ignaz, geb. 1757 bei Wien, ſeiner Zeit berühmter Violinſpieler und Componiſt, namentlich für das Pianoforte in Sonaten, Duo's, Trio's u. ſ. w. ſtarb 1831 in Paris. — Näheres: C. Gollmick, Handlexicon der Tonkunſt.

**) Bernhard Romberg, der Gründer des heutigen virtuoſenhaften Violoncelloſpiels, ſelbſt einer der größten Meiſter auf dieſem Inſtrumente, zugleich einer der beſten Componiſten dafür. Mit Beethoven in gleichem Alter, bildete er, nebſt ſeinem damals 18jährigen Vetter, Andreas, dem ſpätern Nachfolger Spohr's, ein Glied jenes ſchönen Kreiſes jugendlicher Talente der ſich um Frau von Breuning gebildet hatte.

***) Thatſache: Wegeler und Ries. S. 15.

später war er — wie schon erwähnt — Churcölnischer Kammermusikus.

Aber wie spornten nun alle diese Vorkommnisse seinen Ehrgeiz, seinen fast nicht mehr zu zügelnden Drang nach eigenem Schaffen. Eine sonderbare Unruhe ergriff ihn. Es war der Trieb, die musikalischen Ideen, die in ihm gährten und chaotisch wogten, zu fassen, zu ordnen, zu Tage zu fördern . . . und doch . . . fehlte noch die Reife, welche die Geburt spielend möglich und zu einem Siegesfest des Geistes macht.

Wer aber eine solche Situation kennt, weiß, wie peinlich, wie beengend, wie niederdrückend sie ist; wie dies Suchen und Nichtfinden den Geist beängstigt, die Nerven reizt. Kein Mensch war dabei für solche Eindrücke empfänglicher als der junge Beethoven, und, was das Schlimmste, sie schlugen bei ihm fast immer in üble Laune um, die ihn leidenschaftlich, hart und abstoßend machte.

Jetzt kamen auch noch widerliche, häusliche Auftritte dazu, welche der leichtsinnige Lebenswandel seines Vaters herbeiführte, und die sein natürliches Zartgefühl wie mit Dolchstößen trafen.

Ludwigs Vater war Johann van Beethoven, Tenorsänger an der Churfürstlichen Kapelle; ein Mann, der mit schönen musikalischen Anlagen einen so unbesiegbaren Leichtsinn verband, daß selbst

seine guten Eigenschaften unter demselben verschwanden. Er liebte seine Frau, die es in der That auch verdiente, aufrichtig; dennoch wollte der häusliche Friede in der Beethoven'schen Familie nie ein Asyl finden, da Johann van Beethoven durch sein leichtsinniges und verschwenderisches Wesen immer neue Veranlassung zu Vorwürfen, Verdruß und Zank gab. Die arme Frau wußte sich ja in ihren knappen und gedrückten Verhältnissen bei vier Kindern, wovon freilich jetzt eines nicht mehr lebte, kaum durchzubringen. Wohl fing Ludwig an, jetzt selbstständig zu werden; aber konnte er deßhalb seine weitere musikalische Ausbildung bestreiten? und Karl und Johann waren erst Knaben von 9 und 11 Jahren, — Kinder, die der Mutter durch Wildheit und namentlich durch ihren versteckten Charakter sehr viel Sorgen machten. Natürlich schloß das arme Mutterherz Ludwig mit doppelter Liebe in sich. Er war der Mutter Hoffnung und Trost, Stolz und Freude; denn sie verkannte, so wenig wie Frau von Breuning, den edlen Kern, der hier in rauher Schaale ruhte; aber sie fand es auch, so sehr es sie schmerzte, natürlich, daß Ludwig sich im Breuning'schen Hause wohler fühlte, als in seinem eigenen Familienkreise, da ihn — den unendlich zart gestimmten, reizbaren und zartfühlenden jungen Mann — der ewige Kampf, die oft wiederkehrenden Scenen des Leichtsinnes, natürlich zurück-

ſtoßen mußten. Wie oft verbrachte doch ſein Vater ganze Tage und Nächte in den Weinhäuſern und verpraßte bei Becher und Würfeln das Wenige, was ihm, nach Abzug für ſeine Gläubiger, von ſeiner Gage blieb! Wie oft mußte Ludwig ſehen, daß ſein Vater im Zuſtande des Rauſches oder des Unmuthes, in welchen ihn bedeutende Verluſte beim Spiele verſetzten, zu Hauſe wie ein Tyrann wüthete.

Auch heute hatte wieder eine ſolche Scene ſtattgefunden. Von einer durchſchwelgten Nacht am Morgen nach Hauſe gekommen, durch Wein und Verluſte gereizt, hatte Johann van Beethoven gegen Frau und Kinder wie ein Wahnſinniger gewüthet, bis ſein Weib händeringend und in Thränen zerfließend zuſammengebrochen, Karl und Johann ſie ſchreiend umfaßt und Ludwig in der vollſtändigſten Verzweiflung davongelaufen war.

Ludwig fühlte ſich grenzenlos unglücklich, durch dieſe unſeligen Verhältniſſe bis auf's Aeußerſte gedemüthigt. Aber das ertrug ſein ſtolzer Geiſt nicht: ingrimmig raffte er ſich auf, und ſich in ſich ſelbſt verſchließend, ſtürzte er ſich — ſeinen peinlichen Gedanken und Gefühlen zu entfliehen — mit Gewalt in die ohnehin hochgehenden Wogen ſeiner inneren muſikaliſchen Welt.

Jetzt eben ſaß er im Breuning'ſchen Hauſe — dem einzigen Zufluchtsorte in ſolchen Stunden — am

Flügel und stürmte in wilden Phantasieen seine Gefühle, seinen Schmerz, seinen Drang aus. Wie das wogte und brauste; wie es gleich wildschäumenden Waldbächen anschwoll, die sich unwillig, mit gigantischer Kraft über Klippen und Felsen werfen! wie dann wieder in wunderbaren Verschlingungen prächtige Accorde das innerste geheimnißvolle Heiligthum der Kunst aufschlossen!

Welch' ein Spiegel seines inneren Gefühllebens war das! Wie Licht und Schatten, wie Engel und Dämonen traten Lust und Unlust, Freude und Schmerz, Jubel und Trauer, sich entgegen und bekämpften sich, in milden himmlischen und infernalischen Klängen!

Wenn es wahr ist, daß der ächte Künstler „ein ganzer, vom Ewigen durchdrungener Mensch" sein muß, so bekundete der junge Ludwig van Beethoven hier seine ächte Künstlernatur: er übertrug seine eigene Subjectivität mit ihren Kämpfen und Schmerzen in das Element der Allgemeinheit — in das Wogen der Kämpfe und Schmerzen der ganzen Menschheit! Jetzt, wo seine Gefühle in Tönen und Accorden sich aushauchten und ausklangen, fühlte er sich nicht mehr als Persönlichkeit: er ging harmonisch auf in dem ewigen großen, Welt und Menschheit beherrschenden Schicksale!

Frau von Breuning horchte staunend. So

hatte Ludwig noch nie gespielt. Die Arbeit, mit der sie an dem Fenster saß, war ihr in den Schooß gesunken; ihr Herz klopfte stürmisch. Sie hätte Ludwig wie ihren Sohn umarmen können, aber sie wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

Auch die kleine Eleonore und die liebliche Rosa waren zugegen; freilich ohne daß es Ludwig wußte und ahnte. Mit zurückgehaltenem Athem standen sie in der Thüre und lauschten. Aber ihr junger Lehrer sah und hörte jetzt nichts. Wie durch Zauber flogen die Töne unter seinen Fingern auf, verschlangen sie sich, bald anscheinend wild und wirr, bald sanft und beruhigend, wie Klänge aus anderen Sphären.

Wohl eine Stunde mochte so vergangen sein: es schlug eilf Uhr. Würde es Ludwig bemerkt haben, sicher hätte er eine schneidende Dissonanz wild durchklingen lassen; denn mit diesem Glockenschlage griff die nüchterne Alltäglichkeit in die ideale Welt, die ihn eben umschloß: um eilf Uhr hatte er in dem gegenüberliegenden Hause des österreichischen Gesandten, Grafen von Westphal, Klavierunterricht zu geben. Aber wo dachte Ludwig jetzt an Zeit und Unterricht! Dafür that es freilich seine zweite Mutter. Frau von Breuning verlor ja nie das Praktische aus den Augen. Sie erhob sich also, wiewohl ungern, trat hinter seinen Stuhl, klopfte Ludwig leise auf die Achsel und sagte freundlich:

„Ludwig, es ist eilf Uhr, Du hast Unterricht zu geben!“

Eine Wolke lief über des jungen Mannes Stirne; er nickte mit dem Kopfe und spielte weiter.

Fünf Minuten vergingen, da tupfte Frau von Breuning wieder auf seine Achsel und flüsterte:

„Lieber Ludwig, die Frau Gräfin wartet. Vergiß deine Pflicht nicht!“

Beethoven unterbrach sich. Es lag jetzt etwas fast wildes in seinen Zügen. Aergerlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und rief:

„Das verdammte Stundengeben! ich kann, ich mag jetzt nicht!“

„Du magst nicht?“ — wiederholte Frau von Breuning.

„Ich bitte Sie“ — sagte Ludwig, jetzt erst ganz zu sich kommend, — „haben Sie Rücksicht. In der Stimmung, in der ich mich jetzt befinde, ist es mir ein Gräuel, ist es mir unmöglich, Unterricht zu geben.... und nun gar der alten, albernen Westphal!“

Frau von Breuning legte ihre Hand liebevoll auf sein Haupt, sah ihn mit ihren klaren verständigen Augen ruhig, aber freundlich an und sagte:

„Um seine Pflicht zu erfüllen, hat der brave Mensch immer Zeit und Willen; selbst wenn die Erfüllung derselben mit der Ueberwindung eines unangenehmen Gefühles verbunden wäre. Denke an deine gute

Mutter, Ludwig; ſie hofft auf dich, als ihre einzige Stütze."

Ludwig ſtand raſch, aber ſchweigend auf, nahm ſeinen Hut und ging mit einem kurzen und harten: „Adieu!" zur Thüre hinaus. Wer ihn nicht näher gekannt hätte, würde vor ſeinen furchtbaren Blicken erſchrocken ſein. Eleonore und Roſa waren es in der That; die Hofräthin aber lächelte nur und ſagte:

„Es iſt doch ein guter, herrlicher Menſch. Wenn die rauhe Hülle einmal vom Schickſal abgeſtreift ſein wird, kommt hoffentlich der edle Kern um ſo ſchöner zu Tage!"

Der junge Beethoven hatte unterdeſſen das Breuning'ſche Haus verlaſſen. Aber jetzt kämpften in ihm Eigenſinn und Starrköpfigkeit mit ſeiner beſſeren Ueberzeugung. Er brachte es nicht fertig, gerade über die Straße nach dem Gräflichen Hauſe zu gehen. Langſam ſchreitend machte er einen langen Umweg.

Wer an ihm vorbeiging, erſchrack. Endlich zwang er ſich doch bis an das Haus. Schon hatte er die Klinke der Thüre gefaßt, ... da durchzuckte es ihn wild .... „Nein!" — rief er ſtarrköpfig und ſtampfte mit dem Fuße auf — „ich will, ich mag, ich kann jetzt nicht!" und .... als ob ihn der böſe Feind verfolge .... rannte Ludwig, „wie ein übellauniges Eſelein!" davon*).

*) A. Schindler: S. 23. Wegeler und Ries: S. 18. Oulibicheff: S. 58.

Es iſt ein ſonderbares Ding, dieſe menſchliche Natur mit ihren Erhabenheiten und ihren Schwächen! Wir nennen uns frei und die Ketten unſerer Leidenſchaften hören nicht auf zu klirren: ſelbſt nicht bei dem Beſten. Frei aber ſind wir nur dann: wenn wir es ſo weit bringen, alle unſere Triebe durch die Vernunft zu zügeln!

Ludwig war noch nicht in dem Alter, in welchem man eine volle Beherrſchung ſeiner ſelbſt hätte erwarten dürfen; — es ſtand ſogar bei ihm, wie bei allen kräftigen Naturen, in Frage: ob er je dahin gelangen werde? Er ſtürmte alſo, ſeiner Verſtimmung nachgebend, auf's Geradewohl hinaus.

Ueber dem dicht bei dem Schloſſe Clemensruhe gelegenen Orte Poppelsdorf, deſſen Benennung die römiſche Villa eines Publius veranlaßt haben ſoll, hebt ſich das Gebirge empor und bildet eine ſteile Anhöhe, welche der Kreuzberg genannt und noch jetzt von den Reſten eines Kloſters mit ſeiner Kirche gekrönt wird. Von Poppelsdorf führen drei Wege auf den Berg und zu der, vorzüglich in den Tagen der Faſten, zahlreich beſuchten, geheiligten Stätte hinan. Der eine iſt ein viel gekrümmter Hohlweg, auf dem man die Leidensgeſchichte Chriſti bildlich dargeſtellt findet; der andere, dieſem zur Seite, iſt eine breite gepflaſterte Stiege von künſtlicher Anlage inmitten einer Allee von immer grünenden Fichten. Der dritte geht

längs der neugebauten, nach der Ahr führenden, Landstraße auf der halben Höhe des Berges rechtwinkelig ab.

Ohne es zu wollen, ohne die Richtung zu suchen, nur mit sich selbst und der Welt zürnend, hatte Ludwig den ersten dieser drei Wege eingeschlagen. Im Stillen bereute er dabei seinen Eigensinn, seine wilde Starrköpfigkeit; aber er wollte, aus Eigensinn, diese Reue nicht einmal sich selber zugestehen. Er warf seinen Fehler — wie es die Menschen so oft machen — dem Schicksale zu und zürnte mit diesem, das ihn, durch seine peinlichen häuslichen Verhältnisse, so oft in eine gereizte, widerwärtige Stimmung versetzte. So erreichte er die Höhe des Berges.

Wie schön lag die Welt hier vor ihm! Ueber die waldigen Züge der nahen Gebirge ragten noch die Spitzen des Siebengebirges hervor. Rheinabwärts, fern am Horizonte, hoben sich in matten Umrissen die Thürme der altehrwürdigen Stadt Cöln. Aus der Ebene dagegen grüßten Dorf und Schloß Poppelsdorf, dessen schöne Doppelallee auf den Hauptflügel der Churfürstlichen Residenz in Bonn führt, freundlich herauf. Weiter hinaus glitt das Auge über die hoch liegenden Stadtgebäude, welche den Spiegel des Rheines deckten, zu den jenseitigen Orten: Schwarzrheindorf, Vilich und Pützchen, mit ihren Thürmen, Stiftsgebäuden und Kirchen, bis wo das Städt-

chen Siegburg mit dem vormaligen Kloſter des heiligen Anno die Ausſicht wie mit einem beruhigenden Accorde ſchloß.

Auch in Ludwig ward es hier ruhiger. Die Anſtrengung des Heraufſteigens hatte den Körper etwas ermüdet und ſomit die überſprudelnde Jugendkraft gezügelt. Der Friede und die Ruhe der äußeren Welt wirkten auf die innere zurück; die friſche reine Luft erquickte die Bruſt und kühlte das heiße Blut. Ludwig ſah ſeinen Fehler ein.

Es iſt aber nicht genug, daß der Menſch ſich für ſchuldig erklärt; — das thut er oft nur darum, weil er nicht unterſuchen will, wie ſehr er ſchuldig iſt. Sich einen Fehler zugeſtehen, iſt auch noch nicht Beſſerung; es iſt oft weiter nichts, als der Wunſch, ihn zu vergeſſen. Erſt die Unterſuchung des Fehlers gibt die Stärke, ihn künftighin zu vermeiden. So weit hatte ſich Ludwig aber noch nicht überwunden. Trotzig ſchaute er in die herrliche Ausſicht hinaus; aber die noch immer nachklingende Mißſtimmung ließ ſie ihn bald vergeſſen. Gedankenvoll ging er weiter, ohne es zu wiſſen dem Kloſter zu.

Churfürſt Ferdinand hatte nämlich, im Jahre 1627, hier an der ſchönſten Stelle den Grundſtein zu einer Kirche gelegt, die auch bald nebſt einem Servitenkloſter emporwuchs. Zu jener Zeit beſtand nun dies Kloſter noch in ſeiner ganzen Ausdehnung. Es

würde indeſſen nichts Auffälliges dargeboten haben, wäre nicht das öſtliche Ende der Kirche in ſeiner äußeren Façade höchſt wunderlich hergerichtet geweſen. Das an architektoniſchen Verzierungen und Bildwerken reiche Portal*), ſtellte nämlich den Palaſt des römiſchen Landpflegers Pontius Pilatus dar.

In der Mitte des Balkons an dieſem Portale ſteht die Statue Chriſti mit dem Purpurmantel und der Dornenkrone, hinter dieſem ſieht man ſpotterfüllte Diener der römiſchen Gerichtspflege, und, links von der Hauptgruppe, den führenden Kriegsknecht. Rechts von dem Dulder ſteht Pilatus ſelbſt, wie er ſo eben das unten verſammelte Volk auf den Mißhandelten hinweiſt. Im Hintergrunde zu beiden Seiten in den Arkaden drängen ſich Phariſäer und Schriftgelehrte hervor, von welchen einer die Schriften des alten Bundes eifernd emporhebt, während ein anderer auf eine Stelle des aufgeſchlagenen Geſetzbuches hindeutet. In dem Gebäude ſelbſt aber, unter dem Portale, befindet ſich eine, achtundzwanzig Stufen hohe, aus italieniſchem Marmor gearbeitete Stiege, die eine Nachbildung der heiligen Treppe zu Rom und mit dieſer jener zu Jeruſalem, von der jede Stufe durch eine beſondere Reliquie geheiligt und von Papſt Benedikt XIV. mit Abläſſen verſehen iſt.

*) Es iſt jetzt noch zu ſehen.

Auf dieſer doppelarmigen Stiege aber dürfen ſich die Gläubigen nur knieend hinaufbewegen.

So auffallend nun alle dieſe Dinge, der junge Beethoven dem ſie längſt bekannt, gewahrte ſie nicht. Mit ernſtem Blicke, mit verſchränkten Armen und in ſich gekehrtem Geiſte ging er an ihnen vorüber. Er dachte an ſeine Zukunft. Nie hatte er die Nothwendigkeit, ſich aus ſeinen beengenden und niederdrückenden Familienverhältniſſen herausreißen zu müſſen, ſchärfer empfunden, als heute; nie war ihm aber auch ſeine Zukunft ſchwärzer vorgekommen. Woher ſollte er die Mittel zu ſeiner weiteren muſikaliſchen Ausbildung nehmen? und einer ſolchen, namentlich in Betreff des Contrapunktes, bedurfte er noch ſehr, wollte er ſich, ſeinem inneren Drange folgend, zu den lichten Höhen der Claſſicität erheben, aus welchen ihm, wie goldene Sterne, die Namen Haydn und Mozart entgegenſtrahlten. Ach! ... Haydn und Mozart! ſie waren ja im Reiche der Muſik ſeine Abgötter, wie Plato ſein Ideal im Gebiete des Lebens es war. Aber wie ſollte er dieſe Größen erreichen? jene, wenn ihm die Möglichkeit jeder höheren Ausbildung abgeſchnitten blieb; — dieſen, wenn das ewige Aufwallen ſeiner leidenſchaftlichen Natur die innere Ruhe, Heiterkeit und Anmuth der Seele, die Plato ſo ſehr auszeichneten und zum wahren Weltweiſen machten, immer und immer wieder vernichtete. Es ward dunkel

vor seiner Seele, düster vor seinen Augen. Ohne aufzuschauen folgte er, in tiefe Gedanken versunken, einem gewölbten Gange, in den er zufällig gerathen.

„O! wer doch einen Blick in seine Zukunft werfen könnte!" — sagte er jetzt halblaut vor sich hin. — „Wirst du dich auch wirklich über das Niveau der Alltäglichkeit erheben?" Er schwieg; aber er fühlte, daß die Verneinung dieser Frage ihm das Leben kosten müsse. „Und was wird deine Zukunft sein?" dachte er weiter. Aber in demselben Augenblicke entfuhr ein Schrei seiner Brust:

„Ha! todt unter Lebendigen!" — rief er entsetzt; denn er war, ohne es zu bemerken, in das Todtengewölbe der Kirche gerathen, in welchem ihm nun die wohlerhaltenen Leichname, sämmtlicher längst verstorbener Klosterbrüder kalt und schauerlich entgegenstarrten*).

„Todt, unter Lebendigen!" — wiederholte er erschüttert.

„Oder lebendig unter Todten!" — entgegnete eine sanfte liebliche Stimme dicht neben ihm. — „Es kommt nur darauf an, wie man die Sache nimmt."

Ludwig schaute sich erstaunt um, und gewahrte

---

*) Diese Gruft ist noch jetzt zu sehen. Die Leichname sind, durch die örtliche Beschaffenheit, noch so gut erhalten, als wären sie unlängst zur Gruft getragen worden.

ein reizendes Mädchen an seiner Seite. Es war eine schöne, lebhafte Blondine von ungemein gefälliger Bildung. Ihre Figur war nicht groß, aber sehr nett; ihre Gesichtszüge verriethen Geist, die hübschen blauen sanft blickenden Augen Gemüth. Die Augenbrauen waren, wie sie Anakreon an seinen Mädchen pries: stark und leise in einander überfließend, die Nase leicht gebogen, der Mund zierlich und wie zum küssen geschaffen, doch spielte ein neckischer, fast schnippischer Zug um seine Winkel. Ihre Kleidung verrieth, daß sie den höheren Ständen angehöre und in der That besah sich auch unsern von ihr, geführt von einem Mönche, eine größere Gesellschaft von fein gekleideten Herren und Damen die Merkwürdigkeiten des Ortes.

Der junge Beethoven war von dieser Erscheinung so angenehm überrascht, aber auch so verwirrt, daß er im ersten Augenblicke keine Worte zur Entgegnung fand. Das Mädchen aber sagte theilnehmend:

„Der häßliche Anblick hier hat wohl auch Sie unangenehm berührt."

„Nur, weil er mich bei Gedanken überraschte, auf welche er mir eine unwillkommene Antwort schien!" — entgegnete jetzt Ludwig. — „Ich kenne den Ort längst!"

„Aber wie konnte Sie der Anblick alsdann überraschen? und warum vermieden Sie ihn nicht?"

„Weil ich, in Gedanken verloren und mir selbst

unbewußt, hierherkam. Mit mir ſelbſt beſchäftigt, ſah ich wahrſcheinlich Ihre Geſellſchaft eintreten und folgte unwillkürlich.“

„Das müſſen ja ſchrecklich tiefe Gedanken geweſen ſein!“ — ſagte das Mädchen jetzt lächelnd und dieß Lächeln verklärte ihr hübſches Geſichtchen ſo zauberhaft, daß Ludwig ſeine Augen nicht von ihr abwenden konnte, aber vor Verlegenheit hoch erröthete und einen Gluthſtrom im Herzen fühlte, als ſie ihn anſah.

Die kleine Blondine mochte dieß merken: ein leiſer Spott flog um ihre Mundwinkel. Da ſie aber froh war, durch dieſes Zuſammentreffen mit dem jungen, wenn auch etwas verlegenen und linkiſchen Menſchen, von dem häßlichen Eindruck abgezogen zu werden, welchen die Gruft mit ihrem Inhalte auf ſie machte, ſo ſetzte ſie das Geſpräch fort, indem ſie frug:

„Und woran dachten Sie?“

„An meine Zukunft!“ — entgegnete Ludwig jetzt wieder ernſt. — „Ich hatte gewiſſermaßen gerade die Frage um ſie an das Schickſal geſtellt.“

„Die Sie aber durch Ihren Ausruf, ſchlecht beantwortet haben.“

„Warum?“

„Weil eben wir hier nicht todt unter den Lebendigen, ſondern lebendig unter den Todten ſind. Soll ich Ihnen dieſen Schickſalsſpruch auslegen?“

„Ja!“ — ſagte Beethoven verblüfft, denn er dachte dabei, daß es kein ſchönerer Mund thun könne. Aber es fehlte ihm der Muth, dieſe Worte auszuſprechen. Er glaubte, es würde wie Schmeichelei klingen und die haßte ſeine offene gerade Seele bis in den Tod.

„Was ſind Sie?“ — frug jetzt das Mädchen.

„Künſtler!“ — entgegnete Ludwig.

„Ja, was für ein Künſtler? Maler, Dichter, Muſiker?“

„Muſiker!“

„Nun ſehen Sie, da braucht man ja keine Sybille an Alter und Weisheit zu ſein, um dieſen Schickſalsſpruch zu deuten. Der Künſtler und namentlich der Dichter und Muſiker, predigt oft genug tauben Ohren; er lebt in ſeiner Kunſt, während die Welt rings um ihn, die kein Verſtändniß für das Höhere hat, gleichſam todt iſt.“

Ludwig mußte lächeln:

„Sie ſind recht freundlich in ihrer Deutung“, — ſagte er dann — „aber ich weiß nicht recht, was alsdann das Schlimmere wäre: todt unter Lebendigen, oder lebendig unter Todten zu ſein!“

„Ich meine, wir müßten dieß an uns ſelbſt hier fühlen!“ — rief die hübſche Blondine jetzt lachend — denn ſie wollte gewaltſam den leiſen Schauer unterdrücken, der ſie bei dieſem Gedanken durchrieſelte.

„Aber muß ich denn hier bleiben!“ — ſetzte ſie faſt böſe hinzu. — „Mögen ſich die dort die unintereſſanten Namen jedes dieſer mumiſirten Heiligen ſagen laſſen und ſeine Geſchichte hören; ich ziehe das Leben dem Tode vor und draußen iſt Leben die Fülle und göttliche Ausſicht dazu. Wollen Sie ſo freundlich ſein mir den Rückweg zu zeigen?“

„Recht gern!“ — ſagte Ludwig, den es in der That auch hinausdrängte, und er ſchritt raſch voran.

Beide junge Leute athmeten tief und freudig auf, als ſie der blaue Himmel wieder anlachte und die friſche köſtliche Bergluft in vollen Strömen auf ſie eindrang. Mit doppelter Luſt ſchauten ſie jetzt hinaus in die prächtige Ferne, lauſchten ſie dem heiteren Sang der Vögel. Es kam Beiden vor, als wären ſie aus einer ſchweren Krankheit auferſtanden, oder aus einem peinlichen Traume erwacht. Erſt nach einigen Minuten ſahen ſie ſich wieder an, beide leicht erröthend und doch beide voll Seelenreinheit in Blick und Gedanken. Aber der junge Beethoven war jetzt, am Licht des Tages, noch verlegener, als vorhin. Er fühlte dieß auch und ſeine Eckigkeit im Benehmen; aber der Mund war ihm wie zugeſchloſſen.

Warum war die kleine Blondine auch ſo wunderhübſch? Warum verwirrte ihn auch ihr Blick ſo ganz und gar?!

Glücklicherweiſe half ihm ein armes Bauernkind aus der Verlegenheit. Es war ein kleiner Knabe, der, gebeugt unter einer ziemlich großen Laſt Holz, keuchend des Weges daher kam und unfern der beiden jungen Leute ſeine Bürde niederwarf, um auszuſchnaufen.

Das Kind war ſichtlich über die Maßen erſchöpft, da die Laſt ſeine jugendlichen Kräfte weit überragte. In der That ſank es auch ſo matt auf den Holzbündel, daß Ludwig und ſeine ſchöne Geſellſchafterin glaubten, es würde ohnmächtig zuſammenbrechen. Sie eilten daher beide hinzu. Die hübſche Blondine aber bückte ſich über den Kleinen und frug mit dem Ausdruck innigen Mitgefühles:

„Du biſt doch nicht krank, Kind?“

„Nein!“ — entgegnete der Bauernjunge, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte.

„Aber müde und erſchöpft?“

„Jawohl, ... ſehr!“

„Warum haſt Du Dir aber auch eine ſo ſchwere Laſt aufgebürdet?“ — frug das Mädchen weiter.

Das Kind ſchaute groß auf, ohne zu antworten.

„Und kommſt Du weit her?“

„Zwei Stunden herauf bis in den Wald, und eine von dorther.“

„Und wie weit haſt Du noch?“

„Noch eine Stunde; aber ich kann nicht weiter, weil ich zu müde und zu hungrig bin.“

Bayerische Staatsbibliothek München

„Haſt Du denn heute noch nichts genoſſen?“

Das Kind ſchüttelte traurig mit dem Kopfe.

Ludwig und ſeine Schöne ſahen ſich an. Mitleid ſprach aus beider Augen und beide griffen auch faſt zugleich in die Taſchen; aber Ludwig hatte nichts darinnen und ſeine Begleiterin fand nur ein Brödchen, deſſen Anblick aber die Augen des Kindes vor Freude und Begierde ſtrahlen machten.

Schweigend ſahen die jungen Leute dem Kleinen eine Zeitlang zu, wie er das Brod mit köſtlichem Appetit verſchlang. Als es aber aus dem Bereich des Sichtbaren verſchwunden war, frug Ludwig wiederholt:

„Warum lädſt Du Dir aber auch eine ſolche Laſt auf, die iſt ja viel zu ſchwer für dich!“

Das Kind machte abermals große Augen; es meinte wohl: der Herr müſſe das von ſelbſt wiſſen.

„Nun?“ — frug Ludwig noch einmal.

„Ei!“ — ſagte das Kind — „ich thu's für die Mutter. Die Mutter iſt krank und kann nicht arbeiten.“

„Und der Vater?“

„Iſt todt.“

„Und da mußt Du ....?“

„Ich hole das Holz im Draitſcher Forſt und bring' es zum Markt. Sonſt haben wir kein Brod.“

„Und hat die Mutter nur Dich?“ —

Das Kind nickte.

„Großer Gott!“ — ſagte hier das Mädchen und es glänzte feucht in ihren Augen, — „der arme Kleine muß ſchon für ſeine Mutter ſorgen.“

„Ich thu's auch gern!“ — ſagte dieſer — „aber heut' war ich zu hungrig.“

Auf Ludwigs Antlitz brannte ein flammendes Roth. Er erinnerte ſich an Frau von Breuning's Worte: „Denke an deine gute Mutter, ſie hofft auf dich, als ihre einzige Stütze!“ ... und an die Starrköpfigkeit, mit der er das Unterrichtgeben heute zurückgewieſen.. Glücklicherweiſe trat die Geſellſchaft in dieſem Momente heran.

„Nun, Jeannette!“ — ſagte ein älterer, ſehr fein gekleideter Herr — „du biſt uns entwiſcht?“

„Ja, Väterchen!“ — entgegnete die Angeredete ſo freundlich als unbefangen — „da außen in Gottes freier Natur gefällt mir's beſſer, als bei Euren häßlichen Mumien!“

„Seien Sie ruhig, Fräulein!“ — rief hier ſpöttelnd eine junge Dame. — „Sie hatten Furcht.“

„Nein!“ — entgegnete dieſe. — „Aber warum ſoll ich einen Eindruck in mir aufnehmen, der mir zuwider iſt. Außerdem, Väterchen!“ — ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich wieder zu dem älteren Herrn wandte — „habe ich einen jungen Künſtler getroffen, dem es auch ſo ging, und der mir Geſellſchaft leiſtete.“

Sie sah sich bei diesen Worten um; ... aber Ludwig war verschwunden.

„Nun, er ist fort!“ — sagte sie jetzt fast traurig. — „Ich hätte ihn Dir gern vorgestellt. Es war ein recht sinniger junger Mann.“

„Und was hattest du mit dem Kinde dort?“ — frug der Vater.

Jeannette erzählte jetzt, was hier vorgegangen war und in wenigen Minuten hielt der staunende Knabe die Hand voll Silbergeld. Die Gesellschaft aber begab sich zu einem Tische, den die Mönche unterdessen vor dem Kloster aufgestellt und reich mit Trank und Speise besetzt hatten. — —

Ludwig kam erst gegen Abend nach Hause.

Seine Mutter saß mit rothgeweinten Augen am Fenster und schaute gedankenvoll in die hereinbrechende Dunkelheit. Die Sorgen um ihren Gatten und um ihre und ihrer Kinder Zukunft drückten sie schwer nieder.

Da fühlte sie mit einemmale, wie sich ein Arm sanft um ihren Hals schlang und ein Kuß auf ihren Wangen brannte. Sie blickte um: es war Ludwig, ihre einzige Freude, ihre Hoffnung, ihr Stolz!

O wie zog sie ihn an ihr treues Herz! wie weinte sie ihren Kummer an seiner Brust aus, wie tröfteten und beruhigten sie die verständigen und liebevollen Worte des Sohnes.

Traulich saßen beide zusammen, bis der Mond über

dem Rheine aufging und ſein milder, ſanfter Strahl Ruhe über die ſchlummernde Welt und in ihre Herzen goß.

Als Ludwig zu Bett ging, nahm er ſich vor, morgen zwei Stunden bei Weſtphals zu geben und zweierlei abzulegen: einmal ſeinen Widerwillen vor dem Unterrichtgeben und dann ſeine Starrköpfigkeit. Er hatte den ganzen Nachmittag ſeinen Fehlern feſt in das Auge geblickt und war entſchloſſen, ſie abzuſchütteln.

Der Vorſatz war gut; wenn es bei uns Menſchen nur nicht immer hieße: „Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach!“ — Wenn jener große Mann nur nicht recht hätte, wenn er ſagt: „Wir ſind ein Spiel von jedem Druck der Luft!“

Meister Lux.

In der Rheinstraße zu Bonn steht noch jetzt ein Haus, über dessen Thüre ein steinerner Helm prangt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in den achziger Jahren, war dieser „Helm" berühmt und allen hungrigen und durstigen Seelen jener Stadt eine Feuersäule in der Wüste des Lebens: denn hier gab es den trefflichsten Wein, die leckersten Speisen in der Churfürstlichen Residenz, und nur der „Stern" konnte sich noch mit dem „Helm" messen; obwohl der „Stern" Gasthof, der „Helm" nur eine Kneipe war.

Aber der Helmwirth hatte dem Sternwirth seit einiger Zeit in gewisser Beziehung den Rang abgelaufen, wenigstens was Vormittags und Abends den Zuspruch der einheimischen Gäste betraf. Bis zu den letzten vierzehn Tagen war nämlich die Zusammenkunft aller lustigen Brüder, aller Lebemänner, aller

Derjenigen, die eine heitere Gesellschaft liebten, im Stern gewesen. Morgens, Mittags, Abends und Nachts ging dort Lachen, Trinken und Jubeln nicht aus; jeden Tag mehrte sich sogar die Gesellschaft, selbst der Mittagstisch und bald sah man alle Stände hier in voller Zahl vertreten: Offiziere, Kaufleute, Kavaliere, Advocaten und Künstler, ja selbst geistliche Herren hielten sich nicht zurück.

Merkwürdigerweise verschwand aber plötzlich dieser ganze lustige Schwarm, der dem Wirthe so außerordentlich viel eingebracht, und schon den nächsten Tag [illegible] die engen Räume im Helm von dem Jubel und dem Lachen der heiteren, lebenslustigen Gesellschaft wieder, die bisher dem Sterne angehört.

Und doch hatte sich der Sternwirth nichts gegen seine Gäste zu Schulden kommen lassen: sein Wein war so gut als zuvor, seine Küche leistete noch immer, was ein Feinschmecker nur wünschen kann.

Und was war nun die Ursache dieser auffallenden Erscheinung?

Die Sache verhielt sich wie folgt: Der unwiderstehliche Magnet, der seit Monaten im Stern jene heitere Gesellschaft angezogen und zu fesseln gewußt hatte, hieß Lux. Gab es doch kaum einen Menschen auf Erden, der reicher an drastischem Witz, sprudelnder in lustigen Einfällen, komischer im Vortrage, unerschöpflicher in tollen Streichen gewesen wäre, als

dieſer junge Komiker. Vom erſten Tage ſeines Engagements in Bonn war er das Ideal der Lachluſtigen, der Anziehungspunkt für alle Lebemänner, der Aerger für gar manche Frau, deren Gatte er mit ſeinen Witzen und Späßen Morgens und Abends in's Wirthshaus zog; der gefährliche Liebhaber bei mancher Schönen, deren Herz unter ausgelaſſenem Lachen dem drolligen Kautze wie ſpielend zufiel. Mit Einem Worte, er war — wie man heutzutage ſagen würde — gar bald der „Löwe des Tages", und alle Welt wußte ſich die köſtlichſten Streiche von ihm zu erzählen. Selbſt der Churfürſt hatte kopfſchüttelnd ſchon viel davon vernommen; da er aber im Theater über Lux immer ſo ungeheuer lachen mußte, daß ihm oft ſein, ſich allmälig rundendes Bäuchlein wackelte und er ſchon manchen Aerger, ſelbſt manches körperliche Unbehagen dadurch abgeſchüttelt hatte, ſo ſchwieg er darüber.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Lux über den Witz .... Becher und Schüſſeln nicht vergaß; nur für das Bezahlen hatte er durchaus keinen Sinn, und ſo kam es, daß ſeine Rechnung im Stern bald ſo koloſſal heranwuchs, daß ihn der Wirth ernſtlich an deren Regulirung erinnerte.

„Und Du meinſt, ich ſoll wirklich bezahlen?" — frug bei dieſer Gelegenheit Lux den Wirth, mit dem er längſt in einer ſchönen Stunde Brüderſchaft getrunken, und gab dabei ſeinem Geſichte einen ſo naivko-

miſchen Ausdruck, daß jeder andere Menſch laut hätte auflachen müſſen. Aber „zahlen oder nicht zahlen“ iſt für jeden Wirth gleichbedeutend mit „Sein oder Nichtſein,“ und dieſe Frage nebſt der dazu gehörenden Antwort iſt die höhere Tragik des Lebens, die kein Lachen zuläßt.

Der Sternwirth blieb daher auch diesmal höchſt ernſt und beſtand auf ſeiner Forderung.

„Gut!“ — ſagte Lux — „in drei Wochen iſt meine Rechnung geſtrichen.“

Aber Lux ging von dieſem Augenblicke an nicht mehr in den Stern, ſondern in den Helm .... wohin ihm denn auch, zum Schrecken und zur Verzweiflung des Sternwirthes, die ganze luſtige Geſellſchaft folgte. Darum klängen auch jetzt hier — es war eilf Uhr Vormittags — die Gläſer bei dem Frühtrunke ſo luſtig; darum waren, zum Entſetzen der ganzen weiblichen Bevölkerung Bonns, um dieſe frühe Stunde ſchon wieder die engen Räume des Helm mit der Männerwelt der Reſidenz überfüllt; darum erſchütterte tolles Lachen jetzt die Mauern und Wände der Kneipe.

Lux erzählte eben eine Geſchichte, die ihm vor einigen Tagen begegnet war, als ihn plötzlich ein bedeutendes Unwohlſein überfallen, das in eine Art Starrkrampf übergegangen.

„Der Teufel!“ — ſagte er jetzt mit ſeiner unendlich komiſch klingenden breiten Stimme und einer Todten-

gräbermiene — „das Ding war kein Spaß! Arzt, Haushälterin und Hausleute gaben mich ſchon für verloren und waren in Verzweiflung.“

„Woher wißt Ihr denn das, Lux?“ — frug hier Baron von Greth, ein ſchöner junger öſterreichiſcher Werbeoffizier, der an der Seite des Komikers ſaß und dieſem wacker einſchenkte.

„Woher ich es weiß?“ — wiederholte Lux — „weil ich es hörte.“

„Aber Ihr hattet doch den Starrkrampf.“

„Freilich, ich lag traurig wie eine leergetrunkene Flaſche — regungslos — ſteif an allen Gliedern, wie ein neugebackener Lieutenant in ſeiner erſten Uniform; aber das Schauerliche war, daß ich Alles, was um mich her vorging, hörte und ſah. Der Churfürſt ſandte ſeinen Leibarzt, und als mein Vater, der auf die Nachricht meiner Krankheit herbeigeeilt war, dieſen um ſeine Meinung befragte, ſagte er mit nach den Wolken gerichteter Naſe im Tone des weiſen Salomo: „Sie ſind ein alter Soldat und wiſſen ſich zu faſſen .... Ihr Sohn iſt verloren.“

„Das war freilich ein verdammt ſchlechter Troſt!“ — meinte der Baron.

„Und dazu die ſchöne Ausſicht, lebendig begraben zu werden!“ — rief Lux, mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen ſein Glas ausſchlürfend. — „Es ſoll das gerade nicht zu den erfreulichſten Todesarten gehören.“

Alle lachten, denn Ton und Miene waren im Gegensatze zu dem angenommenen Ernste zu komisch.

„Nachts ein Uhr“ — fuhr er dann fort — „verließen Arzt und Vater mein Zimmer. Kaum waren sie weg, so trat die Aufwärterin an mein Bett, beugte sich über mich hin und entfernte sich dann, da sie nicht das Geringste von Athem bemerkte, mit ungeheurer Schnelligkeit. Aha! dachte ich, die hält dich für todt! Nun, gut' Nacht, Welt! Ich gehe nach Tyrol!“

Ein abermaliges Gelächter erfüllte den Raum. Als es sich gelegt, nahm Lux das Wort wieder:

„Aber, welch' Glück! um drei Uhr Morgens komme ich in einen leichten Schweiß, meine Brust athmet wieder frei, der Krampf weicht, ich fühle meine Glieder wie von Banden gelöst und ein gräulicher Appetit stellt sich ein.“

„Köstlich!“ — rief hier ein dicker Advocat — „am Rande des Grabes und schon wieder Hunger wie eine Hyäne!“

„Warum nicht?“ — meinte der Baron. — „Es ist eine alte Sache: Unkraut vergeht nicht!“

„So dachte ich auch!“ — rief Lux lachend. — „Aber hört nur weiter: um fünf Uhr vernehme ich die schwerfälligen Tritte meiner Aufwärterin. Was kann sie jetzt wollen, denke ich, als den Todtgeglaubten bestehlen. Ich lege mich also auf den Rücken und verharre mit halbgeschlossenen Augen und zurückgehaltenem

Athem so ruhig, als läge ich längst in Abrahams Schooß. Leise tritt sie ein, ein Blick auf mich bestärkt sie in ihrem Glauben, ich sei hinüber, und nun schleicht sie an den Wandschrank, wo sie wußte, daß einige Flaschen köstlichen Madeiras standen, die ich zum Geschenk erhalten. Als sie zwei davon genommen und zärtlich wie Zwillinge in ihre Arme gelegt, will sie sich noch einmal von meinem Tode überzeugen; sie kommt also an mein Bett und beugt sich über mich; .... in demselben Augenblicke aber richte ich mich, so schnell als es mir die Ermattung erlaubt, auf, greife nach den Flaschen und schneide ihr eine gräßliche Fratze. Donner und Doria! den Schrei hättet ihr hören sollen! Mit einem einzigen Satze war sie aus dem Zimmer und rief und schrie, daß das ganze Haus zusammenlief: Herr und Magd, Frau und Knecht, Kinder und Kegel .... alles im Hemde, wie es aus dem Bette kam, denn Jedermann glaubte, das Haus stehe in Flammen."

„Ich hatte mich indessen etwas am Madeira gestärkt; aber .... wie wusch mir nun die Alte den Kopf: „Sie sind ein Esel!" — sagte sie, noch immer am ganzen Leibe wie Espenlaub zitternd. „Sie haben mich erschreckt, daß mich bald der Schlag getroffen hätte. Aber Sie können Ihre Narrenspossen nicht lassen, und wenn Ihnen der Tod auf der Zunge sitzt." *)

*) Dieser Ausspruch bewährte sich bei Lux wörtlich. Als er in Frankfurt a. M. im Jahre 1817 gestorben und man seinen

Man kann sich das Gelächter und den Jubel denken, der dieser vortrefflich vorgetragenen Erzählung folgte.

„Und den Wein kann er auch nicht lassen!“ — rief jetzt der junge Werbehauptmann. — „Satanas hatte ihn schon an der Kehle, da kurirt er sich mit Madeira!“

„Das hat er im Kloster gelernt!“ — meinte ein Anderer.

„Im Kloster?“ — wiederholte Lux, indem er sich hinter den Ohren kratzte — „da hat mir der Witz einmal scharfen Arrest auf acht Tage bei Wasser und Brod eingebracht.“

„Wie so?“ — „Erzähle!“ — rief es von allen Seiten.

„Zu erzählen ist da nichts!“ — sagte Lux trocken. — „Der Teufel der Langenweile und die Sehnsucht nach der Welt plagten mich so sehr, daß ich zum Dichter wurde. Ich schrieb also mit Kohlen an die Wand meiner Zelle:

Wein und Mädchen sind ein Segen,
Nota bene: wohlgepaart;
Und der Heller gibt Vermögen,
Nota bene: wenn man spart;
Darum liebet froh und frei:
Nota bene: alle drei!“

Schreibtisch öffnete, war man allgemein über die Masse von Geldrollen erstaunt, die sich hier vorfanden, da man doch wußte, wie locker und lustig Lux gelebt, und welche Schuldenmasse er hinterließ. Die Freude seiner Gläubiger war also sehr groß ... wurde aber schnell zu Wasser, als man die Rollen öffnete; sie enthielten nichts als Heller und Pfennige. Lux hatte seine Gläubiger noch im Tode gefoppt! (Thatsache.)

„Hurra!“ — rief die Menge — „das ist köstlich!“ und eine Masse Brieftaschen und Schreibtafeln kamen an das Licht; denn Jeder wollte sich diese Probe Lux'scher Poesie mit nach Hause nehmen.

„Er ist ein zweiter Tasso!“ — sagte jetzt Johann van Beethoven, Ludwigs Vater, einer der Eifrigsten in dieser lustigen Gesellschaft. — „Wir müssen ihn nächstens mit einem Lorbeerkranze krönen.“

„Nein!“ — entgegnete der Kammerherr von Wöls, der eben eingetreten war, da er trotz seines unbändigen Adelsstolzes, doch diese tolle Gesellschaft gern frequentirte, bei welcher Gelegenheit er freilich fast immer zur Zielscheibe des Witzes ward. — „Er muß einen Orden bekommen.“

„Ja, ja! den Sauforden!“ — riefen eine Menge Stimmen zu gleicher Zeit.

„Seitdem ich mit Euch umgehe“ — sagte Lux — „habe ich allerdings ein Anrecht auf diesen Orden gewonnen; auch denke ich, daß Ihr nicht so stolz sein werdet, wie die Ritter vom Orden St. Jago, zu welchen Herr von Wöls gehört.“

„Wie so?“

„Als Christus sich bei ihnen meldete, um in den Orden aufgenommen zu werden,“ — fuhr Lux mit der ernstesten Miene fort — „gab das Ordenscapitel nach langer Berathung eine abschlägige Antwort.“

„Warum denn?“ — frug Wöls mit seichtem Lächeln.

„Weil ſein Vater nur ein Zimmermann war, und nur Spähne abhieb, während ſie die Splitter im Kopfe tragen.“

Ein unbändiges Gelächter folgte dieſem beißenden Sarkasmus. Wöls zuckte die Achſeln, lachte gezwungen mit und ſagte: — „Mein Lux'chen iſt heute wieder ſehr ſpaßhaft!“ —

„Wenn auch keinen Orden“ — rief jetzt der junge Werbehauptmann — „ſo ſollten wir doch einen Verein ſtiften!“

„Hm!“ — meinte Lux — „das wäre ſo übel nicht. Fragt einmal den Kammerherrn von Wöls; im Cleviſchen gibt es einen „Gecken-Verein,“ den der Graf von Cleve ſtiftete und dem ſtets fünfunddreißig hochadelige Herren angehören. Sie tragen bei feierlichen Gelegenheiten auf ihren Mänteln einen in Silber geſtickten Narren im gelbrothen Jäckchen. Da Herr von Wöls ſo viele Ahnen hat, iſt er vielleicht auch hier Mitglied.“*)

Abermaliges Lachen und Hallo erſchallte. Wöls erblaßte, biß ſich auf die Lippen und verwünſchte den

*) Dieſer Verein hatte übrigens den ſchönen Zweck: Ablegung aller Ungleichheit und herzliche Freude zu befördern; wer des andern Feind war, mußte ſich verſöhnen, wenn ſie zu Cleve zuſammentraten, was jedes Jahr einmal geſchah. Aus ihm ging der Mopsorden hervor, und der cölniſche Orden Rat-de-pont; aber beide kamen dem Geckenorden nicht gleich und gediehen auch nicht.

Gedanken, der ihn unter diese plebeiſche Maſſe geführt; aber er war dabei ſo verblüfft, daß er nichts herausſtottern konnte, als: — „Lux'chen! Lux'chen! das ſind mir doch ſehr ſchlechte Witze!“ — Im Innern aber kochte es und er gelobte Lux empfindliche Rache.

Lux aber kümmerte ſich um das alles nichts; dem Werbehauptmann ſein großes Glas zum Einſchenken hinhaltend, fuhr er in unzerſtörbarer Laune fort: — „Aber wir haben hier ja nichts mit Gecken zu thun. Wenn wir einen Verein bilden wollen, ſo laßt uns einen Babin-Baba bilden.“

„Was?“ — riefen hier eine Menge Stimmen: — „Was iſt das: Babin-Baba?“

„Ihr wißt auch von der Geſchichte ſo viel wie der Stiefel eines Kammerherrn!“ — ſagte Lux. — „Habt Ihr denn nie etwas von der köſtlichen babiniſchen Republik gehört, die der Pole Pſomka 1568 in ſeinem Vaterlande ſtiftete?“

„Nie!“ — „Nie!“ — tönte es von allen Seiten.

„So will ich bei Eurer geſchichtlichen Weisheit zum Geburtshelfer werden!“ — fuhr Lux fort — „vorausſichtlich, daß Ihr es bei meinem Durſt nicht an Hebammengebühren fehlen laßt.“

„Noch einige Flaſchen Wein!“ — rief der dicke Advocat. Der Wirth lief darnach und Lux fuhr fort:

„Dieſer Clubb, genannt Babin-Baba, d. h. Frau-

baſenrepublik, war genau nach der ſauberen polniſchen Verfaſſung gebildet. Der Reichstag war zu Lublin, und da wurde denn gar viel geſalbadert, ſcharmuzirt und ſchikanirt; man nahm ſich gefliſſentlich das Unmögliche vor, erwartete das Unglaubliche, und dann wurde nichts oder eine Kleinigkeit ausgemacht, und das Wichtigſte verſchleiert, wie man das auch bei uns in Deutſchland bei manchen Verſammlungen ſo finden will. Aber das Schönſte kommt noch: machte ein Miniſter einen dummen Streich, ſo machte ihn die tolle Geſellſchaft zu ihrem Reichsmarſchall; beſtahl man den Schatz, ſo gab es eine Ernennung zum Ehrenmitglied; — hatte Einer ein recht böſes Maul und raiſonnirte, ſchwadronirte und that groß, wie bei uns junge Lieutenants und geiſtesſchwache Cavaliere, ſo wurde er, kraft eines komiſchen Patentes, zum Kronfeldherrn ernannt; — redete Einer von hohen Dingen, die er nicht verſtand, ſo wurde er Babin-Baba'ſcher Erzbiſchof. Kannengießern ſchickte man die Ernennung zu Großkanzlern, Religionsſchwätzern die zu Hofpredigern, und Denjenigen, welche ewig von Jagd und Pferden ſchwatzten, die von Babin-Baba'ſchen Kronjägern und Kronſtallmeiſtern zu. Kurz jede Schwachheit wurde lächerlich gemacht, und ſo war die Geſellſchaft Babin-Baba in kurzer Zeit der Schrecken, die Bewunderung und der Pritſchmeiſter der ganzen Nation."

„Köſtlich!" — rief der Hauptmann.

„Aber für uns zum Fingerverbrennen!“ — meinte der dicke Advocat. — „In den erſten vierzehn Tagen ſäße die ganze hochedle Geſellſchaft im Loch.“

„Dort war es anders!“ — ſagte Lux. — „Der König von Polen hörte von dieſer köſtlichen Perſiflage, und ließ Pſomka, der wegen ſeiner jovialen und witzigen Einfälle allgemein bekannt und beliebt war, zu ſich rufen. „Habt ihr denn auch ſchon einen König?“ — frug er ihn, als er vor ihm ſtand. „Gott bewahre!“ — ſagte dieſer — „Gott bewahre uns, daß wir bei Lebzeiten Eurer Majeſtät einen neuen wählen ſollten.“

Ein furchtbares Gelächter erſchallte.

„Und der König?“ — frug der alte Beethoven.

Lux nahm eine Prieſe, verzog ſein Geſicht zu einer unübertrefflichen Fratze und ſagte:

„Er war ſo geſcheid wie der Herr von Wöls: er fühlte den Stachel und lachte zu dem Witz!“

Wöls biß ſich abermals auf die Lippen; der Hauptmann aber rief: — „Und wo bleibt nun unſer Verein?“

„Gut!“ — ſagte Lux, erhob ſich, nahm in die eine Hand eine Flaſche, in die andere ſein volles Glas, ſtreckte beide Arme wie ſegnend über die Geſellſchaft aus und rief dann im feierlichen Tone:

„Kraft des mir gewordenen Auftrages ſchaffe und creire ich hiermit aus dieſer gegenwärtigen würdigen

und vielbegabten Gesellschaft den Orden „der Trinkbrüder."

Jetzt aber erschütterten das Hallo und der Jubel in der That die Mauern und die Fensterscheiben.

„Und Lux ist unser Präsident!" — rief es von allen Seiten.

„Und an jedem Tage, den wir zusammenkommen", — fuhr Lux feierlich fort — muß derjenige unter uns, der den Tag zuvor von der Gesellschaft dazu bestimmt worden ist, eine auf das edle Trinken bezügliche Geschichte erzählen."

„Recht!" — „Recht!" — riefen Alle.

„Und Lux muß heute damit den Anfang machen!" — sagte der Hauptmann.

„Ja! Lux ist Präsident und muß den Anfang mit den Geschichten machen!" — hallte es von allen Seiten wieder.

„Mir auch recht!" — versetzte Lux mit Gravität — „aber ein Präsident trinkt keinen solchen Postillon!"

Neues Gelächter erschallte und neuer besserer Wein kam auf den Tisch; dann klopfte der Hauptmann mit seinem Messer an eine leere Flasche, — alles verstummte und Lux hub an:

Die Geschichte eines Räuschchens.

„Ihr wißt, meine Freunde, das Trinken ist eine Sache, die überall betrieben wird. Nach den Rabbinen half der Satan dem Noah bei Anpflanzung der Reben und tränkte sie mit dem Blute eines Lammes, eines Löwen und eines Schweines. „Aber warum thust du das?“ frug Noah, und Satan sagte warnend: „Trinkst du einen Becher dieses Saftes, so wirst du froh und unschuldig sein wie ein Lamm; trinkst du zwei und drei, wirst du muthig und stark sein, wie ein Löwe, trinkst du aber mehr, so wirst du dich, gleich jenem häßlichen dritten Thiere im Schlamme wälzen.“

„Nun“ — fuhr Lux fort — „seit Noahs Zeiten sind ein paar tausend Jahre vorübergegangen und die Menschheit hat die Zeit nicht unbenutzt gelassen, sich im Trinken zu üben. Wir Alle sind lebende Beweise dafür, und können schon etwas mehr als drei Becher vertragen. Uns ist der Wein der Sorgenbrecher, der Alles

vergessen macht und selbst den Feind umarmt. Aber freilich hat nicht alle Welt Rebensaft, wie wir Glücklichen hier am Rheine; da aber deßungeachtet alle Welt Durst hat, so tröstet sich auch Mancher mit etwas anderem, z. B. mit Schiedammer oder sonst einer ähnlichen Flüssigkeit. Vom Schiedammer also ein Wort. Kennt Ihr den Erzähler des „Mephistopheles in England?"

„Nein!" — riefen Alle.

„Ich auch nicht!" — sagte Lux — „aber eine hübsche Geschichte von ihm sollt Ihr jetzt hören: In Dortrecht gab es einst ein lustiges Schuhflickerlein mit Namen Kats. Der Mann war ein wahrer Philosophe! Seine Werkstätte war seine Welt, ein gutes Schlückchen Schiedammer sein Trost und ein lustiges Lied sein Glück.

Auch heute saß er an der Arbeit, und fröhlich klang es:

„Die Welt ist nichts, wie 'nes Schuhflickers Werkstatt,
Die Menschen die Stiefel und Schuh' sind umher;
Die Reichen und Großen sehr blank sind und haarglatt,
Und brauchen kein Flicken die Kreuz und die Quer.
Geringere aber und kleinere Leute
Sind bloß an den Zeh'n, an den Sohlen entzwei,
Kein Borger sie borgt, sie kein Dieb mag als Beute,
Dem Schuhflicker gleich sind an Sorgen sie frei!
Juchhei, juchhei!
Gleich dem Schuhflicker frei!"

Da klopfte es laut an die Hausthüre und eine helle Frauenstimme rief: „Jakob ..... Jakob Kats, so hört doch!“

„Juchhei, juchhei! — gleich dem Schuhflicker frei!“ — fuhr der Sänger fort.

„Seid Ihr auf beiden Ohren taub?“ — rief es wieder unten.

„Gleich dem Schuhflicker frei!“ — klang es oben.

„Hört auf mit Eurem Singsang und öffnet die Thüre!“ — herrschte die Frauenstimme — „der Herr Burgemeester wird schon genug schelten, daß ich so lange ausbleibe!“

„Die Welt ist nichts, als 'nes Schuhflickers Werkstatt!“ — begann der Unermüdliche einen neuen Vers.

Aber da donnerte es so heftig an die Pforte, daß Jakob entsetzt in die Höhe flog und zur Thüre lief.

„Ja?“ — rief er dabei in fragendem Tone und steckte den Kopf hinaus.

Ein nett und sauber gekleidetes, kleines dralles Frauenzimmer mit rundem, frischem Gesichte stand vor ihm und frug ärgerlich:

„Ist das Eure Manier, Eure Kunden zu behandeln, Jakob Kats? S'ist ganz wider den schuldigen Respect vor Mynheer dem Burgemeester.“

„Ja!“ — war des Schuh-Reformators Antwort.

„Da, Ihr müßt mir dies recht hübsch machen! — sagte das Mädchen, ihm einen kleinen, zierlichen Schuh

reichend und nach einer Stelle weisend, die allerdings der Verbesserung bedurfte.

„Ja!“ — sagte Jakob Kats, die Stelle mit kunstgeübten Blicken beschauend.

„Näht mir's ja so fein wieder zu, als Ihr nur könnt.“

„Ja!“

„Und daß es keine Pfuscherei wird, Jakob Kats!“

„Ja!“

„Und daß Ihr in zwei Stunden damit fertig seid, denn der Burgermeester hat mir Urlaub gegeben, zum Tanze zu gehn.“

„Ja!“

„Und macht keine unbilligen Forderungen.“

„Ja!“

„Ich bin also in zwei Stunden wieder hier“ — sagte das Frauenzimmerchen im Weggehen.

„Ja!“ — sagte Jakob Kats zum letztenmale, und schickte sich an, sogleich seine Arbeit zu beginnen, denn seine schöne Geschäft-Geberin war eine zu wichtige Person, als daß er einen Auftrag von ihr hätte vernachlässigen dürfen. „Nicht jeder Schuhflicker kann sich rühmen, für eines Burgemeesters Jungmagd zu arbeiten!“ — dachte er, und er hatte Recht.

„Nun wißt Ihr zwar Alle!“ — sagte jetzt Lux mit ungeheuer wichtiger Miene — „was ein Schuhflicker ist; allein einen echt niederländischen Schuhflicker

kennt Ihr nicht: er iſt das verkörperte Ideal der Zunft; der Schuhflicker von Dortrecht aber verdiente der König aller Schuhflicker der Niederlande zu heißen, und es kam, beiläufig geſagt, noch hinzu: daß ſeine Vorfahren ſeit undenklichen Zeiten gleichfalls Schuhflicker geweſen waren.

Man konnte Jakob nicht groß nennen, denn er war nur fünf Schuh hoch; auch nicht ſchmal, denn er hatte einen vorquillenden Bauch wie eine Tonne, und ſein Kopf war kugelrund, ſo daß er auf Jakobs Schultern wie ein holländiſcher Käſe auf einem Butterfaſſe ausſah!"

Ein lautes Gelächter unterbrach hier kurz den Erzähler, dann fuhr dieſer fort:

„Sein pockennarbiges Geſicht glich dabei einer Muskatnuß-Reibe mit einer mächtigen Oeffnung nach unten, ſtatt des Mundes, darüber mit einem feurigen Auswuchſe ſtatt der Naſe, und zwei Einſchnitten mit Wachholderbeeren für die Augen."

Lux ſchnitt in dieſem Augenblicke ein ſolches Geſicht und die ganze Geſellſchaft brach in ein neues unbändiges Lachen aus. Die Gläſer klangen und wurden geleert und der Präſident der neu geſchaffenen „Trinkbrüder" fuhr fort:

„Schön war Jakobchen alſo gewiß nicht; aber das kümmerte ihn auch nicht. Er ſtülpte doch mit Stolz ſeine rothe wollene Mütze auf das edle Haupt,

und schürzte die Aermel seines Hemdes von unbestimmter Farbe so keck und zuversichtlich auf, als gelte es, das Fußwerk eines Königes zu fertigen.

Jakob trank viel, schmauchte noch mehr, und liebte nicht minder — wie ich schon sagte — lustige Lieder ... aber auch gesalzene Häringe. Dabei war er, wenn es auch etwas paradox klingt, allein für sich, der geselligste alte Knabe von der Welt: sang sich selbst seine Lieder, schwatzte mit sich selbst, trank für sich selbst, und stand überhaupt auf dem freundschaftlichsten Fuße mit sich selbst, ward aber die Gesellschaft auch nur um einen Einzigen vermehrt, so wurde er der gesetzteste aller Schuhflicker und einsylbig, wie bei seinem Zwiegespräche mit des Burgemeesters Jungemagd.

Seine Werkstatt war dabei sein Königreich; er führte seinen Hammer und zog seinen Pechdraht mit Kraft und Rüstigkeit, und sah, gleich anderen unumschränkten Herrschern, in seinen Unterthanen seine Werkzeuge. Das Reichs-Gebiet war des Regenten würdig. Es war ursprünglich das Neben-Gebäude eines jener alten niederländischen Häuser mit vorspringenden Ecken und Giebeln und gothischen Schnörkeleien gewesen, und enthielt in einer kleinen dunklen Stube außer dem Handwerkszeuge eine Menge der verschiedenartigsten Dinge. Die Wände waren fast ganz mit alten Stiefeln und Schuhen behangen, und wo dies nicht der Fall, mit Pfennigbildern nach Ostade, Teniers

und Andern bedeckt, Bildern, auf welchen trinkende und kartenspielende Bauern und ähnliche Scenen dargestellt waren. Auf einem schwerfälligen dreibeinigen Schemel, dem Throne des Herrschergeschlechtes der Kats, saß Jakob, dem Fenster gegenüber, hinter dem Arbeitstische; ihm zur Rechten stand eine seltsam geformte, alte, stark nach ächtem Schiedammer duftende Flasche, die einen fortlaufenden Commentar zu seinen Berufs-Bemühungen bildete, und ihm zur Linken lag eine alterthümliche Pfeife mit kurzem Stummel und einem Kopfe, der zu einem Satyr-Kopfe ausgeschnitzt, durch beständigen Gebrauch mehrerer Generationen aber dermaßen geschwärzt war, daß er fast wie das Haupt des leidigen Satanas selbst aussah.

Jakob Kats wichste, bevor er die Ausbesserung des Schuhes der Jungemagd des Burgemeesters begann, sehr sorgfältig die nöthigen Flachsfäden, und feuchtete dabei von Zeit zu Zeit seine Kehle aus der Flasche an, welcher er an diesem Tage — sei es, daß ihn eine reichliche Härings-Mahlzeit noch durstiger als gewöhnlich gemacht, oder daß ihm der Schiedammer ungewöhnlich gut däuchte — bereits so oft zugesprochen, daß sie seine Nase mit einem noch höheren Roth gefärbt und seinen kleinen blinzelnden Augen ein noch helleres Feuer verliehen hatte, als man an jener und an diesen in der Regel gewahrte.

Als er nun seine Vorbereitungen soweit getroffen, stellte er den Schuh dicht vor sich hin auf den Tisch, und nahm seine Pfeife zur Hand, denn er ging schlechterdings nicht von der Regel seiner Vorfahren ab: nie etwas Wichtiges zu beginnen, ohne die anregende Kraft des edlen Tabaks zu Hülfe zu nehmen. Da machte er eine traurige Entdeckung".

Lux hielt hier einen Augenblick inne, feuchtete ebenfalls die trocken gewordene Kehle mit einem vollen Glase guten Zeltingers an, die tapfere Tafelrunde folgte ihm, und der Erzähler fuhr fort:

„Die traurige Entdeckung war: daß sein Tabaks-Vorrath kaum noch zu einer Pfeife hinreichte.

„Dönjer en Blexen!"*) ... Geen Tabak mehr! ... Ik wollt' zum Duivel, dat meene Piepe immer gestopft wär'!" — rief der Schuhflicker von Dortrecht. Dann schlug er Feuer und begann emsig zu arbeiten und zu schmauchen. Aber während er nähte und wacker darauf loshämmerte, war sein Geist keineswegs unthätig; denn, um die volle Wahrheit zu sagen, es strömten ihm zahlreichere und ehrgeizigere Gedanken zu, als jemals in ihm aufgestiegen waren. Er dachte nämlich daran, daß es hohe Zeit sei, etwas zu thun, um das Aussterben der uralten Familie der Kats zu verhindern. „Schuhflicker" — sagte Lux dabei mit

*) Donner und Blitz!

einem unausſprechlich-komiſchen, von lautem Gelächter begleiteten Seitenblick auf den Kammerherrn von Wöls — „haben ſo gut Ahnenſtolz als unſere edelſten Cavaliere! Aber Jakob Kats ging es auch ſonſt noch wie Manchem unter uns: er konnte nicht umhin, den Geſchmack der heirathsfähigen Jungfrauen ſeiner Vaterſtadt höchſt tadelnswürdig zu finden, die für ſeine Vorzüge ſtets blind geweſen waren. Sogar Marie van Bree, die ſchöne Wittwe, die ihm doch jeden Tag ſeit fünfzehn Jahren durch Wiederholung eines Scherzes über ſeine Naſe ihre Zuneigung zu erkennen gegeben, hatte noch in der vorigen Woche ſeine ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht, indem ſie einen Anderen geehelicht. Jakob wurde, nachdem er einen ſehr bedeutenden Zug auf dieſe ſchmerzliche Erinnerung hin aus der Schiedammer genommen, empfindſam. Er machte ſeine Stiche mit melancholiſcher Präciſion, und zog in der Bitterkeit ſeines Schmerzes um ſo ſtärker aus. Es wollte ihm das Herz abdrücken und wehmüthig ſang er:

„Ach! hät ick Tranen, kon ik ſchreijen!
De Smart knaayt mij hat Leven af;
Neen Wanhoop ſpaar geen Folteringen,
Stort bij Maria mij in't Graf!*)

*) „Ach hätt' ich Thränen, könnt' ich weinen!
Der Schmerz nagt mir das Leben ab;
Doch nein! . . . Verzweiflung, nimm den Deinen,
Stürz zu Marien mich in's Grab.

Während Lux dieſe Worte mit weinerlicher Stimme und einer jammervollen Miene declamirte, floſſen ihm in der That Thränen, die ihm jeden Augenblick ganz nach Wunſch zu Gebote ſtanden, über die Wangen herunter; er zog dabei pantomimiſch ſeinen Pechdraht ſo natürlich aus und gab den unglücklich liebenden, halbangetrunkenen Schuhflicker ſo natürlich, daß die ganze Geſellſchaft unter Lachen und Jauchzen in einen nicht endenwollenden Applaus ausbrach.

Als es endlich wieder ruhig geworden und Lux durch verſchiedene bedeutende Züge aus ſeinem Glaſe, die Art und Weiſe angedeutet hatte, auf welche ſich der arme Jakob Kats zu tröſten ſuchte, fuhr er alſo fort:

„Plötzlich bemerkte unſer Kats und ward des wunderbaren Umſtandes inne, daß ſeine Pfeife noch immer fortbrannte, obgleich er ſonſt in derſelben Zeit deren drei hätte ausrauchen müſſen. Auch wurde er ſich eines brennenden Gefühles bewußt, das ſich unter ſeiner rothen Mütze entſpann, und ſich bis in ſeine Fußſpitzen verbreitete. Es wogte und nebelte wunderbar in ſeinem Kopfe. Der Dampf, den er einathmete, ſchien ihm ungewöhnlich heiß zu ſein, und der Schrecken, in welchen ihn dies Alles verſetzte, wurde noch zehnfach größer, als er dicht unter ſeiner dicken, roth-blauen Naſe ein leiſes Gelächter vernahm.

„Dönjer en Blexen!“ — rief der beſtürzte Schuh-

flicker aus, nahm die Pfeife aus dem Munde, und blickte horchend und forſchend umher.

Da rief es mit einemmale:

„Rauch nur zu, alter Burſche! Rauch nur immer zu! Du wirſt mich ſobald nicht ausrauchen!“

Jakob blickte erſtaunt nach der Richtung hin, aus welcher die Töne kamen, und Ihr möcht Euch ſein Entſetzen vorſtellen, als er gewahrte, daß ſein Pfeifenkopf die Worte geſprochen hatte! Und als er nun gar den ſchwarzgerauchten Satyrkopf anſah, da wollte es ihm dünken, als wenn dieſer ihn mit hämiſchem, boshaftem Lachen anblicke und den Mund und das ganze Geſicht ſataniſch verdrehe und verzerre.

Jakob war wie vom Donner gerührt. Es kam ihm ordentlich vor, als ob ihm Hören und Sehen vergehe.

„Haſt du nicht geſagt,“ — hub jetzt wieder der ſchwarze Kopf an — „ik wollt zum Duivel, dat meene Piepe immer geſtopft wär? .... Dein Wunſch iſt erfüllt. Du kannſt mich bis zum jüngſten Tage rauchen.“

Jakob erſchrack zum Tode. Gern hätte er jetzt die Pfeife zur Seite gelegt, aber ihm bangte zu ſehr vor den Folgen, und doch rief der Kopf unter Kichern und Hohnlachen immer wieder:

„Jakob Kats, alter Knabe, rauch' nur zu! Ich werde nie ausbrennen ... nie! ... nie! .... nie!“

Jetzt fing das Zimmer an, sich mit Jakob Kats zu drehen. Todtesangst ergriff ihn, und, an Arm und Beinen zitternd, riß er die Pfeife aus dem Munde.

Aber unter höllischem Gelächter rief es:

„Rauch zu, Jakob Kats, rauch zu!“ — und im Nu steckte ihm die Pfeifenspitze wieder im Munde.

Der arme Schuhflicker erstickte fast, ... der Rauch kam ihm wie lauter Schwefeldampf vor. Nach Athem keuchend, riß er die Pfeife nochmals aus dem Munde. Da lachte es wieder satanisch, und unter dem Rufe: „Rauch zu, Jakob Kats, rauch zu bis zum jüngsten Tage!“ — flog ihm abermals die Pfeifenspitze in den Mund!

So ging es fort und fort. Vergeblich riß der unglückliche Schuhflicker die Pfeife mit der Rechten und Linken aus dem Munde, ... stets steckte sie ihm eben so schnell wieder zwischen den Zähnen, und immer rief es — jetzt mit Triumphiren: — „Rauch zu, alter Junge, rauch zu: Duivels-Tabak, prächtiger Duivels-Tabak!“

Jakob Kats war in Verzweiflung. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne; aber die Verzweiflung kann auch einen Schuhflicker zum Aeußersten bringen. Jakobs Blicke fielen auf seinen Klopfstein .... ein Gedanke, eine That! Er schleuderte den grinsenden Dämon von sich — machte eine Gewalt-Anstrengung, wie es große Seelen bei bedeutenden

Veranlassungen zu thun pflegen, und zerschmetterte den Teufelskopf mit der Wucht seines Klopfsteines in tausend kleine Stückchen.

„Dönjer en Blezen!“ — rief er entzückt dabei — „jetzt hast Du dein Theil!“

Aber die Hölle war einmal los; ehe er seinen triumphirenden Ausruf noch vollendet, verwandelte sich jedes Stückchen in eine vollständige Pfeife mit einem schwarzen Satyrkopfe, und jeder Satyr schielte, grinste und lachte ihn an, und alle riefen in schauerlichem Chore:

„Rauch zu, rauch zu, alter Junge!“

„Die Geduld eines Holländers ist groß!“ — sagte hier Lux, auf dessen Gesicht sich, zur größten Bewunderung und Belustigung sämmtlicher Anwesenden, alle Gefühle des Schuhflickers mit unnachahmlicher Wahrheit widerspiegelten, — „die Geduld eines Holländers ist groß, allein die vereinigte Geduld von ganz Holland hätte in Jakobs Lage nicht ausgereicht. Sah, er doch, wie sich jetzt alle Pfeifenspitzen, Bajonnetten gleich, nach seinem Munde richteten, hörte er doch wie alle Köpfe schrieen: „Rauch zu, Jakob Kats, rauch zu, alter Junge!“ und im Nu flogen ihm alle zwischen die Zähne.

Da faßte Jakob mit der letzten Anstrengung den ganzen Pack und schleuderte ihn, — wüthend wie ein angeschossener Löwe — in den Wasserkübel, in welchem

er ſein Leder zu tränken pflegte, indem er rief: „Verſauft! ihr Dönjer en Blegen!“

Aber Nebel und Wolken umgaben ihn jetzt! wie Nebel und Wolken war es in ſeinem Gehirne! Da erfolgte ein Donner und ein Blitz .... und die urſprüngliche Pfeife ſtand vor ihm; aber nicht wie bisher .... der Satyrkopf war zu einem rieſigen Geſichte mit flammenden Augen angeſchwollen, Stiel und Spitze verwandelten ſich in einen gigantiſchen Leib mit Armen und Beinen, und — während der letzte Sprößling der Familie Kats vor Entſetzen faſt in die Erde ſank — rief der Dämon: „Du willſt mich nicht rauchen, ſo rauch ich Dich!“ und im Nu faßte das Ungeſtüm mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand den Schuhflicker um den Leib, drehte ihn wie eine Wachspuppe zuſammen, ſtopfte ihm Tabak in den Mund, zündete dieſen an, ſteckte die beiden zuſammengedrehten Füße in den gähnenden Rachen und fing zu ſchmauchen an.

Welche Todespein für den armen Jakob! Ganz deutlich fühlte er die Gluth im Kopfe, im Leibe, bis in die Fußzehen. Kalter Schweiß drang aus allen ſeinen Poren und wechſelte mit Fieberhitze, es war ihm ſchrecklich .... ſchrecklich .... ſchrecklich zu Muthe .... er fühlte, wie die Sinne ſchwanden, wie er ſterben müſſe. Da raſte die Verzweiflung noch einmal durch ſeine Heldenſeele, er riß ſeine rothe Mütze vom Kopfe

und ſchleuderte ſie, mit der Kraft eines Verzweifelnden, dem Satyr in das ſchielende Auge. Das Ungeheuer öffnete den Rachen zu einem Aufſchrei des Schmerzes, ließ ſeine lebendige Pfeife fallen, Jakob ſtürzte mit dem Kopf auf den Boden, ... und ..... wußte nichts mehr von ſich.

Es muß unausgemacht bleiben, wie lange der gute, edle Jakob Kats in dieſem nicht zu beneidenden Zuſtande verblieb. Er war nun einmal auf den Kopf gefallen, wie ſo manch' Anderer, den auch keine Poſaune des jüngſten Gerichtes zur Vernunft erweckt. Endlich, endlich! rief ihn ein lautes Klopfen an der Thüre zum Bewußtſein zurück.

„Kats! Jakob Kats!" — ertönte die wohlbekannte Stimme ſeiner ſchönen Kundin im Tone der äußerſten Ungeduld; und als ſich nun Jakob mühſam emporrichtete und auf die Ellenbogen ſtützte, machte er die überraſchende Entdeckung: daß er von ſeinem Dreifuße heruntergefallen war, und erkannte aus der leeren Flaſche an ſeiner Seite und dem ungeflickten Schuh der burgermeiſterlichen Jungemagd ... daß ihm der Schiedammer einen übelen Streich geſpielt.

„Dönjer en Blexen!" — rief er mit Entſetzen, — „was hat nun ſo gebrannt, und ſo genebelt und mir die Höllenangſt gemacht?"

Aber er hatte keine Zeit um lange nachzudenken, die

erzürnte Jungemagd des Herrn Burgemeesters klopfte wie toll und als er ſie einließ und ſie den Schuh ſah, der noch nicht gemacht war, da wuſch ſie Jakob Kats dermaßen den Kopf, daß er zum zweitenmale nicht wußte, wo er war.

Es bleibt nur noch übrig hinzuzufügen, daß es ihm — freilich nicht ohne große Mühe — gelang, ſeine Gönnerin zufrieden zu ſtellen; allein bis zu ſeinem ſanftſeligen Ende, das zugleich das Ende ſeines alten Geſchlechtes war, blieb er immer im Zweifel, ob die wunderſamen Wirkungen, die ſich an dieſem verhängnißvollen Tage bei ihm kund gegeben, verurſacht waren: durch eine zu reichliche Mahlzeit geſalzener Häringe; .... durch zu häufigen Genuß des edlen Schiedammer ... oder durch gar zu heftigen Kummer über den Verluſt der Wittwe Van Bree!"

Lux hatte ſeine Illuſtration eines Rauſches geendet, ein lautes „Bravo!" erſchallte und die Gläſer klangen, wie das Glockengeläute von allen Thürmen zu Cöln. Unter Lachen und Scherzen wählte man jetzt noch den Erzähler für den kommenden Tag, und brach dann, da Lux ſich erhob, auf. Die Menge verlief ſich und der Jubel im „Helm" verſtummte nach und nach.

Der Weg führte indeſſen den neuen Präſidenten des neu geſchaffenen Vereins der „Trinkbrüder" dicht an dem „Stern" vorbei; als er in ſeine Nähe

kam, öffnete ſich ein Fenſter des Wirthszimmers und ein „Bſt! Bſt!“ erſchallte.

Lux ſah hin und gewahrte den Kopf des Sternwirths, der mit ſüß-ſaurem Lächeln Lux herbeiwinkte.

„Was gibt's!“ — rief Lux — „hab' jetzt keine Zeit! Bin zu Mittag eingeladen und es geht ſchon auf ein Uhr. Hab' zu lang im „Helm“ geſeſſen; aber es war zu ſchön .... köſtlicher Zeltinger und eine Geſellſchaft! ....“

„Komm nur mal herein, Lux!“ — rief der Wirth faſt bittend.

„Weiß ſchon!“ — entgegnete Lux lachend und machte Anſtalten zum Weitergehen. — „Meine Rechnung! Wird ſchon bald geſtrichen werden.“

„Sei doch kein Narr, Lux!“ — ſagte der Wirth immer bittender — „komm nur einen Augenblick her, ich hab' Dir etwas zu ſagen!“

„Nun!“ — entgegnete Lux, und that, als ob er ungeheure Eile hätte — „aber mach's kurz!“

Als Lux in das Wirthszimmer getreten, kam ihm der Wirth mit dem Buche entgegen, in welchem die Rechnungsauszüge ſchlechter Schuldner ſtanden.

„Du machſt ja eine Miene als ſollteſt Du gehangen werden!“ — rief Lux ganz unbefangen lachend,

„Lux,“ — ſagte der Wirth ernſt — „Du weißt, wie ſehr ich Dich ſchätze und liebe.“

„Gewiß!“ — entgegnete der Komiker mit unzer-

ſtörbarer Heiterkeit, indem er dem Sternwirth koſend auf die Wangen klopfte — „Du biſt ein goldiger Junge.“

„Nun ſiehſt Du“ — fuhr der Wirth ernſt, ja faſt weinerlich fort — „damit Du erkennſt, wie werth Du und Deine Geſellſchaft mir ſind, ſo will ich Dir die Hälfte Deiner Rechnung ſtreichen: vorausgeſetzt, daß Du wieder, wie früher, täglich in den Stern kommſt!“

Und der Wirth nahm eine Feder, und ſtrich mit einem unterdrückten Seufzer die Hälfte der Rechnung.

„Ich ſag' es ja!“ — rief jetzt Lux in drolligem Uebermuthe — „Du biſt die nobelſte Seele von der Welt; aber damit Du erkennſt, daß ich im Edelmuth Niemand nachſtehe, und ſiehſt, wie werth auch Du mir biſt, und wie wenig ich von Deiner Nähe laſſen kann, ſo .... ſtreiche ich auch die andere Hälfte!“

Und ehe es der Sternwirth verhindern konnte, hatte ihm Lux die Feder aus der Hand genommen und auch die zweite Hälfte der Rechnung durchſtrichen.

Der Wirth erſchrack, als er aber Lux anſah und dieſer ihn mit komiſcher Zärtlichkeit an ſein Herz drückte, mußte auch er lachen; er wußte ja, was er mehr verdienen würde, wenn er den Löwen des Tages und ſeine Geſellſchaft wieder habe.

„Du biſt ein verdammter Kerl!“ — ſagte er dann. — „Man kann Dir Satan nicht böſe werden; aber Du hältſt auch Wort und kommſt wieder.“

„Von morgen an!“ — rief Lux und gab dem Wirthe ſeine Hand. In demſelben Augenblicke tupfte Jemand Lux auf die Schulter, er ſah ſich überraſcht um, da ſtand Kammerherr von Wöls vor ihm; der Ausdruck eines gewaltſam heraufbeſchworenen Heroismus lag in ſeinen Zügen.

„Ei! Herr von Wöls!“ — rief Lux in ironiſchem Tone — „und ſo ernſt. Mein liebes Kammerherrchen, man iſt das gar nicht an Ihnen gewöhnt.“

„Sie haben mich heute unterſchiedenemale beleidigt!“ — ſagte der Cavalier. — „Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!“

Lux brach in ein helles Lachen aus.

„Sie beleidigen mich wieder!“ — rief Wöls feuerroth werdend, da er ſah, wie Lux die Sache aufnahm. — „Ich habe auch gern mein Späßchen; aber Sie übertreiben es. Ich bin Cavalier ....“

„Cavalierchen!“ — verbeſſerte Lux mit Ironie.

„Sie ſind unverſchämt.“

„Und Sie zum todtlachen!“

„Ich werde Sie todtſtechen!“

„Schön!“ — rief Lux — „da werde ich auch einmal fühlen, wie ein Mückenſtich thut.“

Wöls fing an die Contenance zu verlieren. Er hatte eigentlich gehofft, als Cavalier den Spaßmacher mit ſeiner Herausforderung zu verblüffen und zu einer Entſchuldigung zu nöthigen; .... jetzt ſah er zu ſeinem

Schrecken, daß es am Ende gar nicht bei der Ausforderung bleiben, ſondern zur That kommen könne.

Lux hatte ihn denn auch ſofort durchſchaut. Er nahm daher plötzlich eine ernſte Miene an, und ſich wie erzürnt aufrichtend, rief er:

„Aber Sie haben Recht, mein Herr, wir müſſen uns ſchlagen!“

Wöls erblaßte: Wer hätte auch einen ſolchen Muth und eine ſolche Keckheit, — einem Cavalier, einem Kammerherrn gegenüber — von einem Menſchen wie Lux, — von einem ganz gewöhnlichen Schauſpieler — von einem ſolchen Spaßmacher erwartet.

„Ja!“ — ſtotterte daher der Junker — „wenn nur eines nicht im Wege ſteht.“

„Was?“ — rief Lux — „doch nicht Ihre allzugroße Courage?“

„Mein Adel!“ — verſetzte Wöls.

„Sie haben gefordert!“ — entgegnete Lux, der ſich gewaltſam zum Ernſt zwang — „und ſich damit über dies Vorurtheil hinweggeſetzt, wie das bei einem Manne von ſo viel Geiſt, wie der Herr Kammerherr, zu erwarten war.“

„Aber ....“ ſtotterte Wöls.

„Laſſen wir unſere Secundanten das Weitere ausmachen!“ — rief Lux. — „Ich habe Eile, denn ein köſtliches Diner erwartet mich. Möge es Ihnen ſo gut

ſchmecken als mir: es iſt ohnedem vielleicht eines Ihrer Letzten!"

Und mit dieſen Worten verbeugte ſich Lux — ſein Lachen verbeißend — vor dem Kammerherrn und ließ dieſen in der größten Verwirrung zurück.

Der Wirth vom „goldenen Stern" aber rieb ſich vergnügt die Hände: er hatte Lux und ſeine Geſellſchaft auf's Neue für ſich gewonnen, — dem Helmwirth den angemaßten Rang wieder abgelaufen, und .... ſeinen Gäſten die köſtliche Neuigkeit von einem Duell zwiſchen dem Kammerherrn von Wöls und dem Komiker Lux mitzutheilen.

Leben und Weben.

In dem Breuning'schen Hause gestaltete sich unterdessen ein immer schöneres Leben. Es schien, als ob ein glücklicher Zufall jugendlich-strebende Jünger aller Künste hier zusammenführen wolle, wenigstens waren jetzt die Musik, die Malerei und die Dichtkunst vertreten: erstere durch die ganze Familie Breuning, durch Ludwig van Beethoven, Ries, Wegeler und die beiden Romberg; die Malerei durch Gerhard und Karl Kügelgen, da diese außer ihren anbefohlenen Studien ihre Lieblingskunst wacker übten — und endlich die Dichtkunst durch Christoph und Stephan, die Söhne des Hauses.

Frau von Breuning gewahrte dies schöne Zusammentreffen mit Freuden; aber sie wußte es auch in ihrer liebenswürdig-praktischen Weise sogleich zu etwas zu benützen, das eben so anfeuernd und bildend, als unterhaltend für die jungen Leute war. Da sie als kluge Frau aber begriff, daß sich die Jugend nie gern eine fremde Idee octroiren läßt, dagegen für alles schwärmt, was sie selbst gefunden zu haben

glaubt; so regte sie das, was sie wollte, nur ganz oberflächlich und als Scherz an, und siehe, auch hier bewährte sich ihr feiner weiblicher Tact.

„Ihr könntet ja in der That eine kleine Akademie der Künste bilden!“ — warf sie eines Abends hin, als alle die jungen Leute in heiterer Gesellschaftlichkeit um sie versammelt waren, und Jedes von ihnen etwas zum Besten gab. Der Gedanke zündete richtig; zuerst bei dem feurigen Stephan und dann, als dieser ihn in sich aufgenommen und ihn nun den Andern vortrug, auch bei diesen.

Sofort wurden zwei Abende in der Woche festgesetzt, an welchen man regelmäßig zusammen kommen und nach gewissen, noch zu bestimmenden, Gesetzen eine förmliche Abendunterhaltung veranstälten wollte. Alle Monate aber sollte dann eine größere Aufführung mit Zuziehung eines kleinen befreundeten Publikums stattfinden. Neben dem Vortrag von Musik, galt es auch dem von Gedichten und der Auslegung von Zeichnungen, bei welchen sich, neben den beiden Kügelgen, auch Rosa und Christoph Breuning betheiligten. Vater Ries bekam die Oberleitung und das Directorium, wobei er in Sitzungen, die alle Vierteljahre abzuhalten, über Fleiß und Fortschritt der jungen männlichen und weiblichen Akademiker berichten sollte.

Frau von Breuning aber behielt sich dabei vor, jedesmal einen Preis an dasjenige Mitglied der

Akademie zu ertheilen, welchem Vater Ries dieſen Vorzug zuerkennen werde.

Jetzt aber war es wirklich eine Freude, den Wetteifer dieſer jungen, kräftigen und begabten Leutchen zu beobachten.

Es lag für Alle ſchon im Lernen, Einſtudiren und Ueben eine Luſt; natürlich eine noch viel größere in den Aufführungen ſelbſt. Und die Sache wurde nicht nur mechaniſch betrieben: Beethoven und die beiden Breunings traten auch ſelbſtſtändig ſchaffend dabei auf, jener, indem er recht artige Piecen für das Clavier componirte,*) dieſe indem ſie ihr poetiſches Talent in ernſten und ſcherzhaften Dichtungen bekundeten.

Auch ein Zuwachs ſtand der kleinen Akademie bevor. Die Hofräthin bekam nämlich um jene Zeit Briefe von der ihr ſehr befreundeten Familie d'Honrath aus Cöln. Dieſe war gerade auf einer Reiſe nach Frankfurt begriffen; im Rückwege verſprach man einen kleinen Aufenthalt in Bonn und dann ſollte Jeannette, die einzige Tochter dieſes Hauſes und die liebe Freundin Roſa's und Eleonorens, auf einige Wochen im Breuning'ſchen Hauſe verweilen. Alles freute ſich hierauf, denn die Angekündigte war ſo ſchön als talentvoll und liebenswürdig. Ludwig kannte ſie nicht;

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben u. Schaffen. I. Thl. S. 10.

aber er legte auch gar keinen Werth darauf, sie zu kennen. Er war ernster als jemals und gestand auch für sich der scherzweise entstandenen kleinen Akademie keine andere Bedeutung zu, als die einer neuen Anfeuerung immer Tüchtigeres zu leisten und in technischer und schöpferischer Beziehung alle Anderen zu überflügeln. Dennoch befand er sich in diesem regen, liebenswürdigen Treiben unendlich wohl; und wie ihm Alle — ungeachtet seiner vielen Eigenheiten und seines oft gar störrischen und abstoßenden Wesens — dennoch ihre wahre und herzliche Liebe entgegenbrachten, so konnte auch er sein warmes, liebebedürftiges Herz diesen guten edlen Menschen nicht verschließen; obgleich seit jener Zusammenkunft mit der netten, lebhaften Blondine auf dem Kreuzberge, das freundliche Bild dieses schönen Mädchens in dem still verborgensten Winkel seines Herzens thronte.

Er gestand sich dies selbst kaum; aber seine Träume, seine kleinen Compositionen, die unter seinen phantasirenden Fingern aufsliegenden Töne, waren schwatzhafter als sein Inneres. Er suchte etwas, was er nicht finden konnte; er sehnte sich nach Etwas, und wußte doch nicht klar, wie er dies Etwas zu bezeichnen habe: bald kam es ihm vor, als sei es Ehre, Ruhm, das Bedürfniß sich in gewaltigen musikalischen Schöpfungen zu ergießen; — bald stimmte ihn dies Suchen und Sehnen wieder weich, so daß er sich über sich

ſelbſt ärgerte und den Tag verwünſchte, wo er jenes Mädchen geſehen .... denn .... ihr Bild war es eben doch, was gewöhnlich dieſe ihm ſonſt ganz fremde und ſeiner Natur zuwiderlaufende Stimmung in ihm hervorrief.

Das neue Treiben im Breuning'ſchen Hauſe kam ihm daher gerade recht; es betäubte ihn gewiſſermaßen, nur verſtimmte ihn hier häufig eines, und dies war das Eintreten eines jungen öſterreichiſchen Werbeoffiziers, des Herrn von Greth, in den ihm ſo lieb gewordenen Familienkreis.

Herr von Greth*) ſtammte mütterlicher Seits aus ſehr guter Familie, ſeinen eigentlichen Vater wollten Einige ſogar in ſehr hohen Kreiſen ſuchen; eine Sache, die allerdings dadurch an Wahrſcheinlichkeit gewann, daß der junge Mann ſich ſchon im einundzwanzigſten Jahre eines Hauptmannpatentes erfreute.

Wie dem aber auch ſein mochte, in Bonn und in den Rheinlanden wußte man hiervon nichts. Hauptmann von Greth war als Werbeoffizier mit Empfehlungen des Wiener Hofes an den Erzherzog-Churfürſt erſchienen und von dieſem freundlich aufgenommen worden. Nebenbei übergab derſelbe auch ein Accre-

*) Karl von Greth, ſpäter K. K. Oeſter. Feldmarſchall-Lieutenant, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 23, Commandant von Temeswar.

ditiv im Hause des Grafen von Westphal, und da er hier Frau von Breuning und ihre Söhne öfter traf, so bildete sich bald auch zwischen ihm und dieser Familie ein freundschaftliches Verhältniß.

Der junge Hauptmann von Greth war dabei ein ebenso hübscher als feingebildeter Mann: wenigstens zeigte er in den feineren Gesellschaften, in welchen er sich bewegte, daß er dies sein konnte. Wußte er sich unbeobachtet, schlug freilich ein stark soldatischer Ton durch, wie er denn in der Lux'schen Gesellschaft einer der lustigsten und tollsten Trinkbrüder war.

Aber gerade dies aalglatte feine Gebärden in guter Gesellschaft und das wild ausschweifende in niederer, verletzte Ludwigs zartes Sittlichkeitsgefühl: einmal um der Unwahrheit Willen, die in einem so doppeltgestaltigen Auftreten lag, und dann durch die Unsittlichkeit eines solchen Lebens selbst.

Einer der hervorragendsten Charakterzüge Ludwig van Beethovens war ja schon damals eine hohe über jeden Vorwurf erhabene Seelenreinheit*).

Auch hierin war Platon sein Ideal, und wie diesem, blieb auch ihm Sittlichkeit immer das höchste

---

*) „Il avait le sentiment le plus élevé de tous les devoirs moraux. Ses moeurs furent toujours d'une pureté irréprochable."

Oulibicheff: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs." p. 67.

Gut, — Selbstzweck — um deßwillen alles Andere gethan und begehrt werden muß.

Das Erscheinen des jungen Offiziers wirkte daher immer peinlich auf ihn zurück: seelisch erkältend und abstoßend, wie die Annäherung eines unmoralischen Menschen auf eine Somnambüle. Er verleugnete dieß auch gar nicht, weder gegen Breunings noch gegen den Hauptmann selbst, dem er in seiner harten, finsteren und abstoßenden Weise aus dem Wege ging, wo er konnte. Vergebens suchte die Hofräthin hier zu vermitteln; alle Vernunftgründe überwand bei Ludwig eine geheime, instinktive Abneigung, und dann war es Frau von Breuning, nachdem sie von Greth's Doppelwesen Kenntniß hatte, am Ende auch nicht so tiefer Ernst. Sie duldete den jungen Hauptmann selbst nur, weil sie ihn schicklichkeitshalber nicht abweisen konnte.

Auf die übrigen Mitglieder des Breuning'schen Kreises machte Herr von Greth dagegen gerade den umgekehrten Eindruck. Sein Rang, seine Schönheit, seine frühe Carriere, sein gewürfeltes Wesen und die Sicherheit, mit der er aufzutreten wußte, — dieß alles imponirte hier. Und ein schöner Mann war er. Wenn er in stolzer Haltung und kriegerischer Kleidung eintrat, den nach beiden Seiten spitz abstehenden schwarzen Schnurrbart drehend, das schwarze lockige Haar leicht gepudert, die dunklen, in wunderbarer Gluth leuch-

tenden Augen auf die Anwesenden gerichtet, — schlank und doch kräftig, militärisch keck und doch auch die Biegsamkeit eines Weltmannes verrathend, — mußte Jedermann gestehen, daß es kaum einen schöneren jungen Mann geben konnte. Er hatte etwas Bezauberndes, und die kluge Frau von Breuning würde vorsichtiger aufgetreten sein, wären Eleonore und ihre Freundin Rosa*) nicht noch Kinder gewesen.

Uebrigens konnte man dem jungen Hauptmann bei seinen Besuchen nur ein höchst feines und anständiges Auftreten nachrühmen. Diese Besuche waren indessen selten, ja sie hatten in der letzten Zeit fast ganz aufgehört. Ludwig freute sich dessen und ging wieder doppelt gern in das Haus, das ihm fast zum älterlichen geworden.

Der Sommer neigte sich zu Ende und mit ihm der August, als der junge Beethoven eines Abends wie gewöhnlich nach dem Breuning'schen Garten ging, woselbst man sich während der schönen Jahreszeit immer zu versammeln pflegte. Hier auch wurden, in dem geräumigen Gartensaale, die kleinen Akademien abgehalten; hier hatte schon so manch' schönes Fest die jugendlichen Herzen erfrischt und erfreut, gehoben und begeistert. Und es bedurfte dazu nicht einmal eines Festes; denn da der Breuning'sche

*) Rosa Koch aus Bonn, spätere Gräfin Belderbusch.

Garten dicht am Rhein auf dem sogenannten „alten Zoll“ lag, so genügte schon die paradiesische Aussicht, um jedes empfängliche Gemüth mit Entzücken zu erfüllen.

Göthe selbst sagt von dieser Aussicht: „Sie ist so entzückend schön, daß man sich eines Versuches, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann.“

Da wallt er hin, der herrliche Rhein, mit seinen krystallenen grünen Fluthen, Schiffe aller Art auf seinem stolzen Nacken tragend. Stromabwärts liegt die Stadt, über deren Giebel und Dächer das Glockenthürmchen der Minoritenkirche, die ernsten Mauern des Welschnonnenklosters emporragen. Dann gleitet das Auge schnell auf dem glänzenden Spiegel des Stromes hinab, bis wo das vortretende jenseitige Ufer den Blick begrenzt. Aber wunderbare Gestalten scheinen sich hier aus den Wogen zu heben; es sind die Schatten der Gesandten des deutschen Königs Heinrich I. und Karl von Frankreichs, die einst im Jahre 921 hier mitten auf der freien Straße des Rheines einen Bund geschlossen und beschworen. Aber nur für Sekunden fesselt diese Erinnerung den inneren Blick, dann fliegt der äußere wieder hinüber nach dem schönen herzoglichen Jagdschloß Bensberg und der reichen Benedictiner-Abtei Siegburg; und stromaufwärts — der prächtigen Windung des Rheines folgend — bis wo links die gewaltige, majestätische, grün-

zackige Krone des Siebengebirges, dieser Alpenzug des Rheines, sich zauberhaft schön ausbreitet und rechts die stolzen Ruinen Godesberg und Rolandseck ernst und sinnig von ihren Höhen herabschauen.

„Ja! es kann kein schöneres Fleckchen am ganzen Rheinstrome geben!“ — rief auch heute Ludwig aus, als sich plötzlich die so oft gesehene, und doch nie in ihrer Schönheit alternde Landschaft im Abendschimmer vor ihm ausdehnte.

Er blieb lange schweigend und in sich gekehrt stehen, die reine Luft, die vom Strome heraufwehte, mit tiefen Zügen athmend und den großartigen Eindruck, den diese Aussicht immer auf ihn machte, wirken lassend: er stimmte ihn ja so feierlich erhaben und doch auch wieder so still vergnügt!

Der junge Beethoven merkte dabei nicht, daß er bemerkt und beobachtet wurde. Drei Mädchengesichter — immer eines schöner, frischer und rosiger als das andere — schauten nämlich unfern von ihm aus einem den Garten begrenzenden Gebüsche heraus.

„Das ist er!“ — sagte jetzt eine der lieblichen Lauscherinnen zu dem blonden Lockenkopfe, der neben ihr wie ein Amorettenköpfchen aus der üppigen Fülle des Laubes hervortauchte.

Aber in demselben Augenblicke überflog ein dunkles Roth dies reizende Gesicht, während ein, Ueberraschung bezeugendes: „Dieser?!“ — den Lippen entschlüpfte.

Eleonore und Roſa kicherten nach Mädchenart leiſe vor ſich hin.

„Ich dachte es!“ — ſagte dann die letztere zu der jungen Breuning — „ſie hat ſich ihn anders gedacht. Er iſt wieder ſo ernſt, wie ſein Platon.“

„Aber er iſt doch gut!“ — fuhr Eleonore fort — „und es ſteckt mehr in ihm, als man glauben ſollte. Warte nur, wenn er erſt heute Abend auf dem Flügel phantaſiren wird, ſollſt Du Dein Wunder hören.“

„Ich kenne ihn ſchon!“ — verſetzte die hübſche Blondine noch tiefer erröthend.

„Wie, Du kennſt Ludwig?“ — riefen die beiden Anderen halblaut — „das iſt unmöglich!“

„Doch nicht!“ — verſetzte die Blondine; aber die Erklärung verhallte nach der Seite des Gartens hin, nach welcher ſich die Mädchen jetzt zurückzogen.

Auch Ludwig van Beethoven erwachte aus ſeinem Schauen und Träumen. Raſch trat er ein; aber ebenſo ſchnell feſſelte eine neue Ueberraſchung ſeine Schritte: das Portal des Gartenhauſes, welches zugleich auch dasjenige des Gartenſaales bildete, war mit Blumen und Laubgewinden geſchmückt, die, unmittelbar über der Thüre, ein weißes Schild umgaben, auf welchem mit großen, ſehr geſchmackvoll ausgeführten Buchſtaben zwiſchen ſinnigen Arabesken die Worte zu leſen waren: „Unſerem lieben Ludwig Heil und Freude!“ darunter ſtand: „den 25. Auguſt 1785.“

Ludwig schlug sich lächelnd vor die Stirne, hatte er doch ganz vergessen, daß heute sein Namenstag war. Um wieviel mehr seine edle mütterliche Freundin daran gedacht, sollte er jetzt erfahren: er fand eine zahlreiche Gesellschaft und hörte, daß ihm zu Ehren ein kleines Concert nebst einer Abendunterhaltung arrangirt sei. Die Treue und Liebe, welche in dieser Aufmerksamkeit lag, griff denn auch tief in seine Seele. Ein anderer junger Mann wäre vielleicht stolz darauf geworden; Ludwig, dem jedes häusliche Glück gerade da abging, wo er es naturgemäß hätte finden sollen, fühlte sich bei diesem Ersatz in fremdem Hause, erschüttert. Als er Frau von Breuning und den Ihren die Hand dankend drückte, standen — was gewiß bei ihm selten war — Thränen in seinen Augen. Sie spiegelten einen schneidenden Schmerz und eine hohe Freude zugleich ab.

Jetzt aber begann das Concert: Eleonore und Rosa spielten eine vierhändige Sonate mit überraschender Fertigkeit und einem Ausdrucke der fast noch mehr ihren jugendlichen Freund und Lehrer als die Schülerinnen selbst ehrte.

Ihnen folgte Stephan Breuning mit dem Vortrage eines selbstverfaßten Lobgedichtes auf Shakespeare, das in geistreicher Wendung auf die Verehrung des großen Britten und von diesem speciell auf Ludwig überging, dem er mit dem Schlusse des

Gedichtes die Wielandiſche Ueberſetzung Shakeſpeare's, in einem reichen und geſchmackvollen Einbande prangend, als Geſchenk überreichte.

Auch die beiden Romberg, Wegeler und Ries ließen ſich in einem von letzterem zu dieſer Feier componirten Quartette hören; während Gerhard und Karl Kügelgen dem jungen Freunde zwei Zeichnungen von ihrer Hand überreichten. Die erſte war ein ganz gelungenes Porträt Beethovens, welches Gerhard mit ungemeiner Geſchicklichkeit, ohne des jungen Ludwigs Wiſſen, jüngſt aufgenommen, als dieſer gerade einmal wieder in Gedanken verloren eine halbe Stunde dageſeſſen, ohne zu hören und zu ſehen, was um ihn her vorging.

Porträt und Veranlaſſung gaben den Abend noch viel zu lachen.

Die Arbeit Karls war eine Anſicht von Godesberg, zur Erinnerung an den Tag, an welchem ſie ſich zum erſtenmale getroffen.

Seinen Höhepunkt hatte das Feſt aber damit noch nicht erreicht.

Jetzt trat Chriſtoph Breuning auf, und nun gewahrte Ludwig auch erſt, daß den Hintergrund des Gartenſaales ein grüner Vorhang verhülle, alſo eine neue Ueberraſchung zu erwarten ſei. Als ſeine Blicke prüfend über die Verſammlung ſtreiften, fand er Roſa und Eleonore verſchwunden.

Aber wie schön und bedeutsam war nun die Dichtung Christoph von Breuning's.

Das Höchste und Schönste, das Größte und Herrlichste, ja das eigentlich Göttliche auf Erden — sagte er in derselben — ist die Kunst. „Das Schöne ist die Idee in begrenzter Erscheinung; alle Erscheinung der Idee ist aber wesentlich Erscheinung in der Form des Sichtbaren. Die Idee ist das Leben, das Leben aber ist die Bewegung der Kräfte, welche in Körpern Gestalt haben; das Dasein der Idee ist daher vor Allem Verkörperung. In dem organischen Körper blitzt aus der feinsten Bildung der Materie der Geist auf, der unendlich mehr, als alle Materie, richtiger die Wahrheit aller Materie ist, aber nicht anders als so, daß sie seine Basis, sein Organ bleibt. Die Kunst wird daher das Sichtbare der Körperwelt verlassen müssen, um es wieder zu suchen; sie wird es nicht getilgt, sondern in Wahrheit nur verborgen haben und daraus folgt, daß diejenige Kunstform, welche sich auf diesen Standpunkt stellt, einen ebenso sehr nach einer höheren Stufe weisenden, als für sich berechtigten und selbstständigen Charakter tragen wird, und diese Kunstform ist: die der Musik."

Das Gedicht hob nun weiter hervor: „wie das Gefühl die Mutter des gesammten Geisteslebens sei; wie es zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen

ſchwebe; wie die beſtimmten Thätigkeiten des Geiſtes aus ſeinem Schooße hervortreten müßten, um beſtimmend und bereichernd auf es zurückzuwirken. Die ganze Welt von Unterſchieden liege im Leben des Gefühls nur verſchwimmend und verworren angedeutet, ſofern es nicht die Phantaſie ſei, die als Ganzes auf dieſes eine ihrer Momente ſich ſtelle und die verhüllten Keime zur vollen Entwickelung bringe. Nur durch dieſen Prozeß erhalte die Empfindung Licht und Geſtalt, Seele, Geiſt und Leben!

Und immer höher ſteigerte ſich der Schwung der Dichtung, bis ſie die Muſik als „die blosgelegte Seele aller Künſte, als das Geheimniß aller Form, als eine Ahnung weltbauender Geſetze“ anrief und ihre Jünger als die glücklichſten Söhne der Schöpfung pries. Dann kehrte es ſich in treffender Wendung an die Genien derſelben, ſie anrufend: dem Freunde hier, dem dieſes Feſt gelte, und der ſich der hohen Muſe der Muſik ſo ganz geweiht, zu erſcheinen und, wenn ſie ihn würdig fänden, den Kranz zu zeigen, der ihm einſt, bei fortgeſetztem treuem Streben, die Schläfe zieren werde.

Und als Chriſtoph noch ſo ſprach, da flogen ſanfte Melodien auf, der Vorhang theilte ſich und ein allgemeiner Ausruf des Entzückens begrüßte eine wunderſchöne Gruppe: Die Genien der Symphonie, der geiſtlichen und der dramatiſchen Muſik, geſchmückt mit

ihren Attributen und dargeſtellt durch Eleonore, Roſa und eine Freundin, umſtanden einen zierlichen Altar, auf dem eine Flamme brannte; über den Dreien aber erhob ſich die Phantaſie, eine Lyra in der einen, einen Lorbeerkranz in der anderen Hand. Von ihrem, mit einer phantaſtiſchen Krone geſchmückten Haupte, floß eine Fülle herrlich blonder Locken, ihre ſchönen blauen Augen aber ſuchten den jungen Beethoven, dem ſie freundlich lächelnd und doch hoch erröthend den Kranz hinhielt. Da verſtummte die Muſik und der Vorhang ſchloß ſich unter lautem, allſeitigem Beifall.

Nur Ludwig ſtand wie angemauert. Die Hand an der Stirne, wußte er nicht, ob er wache oder träume? ob das, was er geſehen, Wahrheit oder Zauber ſei? denn jene nette zierliche Figur, die eben als Genius der Phantaſie vor ihm geſtanden, war ja das ſtille Ideal ſeines Herzens, — war jenes liebliche Mädchen von dem Kreuzberge, — war das ſüße Weſen, nach dem ſeit jener Zeit ſeine ganze Seele liebend rang.

Ein Duell.

In der That klärte ſich die Sache denn auch ſogleich auf: die hübſche lebhafte Blondine, die Ludwig ſeiner Zeit in dem Grabgewölbe des Kloſters auf dem Kreuzberge getroffen und kennen gelernt, war jene erwartete Freundin Eleonorens und Roſa's: Jeannette d'Honrath aus Cöln.

Sie war damals mit ihrer Familie auf einer Reiſe nach Frankfurt begriffen. Jetzt auf dem Rückwege nach Cöln, hatten d'Honraths auch Bonn wieder berührt, und, wie ſie es ſchon brieflich verſprochen, Jeannette auf einige Wochen im Schooße der liebenswürdigen Familie Breuning zurückgelaſſen.

Jeannette kam, zur allgemeinen Freude, gerade noch zu der Feier des ſchönen Feſtes recht, das ſich für Ludwigs Namenstag hier vorbereitete; und da die Freundin Eleonorens, welche den Genius der Phantaſie darſtellen ſollte, unwohl geworden war, übertrug man ihr um ſo eher dieſe Rolle, als das

Liebliche und Unerwartete ihrer Erscheinung Ludwig und die meisten Anwesenden doppelt überraschen mußte.

Keine Seele hätte dabei auch nur im Entferntesten geahntet, daß sich die beiden jungen Leute schon gesehen, und erst nachdem die Freundinnen dem lieben Besuche den Held des Tages aus dem buschigen Verstecke heraus gezeigt, erfuhren diese etwas von jenem abenteuerlichen Bekanntwerden der Beiden.

Als es allgemein ruchbar wurde, gab die Sache zu vielen Scherzen und Neckereien Veranlassnug und Ludwig wäre diesen Abend überglücklich gewesen, hätte ihn nicht ein Zufall peinlich berührt.

Noch während des kleinen Concertes war nämlich der junge Hauptmann von Greth eingetreten. Er kam ungeladen und ohne etwas von dem Feste zu wissen; da er aber einmal eingetreten war, konnte er so wenig zurück, als man ihn abzuweisen vermochte.

Der junge Beethoven würde nun wohl auch bei den vielen Anwesenden und in seiner freudigen, von der Liebe und Anerkennung seiner Freunde gehobenen Stimmung, wenig auf ihn geachtet haben; aber Herr von Greth drängte sich diesmal, mit völliger Nichtbeachtung Ludwigs, dem doch das Fest galt, auffallender als sonst vor und namentlich an Fräulein d'Honrath heran, der er, in seiner feinen und doch etwas kühnen Weise, die größten Lobeserhebungen, die schmeichelhaftesten Artigkeiten über ihre

bezaubernde Erſcheinung als Genius der Phantaſie ſagte. Seine ſchönen dunklen Augen blitzten dabei ſo lebhaft auf, ſeine ſchlanke Figur kleidete die Uniform ſo vortheilhaft, ſeine gewandten Manieren ſtachen ſo gewaltig gegen das ſtille, ernſte — allerdings auch noch etwas linkiſche Weſen des jungen Kammermuſikus ab, daß dieſer hätte verzweifeln können. Der Welt gegenüber wäre er dem Hauptmann um keinen Finger breit gewichen: er war ſich ſeines eigenen inneren Werthes bewußt; aber konnte in den Augen eines jungen, unerfahrenen Mädchens, das hier unbedingt den Schein für das Weſen nehmen mußte, dieſer Schein nicht blenden und ihm, ſchon bei dem erſten Wiederſehen ein Herz entführen, das ihm ſo theuer war und das er um alle Güter der Welt zu gewinnen ſtrebte?

Alle ſeine Bemühungen, den jungen Offizier von der Seite der hübſchen Blondine zu verdrängen, blieben dabei unfruchtbar; und ſelbſt als Frau von Breuning Ludwig aufforderte, Fräulein d'Honrath zu Tiſche zu führen, und der Hauptmann nun ſchicklichkeitshalber der Hausfrau den Arm bieten mußte, wußte er es mit überraſchender Gewandtheit ſo einzurichten, daß er ſeinen Platz doch auf der anderen Seite Jeannettens fand. Ludwig ergrimmte über dieſe Zudringlichkeit, zumal ſich ſeine hübſche Nachbarin ſelbſt leiſe darüber beſchwerte, und nur die

freundlichen Blicke, welchen er in Jeannettens Augen begegnete, hielten ihn ab, sofort vom Tische aufzustehen, und, gefoltert von Eifersucht und Widerwillen gegen den Hauptmann, und gespornt von dem finsteren Dämon seines leidenschaftlichen und störrischen Wesens, die Gesellschaft zu verlassen.

Wie hätte indessen dieser innere Kampf dem weiblichen Scharfblicke der Hofräthin entgehen können? Kaum hatte sie ihn daher gewahrt, als sich ihr schöner, edler Charakter im Stillen kund gab: ihrem Ludwig sollte das bis dahin so heitere Fest nicht verleidet werden; sie unterdrückte daher die geheime Abneigung, die sie seit den letzten Berichten über den Hauptmann vor diesem hatte, und entfaltete, ihm gegenüber, als Weltdame, ihr liebenswürdiges und geistreiches Wesen mit solcher Gewandtheit, daß er fast keinen Augenblick mehr fand, sich von Frau von Breuning loszuwinden. Herr von Greth mußte, so viel er auch in seinem Inneren fluchte und wetterte mit lächelnden Mienen stille halten, und selbst als die übrigen jungen Leute nach vollendetem Abendessen ein Tänzchen machten, fesselte ihn die schlaue Hausfrau an eine Parthie Whist.

Frau von Breuning hatte es noch zur rechten Zeit getroffen. Die Sturm verkündenden Wolken, die in Ludwigs Innerem bereits aufgestiegen waren,

verſchwanden wieder, und das Feſt endete ſchön und heiter, wie es begonnen.

Ludwig ſchlief, wie dieß häufig vorkam, in dem Hauſe der befreundeten Familie, und wie ſelig entſchlummerte er mit dem Gedanken: daß das liebe Mädchen unter demſelben Dache weile.

Nur zwei Augen wollten ſich hier lange nicht ſchließen: Chriſtoph von Breuning ging noch Stunden lang in ſeinem Zimmer auf und ab. Weniger feurig als ſein Bruder Stephan, aber ſchwärmeriſcher und von tieferem Gemüthe, hatte Fräulein d'Honrath auch auf ſein jugendliches, in Liebe noch ganz unerfahrenes Herz, einen tiefen Eindruck gemacht, den er jetzt in einem glühenden Gedichte Ausdruck zu geben ſuchte. Aber es wollte ihm nicht gelingen; der Eindruck war noch zu friſch, ſeine innere Erregung zu mächtig, die Gefühle, die ihn bewegten, waren ihm ſelbſt noch zu fremd.

Nachdem er ſich lange vergeblich abgemüht, kleidete er ſich aus und warf ſich auf ſein Bett; aber es dauerte noch lange, bis er einſchlief.

Der junge Hauptmann von Greth allein hatte den ſchönen geſellſchaftlichen Kreis im Breuning'ſchen Hauſe verſtimmt und ärgerlich verlaſſen. Konnte er es doch der Hofräthin nicht vergeben, daß ſie ihn auf ſo feine Weiſe von der reizenden d'Honrath abgeſchnitten; völlig in den Harniſch brachte

ihn aber der Gedanke, daß dies augenscheinlich zu Gunsten des jungen van Beethoven geschehen sei, den er ohne dem, seines ernsten, gesetzten und selbstbewußten Wesens halber, nicht ausstehen konnte. Das eigenthümlich Dominirende, was von diesem jungen Manne ausging, und was auch Herr von Greth im Umgange mit ihm instinctiv fühlte — so sehr er sich Mühe gab, von seiner Seite aus zu imponiren — ärgerte ihn und machte ihm den jungen Künstler verhaßt. Darum schalt er in sich die ganze heutige Feier eine übertriebene Ovation; obgleich er eigentlich die Verdienste und die immer herrlicher aufleuchtenden Talente Ludwigs gar nicht kannte, und unbeachtet ließ, daß Frau von Breuning ihren Liebling damit nur zu einem immer energischeren Streben anfeueren wollte. Dabei war ja auch die Schlußgruppe nicht von der Hofräthin, sondern aus dem Gedichte Stephans unter der Mitwirkung der beiden Kügelgen hervorgegangen. Die in jugendlichem Feuer für ihren gemeinsamen Freund schwärmten. Dennoch hätte der Hauptmann am Ende auch dies nur belächelt und bespöttelt, wäre ihm Beethoven nicht auch noch bei der schönen Blondine zu nahe und in den Weg gekommen. Und er war Kenner und Verehrer des weiblichen Geschlechtes; Jeannette hatte ihn entzückt, ja sogar einen tieferen Eindruck, als er es sich selbst zugestehen mochte, auf ihn gemacht.

Mit soldatesker Sicherheit war er daher auch schon seines Sieges gewiß, als er sich Fräulein d'Honrath näherte, und man kann sich nun seinen verbissenen Ingrimm denken, als er Sturm und Sieg durch die geschickten Manöver der Hofräthin vereitelt sah.

Dies Mißgeschick goß indessen nur Oel in die leidenschaftlichen Flammen seines Herzens; der Hauptmann glaubte durch dies Nichtgelingen seines Vorhabens gewissermaßen in seiner Ehre verletzt zu sein, und leistete sich nun auf dem Heimwege den Schwur: die kleine Blondine zu erobern, es gelte was es wolle! Und Ehrgeiz war ja die Achillesperse in des Hauptmanns Charakter. Freilich sind Ehrgeiz und Ehre nicht immer gleichbedeutend; die Menschen, von ihrer Leidenschaftlichkeit oder ihren Schwächen und Neigungen beherrscht, verwechseln beide gar oft. Ja! würden sie mit wahrer Ehre geizen; aber die wahre Ehre ist ihnen nur zu oft ein bloßes Spiel; während zugleich die eingebildete Ehre meistens über die wirkliche hinwegschreitet, wie der Riese über den Zwerg, den er kaum sieht oder nicht sehen will.

„Ich muß sie erobern!" — sagte der Hauptmann jetzt vor sich hin in die Nacht hinaus .... und damit war sein Ziel für die nächste Zukunft gesetzt.

Er lag den kommenden Morgen noch im Bett, als Lux bei ihm eintrat.

„Langſchläfer!“ — rief ihm dieſer zu. — „Iſt es nicht eine Schande, noch im Bett zu liegen, wenn die Sonne ſchon den Leuten auf den Scheitel brennt. Wie ſagt der königliche Sänger Salomo: Wie lange liegſt du Fauler? Wann willſt du aufſtehen von deinem Schlafe? Ja, ſchlafe noch ein wenig, ſchlummre noch ein wenig, ſchlage die Hände in einander ein wenig, daß du ſchlafeſt; ſo wird dich ....“

„Halt! um Gottes Willen, halt!“ — rief hier der Hauptmann — „ich glaube es ja ſchon, daß Ihr noch etwas aus dem Kloſter behalten habt; aber zerreißt mir mit eurer verdammten Litanei meine ſchönen Träume nicht.“

„Und von wem haben Eure hauptmänniglichen Gnaden denn geträumt?“ — frug Lux, indem er ſich mit ausgeſpreizten Beinen und verſchränkten Armen vor das Bett des Hauptmanns ſtellte und dieſen mit drolliger Miene anſchaute. — „Von der hübſchen Schauſpielerin, die Ihr ſo verliebt in Euch gemacht habt, wie eine Märzkatze? oder von der kleinen brünetten Thorwächterstochter, die ſich von ihrem Vater ſchlagen und treten läßt und doch einem gewiſſen Hauptmann den Schlüſſel nicht vorenthält?“

„Von keiner von beiden!“ — entgegnete der junge Offizier ſich dehnend, und ein Lächeln ſüßer Erinnerung ſpielte um ſeine Lippen. — „Aber von einem anderen Blitz-Mädel, das mir den Kopf verrückt hat.“

„Schon wieder?“

„Fein! fein!“ — rief Herr von Greth.

„Augen?“ — frug Lux.

„Blau!“ — antwortete der Hauptmann wie im Rapport.

„Haare?“

„Blond — wie Gold!“

„Naſe?“

„Klein und fein gebogen.“

„Mund?“

„Zum Küſſen.“

„Figur?“

„Nett, wie die einer Sylphide!“

„Hände und Füße?“

„Zierlich, zum verlieben!“

„Züge?“

„Nobel!“

„Ausdruck?“

„Schnippiſch zum Entzücken.“

„Nun!“ — meinte Lux — „kann paſſiren, und ſcheint auch ſchon in die Feſtung Eures Herzens eingerückt zu ſein; was übrigens — unter uns geſagt — kein Kunſtſtück iſt, da ſchon viel zu viel Breſchen geſchoſſen ſind! Und wer iſt die Glückliche?“

„Fräulein Jeannette d'Honrath von Cöln.“

„D'Honrath?“

„Erſt angekommen! Ich traf ſie bei Breuning's. Ich ſag' Euch, Lux, ein Wettermädel, — hat auch Geiſt und Witz. Ich glaube der hochnaſige, brummbärige Beethoven — dieſer, kaum der Schule entlaufene Junge, dem ſie geſtern wieder Weihrauch geſtreut haben, daß es einem Menſchen von Verſtand übel werden mußte — iſt auch in ſie verliebt. Nun, wir wollen ſehen! Kommt mir der Muſikmacher in's Gehege, will ich ihn in Dinge verwickeln . . ."

„Laßt's gut ſein, Hauptmännchen!" — fiel hier Lux ein — „da könnt' ich ja nicht ſecundiren. Der junge Beethoven hat eminente Talente. Er iſt jetzt ſchon Kammermuſikus, was hier viel heißen will und wird gewiß einſt noch etwas Großes!"

„Will ich Euch denn zum ſecundiren?" — frug Greth, ohne auf die letzten Worte des Komikers zu achten.

„Weiß nicht; aber ich will Euch dazu!" — verſetzte dieſer.

„Lux!?" — rief bei dieſen Worten der Hauptmann und ſetzte ſich vor Staunen im Bette auf. — „Lux, hab' ich recht gehört? . . . Ihr . . . Ihr . . . wollt Euch ſchlagen?"

„Nun!" — entgegnete Lux mit komiſchem Ernſt — „iſt denn da ſo etwas Beſonderes daran?"

„Und mit wem?"

„Mit einem Cavalier."

„Und der iſt?“

„Kammerherr von Wöls!“

Der Hauptmann brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Mein Kammerherrchen von Wöls!“ — rief er dann. — „Hat endlich einmal Euer Witz gewirkt?“

„Kaum!“ — ſagte Lux — „der Kammerherr hat geiſtig und phyſiſch einen wahren Straußen-Magen: er ſchluckt hinunter und verdaut, was man ihm hinwirft. Aber die Andern haben ihn ſo lange geneckt, gehetzt und geſtichelt, bis er Muth faßte.“

„Ho, Muth!“ — rief Greth verächtlich — „der, und Muth.“

„Er hatte auch keinen!“ — verſetzte Lux — „aber ſein Dünkel ließ ihn glauben, ich würde vor ſeiner hochadeligen Kammerherrlichkeit zurückbeben.“

„Und was ſoll es nun geben?“

„Ein fürchterliches Duell!“ — rief Lux mit komiſch grimmiger Miene und wie zum Stoß gegen Greth ausfallend, der ſich lachend zurückwarf.

„Wollt Ihr ſecundiren?“

„Natürlich.“

„Aber ich ſchlage mich nur im Innern des Zeughauſes.“

„Wo?“

„Im Innern des Zeughauſes.“

„Sonderbarer Ort!“

„Laßt mich nur gewähren, Hauptmann; aber Ihr müßt mir, dem Kammerherrn und einigen Freunden die Erlaubniß verſchaffen, die Sache dort abzumachen.“

„Warum nicht: der Verwalter des Zeughauſes wird nicht ſo feindlich gegen das Haus Oeſterreich geſinnt ſein, daß er kaiſerliche Ducaten zurückweiſ't.“

„Das glaub' ich in der That auch nicht!“ — rief Lux.

„Und wann ſoll es losgehen?“

„Morgen Abend acht Uhr.“

„Acht Uhr? da fängt es ja ſchon zu dunklen an.“

„Pah!“ — rief Lux mit verächtlicher Miene und wegwerfendem Pathos. — „Warum ſoll's nicht dunkel ſein? ... ein Lux hat gute Augen und ein Wöls iſt ein ſolch' famöſer Knabe auf dem Fechtboden, daß er ſeinen Gegner mit zugebundenen Augen zu Wurſtfüllſel zerhackt.“

„Schon gut!“ — ſagte Herr von Greth. — „Ich wittere wieder einen Luxiſchen Streich.“

„Abgewartet!“ — rief der Komiker.

„Und iſt Wöls unterrichtet?“

„Noch nicht. Erſt müſſen wir Gewißheit wegen dem Zeughaus haben; dann habt Ihr wohl, als mein Secundant, die Güte, mit dem Kammerherrn das Uebrige in's Reine zu bringen. Wollt Ihr, Hauptmann?“

„Mit Freuden!“

„So lebt jetzt wohl, ich muß auf die Probe.

„Bei der hübſchen Zuckerbäckerin?"

„Ach was, — die Meerkatze!" — rief Lux — „auf dem Theater!" — und er ſchlüpfte behende der Thüre hinaus.

Den kommenden Tag gegen acht Uhr ging Kammerherr von Wöls ſehr unruhig in ſeinem Empfangzimmer auf und ab. Es war dies ein weites, im Geſchmacke jener Zeit koſtbar eingerichtetes Gemach, das — wie die ganze Wohnung des Kammerherrn — einem der älteſten Häuſer der Stadt Bonn angehörte.

Die weißgetünchte Decke ſchmückten eine Maſſe Blumengewinde aus Stukkaturarbeit, die in den künſtlichſten Verſchlingungen an den Seiten derſelben hinliefen, in den vier Ecken aber zu rieſigen Medaillons heranwuchſen, in welchen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter durch Gruppen nackter bausbackiger Kinder verſinnlicht waren. Auch die Wände waren urſprünglich einfach weiß geweſen, doch hatte ſie der Luxus ſpäterer Zeit und Bewohner mit einem, bis faſt nach oben reichenden Ueberzuge von geſchliffenem Eichenholze bedeckt, das durch ſchmale, zierlich und kunſtvoll geſchnitzte, in Thürmchen ausgehende Säulen in Felder abgetheilt wurde. Es gab dieſe Bekleidung dem geräumigen Gemache etwas Ariſtokratiſch-Ritterliches; ja ſie würde durch ihre koſtbaren Schnitzereien und Verzierungen in gothiſchem Style faſt an die Domherrnſtühle in dem Chore irgend einer alten Kirche erinnert

haben, wären die Felder zwiſchen den Säulchen nicht mit Gruppen von Wildpret, Geflügel und Waffen aller Art decorirt geweſen. Auch die Thüren waren auf gleiche Weiſe auf das Zierlichſte geſchnitzt, doch gaben dieſe Boiſerien in ihrer dunklen Färbung dem ganzen Gemache etwas düſteres, das durch die ſchweren Vorhänge aus dunkelgrünem Sammt nur noch gehoben wurde. Die ſämmtlichen Seſſel waren mit dem gleichen Stoffe überzogen. Auch den großen runden Tiſch unter dem Kryſtall-Kronleuchter ſchmückte eine gleiche Decke; während, ebenfalls in Holz geſchnitzte, Conſols alte reichgeſchliffene Kryſtallgefäße und Majoliken — venetianiſche Vaſen aus dem XVI. Jahrhundert — trugen.

Zu dieſem ariſtokratiſch ernſten und ruhigen Weſen des Gemaches, das — wenigſtens theilweiſe — an die ſchönſten Zeiten des Mittelalters erinnerte, wollte nun freilich die ſchmächtige Figur, das nichtsſagende Geſicht, der geckenhaft-modiſche Anzug des Kammerherrn nicht paſſen; noch weniger aber paßte dazu die Unruhe, mit welcher Herr von Wöls jetzt in dem Zimmer auf- und ablief, bald hier- bald dorthin trippelte, und die ſich ganz unverkennbar auch in ſeinen Zügen ausſprach.

Sein Geſicht war faſt ſo weiß, als der Puder in ſeinem künſtlich friſirten Haare, das ein hofgerechter Haarbeutel mit Würde auf dem Rücken zuſammenfaßte. Die lange, ſchwerſeidene Weſte, der breitſchößige Rock,

die kurzen, seidenen Hosen mit goldenen Schnallen, die weißseidenen Strümpfe, der Chapeau und die Manchetten aus ächten Spitzen und der zierliche Degen an der Seite ließen in ihm freilich einen Cavalier errathen: aber wo blieb bei dem Cavalier der Mann? denn von Manneswürde war hier allerdings auch nicht eine Spur zu finden.

Aber dem guten Herrn von Wöls gingen auch sehr fatale Gedanken jetzt im Kopfe herum; jede Minute konnte sich ja die Thüre öffnen und sein Secundant eintreten, ihn zu dem fatalen Duell mit dem verfluchten Spaßmacher abzuholen, und dieser sonst so närrische Kauz und lustige Gesellschafter schien diesmal gar keinen Spaß verstehen zu wollen.

Wöls hatte ihm ja sagen lassen: daß er die Herausforderung nur im Scherze gemeint habe. Der, der sonst so viel scherzte, wollte nichts davon wissen und forderte blutige Sühne.

Wöls hatte sich herabgelassen dem bürgerlichen Menschen, dem Comödianten, Versöhnung und Freundschaft anzutragen; ... der blutgierige Barbar Luz ... hatte beides verschmäht.

Wöls wollte — um keinen Todtschlag auf seine Seele zu laden — unbemerkt auf einige Zeit verreisen: den Augen dieses Luzes entgingen selbst die geheimen Anstalten dazu nicht. Jetzt standen vier handfeste Arbeiter um das Haus herum und bewachten

den edlen Kammerherrn mit wahrhaft zärtlicher Aufmerksamkeit.

Wöls hatte — in einem Anfall wunderbarer Großmuth und Menschenfreundlichkeit — Lux einen witzigseinsollenden Brief geschrieben, den eine Rolle von fünfzig Ducaten begleitete, und in welchem er den Präsidenten der „Trinkbrüder" scherzend bat, die beifolgende Summe als Tribut seiner Verehrung anzunehmen und in edlem Rheinwein für seinen Keller anzulegen. Unbegreiflich! unerhört! dieser mörderische Mensch, dieser blutgierige Tiger .... war selbst für eine solche Großmuth und Menschenfreundlichkeit — trotz Schulden und Durst — unzugänglich.

Rolle und Brief kamen von Lux zurück, mit der teufliſch-maliciöſen Bemerkung: „das edle Blut des edlen Kammerherrn gelte ihm mehr, als alles Gold der Welt!"

Wöls war vernichtet! Er hatte als Christ und Mensch alles aufgeboten, den unseligen Zweikampf zu hintertreiben ... vergeblich! Es blieb also nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Wenn nur das Herzklopfen nicht gewesen wäre und ein so unleidlich sonderbares Gefühl von Beklemmung, untermischt mit einem eigenthümlichen Drang zum Durchgehen. Aber da draußen! ... da draußen! ... die verfluchten Aufpasser!

Wöls trat vom Fenster zurück, warf einen weh-

müthigen Blick nach den frei und luſtig dahin ſchwirrenden Schwalben — nach den leicht beſchwingten Wolken, den glücklichen Seglern der Lüfte, die ſich keinen Teufel um aufpaſſende Arbeiter zu bekümmern hatten und ſo leicht über Bonn dahinſchwebten, daß es dem Kammerherrn vor Sehnſucht, ihnen zu folgen, ganz wehe wurde. Er hatte noch nie gedichtet, ... jetzt wäre er in der Stimmung geweſen, ein tiefgefühltes Poem auf dies Glück der Freiheit zu ſchreiben ... nur die Ruhe fehlte.

Und es war ſo heiß, ſo erdrückend ſchwül. Er nahm ſein feines Battiſttaſchentuch und trocknete ſich den kalten Schweiß auf der Stirne. Dann wieder trippelte er zum Tiſche, ergriff einen hier liegenden zierlichen Fleuret und führte mit demſelben einige famöſe Stöße aus, deren Kunſtgerechtigkeit ihn ſichtlich beruhigten.

Es ſchlug dreiviertel auf acht Uhr und der Secundant, Kammerherr von Holzopohl, ein Intimus des Herrn von Wöls, trat ein.

„Ha! Freundchen! Freundchen!“ — rief ihm Wöls, noch tiefer erblaſſend entgegen — „Sie kommen zu früh; ... es iſt erſt ſieben Uhr.“

„Vergebung, mein Beſter!“ — entgegnete der Eingetretene — „es iſt noch ein Viertel bis zu acht.“

„So, ſo!“ — meinte Wöls, und fuhr neuerdings

mit dem duftenden Taſchentuch über die Stirne — „da geht meine Uhr ganz falſch.“

„Ich wüßte nicht!“ — entgegnete der Erſtere, mit einem Blick nach der Pendule, die genau dreiviertel zeigte.

„Hm!“ — ſtöhnte Wöls — „dann iſt es doch ſchrecklich, was meine Augen abnehmen. Da gebrauche ich nun ſchon ſeit Monaten mein neues Augenwäſſerchen ....“

„Aber, lieber Freund, es iſt Zeit, daß wir gehen!“ — unterbrach den Sprechenden hier Kammerherr von Holzopohl — „es wird ja ſonſt Nacht!“

„Freilich! freilich!“ — meinte Herr von Wöls. — „Iſt der Wagen vorgefahren?“

„Ja!“ — ſagte Holzopohl mit finſterer Miene. Wöls bemerkte es. Er blieb daher vor dem Freunde ſtehen und frug:

„Was haben Sie? warum ſo finſter?“

„Mein Gott!“ — rief jener ärgerlich — „als ob Sie es nicht wüßten!“

„Was denn?“

„Daß mir dies Duell ein Gräuel iſt?“

„Mir auch!“

„Aber nicht aus dem gleichen Grunde. Wie kann ſich ein Mann, wie Sie, mit ſolch' bürgerlichem Pack ſchlagen.“

„Holzopöhlchen!“ — ſeufzte Herr von Wöls,

indem er ſich Luft zufächelte. — „Sie haben recht. Warum hab' ich mich unter das Volk gemiſcht! aber..."

„Nun!" — meinte der Andere — „es iſt jetzt nicht mehr zu ändern, alſo fort!..."

„Fort!... ja fort!" — liſpelte Wöls — „wenn die verfluchten vier Kerle nicht vor dem Hauſe ſtünden."

„Sind Sie fertig?"

„Sogleich!" — und Wöls lief nach ſeinem Hute; war aber ſo verwirrt, ſo ganz auseinander, daß er ein auf dem Tiſch liegendes, in ſchwarz Saffian gebundenes Mode-Journal ergriff und wie einen Hut unter den Arm nahm.

„Bitte!" — ſagte Kammerherr von Holzopohl, dem es ſichtlich ebenfalls nicht ganz wohl zu Muthe war, der aber doch ſeinen Kopf noch nicht ganz verloren hatte, — „Sie haben ſich geirrt, Freund, das iſt nicht Ihr Hut."

„Ach! ja! ja!" — rief Herr von Wöls, ſich vor den Kopf ſchlagend — „was doch Kampfeswuth nicht alles thun kann? Ich zittre vor Begierde, dieſen erbärmlichen Lux zu durchbohren, und da ſeh' ich nichts wie Blut vor den Augen. Journälchen genommen, ſtatt meinen Hut!"... und er eilte den Fehlgriff gut zu machen.

Jetzt erſchien auch der Kammerdiener des Herrn von Wöls mit den nöthigen Waffen. Wöls fuhr im erſten Augenblicke etwas zurück; dann faßte er ſich

ſchnell, winkte dem Freunde und beide verließen das Zimmer, um in den Wagen zu ſteigen.

Acht Uhr hatte ausgeſchlagen, als der Wagen des Herrn Kammerherrn von Wöls unweit des Zeughauſes hielt. Zwei Herren und ein Diener ſtiegen aus und gingen auf einem kleinen Umwege nach demſelben hin.

Der Verwalter ließ ſie eintreten; Herr von Holzopohl nahm die Waffen und Hauptmann von Greth begrüßte ſie im Namen und als Secundant des Gegners.

Als dieß geſchehen, begaben ſich die drei Herren in den Ritter- und Waffenſaal.

Es war dieß zu jener Zeit eine große und weite Halle, den unteren Stock des Zeughauſes bildend, welches Churfürſt Joſeph Clemens im Jahre 1691 hatte aufführen laſſen. Maſſive Mauern trugen hier ſchwerfällige Wölbungen, die ſich in der Mitte des Raumes auf plumpe Säulen herabließen und dem Ganzen mehr das Anſehen eines Kellers, oder eines Kerkers, als eines Ritterſaales gaben. Dieſer düſtere Eindruck wurde aber noch dadurch erhöht, daß die kleinen, mit alten Glasmalereien eingeſetzten Fenſter kaum einen Strahl des Lichtes zuließen. Sämmtliche Wände waren dabei mit Waffen früherer Jahrhunderte geſchmückt, und ſo ſah man hier neben dem Halsberge, das Panzerhemde, neben der Streitaxt

das rieſige Schwert, neben Lanze, Kolben und Dolch, die gewaltige Tartſche; alle dieſe Dinge aber bildeten maleriſche Gruppen von Helmen und Fahnen gekrönt und überragt.

Zwiſchen den Säulen ſtanden dabei Exemplare der merkwürdigſten Feuerröhren, wie ſie ſeit Beginn des XVI. Jahrhunderts aufgekommen waren, und von welchen man nicht wußte, ob man mehr die abenteuerlichen, monſtröſen Formen oder die noch abenteuerlicheren Namen bewundern ſollte, wie die Trakana, die ſcharfe Metze, der Baſilisk, die Nachtigall, die Quartenſchlange, der Falkhahn, das Falkonnet, der Weckauf, das Thurmkrätzel, der Barlebous, und wie ſie alle hießen, die Feuerſchlünde und Mordwaffen jener alten Zeit.

Die Krone des Ritter- und Waffenſaales aber bildeten eine Reihenfolge geſchichtlich intereſſanter Harniſche, die vom Helme bis zur Eiſendecke der Füße vorhanden waren, und die man an der hinteren Wand in einem weiten Halbkreiſe ſo aufgeſtellt hatte, als leibten und lebten die alten Ritter noch darinnen.

Da prangte der Waffenſchmuck Pfalzgraf Caſimirs, der in der traurigen Fehde mit Churfürſt Gebhard eine ſo wichtige Rolle geſpielt; neben ihm gewahrte man die Rüſtung des einſt ſo gefürchteten Schenk von Rideck; dann jene des Grafen

Wilhelm von Holland und Heinrichs, Grafen von Virnenburg aus dem XIV. Jahrhundert. Gegenüber zeigte ſich, faſt wie lebend, der prachtvolle Harniſch des Erzbiſchofs Theodorich II., Grafen von Mörs und jener Ruprechts, Pfalzgrafen bei Rhein, Bruder Friedrichs des Siegreichen.

Alle dieſe und noch andere gewaltige Rüſtungen erhoben ſich, wie geſagt, faſt drohend in dem weiten Halbkreiſe, welchen die ausgebogte Mauer hier bildete, und waren auch ſämmtliche Helme geſchloſſen, ſo mochte es einer auch nur einigermaßen reizbaren Phantaſie in dem ohnehin dunklen Raume doch gar leicht dünken, als funkelten die Augen jener gewaltigen Recken durch die Spalten der Viſire, — als rege es ſich in den Harniſchen jener längſt in Aſche zerfallenen Männer, — als hauche ein Zauber den hohlen Rüſtungen Leben ein, ſo daß ſie ſich zu bewegen anfingen, um ſchweren Schrittes herabzuſteigen von den niederen Piedeſtalen und in finſterem Zorne über die zwerghafte, entartete Generation der Gegenwart Alles um ſich her zu zerſchmettern.

Und hier im Kreiſe dieſer Edlen, ſollte der Zweikampf nun ſtattfinden.

Lux war auch ſchon zugegen. Es war indeſſen ſo düſter hier, daß Kammerherr von Holzopohl,

als Secundant des Herrn von Wöls, Einſprache dagegen erhob.

„Gut!“ — ſagte Hauptmann von Greth — „mögen die beiden Herren einen Augenblick hier warten. Herr Kammerherr von Holzopohl begleitet mich vielleicht, um einen helleren Ort im oberen Raume des Zeughauſes aufzufinden. Die Glasmalereien in den Fenſtern machen hier allerdings ſehr düſter.“

„Sehr gern!“ — entgegnete Holzopohl, und die Secundanten entfernten ſich.

Aber dies: „Sehr gern!“ war dem Kammerherrn von Wöls gar nicht aus der Seele geſprochen. Ihm gegenüber ſtand Herr Lux mit finſterer, blutdürſtiger Miene. Er ſprach — ganz ſeiner Natur zuwider — heute kein Wort und gab ſeine Mordluſt nur durch verſchiedene Stöße kund, die er mit dem Degen in die Luft führte.

Es war ſehr natürlich, daß ſich Herr von Wöls von dieſem nichts Gutes verſprechenden Anblicke abwandte; aber da kam er, wie man zu ſagen pflegt: von dem Regen in die Traufe! denn nun ſchauten ihn alle die Rüſtungen, die im Halbkreiſe um ihn ſtanden, noch viel ernſter und unheilverkündender an.

Wie viel Blut hatte einſt ſchon an dieſen Harniſchen geklebt? Wie viele Menſchen hauchten wohl unter den Hieben dieſer Rieſenſchwerter ſchon ihr

Leben aus? Und Blut .... Blut! ſollte Herr von Wöls jetzt ſelbſt ſehen! .... vielleicht gar ſein eigenes; — — — ein Menſchenleben konnten die nächſten Minuten fordern .... vielleicht gar das koſtbare des Kammerherrn ſelbſt!

Wöls wiſchte ſich mit dem Batiſttuche die Stirne, ſein Herz pochte ſo gewaltig, daß er kaum athmen konnte; es wurde noch dunkler vor ſeinen Augen und der kalte Schweiß ſtand ihm in dicken Tropfen auf der Stirne.

Da plötzlich .... nein, es war nicht möglich! .... er mußte falſch geſehen haben .... und doch .... und doch! .... es war richtig! .... es bewegten ſich die Harniſche: Pfalzgraf Caſimir, Schenk von Rideck, die Grafen von Virneburg und Mörs!

Langſam, feierlich und majeſtätiſch heben ſie den Arm, daß die eiſernen Schienen der Rüſtungen klirren; — jetzt .... jetzt lüpfen ſie gar die Viſire! .... Herr, du mein Gott! .... da funkeln Augen .... wirkliche Augen, ... ſchrecklich rollende Augen!

Den Kammerherrn trifft bald der Schlag. Sprachlos vor Entſetzen ſtarrt er die von Geiſtern belebten Harniſche an: träumt er? .... wacht er? .... er weiß es nicht! Vergebens ſucht er zu denken, ... ſein armes Gehirn läßt ihn im Stich! .... und jetzt, jetzt ſteigen

die Eiſenkoloſſe nieder von ihren Piedeſtalen .... jetzt heben ſie drohend die eiſernen Hände .... jetzt ſchreiten ſie auf ihn ein ....

Aber — das war doch zu viel für einen Kammerherrn von Wöls.

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ — ſchreit er entſetzt auf, wirft den Degen weit von ſich und rennt, als ob es hinter ihm brenne, zum Saale und zum Hauſe hinaus.

Vergeblich ruft ihm Lux und der, eben mit dem Hauptmann wiederkehrende, Herr von Holzopohl nach: Wöls hört und ſieht nichts, und ſein Secundant, blaß vor Aerger und Scham, ſieht ſich genöthigt, ihm zu folgen.

Aber kaum hat auch dieſer die Halle verlaſſen, als von allen Seiten ein unbändiges Gelächter ausbricht. Lux lacht, daß ihm der Bauch ſchüttelt; — die edlen Ritter lachen, daß die Harniſche klirren und klappern; — hinter allen Säulen lacht es, und ſelbſt die Mordſchlünde der Trabanas, Baſilisken, Quartenſchlangen und Barlebours ſcheinen mit zu lachen; denn hinter allen dieſen Dingern tauchen jetzt Geſichter auf. Es waren die „Trinkbrüder,“ die Lux hier verſteckt hatte, um eine Probe Wöls'ſchen Muthes mit anzuſehen.

Den kommenden Tag war natürlich die ganze Stadt mit diesem neuen Streiche des guten Lux beschäftigt; Kammerherr von Wöls aber .... war auf einige Zeit verreis't.

Während aber faſt ganz Bonn über Lux und Herrn Kammerherrn von Wöls lachte, — ſelbſt der Churfürſt, der bekannterweiſe den Kammerherrn nicht ausſtehen konnte — gab es hier, wie überall in der Welt, doch auch ſchwere Herzen und thränenfeuchte Augen.

Lachen und Weinen, Freude und Trauer, Glück und Unglück theilen ſich nun einmal in der Menſchen Leben, und während die hochgehenden Wellen der Luſt den Einen in ſeligem Taumel ſchaukeln, verſchlingt ein Abgrund von Jammer den Anderen.

Wehe dann Demjenigen, der in dieſen Schickſalsſtürmen kein ſchützendes Obdach findet; der kalte, liebloſe, rauhe Wind des Lebens wird ihm Manches anhaben, und mit blutendem Herzen wird er nach jenen Glücklichen ſchauen, bei welchen Liebe ſich unter den Flügeln der Liebe birgt.

Wenn ſich die Menſchen in ihrer Thorheit nur nicht ſo vielen Jammer, ſo viel Elend, ſo viel Unglück ſelbſt bereiteten, und ſich durch ihre Leidenſchaften ſelbſt: Leiden ſchafften!

Und wie klein und unbedeutend iſt oft die Veranlaſſung, der moraliſchen Stürme und Orkane, während ihr vernichtendes Wüthen keine Grenzen kennt, und, wild dahinbrauſend, Paradieſe entblättert und vernichtet.

Oeffnet man im Winter die Thüre eines erheizten Zimmers, ſo ſtrömt die kalte Luft am Boden ein, die warme Luft in der Höhe aus. Dies iſt im Kleinen die Veranlaſſung zu dem, was wir Zug nennen, im Großen die Urſache deſſen, was der Matroſe nach Umſtänden durch Beten oder Fluchen herbeiruft oder verwünſcht, die Urſache des Windes und der Stürme.

Zweimal im Jahre befindet ſich die Sonne ſenkrecht über den Regionen des Aequators. Da ſie ſich nun nie weit genug entfernt, um eine Abkühlung eintreten zu laſſen, durchglüht ſie hier die Atmoſphäre ſo ſehr, daß dieſe — durch die Hitze dünner und leichter geworden — in einem fortwährend aufſteigenden Strome ſich befindet. Anders aber geſtaltet ſich die Sache an den beiden Grenzen dieſer Zone: Die, in Folge der Hitze, fortwährend aufſteigende Luft läßt hier einen Raum zurück, der nur äußerſt verdünnte Luft enthält und in dieſen ſtrömt, vom Nordpol und

vom Südpol her, beſtändig die kalte Luft mit großer Heftigkeit.

Dieſe und ähnliche Luftſtrömungen ſind nun die Urſachen unſerer Winde, die ſich oft zu raſenden Stürmen ſteigern.

Wenn der Schiffer, auf ſeiner Fahrt nach Süden, im atlantiſchen Ocean ſich dem Aequator nähert, ergreift Furcht ein jedes Herz.

Früher oder ſpäter, je nach der Jahreszeit wird der günſtige Wind, der ihn bis dahin getragen und glücklich geführt, ſchwächer und ſchwächer .... und ſchweigt endlich ganz.

Und rings um ihn her dehnt ſich alsdann das ungeheuere Meer, vom Himmel nur begrenzt, wie eine weite, endloſe Spiegelfläche. Das Schiff, vor Kurzem noch wie ein Vogel dahinfliegend, liegt jetzt feſtgebannt auf flüſſigem Kryſtall. Die ſenkrecht herabfallenden Strahlen der Sonne durchglühen alle Räume; dem Wüſtenſande gleich brennt das Verdeck.

Und Tag auf Tag verſtreicht, und Woche auf Woche, und unbeweglich liegt das ſtolze Schiff, das ein Beherrſcher ſonſt der weiten, weiten Meere!

Und der Vorrath des trinkbaren Waſſers iſt verzehrt. An den Gaumen heftet glühender Durſt die lechzende Zunge. Mit wilden, mordſchwangeren Blicken der Verzweiflung ſieht jeder den Leidensgefährten an.

Da ſinkt die Sonne abermals herab, doch leuchtet heute der abendliche Himmel in dunk'lem Kupferroth.

Und mit der emporſteigenden Nacht erhebt in Oſten ſich ein ſchwarzer dunk'ler Wall, geballt aus himmelhohen Wolkenmaſſen. Ein leiſes, ſchrilles Pfeifen tönt aus der Ferne; ihm folgt ein weißer Schaumſtreif, querrollend über den ganzen Ocean. Jetzt ſchwankt das Schiff, das Takelwerk erbebt, unheimlich klappernd an den Raen und Stangen.

Da plötzlich raſt der Sturm mit furchtbarem Gebrüll heran. Kreiſchend zerreißen die Segel und fliegen in Stücken davon. Ein lautes Krachen, ... ein zweites und der Fockmaſt ſinkt über Bord. Pfeilſchnell und willenlos, ein Spiel des wüthenden Orkans, tobt jetzt das Schiff dahin, bald bergeshoch gehoben von den Wogen, bald hingeſchleudert in die tiefſte Tiefe, daß alle Rippen knirſchend krachen. Endlos rollt der Donner, die Blitze zucken durch die Luft — da tönt ein Schrei — mitten im Waſſer praſſeln die Flammen auf — — — noch einmal ein furchtbarer Stoß und — — — verſchwunden iſt das Schiff; der Sturm aber raſt weiter, den Küſten zu, um mit des tollſten Wahnſinn's Wuth Plantagen zu zerſtören, Häuſer umzuwerfen, der Menſchen Hab und Gut mit einem Stoße auf ewig zu vernichten, und gräßlich tönt es durch das Graus empörter Elemente; „Mein Reich iſt Elend und mein Scepter Schrecken!"

Das iſt der Sturm, geboren aus der kleinen Urſache, die wir in dem Streben nach Ausgleichung der verſchieden erwärmten Luftſchichten fanden; das iſt der Sturm, das leidenſchaftliche Aufbrauſen der Elemente!

Und wo fänden wir ein ſolches leidenſchaftliches Aufbrauſen nicht? Die kleine Menſchenwelt iſt ja ein Spiegel der großen Natur; daher die Stürme in der Weltgeſchichte und .... in unſerem eigenen Herzen! Auch hier raſen ſie ja mit wildem Ungeſtüme auf Adlerſchwingen einher, und tauſendmal für einmal hören wir auch hier den Unglücksſchrei: „Mein Reich iſt Elend und mein Scepter Schrecken!“

Und was ſind dieſe Stürme? .... nichts anderes, als unſere Leidenſchaften.

Aber die äußeren Stürme reißen nur die Hütte um, in der wir wohnen und die leicht wieder aufzubauen iſt: die Stürme der Leidenſchaften aber verwüſten unſere innere Welt!

Und verwüſtet, zerſtört, in den Staub getreten war die innere Welt eines holden Weſens, das jetzt in einem engen Kerker ſtill weinte, während ſich Derjenige, der in dieſem kindlichen Herzen den Sturm einer allgewaltigen Leidenſchaft erregt, auf den Wogen eines heiterbewegten Lebens lächelnd ſchaukelte.

Bonn wird öſtlich von dem Rheine, ſüdlich von dem Schloſſe und nordweſtlich — von der Münſterkirche an — von dem Walle und deſſen mit Gärten

geſchmückten Gräben begrenzt, die ſich wieder bis an den Rhein hinziehen.

Außer dem alten Zolle und dem, über dreißig Morgen umfaſſenden Hofgarten, iſt der Spaziergang vor dem ſchönen Coblenzer- oder St. Michaels-Thore, und zwar in der Regel bis nach dem, mit einer ſchönen Volksſage in Verbindung ſtehenden ſogenannten Eſchenbäumchen, der beſuchteſte.

Da die Bonner Gelehrten unſerer Zeit nicht allein Theorien, ſondern auch Häuſer bauen, ſo haben ſich denn auch hier viele derſelben, in mehr oder weniger geſchmackvoller Weiſe, angeſiedelt. Inmitten dieſer Neubauten erhebt ſich, dicht am Uferrande, ein im modernen Geſchmack renovirtes Gebäude, das in früher Zeit einzeln daſtand und zu dem churfürſtlichen Weingarten, der Vinea Domini, gehörte, in dem einſt der Landesherr ſelbſt die erſten Trauben zur Weinleſe ſchnitt.

Beſſer, als dieſes alte Gebäude hat ſich das St. Michaels Thor erhalten, das noch jetzt — mitten durch das Schloß gehend — ſtolz und majeſtätiſch, in drei Stockwerken, wie ein ſelbſtſtändiges kleines Palais daſteht. Es wurde 1730 unter Churfürſt Clemens Auguſt erbaut, und zwar an der Stelle, an der früher ein von Druſus errichteter Thurm ſtand.

Das eigentliche Thor führt durch das Gebäude mitten hindurch und zeigte um die Zeit, von welcher wir ſprechen, auf der einen Seite des Erdgeſchoſſes

die Wohnung des Thurmwächters, auf der anderen eine kleine Wachtstube. Prächtig dagegen und in wahrhaft fürstlichem Style prangte der mittlere Theil der Hauptfronte mit seinen Säulen, Bogenstellungen und plastischen Auszierungen; aber hier versammelte sich auch unter Clemens August das hohe Kapitel des St. Michaelsordens, worauf denn auch noch heut zu Tage die hoch oben angebrachte Statue des heiligen Michaels mit dem Drachen hinweis't.

In dem oberen Stockwerke endlich befanden sich schon damals verschiedene Gefängnisse, wie noch jetzt der Carcer der Universität hier zu finden ist. Freilich waren sie in jener Zeit nur für „Verbrecher" höherer Stände bestimmt; jetzt aber umschloß das eine derselben ein gar liebes Wesen, das gewiß nie ein Verbrechen begangen haben konnte; auch hatte nur die väterliche Autorität des Thorwächters das Töchterlein hierher verbannt.

Aber der Wächter des St. Michaelthores war eben ein harter, roher und zorniger Mann, dessen gröblichen Mißhandlungen sein Weib längst erlegen und der nun sein einziges Töchterlein unter einer nicht minder eisernen Ruthe hielt. Ungerecht freilich und launenhaft zornig konnte man den Thorwächter nicht gerade nennen, auch waren seine Mißhandlungen nicht Folgen des Trunkes: er wollte in der That das Rechte, aber er wollte es auf eine rohe und eigensinnige

Weiſe, und fand, da wo er Unrecht auch nur vermuthete, ebenſowenig in ſeinem Zorne eine Grenze, als in ſeinen Strafen.

Den ſchlagendſten Beweis hierfür lieferte ja gerade jetzt ſein eigenes Kind, das der zornige Vater ſeit geſtern in einem, der ſeiner Obhut übergebenen und für Verbrecher beſtimmten, Kerker eingeſchloſſen hatte.

Betty ſaß eben — nur nothdürftig bekleidet, und mit bloßen Füßen, gerade wie ſie der Vater getroffen, als ſie zu Bett gehen wollte — auf dem hölzernen Schemel, der, nebſt dem Tiſche aus rohem Holze und einer ſchlechten Matratze, das ganze Ameublement des kleinen dunkelen Gemaches bildete, deſſen kahle Steinmauern einen trüben und ſchwermüthigen Eindruck machten.

Sie hatte den runden und vollen Arm auf den Tiſch, das Köpfchen auf den Arm geſtützt und ſchaute nun wie träumend vor ſich hin.

Es war ein reizendes und doch das innigſte Mitleid erregendes Bild, denn Betty war eine Büßerin, wie ſie ſich Raphael nicht ſchöner hätte wünſchen können. Wie floß doch das tiefdunkelbraune Haar, an dem ſie der Vater aus dem unteren Geſchoſſe, wo ihre gemeinſame Wohnung ſich befand, heraufgezerrt, in reicher Fülle über Schultern und Rücken, deren herrliche Formen das etwas herabgeſunkene Hemde zeigte, auf welchen aber auch dick angelaufene Schwülen

und Striche die Züchtigungen bekundeten, die der Armen durch den grauſamen Vater geworden.

Ein weißer, zarter Teint gewinnt ſich ſtets unſere Bewunderung; aber viel, viel reizender ſtach hier noch die brünette Farbe der Haut von der Weiße der Leinwand ab, die den oberen Theil des Körpers deckte; während den unteren ein leichtes Untergewand umſchloß. Und wie klein und voll der Mund war, wie ſchwarz und brennend die Augen, obgleich ſie jetzt, — von Thränen trübe — faſt glanzlos vor ſich hinſtarrten. Es lag dabei etwas Kindliches in Bettys Zügen, und — wenn ſie von Zeit zu Zeit aus ihren Träumereien erwachte — etwas Schwärmeriſches in ihrem Blick, das ſich faſt wie Freude über ein ſchmerzliches, aber ſüßes Märtyrerthum geſtaltete.

Und als Märtyrerin einer unſchuldigen, aber vom Vater dennoch mit Recht gemißbilligten Liebe litt denn auch das arme Kind. Betty wußte faſt ſelbſt nicht, wie ſie zu dieſer Liebe gekommen ſei? ſie begriff auch nicht, wie jetzt eine ſo gewaltige Leidenſchaft ihr — bis vor Kurzem noch ſo ganz ſtilles und ruhiges — Herz mit einemmale habe erfüllen können? Aber es war geſchehen, und wenn ſie an den geliebten Mann dachte und ſein Bild vor ihr Seelenauge trat, — jugendlich ſchön und kräftig, die edle Geſtalt gehoben durch das militäriſche Kleid, — die großen dunklen Augen aufblitzend in heißer Gluth, — um den Mund

ein ſtolzes Lächeln, — in der Rede einen nie geahnten Zauberfluß . . . dann wunderte ſie ſich doch nicht mehr, — dann begriff ſie nur eines nicht: wie dieſen Einen nicht alle Welt liebe!

Auch jetzt dachte ſie an ihn, wie immer und immer, und ihre Gedanken durchſchlichen an der Hand der Liebe das Labyrinth der Erinnerungen. Da überflog plötzlich eine höhere Röthe ihre Wangen und ein leiſes, faſt wehmüthiges Lächeln ſpielte um die Winkel des kleinen Mundes: Betty dachte an die Stunde, da ſie den Geliebten zum erſtenmale geſehen.

Es war dies vor nicht ganz zwei Monaten geweſen, als ſie einige Wochen zum Beſuche bei einer Verwandten in dem benachbarten zwiſchen Baumgärten und Weinbergen gelegenen Orte Keſſenich zugebracht.

Glückliche Zeit unſchuldiger ländlicher Freuden! glückliche Zeit, in der die harten ſtrengen Worte des Vaters ihr Ohr nicht trafen, ſein ſtrafender Zorn ſie nicht bei jeder Kleinigkeit erreichen konnte. O wie wohl that damals der armen Betty die freundliche liebevolle Behandlung der alten guten Frau, bei der ſie war. Ihr Herz bedurfte ja der Liebe ſo ſehr, ſehnte ſich um ſo ſchmerzlicher nach ihr, als ſie, ſeit der Mutter Tod, im eigenen elterlichen Hauſe keine Spur davon gefunden.

Jetzt trug ſie dieſelbe in ihrem ſtillen ländlichen

Asyle mit der Gluth und Fülle eines jugendlichen Herzens auf die Blumen über, die in dem kleinen Garten prangten, der ihre neue Wohnung umgab; — auf die Vöglein, die so herrlich in dem nahen Walde sangen; — auf Gottes ganze weite, prächtige Schöpfung, die ihr — die sonst fast nie aus der kleinen, ziemlich düsteren Wohnung des Vaters kam — im Gegensatze mit dieser jetzt doppelt schön und herrlich dünkte.

So brachte denn auch die meiste Zeit in dem Gärtchen des Hauses oder auf Spaziergängen über die waldigen Hügel der Umgebung zu. Es war ihr an diesen beiden Orten so wohl, so stillvergnügt, so leicht, so frei und doch auch so befriedigt zu Muthe. Namentlich im Walde, dessen balsamischen Duft sie in vollen Zügen einsog; dessen leises Rauschen ihr wie das Flüstern eines trauten Freundes klang; mit dessen Echos sie sich gerne neckte. Dann lagerte sie sich wohl auf das weiche Moos unter irgend einer alten Eiche, schaute hinauf in das dichte grüne Laubdach und wenn es in den Aesten und Zweigen leise rauschte, so glaubte sie die Sprache des Baumes zu verstehen und antwortete ihm mit trauten, aus tiefstem Herzen quellenden Worten. „Du schöner Baum" — sagte sie dann wohl — „wie hab' ich dich lieb, mit deinen prächtig knorrigen Aesten, in denen Tausende und aber Tausende von Insekten summen und brummen und

wohnen; wo die Vöglein ihre Neſter bauen, mit den lieben, lieben Kleinen, die ſie erziehen im verſchwiegenen Dunkel. Ach! ich hab' euch alle lieb: Bäume, Blumen, Schmetterlinge, Vöglein und Wald, und möchte bei euch bleiben und euch alle an mein Herz drücken." Und dann ſchlang ſie wohl in dunklem, ihr noch unbewußtem Drange den Arm um den Stamm der Eiche, oder pflückte eine naheſtehende Waldblume und drückte ſie herzend und küſſend an ihre Bruſt.

Und mehr und mehr mit jedem Morgen, mit jedem Gange in die Waldeinſamkeit — erwachte dieſer ſeltſame Drang, ſich liebend an die Natur anzuſchmiegen, das jungfräuliche Herz auszuſchütten in geheimen gegenſeitigen Geſprächen. Es war Betty dann, als würde ihr damit eine Bergeslaſt vom Herzen genommen, als öffne ſich damit für ſie die Ahnung eines ganz neuen Lebens, einer neuen Welt!

Eines Morgens nun, als ſie gerade in der Laube des kleinen Gartens ſaß und Feldblumen, die ſie von einem Frühſpaziergange mitgebracht, zu einem Strauße zuſammenband, ward ſie durch ein ängſtliches Geſchrei von Kinderſtimmen aufgeſchreckt. Betty ſprang an die Thüre des Gartens, aber die Sinne vergingen ihr beinahe, als ſie zwei ſcheugewordene Pferde mit einem ſchwerbeladenen Müllerwagen in vollſtem Laufe daher kommen ſah. Sie waren dem Knechte durchgegangen und ſchnaubten nun dem Wege entlang, auf welchem

unglücklicherweise zur selben Zeit ein Haufen kleiner Dorfkinder gespielt. Diese nun, im Begriff zur Seite zu springen, rannten wiedereinander, zwei davon fielen und Betty sah sie schon von den Pferden zerstampft und von den Rädern des schweren Wagens zermalmt, als plötzlich ein junger Offizier daher sprengte. Mit der Schnelle des Blitzes war er vom Pferde, warf Betty die Zügel zu, und sprang über die Kinder hinaus, den Rossen des Müllers entgegen und riß sie mit einem so gewaltigen Ruck der schnell erfaßten Zügel zurück, daß sie, sich hoch aufbäumend, Halt machten.

Alles dies war das Werk eines Momentes; aber dieser Moment war für des Thorwächters Töchterlein so voll Schreck und Entsetzen, daß es noch ganz starr und sprachlos dastand, als der Müllerknecht keuchend ankam und der Reitersmann das eine der Kinder, welches am Kopfe stark blutete aufgehoben und auf seinen Armen in das Gärtchen getragen hatte.

Jetzt erst, als das Kind todtenbleich und mit Blut übergossen auf der Bank lag, der junge Mann ihr den Zügel seines Pferdes abnahm, um ihn an einer Planke zu befestigen und zugleich um frisches Wasser bat, kam Betty zu sich, aber auch nur in so weit, daß sie, den Zustand des Kindes erkennend, so schnell als sie nur konnte zu dessen Hülfe eilte. Erst als die Wunden ausgewaschen waren und sich als nicht

gefährlich herausgestellt hatten, wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Lebensretter des Kindes zu.

Aber warum dieses Erröthen, warum diese Gluth in Gesicht und Herz schon bei dem ersten Blick auf den schönen stattlichen jungen Mann? — Warum? — als ob die Liebe sich an ein „Warum?" und „Woher?" kehrte. Plötzlich, wie mit dem Zucken eines Blitzes, trifft sie oft ein Menschenherz; — unvorbereitet überrascht sie es mit ihrer ganzen Allgewalt!

Betty wußte nicht, was sie so sonderbar ergreife, warum ihr das Blut so allgewaltig nach dem Herzen ströme. Sie erschrack sogar vor diesem noch nie gehabten Gefühle und schlug verlegen die Augen vor den feurigen Blicken des jungen Mannes nieder. Und doch zog es sie, wie mit einem unwiderstehlichen Zauber, den Fremden wieder und wieder anzublicken, dessen schöne Gestalt, dessen ritterliches Wesen, dessen edle Züge ihr gar sehr gefielen. Nie hatte noch ein junger Mann einen solchen Eindruck auf sie gemacht; aber nie hatte sie sich auch einem Eindrucke so gerne hingegeben, als diesem. Und konnte sie denn seinen Fragen ausweichen? Konnte sie seine bescheidene Bitte abschlagen: ob er sich einen Augenblick zu ihr in die Laube setzen dürfe?

Was er sprach, hörte sie nun freilich nicht immer ganz recht: sie war zu verlegen, zu viel Auge und zu

wenig Ohr. Nur daß er ihr viel Schönes und Liebes sagte, empfand sie an ihrem häufigen Erröthen und Erglühen; aber dies Erröthen und Erglühen hatte nichts Peinliches, sondern etwas unendlich Wohlthuendes. Sie hätte ihn küssen mögen, wenn es sich geschickt hätte — und sonderbar! — eine solche Anwandlung mußte der junge Offizier auch haben, denn plötzlich zog er sie sanft an sich, und drückte einen Kuß auf ihre flammenden Wangen.

Betty erschrack zum Tode! Es durchrieselte sie wie mit Himmelsluft und doch mußte sie sich loswinden; aber sie war nicht böse. Ihre Kindlichkeit und Natürlichkeit wußte auch nichts von Verstellung, und darum lächelte sie recht lieb und freundlich, als sie jetzt der junge Mann ebenfalls lächelnd ansah. Gott! es lag etwas so Wunderbares in seinen Blicken, sie mußte die Augen senken und doch wieder in die seinen sehen: da war es ihr, als seien diese Augen ein dunkler tiefer See, der sie in sich hineinzöge. Darum konnte sie denn auch nicht widerstehen, als er sie abermals leise, leise an sich zog und glühend küßte. Die Sinne schwanden ihr fast, ihr Herz klopfte hörbar, ihr Busen wogte, als wolle er den engen Mieder sprengen, und als sie seine Lippen auf den ihren brennen fühlte und sie nun den Kuß glühend wieder zurückgab, durchschauerte sie es so unnennbar süß, daß ihr Himmel und Erde zu einem Meere der Wonne zu zerfließen

ſchienen. Sie kam erſt wieder recht zu ſich, als der Reitersmann auf dem Pferde ſaß und ihr, davonſprengend, noch einmal lächelnd zuwinkte. Wenn ſie ſich nicht getäuſcht, hatte er ihr vorher noch zugeflüſtert: „Morgen zur ſelben Stunde bin ich wieder bei Dir!“

Aber wie war nun Betty zu Muthe, als Roß und Reiter verſchwunden waren! Erſt dachte ſie an einen Traum und fuhr ſich mit der Hand über die Stirne. Aber das Brennen auf Mund und Wange war zu deutlich, ihr Herz ſchlug noch zu gewaltig, die Erregung war zu groß, als daß dies Alles von einem Traume hätte herrühren ſollen. Ein Traum nimmt auch keinen Blumenſtrauß mit fort und doch fehlte der ihre.

Sie wollte aufſtehen, aber ſie taumelte, wie von einem ſüßen Rauſche befangen, wieder zurück; und träumend ſaß ſie noch ſtundenlange, bis ſie die Alte zum Eſſen rief. Freilich war Betty hier ungewöhnlich verlegen, was von der viel ſchwätzenden guten Alten aber nicht bemerkt wurde. Die Verlegenheit ließ indeſſen auch bald nach und wich einer ſtillen Freudigkeit, da ſich das Mädchen bewußt wurde, daß ſie liebe und geliebt werde, und darin lag ja nichts Böſes. Im Gegentheil, jetzt erſt wurde ihr Aufenthalt in Keſſenich zu einem wahrhaft ſeligen, denn alle Morgen zur beſtimmten Stunde kam der Geliebte und da das Häuschen, in welchem Betty bei der Ver-

wandten wohnte an der Straße hinter dem Dorfe lag und die Alte jene Zeit regelmäßig in der Kirche zubrachte, so störte die Liebenden keine Seele.

Aber die schönen, glücklichen Tage der Freiheit verstrichen . . . und Betty mußte wieder zu dem Vater und in die Stadt. Das hätte ihr nun weniger gemacht, wenn nicht eines gewesen wäre: ihr Geliebter — Karl nannte er sich — hatte ihr versprochen, sie zu heirathen; aber da müsse — sagte er — da er österreichischer Lieutenant sei, erst die Erlaubniß bei der Regierung erwirkt werden, und ehe dies geschehen, dürfe der Vater von ihrem Verhältniß nichts erfahren.

Was wollte Betty machen? Sie liebte Karl mit der vollen Gluth unbegrenzter Leidenschaft, und fühlte nur zu gut, daß sie ohne den Geliebten nicht mehr existiren könne; er war ihr ja Alles: Licht, Luft, Leben . . . er war ihr ganzes Sein, ihre Seligkeit! So gab sie denn, freilich ungern, nach, und empfing Karl im Geheimen. Aber Bonn ist nicht Kessenich, und ein Vater und churfürstlicher Thorwächter hat andere Augen, als eine alte Base auf dem Lande. Der Thorwächter kam hinter das Verhältniß und nun war die arme Kleine verloren. Der strenge Mann mißhandelte sie grausam, indem er die Betheuerungen verlachte, daß sie der fremde Lieutenant, der vornehme Herr, der nicht einmal seinen Namen nennen und ehrlich vor den Vater treten wolle, heirathen werde.

Indeſſen . . . was ſoll Vernunft einer Leidenſchaft gegenüber, wie ſie jetzt in Bettys Herz loderte.

„Mein Reich iſt Elend und mein Scepter Schrecken!“ heult der Orcan über Meer und Land, ſchreit es auch in dem Menſchenherzen, wenn die Stürme der Leidenſchaften toben und raſen.

Betty ſah Karl wiederholt; des harten, zornigen Vaters Strafen ſteigerten ſich, und da er, heimkommend, geſtern Abend abermals in Erfahrung gebracht, daß der Lieutenant heimlich bei ſeiner Tochter geweſen ſei, hatte er ſie, gerade als ſie zu Bette gehen wollte, erfaßt, bis auf das Blut geſchlagen, an den Haaren zu dem Kerker im oberen Geſchoße hinaufgezerrt und hier bei Waſſer und Brod, mit nackten Füßen und nur mit Hemde und Unterrock bekleidet, eingeſchloſſen.

Gewiß wäre aber doch des Thorwächters Wuth nicht ſo bis zum Aeußerſten geſteigert worden, wenn Betty die gräßlichen Mißhandlungen des Vaters nicht mit einem faſt unglaublichen Heldenmuthe hingenommen hätte. Kein Schrei, kein Wehelaut, keine Klage ließ ſie hören. Wie ein Wurm wandte und krümmte ſie ſich unter den Schlägen des barbariſchen Vaters, unter ſeinen Fußtritten und Stößen; aber ſie litt für ihre Liebe, und dieſe Schwärmerei ließ ſie die Schmerzen mit derſelben wilden, innerlichen Freude begrüßen, mit der alle Märtyrer für ihre Sache leiden und

ſterben. Der rohe Vater aber nahm dieſen ſchwärmeriſchen Heldenmuth der Liebe, für den er keinen Begriff hatte, natürlich für unbeugſamen Eigenſinn des Kindes und ſteigerte ſich dadurch ſelbſt noch in ſeinem Zorne und in ſeiner Wuth bis auf das Aeußerſte.

So lächelte denn jetzt Betty unter Thränen; ſie hatte ja die Geſchichte ihrer aufkeimenden Liebe mit all den ſchönen, glücklichen Stunden, die ſie in der Laube des kleinen Gartens zu Keſſenich erlebte, an ihrer Seele vorüberziehen laſſen; ſie gedachte im Augenblicke der ſeligen Momente, die ſie ſo oft hier im Hauſe mit dem Geliebten heimlich durchlebt: wenn er Abends im Dämmerlichte auf einem Schemel zu ihren Füßen ſaß, ſein Haupt in ihren Schooß legte, ihre Hand mit ſeinem lockigen Haare ſpielte und ſie — war der Vater nicht zu Hauſe — unter heißem Küſſetauſchen dem Geliebten jene rheiniſche Volksliedchen vorſang, die er ſo gerne von ihr hörte. Das war ja dann ein ſo ſtill-ſeliges Koſen, als ob der Frühlingswind durch Blüthenbäume ſäuſ'le. Oft auch hatte ſie in ſolchen Stunden den ſchwärmeriſch-gluthvollen Blick der Vergangenheit zugewandt. Dann erzählte ſie wohl weich und wehmüthig von der lange ſchlummernden Mutter, die ſo ſanft, ſo gut geweſen, und wie ſie, von dem Tage ihres Todes an, Niemanden mehr gehabt habe, der Liebe für ſie gefühlt, bis zu der Stunde, da Karl ihr erſchienen.

Und wenn ſie dieſer dann feurig umſchlang und mit tauſend Schwüren verſicherte, daß es ewig ſo bleiben ſolle; dann hatte ſie wohl oft und viel davon geplaudert, wie gut und treu bis zum Grabe ſie ſich als Gatten ſein wollten, aufrichtig und lauter, nichts ſuchend in der Welt, als die Freuden, die ſie wechſelweiſe aus ihrer Liebe ſchöpfen würden.

An alles dies dachte Betty jetzt und wie der Vater in ſeiner rohen Weiſe zwiſchen ſie und den Geliebten getreten ſei, und wie ſie doch unerſchütterlich feſt auf das Wort des Mannes baue, der ihr erſt die Bedeutung des Lebens durch ſeine Liebe erſchloſſen.

Und Freude und Schmerz bewegten jetzt in der ſie umgebenden traurigen Einſamkeit ihre Seele. Sie hielt feſt im Vertrauen auf den Geliebten, und doch erfaßte ſie bei dem Gedanken an die Zukunft ein leiſes Bangen. Unter Schmerzen zuckte ſie oft zuſammen, und doch hätte ſie die Hand des Vaters küſſen können, die ihr die Seligkeit bereitet, um ihrer Liebe Willen leiden zu können. Sie weinte leiſe und lächelte durch ihre Thränen.

Plötzlich fuhr ſie zuſammen, als ob eine Schlange ſie geſtochen. Ihr Kopf richtete ſich lauſchend nach der Thüre .... zwei Stimmen ließen ſich hören .... es war eine fremde und die ihres Vaters.

„Da iſt für einen Fremden nichts zu ſehen!“ — ſagte jetzt die rauhe Stimme des Thorwächters, — „das

ſind Gefängniſſe; Sie aber wünſchen ja auf die Plattform des Hauſes geführt zu ſein, um die Ausſicht über die Stadt und Umgegend zu genießen."

„Ja, das wünſche ich!" — entgegnete eine andere männliche Stimme in auffallend fremdem Accent. — „Indeſſen würde es mich freuen, wenn ich auch dieſe Gefängniſſe ſehen könnte; ich mache gerne Studien an den Gefangenen."

„Geht nicht!" — entgegnete kurz und barſch der Thorwächter.

„Warum nicht!"

„Weil ich nicht mag."

„Iſt kein Grund."

„Ich habe meinen."

„Zu widerſprechen?" — frug der Fremde. — „Nun, widerſprechen heißt oft ſo viel, als an die Thüre klopfen, um zu erfahren, ob Jemand im Zimmer ſei? — — Ihr ſeid ein ſchlauer Fuchs, Meiſter Thorwächter, . . . da . . . nehmt dieſen Ducaten und öffnet."

Eine momentane Stille erfolgte, doch zeigte es ſich ſofort, daß das Geld gewirkt hatte.

„Meinetwegen denn!" — hörte man den Thorwächter in weit geſchmeidigerem Tone, als bisher ſagen; der Schlüſſel drehte ſich und die Riegel knarrten.

Betty erſchrack zum Tode: nicht allein vor dem Vater, ſondern auch vor dem Gedanken, daß ein Fremder ſie in ihrem jetzigen Anzuge — der eigentlich gar

keiner war — ſehen ſolle. Sie ſprang daher auf, flüchtete nach dem elenden Lager, nahm die einzige Decke, die ſich auf demſelben befand, zog ſie über die Achſeln und kauerte in einem Winkel nieder.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und die beiden Männer traten ein.

Der Fremde war eine kleine gedrungene Figur mit ziemlich ſchiefen Beinen. Unter dem tief in den Kopf gedrückten Hute blickte ein Geſicht mit derben Zügen hervor, in welchen indeß, etwas ſonderbar Komiſches lag, ſo ernſt der Fremde auch zu erſcheinen bemüht war. Die Kleidung des Mannes war fremdartig, aber keineswegs auffallend.

Als er eingetreten, ſuchten ſeine lebhaften Augen ſofort nach dem Inhalte des Gefängniſſes; drückten aber bei dem Anblicke des armen Kindes Mitleid und Erſtaunen aus; — ja es blitzte ſelbſt etwas wie Zorn in ihnen auf, als ein raſcher Seitenblick auf den Vater fiel.

„Und was hat das arme Weſen gethan?“ — frug der Fremde jetzt mit großer Gleichgültigkeit, der aber geübtere Augen und Ohren, als die des Thorwächters, leicht das Gezwungene angeſehen und angehört haben würden.

„Iſt eine leichtſinnige Dirne!“ — entgegnete hart und mit finſterer Miene der Wächter — „die ihr Vater hier hat einſchließen laſſen, damit ſie zu Vernunft und

Einsicht kommt, und thut, was des Vaters Wort befiehlt!"

„Das muß ein strenger Vater sein!" — meinte der Fremde — „ob aber das der rechte Weg ist, dem Kinde eine bessere Einsicht beizubringen? . . ."

„Mit Verlaub vor Eurer Gnaden" — fiel hier der Thorwächter hart und rauh ein — „ich glaube, daß Sie das nichts anfügt!"

„Gar nichts!" — entgegnete der Fremde ruhig und schritt, da der Wächter die Thüre des Gefängnisses wieder geöffnet und dem Besuche mit einer sehr unzweideutigen Handbewegung angedeutet hatte, wohin er gehöre, hinaus. Die Riegel klirrten und der Schlüssel drehte sich im Schlosse.

Betty athmete hoch auf; als sie aber jetzt ihr Köpfchen, das sie bis dahin verschämt gesenkt hatte, wieder erhob, gewahrte sie mit freudiger Ueberraschung ein Briefchen an dem Boden liegen. Rasch warf sie die Decke zurück und eilte es aufzuheben; da blitzte die helle Freude aus ihrer Augen: es kam von ihm! Der Fremde, der sicher ein Bote von ihm war, mußte es zurückgelassen haben.

Betty riß es jetzt mit zitternden Händen auf und las:

„Ich habe von der schändlichen Behandlung gehört, die Dir durch Deinen grausamen Vater in Folge unseres letzten Zusammentreffens ward. Du sollst acht

Tage büßen und schmachten und dann an den alten häßlichen Schloßwart, den Freund Deines Vaters, verheirathet werden. Das kann, das darf nicht sein. Du bist mein, — mein durch die Liebe und durch Deine Schwüre. Du wirst mir in Liebe folgen und liebend werde ich für Deine Zukunft sorgen. Halte Dich daher diese Nacht bereit, Dein Retter und Befreier naht, sobald die Sterne am Himmel funkeln.

Dein Karl."

Betty stand erstaunt und überrascht. Sie las, die Hand an der Stirne, das Briefchen wohl drei und viermal, ohne eigentlich recht zu wissen, was sie las. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, die Gedanken drehten sich schwindelnd in ihrem Hirne.

Also war es doch wahr, was der Vater oft schon angedeutet: er hatte sie für den alten, ihr unaussprechlich widerlichen Schloßwart bestimmt. Dieser sollte ihr Gatte werden und der Geliebte dann auf ewig für sie verloren sein! unmöglich! unmöglich!

„Eher in den Tod!" — rief Betty und sank erschöpft auf den Schemel.

Aber Karl wollte sie ja retten — diese Nacht noch der grausamen Behandlung ihres Vaters, der entsetzlichen Verbindung mit dem Schloßwart entziehen! War dieser Gedanke denn nicht erlösend? —

Ja, er wäre es gewesen, wenn Betty's leidenschaftliche Liebe jedes Pflichtgefühl in ihr erstickt

hätte. Dies aber war nicht der Fall und so beängstigte sie der Gedanke an eine nächtliche Flucht aus dem elterlichen Hause unaussprechlich. Sie gedachte unwillkührlich ihrer guten, längst heimgegangenen Mutter, und was diese wohl zu einem solchen Schritte gesagt haben würde, und es überkam sie eine unaussprechliche Trauer.

Immer hegt das Herz bei Erfassung eines Lieblingswunsches den Glauben, daß dessen Erfüllung es vollkommen befriedigen werde; allein auf dem Wege, den die Hoffnung zu ihrem Ziele einschlägt, sammeln sich nicht selten viele Wiederwärtigkeiten, die — mit der Erfüllung des Wunsches zugleich eintretend — die Freude darüber so verkümmern, daß das getrübte Auge den Stern des geträumten Glückes kaum mehr zu erblicken vermag.

So ging es Betty: sie sah die Stunde der Erlösung, den Moment ihrer Verbindung mit dem Geliebten vor Augen; — sie konnte fast das Glück, von dem sie so lange geträumt, mit den Händen erfassen und doch erschreckte sie die Art und Weise, auf welche sie zu denselben gelangen sollte. In ihrer Seele kämpften Pflichtgefühl und mädchenhafte Scheu vor einer entschieden unrechten That einen harten Kampf gegen die Liebe und den Abscheu der in Aussicht stehenden Zwangsheirath.

Der Tag verstrich und sie war immer noch nicht

mit ſich einig; ja ihre Unruhe und Beklommenheit ſtieg mit jeder Stunde. So grauſam ſie auch ihr Vater behandelt hatte, er war und blieb doch immer ihr Vater. Und wenn er ihr Verhältniß zu dem Geliebten mit anderen Augen anſah, wie ſie, ſo war dies um ſo natürlicher, als Karl bis jetzt noch nicht öffentlich hatte heraustreten wollen. Daß ſie dabei ihrer Liebe treu blieb, konnte ihr ſchlichtes natürliches Weſen nicht als Unrecht erkennen: ſie war ja Betty's höchſtes Gut, ihr Glück, ihre Seligkeit, ihr Alles, während ihr der Vater nie, auch nur einen Schatten von Liebe geboten hatte.

So ſchwankte und kämpfte Betty noch immer, als es bereits zu dunkeln anfing. Da öffnete ſich die Thüre und der Vater trat ein. Schweigend und finſter ſtellte er einen Krug Waſſer auf den Tiſch und legte ein Stück ſchwarzes Brod dazu. Sein kalter und ſtrenger Blick traf dabei die arme Büßerin und während ein höhniſches Lächeln über ſeine harten Züge flog, ſagte er mit tief verletzendem Spott:

„So, Jungfer Tochter, da iſt Ihr Abendſchmaus; thu' Sie ſich gut daran, die acht Tage, die Sie hier faſtend und büßend zubringen wird, ſoll Ihr wohl den Starrſinn beugen. Auch iſt das eine gute Vorbereitung für den heiligen Stand der Ehe, in den Sie ſich nach der Zeit begeben wird!"

„Vater!“ — rief hier ſchmerzlich das arme Kind — „Ihr wollt doch nicht wirklich“ . . .

„Daß Du den Schloßwart heiratheſt? ja, das will ich!“ — ſagte der Thorwächter mit eiſiger Kälte. — „Die Sache iſt abgemacht und ſogar ſchon von unſerem allergnädigſten Herr, ſeiner Churfürſtlichen Gnaden, gutgeheißen. Ein Mann, wie ich, hält auf Ehre und Recht, und ſo will ich nicht . . .“

„Aber Vater, Vater!“ — rief jetzt angſtvoll Betty und warf ſich händeringend dem harten Manne zu Füßen — „ich kann ja den Schloßwart nicht zum Manne nehmen.“

„Und warum nicht?“ — rief jener, während die Zornesader auf ſeiner Stirne furchtbar anſchwoll.

„Weil er mir entſetzlich iſt! weil ich ihn verabſcheue! . . . weil ich, wie Ihr wißt, Karl liebe, ihm ewige Treue geſchworen . . .“

Aber bei dieſen Worten fuhr ein ſo furchtbarer Hieb über Betty's entblößten Rücken, daß dieſe einen Mark und Bein durchdringenden Schrei des Schmerzes ausſtieß, und unwillkürlich mit beiden Händen über die Achſeln fahrend, ſich bleich, entſetzt und ſtöhnend, wie ein in den Staub getretener Wurm krümmte und beugte.

„Dies jedesmal, ſo oft ich den Namen des Elenden höre!“ — rief der Thorwächter mit zornflammenden Augen, und ſeine Hand ballte ſich krampfhaft um

die Lederpeitsche, die er bis dahin unter dem Wamse verborgen gehalten.

Aber Betty hatte sich bereits ermannt. Wenn ihr auch jede Bewegung, jedes Wort vor Schmerz schwer wurde, faßte sie doch, trotz des Widerſträubens, des Vaters Hand und diese küssend, stöhnte sie:

„Vater, Vater, ich will ja diese Hand immer küssen, wenn sie mich ... auch noch so furchtbar ... trifft ... aber habt Gnade und Erbarmen; ich kann ja ohne den Mann, den ich liebe, nicht leben. Er meint es ehrlich, er wird Eure Tochter zum Weibe nehmen! Verstoßt Euer Kind nicht ... verstoßt es nicht! .... es will ja seiner Pflicht treu bleiben ... aber habt auch Gnade und Erbarmen!"

Und Betty umfaßte schluchzend die Kniee des rauhen Mannes; dieser aber stieß sie streng und kalt zurück.

„Es bleibt dabei, wie ich gesagt!" — rief er finſter und verließ raschen Schrittes den Kerker.

„Vater! Vater!" — tönte es ihm nach — „stoßt Eure Tochter nicht selbst von Euch hinweg!"

Aber die Riegel klirrten, der Schlüssel drehte sich im Schlosse und die Tritte des hinabsteigenden Thorwächters verhallten allmälig.

Betty, die noch immer auf den Knieen lag, hielt lauschend die Hand an die Stirne; ihre Augen waren weit geöffnet, ihre langen, schönen Haare hingen ver-

worren herab, ihr Oberkörper folgte in vorgebeugter Haltung dem Vater, ihre Seele rang den letzten Kampf. Jetzt ... jetzt waren die Schritte des Unbeugsamen hoffnungslos verhallt .... da sprang sie auf und rief:

„Es ist geschehen! ... er hat es selbst gewollt!"

Rasch eilte sie dann nach dem Fenster und blickte nach den Sternen: sie funkelten schon einzeln an dem Himmel. Betty war entschlossen, dem Geliebten zu folgen.

Haydn und Beethoven.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Churfürst Maximilian Franz in einem seiner Staatswagen nach dem nahe gelegenen Schlosse Poppelsdorf fuhr.

Er war festlich gekleidet und in einer festlichen Freude erstrahlten auch seine edlen Züge, das sah Jedermann auf den ersten Blick, wenn er, aus seiner Equipage heraus, Denjenigen mit freundlicher Herablassung dankte, die ihn bei seinem Vorüberfahren ehrerbietig gegrüßt hatten.

Zu dem Poppelsdorfer Schlosse gelangt man, von Bonn aus, durch eine schöne Doppelallee von wilden Kastanien, die um jene Zeit in ihrer Mitte den, für die Ritterspiele des Hofadels bestimmten Rasenplatz in sich schloß.

Franz Max liebte diese Allee, wie Poppelsdorf selbst, ungemein; und es galt immer schon für

eine gute Vorbedeutung, wenn für eine Sitzung oder ein Hoffest dies schöne Schloß als der Versammlungsort bestimmt wurde. War es doch auch der Lieblingsaufenthalt seiner drei letzten Vorgänger gewesen, von welchen Churfürst Joseph Clemens im Anfange des vorigen Jahrhunderts den Grundstein dazu legte, während es dessen Nachfolger, Clemens August, in großartigem Style ausbauen ließ, und ihm, da er in dessen stattlichem oberen Stockwerke größtentheils die Nächte zubrachte, sogar den Namen „Clemensruhe" beilegte.

Nach dessen Tode und bis zu Ende der churfürstlichen Regierung ward es nun freilich nicht mehr bewohnt, sondern neben der Bonner Residenz und dem Brühler Schlosse fast nur noch zu Hoffesten von den beiden nachfolgenden Churfürsten Maximilian Friedrich (1761 bis 1784) und Maximilian Franz (1784 bis 1801) benutzt.

Aber Poppelsdorf war auch in der That ein schöner, für jene Tage prachtvoller Bau. Trat man durch das Schloßthor, so ward man sofort von einem geräumigen kreisrunden Hofe begrüßt, der mit einer Arcade von sechs und dreißig auf Säulen ruhenden Abtheilungen prangte und in dessen Mitte eine prächtige Fontaine ihre Silberstrahlen hoch in die Lüfte warf. Aus ihm gelangte man in den, mitten in der Fronte gegen den Garten hin liegenden, Marmor-

saal, in welchem die Audienzen ertheilt zu werden pflegten, und deſſen drei große, die ganze Breite des Saales einnehmenden Fenſterthüren, eine herrliche Ausſicht über den, in holländiſch-franzöſiſchem Geſchmacke angelegten, Luſtgarten hinaus nach dem Godesberg und dem Siebengebirge boten.

Der Stolz der Churfürſten, der Glanz des Schloſſes aber war der, in der Mitte von zwölf geräumigen Gemächern liegende Grotten- oder Muſchelſaal.

Es iſt bekannt, welche Liebhaberei das vorige Jahrhundert an Waſſerkünſten, Muſchelgrotten, Muſchelhöhlen und Muſcheltempeln fand. Von Verſailles, Schwetzingen und Nymphenburg herab bis zu den Gärten reicher Privatleute, trieben Könige, Fürſten, Adelige und Bürger dieſe theure Spielerei mit wahrer Leidenſchaft. Auch Schloß Poppelsdorf durfte daher nicht zurückbleiben, und ſeine Erbauer leiſteten denn auch wirklich in dem ebenerwähnten Saale etwas Ausgezeichnetes.

Wie prächtig, wie feenhaft leuchteten doch alle dieſe Millionen und Millionen Gypsſpath-Kryſtalle, welche die Wände und Decke des Saales, wie mit einem flammenden und ſprühenden Steinpanzer überzogen; während ſich dazwiſchen zahlloſe Verzierungen aus den ſchönſten Korallen, Muſcheln und Müſchelchen aller Art aufbauten. Selbſt Eulen und andere Vögel, Affen und Sphynxe — aus Muſcheln mit unübertreff-

licher Naturtreue nachgebildet — schmückten das Gemach und thronten namentlich über den großen gewaltigen Flügelthüren und den, mit kostbaren Divans und riesigen Spiegeln ausgefüllten, Nischen. Rechts und links der Hauptwand aber ragten Grotten von Felsen — ebenfalls mit Muscheln und Korallen bedeckt, zum Plafond empor, und warfen ihre Wasser, wie stürzende Waldbäche, schäumend von Stufe zu Stufe. Aus der Mitte der Decke erwuchs dabei, nach unten zu, ein riesiger, ein ungeheurer Korallenbaum, seine zahllosen Zweige, Aeste und Aestchen als Kronleuchter nach allen Seiten und Richtungen erstreckend. Brannten auf ihm die massenhaft angebrachten Lichter, so war die Wirkung derselben — bei den aus den Spiegeln und Krystallen zurückfallenden Myriaden Strahlen — eine über alle Beschreibung prachtvolle und herrliche. Ein Druck der Hand, und zahllose Wasserstrahlen — aus verborgen angebrachten Röhren und Röhrchen in weiten schönen Bogen hervorspringend und sich in allen Richtungen durchkreuzend — erhöhte dann noch den Effect dieser fürstlichen Zaubergrotte, zu deren Herstellung es sieben Jahre unausgesetzten Fleißes und ungeheurer Summen bedurft hatte*).

*) Derselbe ist jetzt noch schön erhalten und umfaßt zur Zeit, mit den anstoßenden Räumen, die Petrefacten- und Mineralien-

Kein Wunder alſo, daß die in Bonn reſidirenden Churfürſten Poppelsdorf liebten; — kein Wunder, daß ſich auch Maximilian Franz hier wohl fühlte und bei freudigen Veranlaſſungen gerne dieſen heiteren Ort zum Aufenthalte, zu Feſten oder zu wichtigen Mittheilungen wählte.

Und eine ſolche Veranlaſſung hatte ihn beſtimmt, heute hier eine große Sitzung und eine feſtliche Hoftafel anſagen zu laſſen. Welcher Grund dazu vorlag, wußte — außer ſeinen Miniſtern und vertrauten Räthen, den Grafen von Waldenfels und von Forſtmeiſter — Niemand.

Und doch! — doch! — ſollte ſich mit dem heutigen Tage eine ſeiner ſchönſten Hoffnungen erfüllen .... ſollte ſeinem Lande, ſollte ſeiner lieben Reſidenz Bonn heute eine Thatſache verkündet werden, deren unendlich ſegensreiche Folgen für beide nicht zu verkennen waren.

Um durch ſorgſame Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften die Bildung ſeines Volkes zu erhöhen, und zugleich ſeiner Reſidenz eine neue Zierde zu geben, errichtete ſchon der Vorgänger des jetzigen Churfürſten, Max Friedrich, im Jahre 1777 — alſo acht Jahre vor unſerer Erzählung — eine Akademie, und ſtattete dieſe meiſtens mit den Gütern des aufgehobenen Je-

---

Sammlung, ſowie das zootomiſche und zoologiſche Muſeum der Univerſität.

ſuitenordens aus. Da dieſe Akademie zugleich aber durch Beiträge der Klöſter unterſtützt wurde und überhaupt ſehr gedieh, ſo vermehrte er bald die Zahl der Lehrer und kam ſelbſt bei Kaiſer Joſeph II. um die Erhebung derſelben zur Univerſität ein. Noch war aber von Wien die kaiſerliche Beſtätigungsurkunde, der er mit Sehnſucht entgegenſah, nicht erfolgt, als ihn der Tod hinwegraffte.

Wir wiſſen es ſchon, mit welchem regem Eifer nun ſein Coadjutor und Nachfolger, Maximilian Franz, dieſe Idee erfaßte. Sie bildete einen Hauptmoment ſeines Lebens und Strebens; ja man kann in der That ſagen, daß die Erfüllung dieſes Wunſches ſein Glück ausmachte. Und ... dieſer Wunſch war erfüllt! die kaiſerliche Urkunde, welche die Akademie zu Bonn zu einer deutſchen Univerſität erhob, war geſtern eingetroffen und ſollte nun heute den Spitzen ſämmtlicher weltlichen und geiſtlichen Behörden, dem Rector der Akademie und den Vätern der Reſidenzſtadt mitgetheilt werden. Sollte da Maximilian Franz nicht glücklich ſein? — ſollte ſein edles Herz nicht in hoher reiner Freude ſchlagen? — ſollte die höchſte Befriedigung nicht aus ſeinen Zügen ſtrahlen, wie Maientag und Frühlingswetter?

Eine That, eine große. weltgeſchichtliche, lag vor ihm; — nichts ſtand ihm jetzt mehr im Wege, ſein menſchenbeglückendes Vorhaben auszuführen ... und

eine ſolche That iſt ja der Stolz, die Seligkeit einer großen Seele!

Als Maximilian Franz in Poppelsdorf anlangte, fand er die zu dieſer außerordentlichen Sitzung Berufenen ſchon im Marmorſaale verſammelt. Es befanden ſich hier ſeine Miniſter, außer den Grafen von Waldenfels und von Forſtmeiſter, die in ihren eigenen Equipagen eben mit ihm eingetroffen waren und ihm nun folgten; — ſodann das Domcapitel, Deputirte des Grafen- und Ritterſtandes, die gerade in Bonn anweſenden Stände des Erzſtiftes und die Abgeordneten der Stadt und der Akademie. Alle erhoben ſich bei dem Eintreten des Fürſten ehrerbietig, während ſich in ihren Zügen eine freudige Spannung kund gab, die indeß bei Vielen wohl auf das thatſächliche, längſt erwartete Ereigniß mit glücklichem Tacte ſchloß.

Aber wie freudig war nun die allgemeine Bewegung, als der Churfürſt das Ereigniß des Tages verkündete. Freiherr Spiegel zu Deſenberg antwortete im Namen der Anweſenden und des Landes, und ſprach in begeiſterter Rede dem edlen Fürſten den wohlverdienten Dank für ſeine raſtloſen Bemühungen zur Erreichung dieſes hohen Zieles aus. Als er geſchloſſen, erhob ſich abermals die ganze Verſammlung und brachte Maximilian Franz aus vollem Herzen ein laut erſchallendes dreimaliges „Lebehoch“ dar.

Es wurde nun noch das Weitere über diesen Gegenstand berathen; da der Fürst jetzt auch rasch an das Werk gehen wollte, und so kamen namentlich die vortrefflichen Lehrer Hedderich, Dereser, Rougemont, Daniels, Fischenich, Reeb und Wurzer als Professoren der künftigen Universität in Vorschlag. Ein von dem Churfürst-Erzbischof verrichtetes Dankgebet schloß alsdann den officiellen Act, worauf man sich in die Schloßcapelle begab, um einem Hochamte beizuwohnen, dessen Feier noch dadurch erhöht wurde, daß die Churfürstliche Hofcapelle nebst dem ganzen Sängerpersonale die hohe Messe von Sebastian Bach während demselben aufführte.

Nach beendetem Gottesdienste trat eine Pause bis zur Tafel ein, in welcher Zeit sich sämmtliche Anwesenden ganz frei und ungenirt im Schloß und Garten ergehen und bewegen konnten.

Auch der Churfürst stieg eben an der Seite des Freiherrn von Spiegel die breite Marmortreppe hinab, die aus dem Audienzsaale in den Garten führte, als Graf Waldenfels, begleitet von einem schlicht aussehenden älteren Manne auf ihn zutrat. Da der Fürst die Beiden sofort gewahrte, blieb er stehen, und mit freundlichem Blick den Mann in dem einfachen bräunen Anzuge, mit dem offenen, aber ausdrucksvollen Gesichte, musternd, sagte er, leutselig, wie immer:

„Wen bringen Sie mir, lieber Graf? gewiß einen Beſuch, den ich an dieſem ſchönen Tage herzlich willkommen heißen darf. Aber wie?“ — ſetzte der Churfürſt dann raſch hinzu — „dieſe Züge kenne ich ja!... wir haben uns ſchon in Wien geſehen... mein Gott... das iſt Haydn, mein lieber Haydn!“

Und Maximilian Franz eilte, beide Hände in freudiger Ueberraſchung vorgeſtreckt, auf Haydn zu, erfaßte die ſeinen und drückte ſie mit ächt öſterreichiſcher Gutmüthigkeit.

Haydn dankte gerührt; er hätte kaum erwartet, daß der Erzherzog, der ihn nur einigemale bei Fürſt Eſterhazy geſehen, ſich ſeiner noch erinnere.

„Wie ſollte das nicht ſein?“ — ſagte darauf der Churfürſt — „wer Sie in eigener Perſon ihre herrlichen Werke dirigiren ſah, der vergißt Sie nicht mehr. Aber welch' glücklicher Zufall führt Sie jetzt zu uns?“

„Ich komme von einer Reiſe nach England zurück!“ *)

„Woſelbſt der Herr Capellmeiſter die glänzendſten Siege gefeiert hat!“ — ſetzte Waldenfels hinzu.

„Man war faſt zu freundlich gegen mich!“ — meinte Haydn, während, durch die vielen ſchönen Erinnerungen hervorgerufen, jenes ganz eigene kindliche Lächeln um ſeine Mundwinkel ſpielte, das faſt alle ſeine Tonſchöpfungen wiederſpiegeln. — „England

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben u. Schaffen. 1. Thl. S. 18.

betrauert noch jetzt mit dem vollsten Rechte seinen unübertrefflichen Händel."

„Seinen Händel?" — fiel der Churfürst ein — „ich denke, wir lassen uns die Ehre nicht rauben, Händel den unseren zu nennen."

„Gewiß nicht!" — versetzte der Capellmeister — „wer hätte ein begründeteres Recht, als Deutschland, auf diesen, seinen herrlichen Sohn, stolz zu sein. Aber England hat ihn sich mit solcher Liebe angeeignet, daß es in der That von seinem Händel sprechen darf."

„Und feiert man ihn wirklich dort so sehr?" — frug jetzt Freiherr von Spiegel.

„Ja!" — sagte Haydn — „ganz nach seinen Verdiensten; denn Händel ist der unerreichte Meister aller Meister. Was kommt seinen colossalen Schöpfungen gleich; — dem Reichthum seiner Ideen, die allen seinen Werken den Stempel ewiger Blüthe aufdrücken. Leider erkennt und würdigt man dies in unserem guten Deutschland noch lange nicht genug."

„Mag wohl sein!" — versetzte Maximilian Franz nachdenklich — „und ich selbst kann mich hier von einer Unterlassungssünde nicht ganz frei sprechen; aber worin liegt hier wohl die Ursache?"

„Darf ich offen sein?" — frug hier Haydn so kindlich, daß selbst der Churfürst lächeln mußte, indem er sagte:

„Seien Sie es immer."

„Nun!“ — versetzte Jener — „zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die großen Geister, wie große Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehen. Man sieht sie nicht in ihrer Größe, weil man zu nahe davorsteht. Wenn aber einmal ein Jahrhundert zwischen ihnen und den Menschen liegt,... oder die engen Gassen ringsum niedergerissen sind, werden beide in ihrer wahren Bedeutung erkannt.“

„Sehr, sehr wahr!“ — sagte der Churfürst — „aber sollte das die einzige Ursache sein?“

„Es kömmt leider, noch eine hinzu!“ — fuhr Haydn fort — „und das ist der Neid der Collegenschaft. Denn zunächst ist die Wirksamkeit eines bedeutenden Mannes dadurch bedingt, daß er den Ruf erlange: man müsse seine Werke lesen, studiren, hören oder sehen. Diesen Ruf aber werden — durch unwürdige Künste, Zufall und Wahlverwandtschaft — hundert Unwürdige schnell erlangen, während ein Würdiger langsam und spät dazu kommt. Jene nämlich haben Freunde, weil sich die Unbedeutenheit und Trifialität überall breit macht und niedere Seelen stets in Menge vorhanden sind und enge zusammenhalten: der bedeutende Mann aber hat nur Feinde, weil geistige Ueberlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das Verhaßteste auf der Welt ist, und nun gar bei Stümpern im selben Fache, die selbst für etwas Großes gelten möchten.“

„Was Sie sagen ist wahr, aber sehr traurig!“ — versetzte der Churfürst; — „wenn Sie indessen eben in der Kapelle gewesen wären, so würden Sie doch — wenigstens was uns betrifft — anerkennen müssen, daß auch wir dem deutschen Genius huldigen.“

„Ich hab' es mit Freuden erfahren“ — sagte Haydn und seine Augen leuchteten hoch auf.

„So wohnten Sie der hohen Messe von Sebastian Bach bei?“

„Ich war so glücklich, dies Riesenwerk wieder einmal an meiner Seele vorüberziehen zu hören.“

„Und waren Sie mit der Aufführung zufrieden?“

„Sie war so würdig und gediegen, daß man sie wohl kaum irgendwo vollendeter finden dürfte. Wie meisterhaft wurden die Chöre gesungen — diese schwierigsten und erhabensten aller Chöre, die — trotz ihrer gelehrten, nur den Eingeweihten ganz vertrauten Structur — doch auf jedes noch so einfache Gemüth den überwältigendsten Eindruck hervorbringen. Und wie angemessen, wie verständig war der Vortrag, von dem verschwindenden Pianissimo auf mortuorum bis zu dem Jauchzen im Sanctus. Hier war, was selten ist, wirkliche musikalische Begeisterung vorhanden, die keine Ermattung zuließ.“

„Sie haben Recht!“ — sagte geschmeichelt der Churfürst, der auf seine Capelle sehr viel hielt. — „Das Dona pacem war kaum weniger frisch, als das Kyrie.“

„Churfürſtliche Gnaden müſſen einen ausgezeichneten Capellmeiſter beſitzen.“

„Sie ſollen ihn und meine ganze Capelle kennen lernen. Es ſind ſehr tüchtige und verdienſtvolle Leute darunter.“

„Und wer war es, wenn ich fragen darf, der die Orgel ſo ganz vortrefflich ſpielte?“

„Ein gewiſſer Beethoven!“ — ſagte Maximilian Franz. — „Ein noch ſehr junger, aber dabei ſehr talentvoller Mann. Wiſſen Sie, daß Sie mir hier einen Gefallen thun können?“

„Churfürſtliche Gnaden haben zu befehlen.“

„Waldſtein ſoll dafür ſorgen, daß Sie mit dem jungen Beethoven bekannt werden. Haben Sie dann die Freundlichkeit, ihm auf die Zähne zu fühlen und ihn zu prüfen. Ihr Urtheil, Herr Capellmeiſter, wird dann für mich maßgebend ſein, ob und was ich für den jungen Mann noch thue. Wollen Sie dieſen kleinen Auftrag übernehmen?“

„Mit Freuden.“

„Nun denn, mein lieber Haydn!“ — ſagte jetzt der Churfürſt und faßte noch einmal gutmüthig des Componiſten beide Hände — „da ich vor Tafel noch einen kleinen Spaziergang machen möchte, entlaſſe ich Sie jetzt; aber .... wohlgemerkt .... nur bis zur Tafel. Wir feiern heute, wie Sie erfahren haben werden, einen der ſchönſten Tage unſeres Lebens. Der

Himmel hat Sie uns geschickt, damit dieser Tag noch schöner werde. Sie speisen also mit uns und nach der Tafel verplaudern wir dann ein Stündchen über unser liebes Wien."

Und damit drückte der Churfürst Haydn die Hände und entließ ihn mit einem freundlichen Neigen des Hauptes.

Der Capellmeister sah ihm lange nach, dann wandte er sich zu dem Grafen und sagte:

„Es ist doch ein gar charmanter Herr; — kann halt sein gut österreichisch Herz nicht verleugnen. Gemahnt mich ungemein an den Joseph, der auch so seelengut ... nur ein wenig zu rasch und starrköpfig war."

Graf Waldenfels lächelte hier leise. Er wußte ja, wie auch ihm die letztere Eigenschaft des sonst so vortrefflichen Fürsten gar oft zu schaffen machte. Als Diplomat war indessen sein Lächeln die einzige Antwort, während er rasch dem Gespräche eine andere Wendung gab, indem er sagte:

„Wie wäre es, wenn wir gleich an den Auftrag des Fürsten gingen, und den jungen Beethoven aufsuchten?"

„Ist mir recht!" — entgegnete Haydn. — „Ich freue mich immer, wenn ich irgend dazu beitragen kann, einen jungen talentvollen Mann der Welt zu empfehlen.

Aber mein lieber Herr Graf, ich habe dabei eine Eigenheit, die Sie mir vielleicht zu gute halten."

„Und die wäre?"

„Wenn ich, wie heute, mit Jemanden bekannt gemacht werden soll, über den ich ein Urtheil von Wichtigkeit zu fällen habe, so sehe oder höre ich erst gerne irgend etwas von ihm, ohne daß er mich kennt oder in der Nähe weiß. Er ist dann unbefangener und ich bin unparteiischer."

„Nun!" — entgegnete Waldenfels — „das läßt sich ja wohl machen. Gehen wir in das an den Concertsaal anstoßende Gemach, und ich will wetten: Beethoven sitzt in dem Saale an dem Flügel und phantasirt, während die Anderen Allotria treiben."

Sie thaten nun, wie der Graf gesagt: Beethoven war auch wirklich hier, wie Waldenfels durch eine halbgeöffnete Thüre bemerkte; der Letztere hätte aber seine Wette verloren, wenn Jemand darauf eingegangen wäre, denn Ludwig saß keineswegs am Flügel und phantasirte, sondern er stand am Fenster und schaute mit sehr ernster und finsterer Miene hinaus in das Weite.

„Es ist böses Wetter!" — flüsterte Waldenfels dem neben ihm stehenden Haydn jetzt zu — „unser Freund ist zwar da, aber er scheint einmal wieder böser Laune und nicht auf dieser Welt zu sein, und unter solchen Umständen wird er kaum spielen. Doch

wenn Sie hier Geduld haben wollen, will ich mein Heil verſuchen. Ich hoffe wenigſtens, daß er, da er hier ſo allein ſteht, noch nichts davon erfahren hat, daß Sie hier ſind."

Haydn nickte beiſtimmend und der Graf trat unbefangen ein. Ludwig blieb unbeweglich; entweder bemerkte er ihn nicht, oder wollte er ihn nicht bemerken.

„Sieh da, Beethoven!" — ſagte der Graf jetzt laut, indem er that, als ſei ihm der junge Künſtler jetzt erſt zu Geſicht gekommen.

Beethoven kehrte ſich langſam um; aber ſeine Züge waren in der That ſo finſter, ja es lag etwas ſo Hartes und Zurückſtoßendes darin, daß Waldenfels ſelbſt erſchrack und in die Worte ausbrach:

„Um Gottes Willen, was haben Sie? Iſt Ihnen etwas Unangenehmes zugeſtoßen, oder ſind Sie unwohl!"

„Keines von beiden!" — entgegnete Ludwig ſo kurz und unhöflich, daß ſich jeder Andere beleidigt zurückgezogen haben würde; aber Waldenfels kannte dieſen eigenthümlichen Charakter ſchon genügend, und da er dem jungen Manne in der That wohl wollte, ſo nahm er, wie ſchon oft, hieran keinen Anſtoß. Er ließ indeſſen doch den jungen Mann anſcheinend ohne weitere Berückſichtigung; machte ſich einiges in dem Saale zu ſchaffen und öffnete dabei unbemerkt den

Flügel. Ludwig hatte ſich wieder umgedreht und ſchaute wie früher dem Fenſter hinaus. Da tippte der Graf wie durch Zufall auf eine Taſte des Flügels, indem er, wie zu ſich ſelbſt, ſagte: „Was da überall für ein Staub liegt!“ und er that, als wolle er dieſen hinwegblaſen und wieder berührte ſein Finger eine Taſte und wieder erklang ein Ton.

Ludwig regte ſich nicht. Tiefe gewaltige Gedanken mußten ihn beſchäftigen. Hatte ihn die Bach'ſche Meſſe ſo ergriffen? tönten ihre vollen Chöre noch in ihm nach und trugen ſeine Seele dem Ewigen zu? Hatte ihn dies wundervolle großartige Meiſterwerk ſo erhoben, daß ſein Geiſt, dem Irdiſchen entrückt, in anderen Welten ſich bewegte? — Oder beängſtigte ihn der für ſeine ſtrebende Seele peinliche Gedanken: daß er ſich wohl nie mit dieſem Giganten der Tonwelt werde meſſen können?

Wer konnte dies ſagen? wer hätte vermocht in die Schachten dieſer tief innerlichen Welt hinabzuſteigen?

Da ertönten, vom Flügel aus, einige, der Bach'ſchen Meſſe entnommene Accorde und der Graf, der ſie gegriffen, ſagte leiſe vor ſich hin:

„Das Inſtrument iſt verſtimmt, es muß hergerichtet werden.“

Und indem er dies ſagte verließ er den Saal, ohne jedoch den Flügel zu ſchließen.

„Nun?“ — flüsterte Hayden — „Sie kommen unverrichteter Sache wieder?“

Aber Waldenfels lächelte und gab dem Capellmeister ein Zeichen, stille zu sein.

Beide schauten nun vorsichtig durch die halbgeöffnete Thüre.

Der junge Beethoven hatte sich bei den Accorden umgedreht; aber sicher ohne sonst zu hören und zu sehen, was um ihn her vorging. Es war nur ein unbewußter musikalischer Rapport zwischen ihm und dem Instrumente eingetreten.

Der volle Klang eines einzelnen Tones erregt durch seine Schwingungen wohl unsere Nerven, aber er läßt das Gefühl unbefriedigt. Da zieht dieser Ton leise hauchend an uns vorüber, immer stärker anschwellend bis zum höchsten Maße seiner Kraft. Aus dem Schicksale dieses Tones spricht das Schicksal unseres eigenen Lebens, der [illegible] spricht Entwicklung, Kraft und [illegible] den ewigen Gesetzen. Doch [illegible] uns noch nicht, die bloße Wucht des Gesetzes zu fühlen, das in unermeßlichem Kreise alles [illegible] umschlingt; wir verlangen, uns selber [illegible] Versöhnung. Da keimt aus dem versiegenden [illegible] die Octave hervor. Auftauchend und [illegible] im Strome der Zeit, hier verknüpft durch Bande innerer Verwandtschaft, dort getrennt durch inneren Widerstreit, ziehen Tausende

von Tongestalten bald rasch, bald langsam an uns vorüber, durch den Schlag des Taktes uns mahnend, daß die Zeit nach unwandelbaren Gesetzen bindet und löst. Und die Töne verschmelzen sich zu Gedanken, und die Gedanken wachsen riesengroß, und ihre Schwingen streifen Himmel und Erde!

Beethoven hatte Klänge vernommen, die eben geistig in ihm lebten und mit denselben regte sich in ihm der Drang: das was er dachte gleichfalls in Tönen auszusprechen. Finster vor sich hinschauend, die Augen weit geöffnet, den Blick, wie in ungemessene Fernen sendend, die Züge, wie zu Marmor erstarrt, schritt er jetzt langsam — fast einem Nachtwandler gleich — dem Flügel zu, setzte sich wie im Traume nieder und hob die Hände: da war es plötzlich, als ob mit den jetzt aufrauschenden Tönen die Geister der Höhe und der Tiefe erwachten. Da war es, als ob der Geist Sebast[illegible] und in seiner tiefsten Eigenheit [illegible] ganz neuer eigenthümli[illegible] Gedanken ausbauche in wunderbar präch[illegible]monienfolge. Welche Macht, welche Kühn[illegible]iesem Einberschreiten, ... welche [illegible] in diesen Combinationen!

Haydn und Waldenfels[illegible]en athemlos. Wohl waren es nur Bach'sche Gedanken, die hier der junge Beethoven in freiem Phantasiren vortrug;

aber die Art und Weise der Auffassung, das eminente Eindringen in den Geist des unsterblichen Meisters, und selbst die Blitze eigener, origineller Ideen und Umstellungen verkündeten Haydn ein auftauchendes, ganz bedeutendes Genie.

Jetzt mit einemmale verließ der Spielende die Bach'schen Themas, und, seinen eigenen Gedanken in verwandtem Ausdrucke folgend, ergoß sich den Lauschenden sein eignes Tiefinneres.

Was ist das Leben des Einzelnen — so schienen die Töne zu rufen — wenn es sich nicht aus dem Staube zum Ewigen, zum Göttlichen erhebt? wenn es nicht, in einer einzigen großen Idee aufgehend, rückwirkt auf die Förderung des allgemeinen Lebens? Ist es wohl mehr, als eine leicht vorüberrauschende Welle, die willenlos der Richtung des Stromes folgt und dann spurlos verschwindet?

Es war etwas Rührendes, was in dieser Frage und Klage ruhte, die sich durch alle Modullationen des Schmerzes hindurchwandt und auf dem, im Pianissimo ausgehaltenen Duraccord verklang.

Aber plötzlich [illegible]n andere Töne auf: maestoso, ernst und kühn [illegible] sie riefen: So erhebe dich denn und ringe kräftig nach der Krone des Lebens. Greife nach der Palme und dem Lorbeerkranze, die die Hand des Ewigen an den Sternen aufgehängt; — greife nach ihnen mit festem Muthe und sie sind

Dein! Fühlst Du denn nicht in Dir selbst einen gigantischen Drang, den Himmel des Ruhmes zu stürmen? zu schaffen den Edelsten, den Größten gleich? — Tritt vor Dich hin und fordere von Dir selbst — Angesichts Deines eigenen Wesens und der Welt — daß Du, dem Staube der Alltäglichkeit Dich entwindend, eine selbstbewegende, selbstbestimmende Kraft werdest, die, mit Schöpfergewalt über Erhabenem brütend, neue Welten erzeugt, neue erlösende Kräfte!

Und mit hinreißendem Jubel stiegen jetzt die Töne auf, wie die Sonne am Morgen sich erhebt aus dem Grabe der Nacht: glänzend, siegreich, allbelebend!

Da vermochte Haydn sich nicht mehr zu halten; tief bewegt vor Freude eilte er in den Saal und seine Hände Beethoven entgegenstreckend, rief er:

„Junger Mann, kommen Sie an mein Herz; Sie hat Gott zu etwas Großem bestimmt!"

Ludwig van Beethoven erwachte bei diesen Worten wie aus einem Traume. Erstaunt blickte er um sich, als wolle er fragen: wo er sei und wer vor ihm stehe? Der Graf aber trat freudig lächelnd hinzu und sagte, auf den Fremden deutend:

„Es ist unser großer Haydn."

„Haydn! Haydn!" — rief Beethoven und flog in die Arme des Maestro. — „Haydn, unser großer, herrlicher Meister? .... o das ist mein schönster Tag!"

Und Beide umarmten sich herzlich und drückten sich innig die Hände: der Jüngling mit dem Gefühle der tiefsten Verehrung, der 52jährige ruhmgekrönte Mann mit der aufrichtigen Freude: ein junges herrliches Talent gefunden zu haben.

Ein Frühstück.

Den folgenden Morgen gab die Churfürstliche Capelle Vater Haydn ein glänzendes Frühstück auf dem Godesberg. Maximilian Franz selbst hatte mit Director Ries die Sache besprochen; ja er war so freundlich, den nöthigen Bedarf an Wein aus dem Hofkeller liefern zu lassen und zwar in den besten und edelsten Sorten. Wollte er doch, als ein ächter Mäcen der Kunst, seinen musikalischen Gast auf alle Weise geehrt wissen.

Es war ein wunderschöner Morgen, als sich die große, ungemein heiter gestimmte Gesellschaft, den Gast in ihrer Mitte, auf den Weg nach dem gedachten Luftorte machte. Der Himmel lachte im reinsten Blau und unter ihm hin segelten nur hie und da, wie neckische Genien, leichte silberne Wölkchen. Frisch duftete dabei die Erde, aber frisch und kräftig wehte auch die Morgenluft. Selbst die herbstliche Färbung der

Bäume in ihrer vielfachen Abſtufung von dem noch friſchen Grün in das Gelbe, Braune und Rothe, gab der Landſchaft einen eigenen Reiz.

Und geſellte ſich denn dieſem äußeren ſinnlichen Reize, nicht auch ein innerer geiſtiger? Hat denn das Scheidende, das uns lieb geworden, in ſeinem allmäligen Verſchwinden nicht immer etwas doppelt Feſſelndes?

Wir halten die Hand eines ſcheidenden Freundes feſter als ſonſt; wir kargen mit den Stunden, die uns noch vergönnt ſind, in ſeiner Nähe zuzubringen. Liebevoller noch als bisher ſchauen wir in die vertrauten Züge, und ihr Ernſt ſcheint uns jetzt noch milder, der Ausdruck noch theilnehmender und edler, der Druck der Hand noch wärmer und inniger. Ach! wir wiſſen ja nicht, ob wir ihn wiederſehen, und wenn auch — ſind wir dann nicht älter und vielleicht auch ärmer und kälter geworden? Jeder Moment des Lebens ſtreift ja Hoffnungen und welke Blüthen ab; — unaufhörlich ſchwingt die Zeit ihre Alles niederwerfende Sichel!

Darum dies doppelt innige Anklammern an alles Liebgewordene, wenn es ſich zum Scheiden rüſtet; darum die erhöhte Lebensluſt, die an ſchönen Herbſttagen unſere Bruſt ſchwellt! darum das erhöhte Wohlgefallen an der herbſtlichen Natur.

Aber es fehlte ja ohnedem in dieſer munteren Ge-

ſellſchaft an Lebensluſt nicht. Da war Papa Ries, als Leiter derſelben, und die Freude, ſein Ideal, Haydn, zu ſehn und feiern und bewirthen zu können, ſchuf ihn ganz um, und machte den ſonſt etwas bedächtigen Mann, zum freudigſchwärmenden Jünglinge. Da waren die beiden Rombergs und alle die vielen jungen Muſiker; da war das ganze muntere Chor der Kammer- und Opernſänger: Vater Beethoven, Heller und Lux an der Spitze. Konnte es da, ſchon auf dem Wege nach Godesberg hin, an Witz, Laune und ausgelaſſener Heiterkeit fehlen? Freilich paßte dies gerade nicht ſo recht zu dem ſchlichten Weſen des Gaſtes, der eine einfache ſtille Freudigkeit einer ſo geräuſchvollen Luſtigkeit vorzog. Dennoch war Haydn verſtändig genug, ſich heute in dieſelbe zu finden. Er erkannte ja in ihr den guten Willen, ihn ſelbſt zu erfreuen und zu ehren. Nur Eines war Haydn gleich aufgefallen und that ihm leid: der junge Beethoven befand ſich nicht unter der Geſellſchaft, und doch hatte dieſer ihm geſtern beim Abſchiede noch verſprochen, nicht nur zu kommen, ſondern ihm auch bei dieſer Gelegenheit eine ſeiner Compoſitionen zur Einſicht vorzulegen.

Als Haydn auf dem Wege dem Director Ries ſein Befremden darüber äußerte, ſchüttelte dieſer lächelnd den Kopf und ſagte:

„Macht nichts, der kommt doch! — Wie ſollte er,

Ihr glühenſter Verehrer, bei dieſem ſchönen Feſte fehlen? Es iſt nur eine gar eigenthümliche Natur. Von außen oft ſtolz, ſtörriſch, unfreundlich, ja ſelbſt hart und abſtoßend; .... aber innen eine gewaltige, edle Erſcheinung, die eine ungeheure geiſtige Kraft und einen rieſigen Drang nach Selbſtſtändigkeit durchblicken und ahnen läßt. Freilich ſchlägt jetzt noch die verſuchte Feſtigkeit und Entſchiedenheit oft in Eigenſinn um; ſo wie ein überreiches Zartgefühl ihn gar manchmal empfindlich und gereizt erſcheinen läßt. Aber glauben Sie mir: Sie werden kaum einen jungen Mann von höherer Seelenreinheit, von idealerer Lebensanſchauung, voll reinerer, heiligerer Begeiſterung und entſchiednerem Talente für die Muſik finden als ihn!"

„Das freut mich unendlich!" — ſagte Haydn — „denn ich habe den jungen Mann wirklich ſchon lieb gewonnen, und hoffe in muſikaliſcher Beziehung, viel, ſehr viel von ihm."

Die allgemeine Heiterkeit unterbrach hier das Geſpräch: Lux gab Witze, Wortſpiele und Räthſel zum Beſten, die die Lachmuskeln der Geſellſchaft oft in Anſpruch nahmen.

„Wann wird echte dramatiſche Kunſt gedeihen?" frug er jetzt.

Man rieth auf dies und das, aber Lux ſchüttelte immer den Kopf.

„Nun!" — ſagte endlich der alte Beethoven —

„wenn Niemand das Rechte treffen kann, ſo ſchieße Du los.“

„Gut!“ — verſetzte Lux — „Wenn der Intendant nicht mehr das Geld in den Tand ſteckt!“

„Bravo!“ — rief es von allen Seiten; denn der Intendant der churfürſtlichen Bühne, ein vornehmer, bornirter und kleinlicher Menſch, zeichnete ſich durch Verſchwendung bei Kleinigkeiten und einer übertriebenen Sparſamkeit bei wichtigen Dingen aus. Eine Sache die, wie damals allbekannt, dem Aufſchwunge der churfürſtlichen Bühne ſehr ſchadete.

Am lauteſten hatte ſein „Bravo!“ aber eben ein junger Geiger gerufen, der ſich gleichfalls durch Mangel an Geiſtesgaben und Ueberfluß an Einbildung auszeichnete. Er hielt ſich für ein ſehr bedeutendes Genie, obgleich er nur eine ſehr mittelmäßige muſikaliſche Größe war: eine Täuſchung, die, wie man ſagt, ſehr häufig bei Muſikern vorkommt. Man ſprach übrigens davon, daß dieſer junge Mann demnächſt heirathen werde und zwar eine Wittwe, die nicht im beſten Rufe ſtand. Als er nun bei dem Witz über den Intendant ſo laut „Bravo!“ ſchrie, hing ſich Lux in ſeinen Arm und ſagte:

„Wiſſen Sie auch, mein Beſter, wie man ſich am leichteſten Gewicht in der Welt verſchaffen kann?“

„Nun?“ — frug verblüfft der junge Geiger; denn

ſchon daß Lux ſich an ihn wandte, brachte ihn aus aller Faſſung.

„Man heirathet, wenn's ſonſt nicht gehen will."

„Warum aber heirathen?"

„Weil man wenige Wochen nach der Hochzeit ſchon einen Centner auf dem Herzen hat."

Ein allgemeines Spottgelächter erfüllte die Luft. Der junge Mann ward bis über die Ohren roth, obgleich er die Sache gar nicht recht verſtanden hatte; aber ſeine Bemühungen, ſich von Lux loszumachen, waren vergebens. Da derſelbe auch verſchiedene, unglückliche Verſuche in der Compoſition gemacht, und dieſe, trotz ihrer Erbärmlichkeit, durch erkaufte Kritiker hatte loben laſſen, ſo gedachte ihm Lux auch in dieſer Beziehung noch etwas anzuhaben.

„Freundchen!" – ſagte er daher — „ich bin heute an dem herrlichen Morgen gerade ſo recht im Zuge, Räthſel aufzugeben; Sie müſſen mir noch eines löſen: „Warum wagen ſich Anfänger in der Compoſition ſo gerne gleich an große Orcheſterwerke?"

„Ei," — meinte der Gefragte — „weil dieſe ihnen Gelegenheit bieten, ihr Talent im vollſten Lichte zu zeigen."

Lux hielt im Gehen inne; der Geiger, da er ſich in Lux führte, oder vielmehr von Luxen's Arm, wie von einer zugeknappten rieſigen Krebsſcheere feſt gehalten wurde, natürlich auch, und mit beiden die ganze

Geſellſchaft. Dabei entſtand eine Pauſe, in der Lux den jungen eingebildeten Geiger und Componiſten mit einer ſo unausſprechlich komiſchen Miene fragend anſah, daß ſchon hierüber ein Hallo ausbrach.

„Falſch!“ — ſagte er endlich und wiederholte die Frage.

„Ich weiß es nicht!“ — ſtotterte in der fürchterlichſten Verlegenheit der Andere.

Da bog ſich Lux zu ihm, als wolle er ihm etwas in das Ohr ſagen, rief aber ganz laut:

„Weil ſie da am beſten Poſaunen anwenden können!“

Jubel und Händeklatſchen, Lachen und Bravorufen erſchallte auf's Neue. Der arme Geiger ward blaß und roth; aber er wagte und fand auch keine Erwiederung, und war nur froh, als ſich die Lux'ſche Krebsſcheere ſo weit öffnete, daß er ſeinen Arm zurückziehen und unter der Menge verſchwinden konnte.

Aber in Lux war ein wahrer Dämon gefahren. Wie der Blitz befand er ſich an der Seite eines alten Baßſängers, der vor nicht langer Zeit eine ganz junge und hübſche Choriſtin geheirathet hatte, deren Artigkeit und Gefälligkeit die Welt nicht genug rühmen konnte.

Lux klopfte auf ſeine Schnupftabacksdoſe, öffnete ſie und ſagte, indem er dem alten Baſſiſten eine Priſe anbot:

„Wißt Ihr auch, Binetto, warum die früheren Zeiten ſo gut waren?“

Aber der Alte ſchnitt ein verdrießliches Geſicht:

„Laßt mich ungeſchoren! — ſagte er dann. — „Jedenfalls gab es damals keine ſo böſen Mäuler, wie Ihr eines habt.“

„Nichts da!“ — meinte Lux, indem er die Doſe zuklappte:

„Damals gingen 60 auf einen Schock, 15 auf eine Mandel, 12 auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar.“

Diesmal wurde das Lachen nicht ſo laut; denn der Stich war doch etwas zu ſcharf und man kannte Binetto als einen heftigen und jähzornigen Menſchen. Es würde vielleicht auch zu einer ſehr unangenehmen Störung der allgemeinen Heiterkeit gekommen ſein, wenn Ries ſich nicht ſchnell mit einer kleinen Anekdote dazwiſchen geworfen hätte. Ehe Binetto noch etwas erwiedern konnte, hatte ſich der Director zwiſchen ihn und Lux gedrängt und rief im heiterſten Tone:

„Räthſel kann ich freilich keine aufgeben; aber ich las geſtern eine hübſche Anekdote von Leſſing, die Euch Allen gefallen wird. Leſſing ſah einen gewiſſen Hegel in Braunſchweig Komödie ſpielen, und verließ, da er deſſen Grimaſſen nicht mehr aushalten konnte, das Theater. Auf der Straße begegnete ihm ein Be-

kannter und frug ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen der Hegel?“ — „So außerordentlich“ — entgegnete Leſſing — „daß ich, wie Sie ſehen, ganz weg bin!“

Man lachte, Lux ging auf unverfänglichere Scherze über und die alte gute Laune war wieder hergeſtellt.

Haydn war es indeſſen bei dieſer Unterhaltung, die ſeinem ſanften, menſchenfreundlichen Naturell ſo ganz widerſprach, nicht angenehm zu Muthe geweſen; er war daher froh, als man die Ruine erreichte.

Aber wie ſinnig hatte der Churfürſt hier — ohne Jemanden ein Wort zu ſagen — die Räumlichkeiten ausſchmücken laſſen. Kränze und Gewinde von Laub und Epheu zogen ſich an den alten, halbverfallenen Mauern des Hofraums — in welchem eine Menge reinlich gedeckter und mit Speiſen überfüllter Tiſche ſtanden — leicht und gefällig dahin; an dem Thurme aber prangte, von einem Lorbeerkranze umgeben, der Namenszug des gefeierten Meiſters.

Als Haydn hier eintrat und ihm ein donnerndes „Hoch!“ — „Vater Haydn hoch!“ von all' den Anweſenden entgegenſchallte, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen, und nur mit einer vor Erregung zitternder Stimme vermochte er ſeinen inniggefühlten Dank in einfachen und ſchlichten Worten auszuſprechen. Sein Talent, ſagte er dabei, mit der ihm eigenen liebenswürdigen Beſcheidenheit, ſei ja nicht ſein Werk, ſon-

dern ein gütiges Geschenk des Himmels, dessen er sich dankbar bezeigen zu müssen glaube.

Das Frühstück nahm nun seinen Verlauf, und nun zeigte Haydn, daß auch er heiter sein könne.

In der That war eine arglose Schalkheit, ein reiner lebensfrischer Humor, ein Hauptzug in Haydn's Charakter. Er entdeckte leicht und vorzugsweise die komische Seite eines Gegenstandes und wer auch nur eine einzige Stunde mit ihm hinbrachte, mußte es bemerken, daß der Geist der österreichischen kindlichen Nationalheiterkeit in ihm athme. Zeigt sich dieser Humor doch ganz auffallend in seinen Compositionen; wie denn ja namentlich seine Allegro's und Rondo's oft ganz darauf angelegt sind, den Zuhörer durch leichte Wendungen des anscheinenden Ernstes in den höchsten Grad des Komischen, zu necken und zur Fröhlichkeit zu stimmen.

Haydn war aber auch jetzt um so aufgelegter, als sich der junge Beethoven ganz unbemerkt eingefunden hatte. Ries mußte sich auf die eine, Ludwig van Beethoven auf die andere Seite zu ihm setzen und so fühlten sich alle Drei glücklich und waren von Herzen vergnügt. Als aber nach einer Stunde die Weine aus dem Churfürstlichen Hofkeller zu stark zu wirken begannen, gab Haydn den beiden Freunden zu verstehen: daß es ihm lieb sein werde, wenn er sich mit ihnen unbemerkt entfernen könne. Ries und

Beethoven kam dieſer Wunſch ſehr gelegen und ſo ſchlug erſterer einen Spaziergang nach der wenige hundert Schritte entfernten Draitſcher Quelle vor. Hier ſetzte man ſich unter den ſchattigen Bäumen nieder, und Ludwig kam nun ſeinem Verſprechen nach, Vater Haydn eine ſeiner letzten Compoſitionen, eine Cantate, vorzulegen *). Haydn ſah ſie mit großer Aufmerkſamkeit durch; aber je weiter er kam, deſto freundlicher wurden ſeine Züge, deſto entſchiedener und beifälliger nickte er mit dem Kopfe.

„Vortrefflich!“ — ſagte er endlich und ſein offenes ehrliches Geſicht ſtrahlte in Wohlwollen. — „Vortrefflich, junger Mann! Ich hätte dies nicht von Ihrer Jugend erwartet; obgleich mich geſtern ſchon Ihr Orgelſpiel und Ihr Phantaſiren zu ſchönen Hoffnungen berechtigte. Es finden ſich zwar hier mehrere Stellen, die für die Blasinſtrumente faſt zu ſchwierig ſein dürften; aber das gibt ſich mit der Zeit, wenn der allzugewaltige Drang der Jugend ſich gelegt hat. Jedenfalls müſſen Sie auf der betretenen Bahn fortfahren, dann ſteht Ihnen eine ſchöne große Zukunft bevor.“

---

*) A. Schindler: „Biographie von Ludwig van Beethoven.“ (Münſter 1840.) S. 21. Wegeler und Ries. Biog. Notizen. S. 15 u. f. Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. I. Th. S. 18.

Ludwig, durch dieſe Aufmunterung des allgeehrten Meiſters beglückt und begeiſtert, verſprach dies denn auch natürlich in feurigen Worten.

„Und wollen Sie in dieſer Beziehung einige wohlgemeinten Winke von Ihrem väterlichen Freunde hinnehmen?“ — frug jetzt der Gaſt.

„Gewiß, gewiß!“ — rief Ludwig — „jedes Ihrer Worte, herrlicher Mann, ſoll mir ein Evangelium ſein!“

Haydn lächelte über die ſtürmiſche Weiſe des jungen Mannes, legte ſeine Hand ſanft und beruhigend auf Ludwigs Arm und ſagte:

„Sie ſind, das merke ich ſchon, ein junger Titane, der den Himmel der Tonkunſt und den Tempel des Ruhmes lieber heute als Morgen ſtürmen würde. Nun, ſo muß es freilich ſein, wenn man in dieſer nüchternen Welt zu etwas Außerordentlichem gelangen will; doch bedarf es dazu auch der Beherrſchung ſeiner ſelbſt, und jener claſſiſchen Ruhe, die die Griechen in ihren Kunſtſchöpfungen ſo hoch ſtellt. Wenn ich Ihnen alſo rathen darf: ſo lernen Sie vor allen Dingen, behufs Ihres componirens, das Singen, und zwar in Italien; die Inſtrumentalmuſik aber ſtudiren Sie am beſten in Deutſchland, und hier vorzugsweiſe in Wien. Wiſſen Sie, wie ich es beim componiren halte?“

„Nun?“ — frug Ludwig geſpannt.

„Vor allem Anderen“ — fuhr Haydn fort —

„ſuche ich meine Compoſitionen immer aus einem Guß zu ſchaffen. Ich lege daher bei jedem Theile den Plan zu der Hauptſtimme ganz an, indem ich die hervorſtechenden Stellen mit wenigen Noten oder Ziffern bezeichne. Iſt das geſchehen, hauche ich dem Skelet durch Begleitung der Nebenſtimmen, durch Uebergänge und ſo weiter, Geiſt und Leben ein. Endlich ſchreibe ich nicht eher, als ich meiner Sache gewiß bin*)."

Ludwig verſprach ſich dies Alles treulich zu merken.

„Und dann" — fuhr Haydn fort — „empfehle ich Ihnen, wie jedem Tonſetzer, namentlich auch die praktiſchen Uebungen nicht zu vernachläſſigen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie ſehr dies der Theorie zu ſtatten kommt. Geſtehe ich es offen, daß ich auf keinem Inſtrumente gerade ein Hexenmeiſter bin: aber ich kenne die Kraft und die Wirkung aller auf das Genaueſte**)."

Man erhob ſich jetzt, und da die von der Ruine herabſchallenden Lieder, ſowie das tolle Jauchzen, Schreien und Lachen bewieſen, wie ganz ausgelaſſen wohl es dem leichten luſtigen Völkchen da oben ſei, zogen die Drei vor, den Rückweg unter ſinnigem Geſpräche allein unter ſich zu machen.

Der junge Beethoven knüpfte dabei an das-

---

*) Joſeph Haydn's eigene Worte.

**) Haydn's eigene Worte.

jenige an, was Vater Haydn vorhin über die classische Ruhe in den Kunstwerken der Griechen gesagt hatte. Alles loderte und flammte dabei in ihm, wie immer, wenn er auf dies, sein Lieblingsthema, zu sprechen kam.

Haydn hörte lächelnd zu, das Maaßlose der aufschäumenden Jugend freute ihn hier; er wußte ja, welchen Dämpfer das Leben und das Schicksal ohnehin stets auf die Herzen und Geister, selbst der bedeutenden Menschen, lege. Nur schien ihm die Anschauungsweise des jungen Mannes fast etwas zu griechisch. Er sagte daher:

„Sie haben in Vielem recht; nur glaube ich, daß wir folgende Wahrheit festhalten müssen: Das Alterthum ging von der Natur aus und suchte diese zu vergeistigen, zu verklären und zu vergöttlichen; — das Christenthum geht aus von dem Ideal und sucht dieses zu verkörpern."

Es entspann sich ein längeres Gespräch hierüber, bis Haydn lächelnd sagte:

„Sie schwärmen für Griechenland?" —

„Ich schwärme wohl weniger dafür" — versetzte der junge Beethoven erröthend — „als ich für Griechenland und die Griechen, namentlich für Platon, begeistert bin."

„Und was zieht Sie hier besonders an?" — frug Haydn weiter, dem das ernste und tiefe Wesen des jungen Musikers immer mehr gefiel.

„Die Schönheitsidee, die wir bei diesem Volke überall und immer verkörpert finden!“ — entgegnete Ludwig.

„Es ist wahr!“ — sagte Haydn — „das griechische Volk tritt aus dem chaotischen Gemenge der übrigen alten Völker wie eine plastische Göttergestalt unter rohen Skulpturanfängen hervor.“

„Und ist das ein Wunder?“ — rief Ludwig und seine großen seelenvollen Augen leuchteten höher auf. — „Der ewig heitere Himmel des schönen Hellas, — die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, die den Arm der Menschen nicht viel für die gemeinen Arbeiten des Lebens in Anspruch nahm, — Handel und Schiffahrt, das Bekanntwerden mit anderen Völkern, alles das mußte ja schon an und für sich auf den lebhaften Geist der Griechen wunderbar mächtig einwirken. Und dann; ... wie rein, heiter und klar die Luft, — wie groß und ewig neu an Schönheiten der weite Ocean, — wie lebhaft die Farben der ganzen dortigen Natur, wie zart und ebenmäßig ihre Gebilde. Mußte da der Sinn für Schönheit in den Griechen nicht schon früh geweckt werden? Mußte sich da nicht auch in den Menschen natürliche Grazie entwickeln, und das Streben nach hoher Idealschönheit das Wesen der griechischen Nation charakterisiren?“

„So ist es allerdings!“ — sagte Haydn, den Blick mit Wohlgefallen auf Ludwig van Beet-

hoven ruhen laſſend — „der Geiſt des Dichteriſchen, Edlen, Idealen durchdrang dort urſprünglich Alles.“

Ludwig glühte: „Schön!“ — fuhr er begeiſtert fort — „ſchön erſchienen dort die Menſchen in Geſtalt und Ausdruck, — ſchön und maleriſch war die Kleidung, — ſchön bis zum Erhabenen und Herrlichen traten Baukunſt, Bildhauerkunſt, Malerei und Dichtkunſt auf, — ſchön war vor Allem die Bildung des Geiſtes. Mußte ſich da nicht ganz natürlich dieſer Schönheitsſinn auch in dem ganzen Leben, in allen öffentlichen und Privatverhältniſſen ausſprechen? Und er that es auch!“ — fuhr der junge Beethoven immer lebhafter fort — „er that es, bei ihrer Erziehung, ihren Spielen, ihren Feſten, ihren Leibes- und Geiſtesübungen, in der Liebe und in der Religion. Sie läuterten alles Schöne, Würdige im Menſchen bis zu ſeiner höchſten Bedeutung, zur oberſten Stufe ſeiner Vollkommenheit, zur Gottheit hinauf: d. h. ſie hoben das Göttliche im Menſchen zum Gott empor, während z. B. andere Nationen des Alterthums die Idee Gottes oft bis zu Ungeheuern herabzogen. Daraus entſtand denn auch jene heitere, reizende Götterlehre, die uns noch jetzt entzückt und die die Menſchen entzücken wird, ſo lange Sinn für Schönes vorhanden iſt!“

„Aber“ — ſagte hier Haydn mit ſeiner freundlichen Ruhe und ſah dem jungen Muſiker mit Wohlwollen in das vor Erregtheit glühende Antlitz, —

„wenn wir auch annehmen, daß die Griechen hierin allen übrigen Nationen voraus waren, so dürfen wir, glaube ich, doch auch behaupten: daß „die Idee des Schönen“ jedem einzelnen Menschen, jeder Nation angeboren sei, wenn sie auch hie und da — durch äußere Verhältnisse zurückgedrängt — nicht, oder nur wenig in das Leben tritt.“

„Ja!“ — meinte Ludwig — „vorhanden mag sie überall in der Tiefe des menschlichen Wesens sein; aber bei gar Vielen kommt nicht einmal eine Ahnung davon zu Tage.“

„Weil sie ihnen nicht zum Bewußtsein kommt.“

„So muß man suchen, sie den Menschen zum Bewußtsein zu bringen.“

„Und thun wir Künstler dies nicht?“

„Gewiß!“ — rief Ludwig mit einem Feuerblick auf den Capellmeister — „das beweist unter Vielen auch der Name Haydn!“

Haydn machte in seiner Bescheidenheit eine abwehrende Bewegung; aber Beethoven fuhr fort:

„Deßwegen ist mir aber auch meine Kunst so lieb, wie ein Heiligthum, und keine Macht der Welt, nicht die Reichthümer eines Krösus könnten mich von meiner Bahn ablenken.“

„Das ist wacker, junger Mann!“ — sagte hier Haydn, Ludwig ván Beethoven's Hand ergreifend und schüttelnd. — „Halten Sie an diesen

Grundsätzen fest und Sie werden die Höhen der Kunst erklimmen. Aber sind Sie sich auch darüber ganz klar, was unter dem Begriff „Schönheit" zu verstehen sei?"

„Ich denke wohl!" — entgegnete Ludwig.

„Lassen Sie hören!" — sagte Hayden. — „Ich nehme Theil an Ihnen und da müssen Sie mir schon vergeben, wenn ich ein wenig zudringlich werde."

Der junge Beethoven erröthete, so setzten ihn die liebevollen Worte des berühmten Meisters in Verlegenheit; aber jener, der es merkte, frug lächelnd:

„Nun, wie erklären Sie den Begriff Schönheit?"

Ludwig sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Bei der näheren Betrachtung eines Gegenstandes, der schön genannt wird, finden wir zweierlei: ein Inneres und ein Aeußeres; eine Bedeutung, einen Sinn, einen Gedanken auf der einen Seite, und einen sinnlichen Ausdruck, eine reale Erscheinung auf der anderen, so daß das Innere durch die äußere Erscheinung hindurchscheint."

„Gut, recht gut!" — sagte Hayden freundlich nickend. — „Aber nicht Alles, wodurch irgend ein Sinn ausgedrückt wird, ist schön!"

„Gewiß nicht!" — fuhr Ludwig fort — „sondern eben nur dasjenige, welches eine Idee zur Anschauung bringt, die in der sinnlichen Ge-

stalt den vollkommen entsprechenden Ausdruck findet."

„Einverstanden!"

„Ich will mich durch ein Beispiel noch deutlicher zu machen suchen: Eine der herrlichsten Statuen des Alterthums ist der Apoll von Belvedere, der Gott der vollkommensten männlichen Schönheit; aber die Schönheit dieses Meisterwerkes liegt ja nicht nur in der wunderbar herrlichen Bildung der Formen, sondern darin: daß die Idee des in ewiger Jugend blühenden Göttlichen hier ihren reinsten Ausdruck findet."

„Vortrefflich, junger Mann, vortrefflich!" — rief Haydn, indem er Ludwig van Beethoven abermals freudig und mit Wärme die Hand schüttelte. — „Mir ganz aus der Seele gesprochen. Wir besitzen aus den Zeiten des Mittelalters Madonnenbilder von unnennbarer Schönheit. Aber der Hauptzauber liegt auch hier nicht in den Zügen und Formen, in dem Ausdruck der höchsten weiblichen Schönheit, sondern darin: daß in diesen Bildern die Idee der kindlichsten Reinheit und zugleich der reinsten, innigsten Mütterlichkeit und Frömmigkeit verkörpert ist. So muß bei jedem Kunstwerk — also natürlich auch bei jeder bedeutenderen Tonschöpfung — die Idee das Beseelende, Geistige sein; die sinnliche Erscheinung aber — gebe sie sich nun durch Farbe,

Stein oder Ton kund – muß dazu dienen, die Idee so viel als möglich in höchster sinnlicher Klarheit und Individualität erscheinen zu lassen. Und wissen Sie, mein lieber junger Freund, was die Hauptsache bei dieser, in jeder Menschenbrust ruhenden Schönheitsidee ist?"

Beethoven lächelte: — „Ich glaube fast, daß Platon mich gelehrt hat, was Sie meinen!" — sagte er dann.

„Nun?"

„Sie muß den Menschen nicht nur zum Bewußtsein kommen und in Kunstwerken ihren Ausdruck finden, sondern in dem Leben der Menschen selbst."

„Kommen Sie in meine Arme!" — rief hier Haydn und Thränen der Freude glänzten in seinen Augen — „wer so denkt, wie Sie, ist eine edle und reine Natur! Gott erhalte Sie auf diesem Wege!"

Und er drückte Beethoven so warm und innig und mit so ungekünstelter Freude an sein Herz, wie ein Vater den Sohn, von dem er eben eine edle That erfahren.

Es war eine ernste, schöne Minute — ein großer Augenblick, dessen Bedeutung sich tief in des jungen Mannes Seele senkte.

Als sie sich wieder gegenüberstanden, sagte Haydn mit dem ihm so ganz eigenen milden Ernste, dem un-

verkennbaren Spiegel seiner kindlich frommen Seele, — „den Denker, den Wissensdurstigen, beseelt die Idee der Wahrheit. Wahrheit ist ihm also das Schönste, das Höchste .... die absolute Wahrheit, der Begriff Gottes. Dem moralischen Menschen ist sittliche Güte die Krone der Schönheit. Er lebt in der Ueberzeugung, daß ein unsittliches Leben gegen sich selbst wüthe. Sein Gottesbegriff stützt sich also auf das, was ihm das Schönste ist: auf die reinste Sittlichkeit. Aber beide haben nur einseitig Recht, denn in Gott fallen alle Ideale zusammen, wie die Sonnenstrahlen im Brennglase — — wir Menschenkinder aber sollen ein Spiegel des Ideales aller Ideale sein! Halten Sie dies fest, mein junger edler, Freund, — halten Sie dies für Ihr ganzes Leben fest; denn nur der Mensch, der die Kunst mit reiner, kindlich-frommer Seele erfaßt und sein ganzes Leben, sein Hoffen, Wünschen und Lieben ihr, der Göttlichen, mit voller Begeisterung zuwendet, ... nur der wird, unter Gottes Schutz und Segen, den Strahlenkranz ewigen Ruhmes um sein Haupt winden; — nur dessen Schöpfungen wird die Welt nicht allein anstaunen, sondern auch, als menschenbeglückende Wohlthat, segnen!"

Sie waren hier Poppelsdorf nahe gekommen und da Haydn sich nicht nur bei dem Churfürsten verabschieden, sondern auch über den jungen Beet-

hoven dem Fürſten noch berichten wollte, ſo trennte er ſich hier von dem jungen Manne.

Ludwig aber war es wunderbar ſelig zu Muthe und da er fühlte, daß ſeine Stimmung eine zu hohe und heilige für die Welt ſei, begrub er ſich mit ihr in die Einſamkeit der Natur. Niemand ſah ihn mehr an dieſem und dem folgenden Tage.

Rothe Wangen.

Der Churfürst ging — die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf etwas nach vorwärts gesenkt — in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Aber seine hohe edle Stirne war heute nicht so wolkenlos, als sie dies gewöhnlich zu sein pflegte; ein leiser Unmuth beschattete sie augenscheinlich.

Daß dies übrigens nur eine vorübergehende Verstimmung sei, und kein tieferes Sorgen oder Zürnen, entging dem geübten Blicke des Grafen von Waldenfels, der seinen Herrn und Gönner durch und durch kannte, durchaus nicht. Er wartete daher auch — in einer Fensternische stehend, den Rücken leicht gegen die Brüstung gelehnt — den Zeitpunkt ruhig ab, in welchem seine Churfürstlichen Gnaden geruhen würden, die Ursache höchst Ihrer Verstimmung vor ihm zu offenbaren.

In der That dauerte dies denn auch nicht lange und Maximilian Franz blieb mit gerunzelter Stirne vor ihm stehen und sagte:

„Es gibt doch nichts Widerwärtigeres, als die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Gegen die großen kann man ſich mit der ganzen Energie ſeines Charakters ſtämmen und dann ſiegen oder untergehen; aber dieſe ewigen jämmerlichen Tracaſſerien ermüden den beſten Mann und eckeln ihn an.“

„Es wundert mich, dies von Eurer Churfürſtlichen Durchlaucht zu vernehmen!“ — entgegnete Waldenfels.

„Warum?“ — frug der Churfürſt, und ſeine Augenbraunen zogen ſich noch mehr zuſammen.

„Nun!“ — verſetzte der Graf — „weil man an einem Manne von ſo viel Geiſt gewöhnt iſt, daß er lächelnd über die Unbedeutendheiten des Lebens hinwegſchreitet, wie ein Rieſe über die Häupter der Pygmäen.“

Der Churfürſt zuckte die Achſeln und ſchritt wieder auf und ab:

„Lieber Waldenfels“ — ſagte er dann — „der Churfürſt iſt ein Menſch, wie jeder andere Menſch auch: folglich hat auch er ſeine ſchwachen Stunden, und zu dieſen rechne ich allerdings diejenigen, in welchen ich mich über Kleinigkeiten ärgere.“

„Und was gab Churfürſtlichen Gnaden heute Veranlaſſung dazu?“

„Die unausſprechlich widerwärtige Zudringlichkeit des Kammerherrn von Wöls.“

„Wölß?“ — wiederholte erſtaunt der Graf — „ich dachte, den hätte uns Lux auf immer vertrieben?“

„So hoffte ich auch!“ — verſetzte Maximilian Franz — „und nur deßhalb ließ ich Lux ſo durchſchlüpfen; denn er hätte eine ernſte Strafe für den kecken Mißbrauch verdient, den er mit unſerem Zeughaus und ſeinen hiſtoriſchen Rüſtungen trieb.“

„Aber was iſt mit Wölß?“

„Nun, Sie wiſſen ja, daß die Stelle eines Intendanten der Hofcapelle erledigt iſt . . .“

„Und da hat ſich . . .?“

„Wölß gemeldet.“

Graf Waldenfels ſah hier den Churfürſten mit ſchweigendem Staunen an.

„Nicht wahr, das iſt viel!“ — ſagte dieſer, ſich an des Grafen Ueberraſchung weidend. — „Es ſind noch keine drei Wochen, daß er ſich mit dem Duelle lächerlich gemacht, und nun iſt dieſer alberne Menſch, aller Ehre ſpottend, ſchon wieder hier und macht — geſtützt auf ſeine vielvermögende altadelige Familie — Anſprüche auf ein Hofamt.“

„Und zwar auf ein Amt“ — ſagte Waldenfels ganz entrüſtet — „von dem er auch nicht das Geringſte verſteht.“

„Er behauptet das Gegentheil.“

„Kein Wort davon wahr.“

„Er sei, wenn auch Diletant, doch in der That ein Professori di Violino!“

„Hat er das Eurer Churfürstlichen Gnaden gesagt?“

„Vor einer Stunde.“

„Es ist unerhört.“

„Wissen Sie, lieber Waldenfels“ — sagte jetzt Maximilian Franz und blieb abermals vor dem Grafen stehen — „ich würde auf diesen geckenhaften Menschen gar keinen Werth legen und ihn geradezu vom Hofe weisen, wie ich dies schon bei so manchen ähnlichen Laffen gethan, wenn ich nicht Rücksicht auf seine Familie zu nehmen hätte. Bin ich es doch dem Lande schuldig, nur Männer von Ehre und Verdienst um mich zu sammeln! .... Aber über was denken Sie nach?“

„Heute Abend ist Kammer-Concert?“

„Ja!“

„Darf ich einen Vorschlag machen?“

„Ich bitte darum.“

„Lassen Sie Wöls heute Abend eine Probe mit der Intendantur machen.“

„Damit er sich blamirt?“

„Allerdings!“

„Und dann?“

„Wenn er sich abermals recht lächerlich gemacht hat, und noch dazu in einer — wenn auch nur pro-

viſoriſch übernommenen — Hofcharge, ſo bleibt ja Churfürſtlichen Gnaden gar nichts anderes übrig, als ihm den Laufpaß zu geben, wogegen alsdann ſeine Familie auch kein Wort ſagen kann und wird."

Der Churfürſt ging neuerdings eine zeitlang ſchweigend in dem Zimmer auf und ab; endlich ſagte er:

„Es mag ſein — und ich glaube ſelbſt an den Erfolg."

„Ich kann alſo die Sache übernehmen?" — frug Waldenfels.

„Thun Sie es!" — entgegnete der Fürſt. — „Aber das iſt noch nicht Alles, worüber ich mich geärgert."

„Und was wäre ſonſt vorhanden?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich mit dem verfluchten Lux machen ſoll. Seine tollen Streiche bringen ganz Bonn aus den Fugen."

„Und was hat er wieder gethan?" — frug der Graf lächelnd. — „Ich war ſeit Haydn's Abreiſe, alſo ſeit acht Tagen, in Cöln, weiß demnach nicht, was vorgefallen iſt."

„Nun!" — meinte der Churfürſt — „Großes iſt es gerade nichts. Er macht nur alles lächerlich und bindet ſich dabei nicht einmal an Geſetz und Ordnung."

„Auch auf der Bühne?"

„Das iſt es ja gerade. Ich habe aus gutem

Grunde den Schauspielern und Sängern ein für allemal alles Extemporiren auf der Bühne verboten. Meinen Sie, Lux könne es lassen? Gott behüte, wo er einen beißenden Witz anbringen kann, da läßt er ihn los, er mag treffen wen und was er will."

„Und zart sind diese Witze meistens auch nicht!" — meinte Waldenfels.

„Nun bekam er, als Sie weg waren" — fuhr der Churfürst fort — „für einen extemporirten Witz auf den Intendanten drei Tage Arrest."

„Ganz recht."

„Als er nun den vierten Tag wieder in der Posse „Jackolo", auf der Bühne steht, als das Pferd in dem zweiten Acte vorgeführt wird, und dieses nun unseligerweise stallt — stellt er sich mit seiner unübertrefflichen Komik, beide Arme in die Seite gestemmt, die krummen Beine ausgespreitzt, vor dasselbe und ruft, die tollste Fratze von der Welt schneidend, ganz laut: Weißt du denn nicht, daß das Extemporiren verboten ist? — Sie können sich nun das grenzenlose Gelächter denken, welches hierauf erfolgte."

Wirklich mußte der Graf hier selbst lachen, und als ihn der Churfürst ansah, dieser auch.

„Die Sache ist nun freilich, an und für sich, ganz harmlos!" — sagte der Letztere dann — „aber Gesetze darf man nicht verhöhnen lassen, und so sitzt er nun wieder."

„Er iſt indeß immer dabei ein ebenſo guter Menſch, als Komiker!“ — fügte Waldenfels begütigend hinzu.

„Aber er trinkt!“

„Betrunken ſieht man ihn ſelten!“ — meinte der Graf.

„Jetzt noch!“ — fiel der Churfürſt ein, der ſehr viel auf Sittlichkeit und Mäßigkeit an ſeinem Hofe und deſſen Umgebung hielt. — „Aber wie lange wird es dauern, und aus der Gewohnheit, übermäßig zu trinken, iſt die Gewohnheit, ſich zu betrinken, geworden.“

„Ich glaube doch nicht, daß dies bei Lux der Fall ſein wird!“ — ſagte hier Waldenfels.

„Und warum?“

„Weil er dagegen ankämpft.“

„Lux? ankämpfen?“

„Halten zu Gnaden, Churfürſtliche Durchlaucht: wenn ſich Lux betrunken hat — das weiß ich gewiß — ſtraft er ſich jederzeit ſelbſt. Er bleibt dann mehrere Tage zu Hauſe, ißt ärmliche Koſt und trinkt Waſſer. Dabei geht er alsdann nur zur Probe und zum Spielen auf der Bühne aus und ſpricht mit Niemanden!“*)

„Nun! wir wollen ſehen!“ — meinte der Churfürſt. — „Aber laſſen Sie ihm doch bedeuten, daß er

---

*) Maria Belli, geb. Gontard: „Leben in Frankfurt a. M.“ 10. Band. S. 97.

vorſichtiger und ſolider werden müſſe, wenn er am Churfürſtlichen Hofe bleiben wolle."

Das Geſpräch nahm nun, da verſchiedene Räthe eingetroffen waren und auf des Fürſten Wink jetzt in das Arbeitszimmer des Regenten traten, eine andere Wendung. Ernſtere und wichtigere Dinge beſchäftigten Maximilian Franz; aber wie es ſo an manchen Tagen zu gehen pflegt: auch ſie waren heute unangenehmer Natur, ſo daß die trüben Wolken auf der Stirne des Churfürſten ſich eher noch mehrten, als verſchwanden. Und ſo ging es fort bis zu dem Abend.

Der Concertſaal und die anſtoßenden Gemächer waren bereits längſt erleuchtet und mit Menſchen gefüllt. — Der Churfürſt ging in ſich gekehrt und verſtimmt mit Herrn von Forſtmeiſter auf und ab; — die ganze Capelle war ſeit einer halben Stunde in ihrem Verſammlungszimmer bei einander ... nur Ludwig van Beethoven fehlte noch.

Der heute proviſoriſch fungirende neue Intendant der Churfürſtlichen Hofcapelle, Kammerherr von Wöls, hatte ſchon dreimal nach ihm hingeſchickt; aber der Diener war ſowohl von ſeinem elterlichen, als vom Breuning'ſchen Hauſe mit der Nachricht zurückgekommen: der junge Muſiker ſei nicht zu treffen. Und doch hatte ſich Maximilian Franz gerade heute darauf capricirt, Ludwig van Beethoven im Concerte zu hören.

„Kammerherr von Wöls!“ — befahl jetzt der Churfürſt einem naheſtehenden Diener. Dieſer verneigte ſich tief und eilte ſofort zu dem Genannten, ihn zu dem Herrn zu beſcheiden.

Der Intendant in spe eilte mit geflügelten Schritten herbei; erſtarrte aber faſt vor Schrecken, als er des, ſonſt ſo leutſeligen, Fürſten finſtere Miene erblickte.

„Sie fangen Ihr Probeamt ſehr ſchlecht an!“ — ſagte in höchſt ungnädigem Tone der Churfürſt. — „Woran hängt es denn, daß die Capelle noch immer nicht eintritt?“

„Vergebung, Sereniſſimus!“ — ſtotterte Wöls in Verlegenheit, und ſein langes nichtsſagendes Geſicht wurde augenſcheinlich noch länger, — „es fehlt nur noch an dem jungen Beethoven. Wenn Churfürſtliche Gnaden nicht beſonders befohlen hätten ...“

„Nein, nein, nein!“ — rief Maximilian Franz raſch und ſeine Stirne ward noch finſterer als zuvor — „ich will nun einmal Beethoven heute Abend hören. Aber warum iſt er nicht da. Schicken Sie augenblicklich nach ihm.“

„Iſt ſchon dreimal geſchehen!“ — entgegnete, ſich tief verbeugend, der Kammerherr.

„Das iſt gegen den Dienſt!“ — ſagte der Churfürſt ſcharf. — „Wir werden morgen davon reden.“

Und er ließ den Intendanten in spe mit offenem Munde und dem Ausdrucke der völligſten Rathloſigkeit

ſtehen und ging mit Herrn von Forſtmeiſter weiter.

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre zu dem Verſammlungszimmer der Capelle raſch aufgeriſſen und Ludwig van Beethoven ſtürmte erhitzt herein.

„Aber um Gottes Willen!“ — riefen ihm Ries und die beiden Romberg's faſt einſtimmig zu — „was für ein Ausbleiben!“

„Der Churfürſt iſt höchſt ungehalten.“

„Man hat dreimal nach Dir geſchickt.“

„Sie ſind doch ſonſt pünktlich im Dienſt.“

„Aber warum hat man denn nicht ohne mich angefangen? Ich war ausgegangen, um in der Einſamkeit über eine neue Compoſition zu brüten, ... ich fand herrliche Gedanken ... und da vergaß ich mich.“

„Warum man nicht angefangen hat?“ — ſagte jetzt Ries — „weil Sereniſſimus ein Concert von Ihnen hören will. Sie wiſſen ja wohl ſchon, daß Kammerherr von Wöls als Hofcapell-Intendant in Vorſchlag gebracht iſt und heute zur Probe figurirt.“

„Wer?“ — rief hier Ludwig mit der Miene eines Menſchen, der nicht gut hört.

„Kammerherr von Wöls!“ — wiederholte Director Ries trocken.

„Mein Wölschen?“ — lachte Beethoven ſpöttiſch. — „Es iſt nicht möglich, ein ſolcher Tropf ...!“

„Er ſoll aber, wie er den Churfürſten ſelbſt verſichert hat, obgleich Dilettant, die Muſik aus dem Fundament verſtehen ... ein Provessore di Violino ſein."

„Das kann ich freilich nicht beſtreiten!" — verſetzte der junge Beethoven — „aber dann iſt er ſicher auch nur darin Profeſſor."

Die Meldung, daß Beethoven da ſei, war unterdeſſen an den Probe-Intendanten und durch dieſen an den Churfürſten gelangt.

„Anfangen!" — war die Antwort; und die Capelle trat ein, Sereniſſimus und die Anweſenden nahmen Platz.

Dem jungen Beethoven war es unterdeſſen gar nicht wohl zu Muthe. Er hielt ſonſt — ſo nachläſſig er in dem ihm widerwärtigen Stundengeben ſein konnte — mit großer Pflichttreue auf den Dienſt und Niemand konnte ihm hier Nachläſſigkeit vorwerfen. Deſto unangenehmer war es ihm, daß er ſich gerade heute verſpätet hatte, wo dieſe Verſpätung ſo gewaltig auffiel, und den mißverſtimmten Fürſten, wie er hörte, noch mehr gereizt hatte. Dazu kam aber noch etwas anderes. In der Eile hatte er vergeſſen zu Hauſe ein Concert oder eine Sonate zu ſich zu ſtecken — wie er dies ſonſt immer that — um auf den Befehl des Solospieles gerüſtet zu ſein.

Die Sache war unendlich fatal und Ludwig

ſann ſich während des erſten Enſembleſtückes faſt die Gedanken aus dem Gehirne, auf welche Weiſe er ſich aus der Patſche zu ziehen vermöge.

Endlich nach vielem Ueberlegen fiel er auf eine Liſt, die aber in der That ſehr verwegen war.

„Du mußt mir aus der Noth helfen, flüſterte er während des Spieles Bernhard Romberg zu. — „Wenn ich etwa noch eine Sonate ſpielen ſoll, ſo accompagnire mir die, aus G, aus dem Kopfe; wir haben ſie ja ſchon öfter zuſammen geſpielt. Fehlt auch hie und da eine Note, ſo laß das gut ſein. Hier iſt nun einmal nichts anderes zu thun."

„Meinetwegen!" — flüſterte Romberg in keckem Jugendmuthe hinüber. — „Für's Steckenbleiben wollen wir ſchon ſorgen."

Ludwig athmete hoch auf. Das Enſemble ſchwieg, und — richtig ... nach einigen Minuten kam der Befehl an den jungen Beethoven: ſich ſolo hören zu laſſen.

Jetzt galt es Geiſtesgegenwart. So ſehr ihm auch das Herz klopfte, ging Beethoven mit der unbefangendſten Miene von der Welt zu dem Tiſche, auf welchem die Muſikalien lagen. Hier erwiſchte er mit einem raſchen Griffe zwei ganz beliebige Stimmen, wovon er die eine vor ſich, die andere vor Romberg legte, und dann anſcheinend ganz ruhig Platz nahm.

Was lag ihm und Romberg daran, ob dieſe

Stimmen auch einer Simphonie aus E dur angehörten; ſie fingen beide ganz getroſt ihre Sonate aus G an. Allein kaum hatten ſie zehn oder zwölf Tacte geſpielt, ſo bemerkte Ludwig, daß der Intendant in spe, Herr Kammerherr von Wöls, von ſeinem Platze aufſtand, im Vorbeigehen einem fremden italieniſchen Cavaliere zu folgen winkte, und nun beide hinter ihn traten.

Man kann ſich die tödtliche Verlegenheit denken, die den jungen Beethoven erfaßte, als er nun die Beiden hinter ſich wußte. War einer von ihnen auch nur im entfernteſten Muſikverſtändiger, ſo war ſeine kecke Liſt entdeckt, und einen ſolchen Streich — das wußte Ludwig — würde der Churfürſt um ſo weniger je vergeben haben, als ihn heute das ſpäte Eintreffen Beethovens ſchon verdroſſen.

Zum Ueberfluß des Schreckens nahm Wöls nun auch noch ein Augenglas aus der Taſche und ſchaute dem jungen Künſtler über die Achſeln in die Noten.

„Das wird ſauber werden!“ — flüſterte er, immer weiter ſpielend, Romberg zu.

„Nach Endigung des erſten Satzes“ — entgegnete dieſer ebenſo — „geſtehe dem Kammerherrn die Wahrheit und bitte ihn, er möge dem Churfürſten nichts verrathen; ... ſonſt ſind wir Beide verloren.“

„Verdammte Geſchichte!“ — meinte Beethoven,

deſſen Stolz ſich gegen ein ſolches Verfahren gewaltig empörte.

Aber ſonderbar ... obgleich er eine Sonate aus G ſpielte und trotzdem eine Simphonie aus E dur vor ſich aufgelegt hatte, blieb der Intendant in spe nebſt ſeinem Nebenmanne ganz ſtumm.... Ungeachtet der edle Herr von Wöls die Noten durch ſein Augenglas mit der ernſteſten Miene von der Welt anſtarrte, bemerkte er nicht, daß etwas ganz anderes, als dieſe Noten geſpielt wurde.

Da durchzuckte den jungen Beethoven ein Strahl der Freude ... es ſtand feſt, daß Wöls nicht nur kein Profeſſor der Violine, ſondern auch hierin ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note kannte.

Trotzdem that der Kammerherr fortwährend, als ſei er von Beethovens Spiel entzückt, — als ſehe und höre er jede Stelle ſchon voraus.

„Bravo! bravo!“ — rief er jetzt halblaut mit Kennermiene, und dem Italiener neben ſich mit der Hand ein Zeichen gebend, ſagte er:

„Aufgepaßt, Freundchen, adesso viene un passagio!“ (jetzt kommt eine Paſſage).

Und der junge Beethoven, der jetzt ſeine ganze Faſſung wiedergefunden hatte, war Schalk genug, ſo oft Jener ſein: Adesso viene un passagio! flüſterte, einen Lauf, einen Schnörkel, oder irgend eine Variation aus dem Stegreiſe anzubringen. Da er ſich nun

aber auch außer aller Gefahr ſah, ſo wuchs ſeine heitere Laune dermaßen, daß er die Sonate mit einer ſo ungemeinen Präciſion und auf eine ſo geniale Weiſe vortrug, daß Jedermann entzückt war. Nur der Churfürſt blieb heute finſter und kalt; ja als der Intendant in spe. der edle Kammerherr von Wöls, zu ihm herangetänzelt kam und ihm unter den devoteſten Verbeugungen zu der Acquiſition, die er in dieſem jungen Manne — der doch nur noch ein Anfänger ſei — ſeiner Zeit gemacht habe, Glück wünſchte, verfinſterten ſich die Züge des Fürſten nur noch mehr.

Trotzdem konnte er gar nicht fertig werden, Sereniſſimus von ſeinem Beethovenchen vorzuplaudern, bis der Churfürſt — über den ſeichten Schwätzer auf's Aeußerſte gebracht — ihm geradezu den Rücken wandte.

Während deſſen war Graf Waldenfels zu Beethoven getreten:

„Sie haben heute mit einer überraſchenden Fertigkeit geſpielt! — ſagte er — „aber mit Romberg bin ich nicht zufrieden, dem muß ich den Text leſen; denn er hat ſchlecht accompagnirt."

„Das thun Sie ja nicht, Herr Graf!" — entgegnete Beethoven — „denn er hat den Baß auswendig geſpielt."

„Wie das?" — frug Waldenfels erſtaunt — „er hatte ja doch die Baßſtimme vor ſich liegen."

„Ja, aber nur zum Schein!" — ſagte Beethoven

lächelnd. Und er erzählte nun, da seine Ehrlichkeit es nicht anders zuließ, dem Grafen die ganze Geschichte.

Waldenfels konnte sein Staunen nicht verbergen und rief ein über das anderemal: „Sehr verwegen, das muß ich sagen! — sehr verwegen!“ Als Ludwig aber auf den Intendanten in spe, dessen Windbeutelei und Adesso viene un passagio kam, mußte Waldenfels so von ganzem Herzen lachen, daß der Churfürst aufmerksam darauf wurde und ihn zu sich winkte.

„Nur um Gottes Willen nichts verrathen!“ — flüsterte Beethoven dem Grafen noch hastig zu; da er aber Waldenfels als seinen aufrichtigen Gönner kannte, beruhigte er sich und ging, da die Capelle jetzt entlassen wurde, vergnügt mit Romberg Arm in Arm nach Hause.

Dennoch erschrack Ludwig van Beethoven nicht wenig, als des anderen Tages gegen vier Uhr Nachmittags ein Hof-Lakai bei ihm erschien und ihn zum Churfürsten befahl, der gerade zu Tafel saß. Es ahnte ihm nichts Gutes; denn er erfuhr schon von dem Bedienten, daß der Herr sehr ernst sei und man von ihm gesprochen habe.

Ludwig ging; aber mit jedem Schritte wurde ihm das Herz schwerer; .... wenn der Churfürst die Sache erfahren, ... wenn er ihn, der seit Haydn's Verwendung, mit Sicherheit auf Maximilian Franzens besonderen Schutz gerechnet, seines

Dienſtes bei der Hofcapelle enthob und damit der Ausſicht verluſtig machte, die ihm Waldenfels im Geheimen eröffnet, — der Ausſicht: durch Churfürſtliche Freigebigkeit in den Stand geſetzt zu ſein, ſich in Wien contrapunktiſtiſch auszubilden? Wenn er ſelbſt auch nur annahm, daß ihm der Churfürſt in Gegenwart der Tafelgäſte und der Bedienten einen Verweis ertheilen würde, ſo ſchnitt es ihm, wie ein zweiſchneidiges Schwert in das Herz. Er dachte an ſeine Mutter, die in dem erſten Falle ihre letzte Stütze verloren haben würde .... an Frau von Breuning ... an Fräulein d'Honrath .... und das Blut ſchoß ihm zu Kopfe und ſein Stolz und ſein Ehrgeiz bäumten ſich hoch auf.

In der That blieb er mehr als einmal ſtehen, unentſchloſſen, ob er nicht lieber wegbleiben und das Aeußerſte erwarten ſolle. Da er aber Waldenfels an des Fürſten Seite wußte und dieſer immer ſein guter Genius geweſen, überwand er ſich .... und ging doch. Als er aber gemeldet war, der Lakai die Thüre öffnete und er, unter dieſelbe tretend, den Churfürſten, die Tafel und die ſchadenfroh lächelnden Geſichter der Diener ſah, blieb er betroffen und erbleichend ſtehen.

Der Churfürſt ſah ihn ſtreng an:

„Er muß ſich ſehr ſchuldig fühlen, Beethoven!“ — ſagte Maximilian Franz jetzt mit finſterer

Miene — „denn Er iſt ja ſo bleich, wie eine Leiche. Aber ich werde Ihm die Wangen bald röther färben! .... Wer ſollte denken, daß der da, dem ich mich immer ſo wohlwollend gezeigt, geſtern ſo effrontirt ſein würde, aus einer Symphonieſtimme in E la fa eine Sonate aus dem G zu ſpielen, und unſern neuen Intendanten der Hofcapelle in spe, Herrn Kammerherrn von Wöls zum Narren zu halten.“

„Churfürſtliche Gnaden!“ — ſtotterte hier Herr von Wöls, der hinter dem Stuhle des Fürſten ſtand, in größter Verwirrung.

„Zum Narren zu halten!“ — wiederholte der Churfürſt laut und ſcharf. — „Denn da Sie, trotz Ihrer Bewerbung um die Intendantur, auch nicht eine Note kennen, ſo haben Sie dieſe Effronterie nicht einmal bemerkt, und ebenſowenig, daß der Beethoven da, Ihnen jedesmal, wenn Sie Ihr „Adesso viene un passagio!“ flüſterten, eine Naſe drehte, und aus dem Stegreif einen Lauf oder einen Schnörkel einlegte.“

„Aber .... Sereniſſimus ....!“ — ſtammelte Wöls wie vernichtet.

„Sereniſſimus“ — hub der Churfürſt wieder an — „Sereniſſimus iſt es jetzt überdrüſſig, ſich und ſeinen Hof durch den Herrn Kammerherrn von Wöls blamiren zu laſſen. Ich habe gehört, Sie beſäßen

ſehr ſchöne Güter in Franken, die aber durch Ihre übergroße Anhänglichkeit an unſeren Hof in der Verwaltung ſehr vernachläſſigt würden. Folgen Sie meinem Rath, lieber Wöls und reiſen Sie noch dieſe Woche dahin ab; wenn Sie denſelben einige Jahre Ihre Aufmerkſamkeit widmen, kommen ſie gewiß wieder auf den alten Stand und Sie werden mir dankbar ſein."

Jetzt war Herr von Wöls ſo bleich, wie vorhin Beethoven; da ihm aber das Wort auf der Zunge erſtarb, empfahl er ſich nur durch eine ſtumme Verbeugung und wankte auf's Tiefſte niedergeſchlagen und beſtürzt der Thüre zu.

„Nun, und Er?" — fuhr Maximilian Franz zu Beethoven gewandt, jetzt in milderem Tone fort, und Ludwig ſchien es ſogar, als ob die Wolken von der Stirne des Fürſten wichen. — „Geſteht Er ſeine Effronterie ein?"

„Churfürſtliche Gnaden!" — entgegnete der junge Künſtler, der indeß ſein volles Selbſtbewußtſein wiedergefunden hatte, in ruhigem Tone und ruhiger Haltung. — „ich habe allerdings in gewiſſer Beziehung gefehlt; aber wie wenig böſe meine Abſicht dabei war, mögen Sie daraus entnehmen, daß ich dem Herrn Grafen von Waldenfels die ganze Sache offen und ehrlich mittheilte."

„That er das?" — frug jetzt Maximilian

Franz den neben ihm ſitzenden Miniſter mit einem Blick des Einverſtändniſſes.

„Ja, Churfürſtliche Gnaden!“

„Dem ſei, wie ihm wolle!“ — fuhr der Fürſt ernſt fort — „jedenfalls war es ein verwegener Streich. Weiß Er, was er dafür verdient hat?“

„O ja!“ — ſagte jetzt Beethoven faſt mit Solz, denn das Benehmen des ſonſt immer ſo milden Fürſten kränkte ihn.

„Und was?“

„Strafe!“

„Nun denn!“ — fuhr jetzt der Churfürſt fort, nahm einen Teller, auf welchem ein großes Kryſtall-Glas mit Tockayr ſtand, neben dem fünf oder ſechs Bisquit lagen, und ihn Beethoven ſelbſt hinreichend, ſagte er: „Ich verſprach Ihm ſeine blaſſen Wangen röther zu färben. Nehm Er dies, junger Mann, ſetze Er ſich da an den Nebentiſch, — aber ſo, daß ich Ihn ſehen kann — und verſuche Er, ob das nicht ſo kommen wird.“

Beethoven fiel es wie Bergeslaſt von dem Herzen:

„Durchlaucht!...“ — rief er; aber Maximilian Franz ſagte lächelnd: — „Disciplin!“

Ludwig that nun, wie ihm befohlen, als er aber das dritte Bisquit aufhob, lagen 10 Ducaten darunter.

Er wollte ſich, freudig erſtaunt, erheben; aber der Fürſt winkte abwehrend und rief lachend:

„Das iſt dafür, daß man ſich geſtern ſo gut aus der Affaire gezogen und ſo vortrefflich geſpielt hat.“

Und mit dieſen Worten erhob ſich der Churfürſt, die Gäſte folgten und die Tafel war aufgehoben.

Ludwig aber eilte entzückt nach dem Breuning'ſchen Hauſe und jetzt glühten ſeine Wangen wirklich wie Roſen.

Ein Gelübde.

Haydn hatte seit längerer Zeit Bonn wieder verlassen; aber die Erinnerung an sein Zusammentreffen mit diesem großen Manne verließ Ludwig van Beethoven nicht so schnell. Es war ihm, als ob der Genius der Tonkunst in jener Minute, da ihn der Meister umarmt, den Kuß der Weihe auf seine Stirne gedrückt. Er fühlte sich gleichsam von jenem Augenblicke an geheiligt im Dienste der Kunst, und sein Vorsatz: ein würdiger Priester derselben zu werden, stand fester denn je. Ein neuer Eifer erfaßte ihn und führte ihn einer immer kühneren Entwicklung entgegen; auch ward er von jener Zeit an merklich ernster und tiefer, sowohl in seinen künstlerischen Strebungen, als in seinem Wesen.

Frau von Breuning gewahrte dies mit Freude: denn sie folgte ja der Entfaltung dieses jungen Genius, dieses ächt deutschen Charakters mit einer wahrhaft mütterlichen Sorge und Liebe, und der junge Beethoven war in der That ein wahres Spiegelbild des deutschen Nationalcharakters.

Man hat von jeher die deutschen Idealisten, Gedankenmenschen genannt — und wahrlich nicht mit Unrecht. Aber mag dies auch immerhin sein, gerade in dieser Eigenthümlichkeit liegt zugleich die Schwäche der Deutschen und ihre Stärke! Wenn uns auch immer etwas von der gleichmüthigen Ruhe und der zähen Thatkraft des Engländers und des Amerikaners, sowie von der leichten und anmuthigen Lebensanschauung des Franzosen zu wünschen wäre, so verhindert doch das deutsche Gedankenthum sowohl das einseitige Verfallen in den Materialismus des englischen Stammes, als auch das Ueberschweifen in jene seichte Eleganz des französischen, welche zuletzt nur Lebenstünche und Frivolität wird.

Ein tiefes „Gedankenthum" war aber so recht eigentlich das Grundwesen Beethovens und gerade das, was ihn schon in seinen Jünglingsjahren vor jeder Art Leichtsinn und Oberflächlichkeit rettete; ja es versöhnte, selbst, wie wir wissen, den Tieferblickenden mit seiner oft ungefügigen Art und seinen manchmal allzuderben Manieren.

Die lichtesten Farben im deutschen Nationalcharakter sind ferner; Geist und Gemüth; — sie, die bei dem Deutschen allen Lebensinteressen gerecht zu werden suchen. Darum ist der deutsche Kosmopolit, dem es ernst ist, das ganze Weltall als gemeinsame Stätte für eine einzige große Familie anzuschauen. Tadle

man nicht mit Herder dieſe Allerweltheit, dieſen Kosmopolitismus; man würde dem eigenen Volke Unrecht thun; denn dieſe Eigenthümlichkeit, welche macht, daß wir uns zuerſt an das Ganze anſchließen, ſchließt ja für uns das Beſondere, die Heimathsliebe, den Patriotismus, nicht aus, ſondern ein.

War dies bei Ludwig van Beethoven nicht ganz derſelbe Fall?

Die Weltliebe iſt das Allgemeine, die Heimathliebe das Beſondere. Beiden wird nur der Deutſche durch die innige Verſchmelzung von Geiſt und Gemüth ganz nachkommen. Dieſelbe Anſchauung des Deutſchen findet ſich aber auch in ſeiner Wiſſenſchaft und Kunſt wieder. Den Blick bis in das Kleinſte vertiefend, ſchwingt er ſich doch bald auf den Adlerfittigen ſeines Geiſtes zu dem großen Ganzen empor. Aus den tiefſten Schachten des Erkennbaren hat er Bauſteine zu Tage gefördert, und ſeine kunſtgeübte Hand fügte und fügt ſie noch zu den großartigſten Bauten zuſammen, die je die Weltgeſchichte ſah. Stolz wie ſeine Münſter ſind auch ſeine wiſſenſchaftlichen Bauten ſeine Meiſterwerke der Kunſt!

Noch freilich war dies jetzt bei dem jungen van Beethoven nicht der Fall; aber es bereitete ſich doch ſchon vor; — Haydn hatte dies erkannt und auch dem ſcharfen Blicke ſeiner mütterlichen Freundin entging es nicht: jetzt ſtehen ſeine großartigen, ſeine

gigantiſchen Schöpfungen vor den Augen und Ohren der Welt, ... ſie mag ſelbſt urtheilen!

Der Deutſche iſt der Mann von Ja und Nein, dem aber in ſeiner einſamen Zelle nichts von dem entgeht, was ſeine Mitvölker Schönes, Großes und Edles zu Tage fördern. Darum iſt auch ſeine Literatur der Sammelplatz aller Literaturen des Auslandes. Alles ſucht er in ſeine Sprache zu übertragen, und es genügt faſt, dieſe zu verſtehen, um das Schöne aller Völker in ſeiner eigenen Sprache zu leſen.

Auch der junge Beethoven war damals ſchon ein Mann von deutſcher Geradheit, Biederkeit und Einfachheit, der aber dabei anſpruchslos in ſtiller Zelle neben ſeiner Kunſt mit leidenſchaftlicher Liebhaberei dem Studium der Claſſiker alter und neuer Zeit nachhing und in ſeinem Geiſte ein vielſeitiges Wiſſen aufzuſpeichern ſuchte*). Ihm war die Sprache der Kunſt — der ewigen Poeſie — die eigentliche und allgemeine Sprache des Menſchenherzens. Daher ſprachen auch alle Völker, namentlich das griechiſche Volk, zu ihm und er verſtand ſie. Aber eben deßhalb war ſchon damals und blieb ſeine Weltanſchauung auch lediglich die eines Künſtlers: er lebte und webte, er dachte und dichtete in Tönen, Alles ward Muſik in ihm. Sein äußeres Auge erblindete ſo zu ſagen oft, weil ſein

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. I. Thl. S. 14.

inneres zu ſcharf ſah. Die Außenwelt verſchwand über der Herrlichkeit und dem Reichthume der Inneren, die jene weit überſtrahlten. Er lebte dann auch nur ſeinen muſikaliſchen Gedanken: Form und Inhalt mußten harmoniſch daſtehen; künſtleriſche Behandlung des Gegenſtandes, künſtleriſche Abrundung waren die nächſten Forderungen. Nur eines konnte Ludwig van Beethoven ſchon damals nicht leiden, — Eines war ihm in den Tod zuwider: die inhaltsleere Form. Sie war ihm entſetzlich im Leben, in der Welt, im Umgang mit anderen Menſchen und noch weit entſetzlicher in der Kunſt. Ludwig forderte, daß ſie ſich mit Gedanken und wiſſenſchaftlich geläuterten Empfindungen fülle, wie ſich, ſeiner Anſchauung nach, dieſe in geläuterten Formen zu verkörpern hatten; und ſo ging ſein redliches und eifriges Streben jetzt dahin: ein ſchönes Maß, ein ſchönes Gleichgewicht von Kunſt und Wiſſen für das Leben zu erlangen. Ein geheimes aber oft überwältigendes Bewußtſein ſagte ihm dabei: daß ihn auch nur die Kunſt im Leben befriedigen werde, — daß nur in der ſchönen künſtleriſchen Einheit von Form und Inhalt für ihn Friede, Glück und Seligkeit ruhe.

Und doch! .... doch! .... ſchien es ihm jetzt manchmal, als ob ſich auch wo anders noch Seligkeit für ihn finden laſſen müſſe. Dies neue Evangelium aber predigten die zwei wunderlieben Augen Jeannettens

Ludwig liebte dies Mädchen ja mit der vollen Gluth eines jugendlichen Herzens, obgleich er eigentlich gar nicht recht wußte, wie er zu dieſer Liebe gekommen war. Aber wer kann ſich und Andern denn enträthſeln, wie Liebe geboren wird?

Es gibt einen geheimnißvollen Zug, der die Menſchen an einander kettet, der bald die beugende Macht der Verehrung übt, bald die Poeſie der Liebe und Freundſchaft weckt, bald den Reiz der Geſelligkeit verleiht. Es iſt jene mächtige aber räthſelhafte Zugkraft der Seele, die wir Sympathie nennen. Wir können ſie nicht erklären, nicht beſchreiben, nicht beweiſen — wir können ſie nur empfinden. Unwillkürlich feſſelt oder trennt ſie Diejenigen, die ſich auf ihren Lebenswegen begegnen, und zwar wirkt ſie um ſo mächtiger, je weniger noch der kalte, berechnende Verſtand in unſer Leben greift.

Wer aber, als das Auge, iſt zumeiſt der Verräther dieſer wunderbar „geheimnißvollen Sympathie“ oder Antipathie?

Was der Sonnenſtrahl für die Landſchaft, das iſt der Blick des Auges für den Menſchen. Er erſchließt die Welt des Lebens und mißt die endloſen Grenzen des Raumes; enthüllt die Formen der Dinge und weckt die Gefühle des Inneren. Er führt einen unendlichen Reichthum in die Seele des Menſchen ein und ſtrahlt ihn wieder nach außen zurück. Er iſt die Fackel, mit der

wir in das Innere des Herzens dringen, wenn auch die Lippe ſchweigt oder das Wort lügt. Er ſpiegelt die Schatten unedler Triebe und das Feuer verſteckter Leidenſchaft, den matten Schimmer der Hoffnung, den zuckenden Blitz raſchen Entſchluſſes, das klare Licht forſchenden Denkens. Er gebietet ſtumm und ernſt, ſtraft und mahnt, tröſtet und erheitert, ſegnet und flucht. Er ſpricht, wo das Gefühl keinen Ausdruck mehr findet und der Gedanke vergebens nach Worten ringt — — er jauchzt auf, wenn das Herz von den ſeligſten Gefühlen überfüllt iſt: ich liebe .... und .... ich werde wieder geliebt!

Zu einem ſolchen Aufjauchzen hatten die ſchönen blauen Augen Jeannettens den jungen Beethoven freilich noch nicht berechtigt. Aber oft war es ihm doch ſchon vorgekommen, als ob ſie ihm ſagten: ich bin dir unendlich gut. In jenem Gedanken aber lag für den jungen urkräftigen Mann, mit dem noch ſo ganz einfachen, ſchlichten und kindlichen Gemüthe eine paradieſiſche Seligkeit; wenn nur nicht gerade unter den prachtvollen Blüthen der paradieſiſchſten Gegenden auch die giftigſten Schlangen lauerten! Hier waren dies das dämoniſche Geſchwiſterpaar: „Zweifel“ und „Eiferſucht“; denn ſchon bald nach jenem Feſte am Namenstage Ludwigs war dieſer, bewaffnet mit den Argusaugen der aufkeimenden Liebe, zu der Ueberzeugung gelangt: daß auch ſein Freund Chri-

ſtoph von Breuning und der ihm ohnehin widerliche junge Werbeoffizier, Hauptmann von Greth, Fräulein d'Honrath liebten. So war die Eiferſucht in ſeinem Herzen geboren und der Zweifel, wer nun der Glückliche ſein werde, dem ihre Liebe zufalle, zog ſie groß.

Jeannette bemerkte dies in ihrer Unbefangenheit gar nicht. Sie war ſo heiter und vergnügt im Breuning'ſchen Hauſe wie ein Kind. Alle Welt trug ſie ja hier auf den Händen, kam ihr ſo lieb und freundlich entgegen, überhäufte ſie mit ſo viel Güte, daß ſie die eigene Heimath leicht vergaß und die ihr entgegengebrachte Herzlichkeit nicht minder herzlich erwiederte. Das Leben lag ja noch wie ein heiterer Frühlingstag vor ihr. Als Kind reicher Eltern hatte ſie von jeher alles, was ſie wünſchte, woher ſollte da auch nur ein Schatten von Unbehaglichkeit und Sorge kommen? — Froh und unbefangen genoß ſie mit ihren Freundinnen was der Tag an Freuden brachte, und freute ſich, entſchlummernd, ſchon wieder auf die Luſt des kommenden Tages. Und doch war dies nicht Genußſucht, ſondern nur der jugendlich-heitere Sinn einer glücklichen Seele, zumal ihre Freuden und Genüſſe die einfachſten und natürlichſten von der Welt waren. Lachen und ſcherzen mußte ſie vor allen Dingen können, auch lieben — und ſie liebte Alle die um ſie waren — ebenſo die Natur, die Muſik, ein gutes Buch. Da-

her brachte ſie auch allen die gleiche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen. Daß aber ihre ſchönen blauen Augen heller noch und freudiger leuchteten, wenn ſie mit dem jungen Beethoven ſprach, wußte ſie gar nicht; obgleich ihr dann das Blut ſonderbar warm in das Herz ſchoß und ſie ein ganz eigenes trauliches Gefühl überkam, das oft Stunden und Tage lang wonnig nachzitterte. Bei Chriſtoph und Stephan Breuning war dies nicht der Fall; mit dieſen neckte ſie ſich lieber, wie zu Hauſe mit ihren Brüdern und gegen den Hauptmann war ſie freundlich und artig, weil es die Schicklichkeit erforderte und er und ſie Beſuche im Breuning'ſchen Hauſe waren.

Und doch war ein jeder freundliche Blick Jeannettens, dem Hauptmann gegenüber, ein Dolchſtoß für Ludwig. Man ſollte in der That die Eiferſucht bei bildlichen Darſtellungen immer mit einem Kranze von Tollkirſchen (Atropa belladonna) ſchmücken; denn ihre Wirkungen und die jener Giftpflanze ſind faſt ein und dieſelben: Hitze, Schwindel, Unvermögen klar zu ſehen und zu denken, heftiges Fieber, Irreden und am Ende Raſerei!

Ludwig hatte bis jetzt durchaus keine Berechtigung auf Jeannettens Liebe, es ſei denn die eigene Neigung, die er im Herzen trug; und doch verwirrten Eiferſucht und Zweifel ſo ſehr ſeinen ſonſt ſo ruhigen Blick, daß er ſich ſogar durch die, nur auf Höflich-

keitsrückſichten beruhende, Freundlichkeit der Geliebten gegen Hrn. von Greth gekränkt und zurückgeſetzt fühlte.

Aber — da wir doch einmal die Pflanzenwelt berührt haben — es gibt in ihr ein Kräutchen ganz eigener Art: der Gärtner nennt es Mimosa sensitiva, die empfindſame Mimoſe, der gewöhnliche Mann; Noli me tangere oder: Kräutchen „Rühr' mich nicht an."

Dieſe wunderbare Pflanze hat ſtachlige, borſtige Stengel und gefiederte Blätter mit vielpaarigen, ſchmalen Blättchen. Sobald man die Blätter oder Zweige dieſes Gewächſes auch noch ſo leiſe berührt, legen ſie ſich zuſammen und ſenken ſich zu Boden.

Nun — der junge Ludwig van Beethoven war in der That ein ſolch' Kräutchen „Rühr' mich nicht an" in der Menſchenwelt. Dies wußten Alle, die mit ihm umgingen und dies zeigte ſich auch jetzt wieder. In ſeiner Eiferſucht und ſeinem übertriebenen Zartgefühl durch Jeannettens Artigkeit gegen den Hauptmann unangenehm berührt, zog er ſich zurück und ſchloß ſich finſter in ſich ſelbſt ab. Kein Gott hätte ihn jetzt zu Breuning's gebracht, und es vergingen Wochen, ohne daß er das ihm ſonſt ſo liebe Haus ſah. Alles ſchien ihm jetzt ſchwarz, der Tag düſter, die Welt ein Gefängniß, die Menſchen verächtlich! Außer für ſeinen Dienſt und ſein Unterrichtgeben verließ er ſein Zimmer nicht, oder nur ſpät

Abends, um in der Dunkelheit ein wenig Luft zu schöpfen; auch sprach er fast mit Niemand, nicht einmal mit den Freunden. Die Orgel war in dieser Stimmung, — ihrer idealen, hohen durchgreifenden Kraft und ihrer elementarischen Objectivität wegen, — sein Lieblingsinstrument. Oft, wenn er spät Abends bis in die Dunkelheit auf ihr spielte und dabei — den tretenden Gehülfen abgerechnet — allein in der Kirche saß, standen eine Menge Menschen vor derselben und lauschten.

Mit einer, dem dunkelen Schooße weltbewegender Kräfte entstiegenen, geisterhaften Gewalt brausten dann die Orgeltöne dahin, unbekümmert um die kleine Welt und ihr verächtliches Getriebe: ein Ideales, hereintretend in die gewöhnliche Realität, unbeirrt, mit majestätischer Hoheit durch sie hindurchschreitend; unbedingt über sie hinweggreifend mit der Gewalt des Höheren, des Ansichseienden, des Universalen!

Aber auch welche Größe und Erhabenheit in diesem Spiel, welche Fülle und Macht des Tonsturmes!

„Das ist der junge Beethoven!“ — sagten dann wohl staunend die Leute vor der Kirche; aber sie wußten nicht — und hätten es auch nicht begriffen — daß hier ein warmes, liebendes, sehnsüchtiges Herz, das nur zu zart für die Welt gestimmt war, unter gewaltigen Schmerzen zusammengepreßt, aufschrie! .... daß aber zugleich ein reicher, gewaltiger

Geiſt — dieſe Schmerzen unwillig abſchüttelnd, wie ein Mann die unwillkührlich hervorquillenden Thränen — ſich durch den Schmerz über den Staub der Erde erhebe, zu dem wirklich Großartigen, Tiefen, Weltbewegenden.

Aber wie die Orgel den ſchwachen Organen der Stimme und der Einzelinſtrumente eine feſtruhende, nervig aushaltende Baſis der Klangſtärke und Harmoniefülle unterlegt, welche der Geſammtbewegung Kraft aus der Tiefe und gediegene Haltung verleiht, ... ſo ſog auch Ludwig van Beethoven aus dieſem Aufſchwung zum Höchſten in Kunſt und Gedanken auf's Neue Kraft und Haltung.

Auch heute Abend hatte er lange auf der großen Orgel der Münſterkirche — der ehemalig erſten Kirche des Erzbisthums Cöln nach dem weltberühmten Dome — geſpielt. Und wie nun die Tonwellen durch die rieſigen Hallen immer gewaltiger und gewaltiger hinbrauſten, und ſeine ganze Seele mit ihren Schmerzen und ihren Freuden, ihrer Liebe und ihrer Sehnſucht, ihrem Ringen nach Größe und ihrer Anbetung des ewig Schönen und göttlich Erhabenen ſich in wunderbaren Harmonien ausſprach, da war es ihm plötzlich, als ob zu der Tonbewegung der Orgel, das Ganze der Weltharmonie mitklänge, — als ob ſein Spiel nicht mehr in einſamer und einſeitiger Sub-

jectivität auftrete, sondern sich vermählt habe mit den gewaltigen Tonkräften des Universums und — rings von ihnen umschlossen und getragen — sich nach oben schwinge.

Und immer begeisterter griff er in die Tasten, und immer gewaltiger entquollen die Töne der Orgel und immer majestätischer erfüllten sie den ganzen Dom. Da war es ihm, als ob er nicht mehr selbst spiele nach eigenem Willen und aus eigener Kraft, sondern als ob der Geist des Ewigen ihn erfülle und seinen Geist leite und er nur sein Werkzeug sei. Und es brauste dahin mit Macht und mit Pracht, mit Erhabenheit und mit Würde, und wunderbare schöne Modulationen entfalteten sich bis zu den fernsten Punkten im vollquellendsten Reichthum der Harmonie, so großartig und doch so leicht, so zwanglos, gleich einer organischen Naturentwicklung. Und in diesen stets tiefer und weiter sich dehnenden Tonräumen bewegte sich jetzt nicht nur in erhabener Größe das musikalische Gewebe, sondern es entband sich auch wunderbar geisterhaft die einzelne Melodie zu einer nur auf solchem Boden, nur in solcher Stimmung erreichbaren, innerlichen Unerschöpflichkeit und Macht.

Ludwig van Beethoven erzitterte vor innerer Bewegung; seine Augen starrten weit geöffnet in die Tiefe der Kirche, Blitze der Begeisterung sendend in die Dämmerung, die ihn umgab. Seine markirten,

ſcharfen Züge gaben dem Antlitz einen ſtrengen, gebieteriſchen, faſt königlichen Ausdruck, ſein reiches Haar umwallte das Haupt, wie die Mähne eines jungen Löwen.

Und mit den immer neu hervorquellenden Harmonien war es ihm, als ob ſich geiſterhafte Geſtalten vor ſeinen Augen zeigten, jener lieblichen Gruppe gleich, die ihn an ſeinem Namensfeſte begrüßt. Es waren die Genien der geiſtlichen und der dramatiſchen Muſik und wieder ſchwebte über ihnen — glänzender, ſchöner, herrlicher noch — der Genius der Phantaſie, ihm die Palme einſtiger Größe von Ferne zeigend. Das leuchtende Antlitz trug indeſſen diesmal nicht die Züge Jeannettens, wohl aber die ernſt-erhabenen einer hohen Prieſterin der ewigen, der göttlichen Kunſt. Und wie nun Ludwig entzückt zu dem Genius aufſchaute, da war es ihm, als höre er die Worte:

„Reiße die irdiſche Liebe aus deinem Herzen; du haſt mir zugeſchworen, — der ewigen göttlichen Kunſt, — mir, dem Genius der Muſik und mir allein nur, darfſt du gehören!“

Da ſchrie es in der Orgel, wie Schmerz und jauchzte wieder wie Triumph, und plötzlich flogen die Töne aus allen Regiſtern auf und in feierlichem Chore klang es wie ein heiliger Schwur, wie ein Gelübde. Und Ludwig rief laut: „Ja, ja! ich entſage aller und jeder irdiſchen Liebe und will nur dir

angehören, nur dich anbeten, himmlische, göttliche Musik!" —

Und wie er weiter spielte, festigte sich sein Entschluß, und es ward ihm immer freier und leichter zu Muthe, bis er mit einigen gewaltigen Accorden schloß, und, wie neu geboren, aufsprang.

Jetzt war auch sein Entschluß gefaßt: er wollte nach so langer Zeit wieder einmal zu Breuning's gehen und dabei Fräulein d'Honrath freundlich aber mit ruhigem Herzen unter die Augen treten.

Als er die Kirche verließ, standen eine Masse Leute davor, die, sobald sie ihn gewahrten, ehrfurchtsvoll vor dem jungen Mann zurücktraten und ihn grüßten. Ludwig grüßte mechanisch wieder, obgleich er sich gar nicht bewußt wurde, was er sah und that. Sein Geist war bei seinem Entschluß.

Als er sich dem Breuning'schen Hause nahte, strahlte ihm eine hellerleuchtete Fensterreihe entgegen. Er staunte — aber weniger über diese Erscheinung, die ja gar nichts so ungewöhnliches war, als darüber, daß er hier so fremd hatte werden können. Dennoch wollte er, vor seinem Hinaufgehen, wissen, was es da oben gebe und ob vielleicht Fremde da seien. Er war daher sehr erfreut, Heinrich, den alten Diener des Hauses, gleich unter der Thüre zu treffen; peinlich dagegen berührte es ihn, als der gute alte Mann,

zu dem er beinahe, wie ein Sohn ſtand, vor ſeinem Anblick faſt erſchrack und erſtaunt ausrief:

„Jeſus-Maria, der Herr Beethoven!“

„Nun“ — ſagte Ludwig, — „iſt das etwas ſo Neues?“

„Bei Gott, ja!“ — entgegnete der Alte. — „Sie ſind ja ſeit Wochen nicht hier geweſen.“

„Allerdings!“ verſetzte Ludwig finſter. — „Aber was gibt es denn heute Abend da oben?“

„Was es gibt?“ — wiederholte der alte Diener erſtaunt. — „Haben Ihnen denn das die jungen Herren nicht geſagt?“

„Nein!“ — verſetzte Ludwig kurz.

„Ohnmöglich!“

„Ich ſage nein! Ich habe ſie lange nicht geſprochen.“

„Alſo wiſſen Sie nicht? . . . . .“

„Nichts, weiß ich von dem, was hier vorgegangen.“

„Daß Herr und Frau d'Honrath aus Cöln hier ſind?“

„Und?“

„Und daß heute Fräulein Jeannettens Verlobung gefeiert wird?“

Ludwig ſtand wie erſtarrt.

„Mit wem?“ — frug er dann und das Wort erſtarb ihm faſt im Munde.

„Mit dem Herrn Hauptmann von Greth!“ — ſagte der alte Diener.

„Mit wem?“ — wiederholte Ludwig und neigte ſein Ohr nach dem alten Diener hin, als habe er nicht recht gehört.

„Mit dem Herrn Hauptmann von Greth!“ — ſagte der Alte noch einmal.

„Und Fräulein d'Honrath . . .?“

„Hat ſich Anfangs ſehr geſträubt; als aber Churfürſtliche Gnaden ſelbſt als Werber für den Herrn Hauptmann bei dem Vater auftraten, gab ſie den Wünſchen des Hauptmanns und der Eltern nach.“

„Aber ſie iſt ja faſt noch ein Kind?“

„Darum iſt auch heute erſt Verlobung. Die Heirath ſoll künftiges Jahr ſtattfinden.“

„Und iſt Fräulein Jeannette froh und glücklich?“ — frug jetzt Ludwig gedehnt.

„Ich meine denn!“ — rief der alte Diener mit ſtrahlendem Geſicht. — „Erſt wurde etwas geſchmollt und geweint, dann aber war plötzlich wieder ſchönes Wetter — und jetzt wird gelacht und geſungen, daß es eine Luſt iſt. Nun, der Herr Hauptmann ſind auch ein gar ſchöner und ſtattlicher Herr, wohlangeſehen bei Churfürſt und Kaiſer!“

„Und Frau von Breuning?“

„Die gnädige Frau und der Herr Chriſtoph ſehen die Sache nicht gern. Aber was war zu machen? Es ging alles ſo ſchnell. Unter uns geſagt“ — fügte hier der Alte im vertraulichen Tone hinzu, indem er

ſich gegen Ludwigs Ohr neigte — „unter uns geſagt, ich glaube, daß Herr Chriſtoph ebenfalls ein Auge auf das Fräulein hatte. Der gute junge Herr ſteht, ſeit die Sache in Richtigkeit iſt, ganz blaß aus, und iſt ſo ſtill, ſo ſtill geworden — — Sie kennen ihn gar nicht mehr."

„Gute Nacht, Heinrich!" — ſagte hier der junge Beethoven faſt barſch; aber ein feineres Ohr, als das des alten Dieners, hätte gar leicht gewahrt, wie dieſer Ton eine gewaltige innere Bewegung verbergen ſollte. Heinrich freilich ſtaunte nur darüber, daß der junge Hausfreund ſich ſchon wieder wegwenden wollte.

„Jeſus-Maria!" — rief er daher — „wollen Sie denn ſchon wieder weggehen?"

Ludwig nickte.

„Und nicht hinauf? das würde ja Alle ſo unendlich freuen. Sie ahnen gar nicht, wie oft nach Ihnen gefragt wurde."

„Von wem?"

„Je nun von Allen, nur nicht von der gnädigen Frau."

„So, war Frau von Breuning mir böſe?"

„Nein, aber ſie ſagte . . . ."

„Nun, was denn!"

„Sie nehmen mir es übel."

„Gewiß nicht."

Der Alte lächelte hier gutmüthig, dann drohte er mit dem Finger und rief:

„Sie hätten wieder einmal Ihren Raptus und da müsse man Sie gehen lassen!"

„Gute Nacht!" — sagte Ludwig abermals.

Aber Heinrich hielt ihn fest und rief:

„Lieber Herr van Beethoven, haben Sie mir mein Geschwätz übel genommen?"

„Nein!" — sagte Ludwig milde — „es ist ja die Wahrheit!"

„Und Sie gehen doch!"

Aber Beethoven antwortete jetzt nicht mehr. Schweigend reichte er dem Alten die Hand, drückte sie — und ging.

Es war Ludwig wunderbar zu Muthe. Eher hätte er sich des Himmels Einfall erwartet, als Jeannettens Verlobung mit dem Hauptmanne*). So hatten denn diese schönen, treu blickenden Augen gelogen .... oder .....

„Genug!" — sagte er zu sich selbst in rauhem und hartem Tone — „es ist ein Wink des Himmels, und — ich hatte ihr ja bereits entsagt."

Aber diese Entsagung kostete dem Herzen des jungen Mannes doch noch einen heißen und schweren

---

*) Thatsache: Jeanette d'Honrath heirathete, 16 Jahre alt, Herrn von Greth, den späteren K. K. Feldmarschall-Lieutenant, Inhaber des Infanterie-Regimentes 23, Commandeur von Temeswar.

Kampf. Wäre ſie freiwillig geweſen und er hätte Jeannette, wie früher im Breuning'ſchen Hauſe, als eine liebliche, Alle entzückende Erſcheinung geſehen, ſo würde gerade in dieſer freiwilligen Entſagung zu Gunſten der höheren, geiſtigen Geliebten, der Kunſt, etwas Erhebendes, Anſpornendes, Begeiſterndes gelegen haben. Seiner Liebe Entſagung wäre dann ein heiliges Märtyrthum geweſen; — — ſo vernichtete der Gedanke: ſie in des Hauptmanns Armen zu wiſſen, dieſen ſchmerzlichen Reiz. Das Schickſal war zu ſtreng und zu kalt vor ihn getreten und hatte ihn zu ſchnell beim Wort genommen.

Er ſtürmte hinaus in die Nacht, die ſich jetzt längſt tief und ſchweigend über die Erde gelagert, und da er fühlte, daß er der gewaltigen Bewegung in ſeiner Bruſt gewaltige äußere Eindrücke entgegenſetzen müſſe, ſuchte er den Rhein auf. Dort, dicht am Ufer, oberhalb der Stadt, ſetzte er ſich auf einen Felſen, der weit in die Fluthen hineinragte.

Todtenſtille herrſchte rings umher; nur das Rauſchen des gewaltigen Stromes, der ſich in breiten Maſſen majeſtätiſch dahinwälzte, drang durch die Nacht und erfüllte Ludwig van Beethoven's Seele mit Schauern der Größe. Unaufhaltſam, unaufhörlich, in ewig gleicher Ruhe ſtrömten ja dieſe coloſſalen Waſſermaſſen dahin; — unaufhaltſam, unaufhörlich

in ewig gleicher Bewegung folgten hier Wellen auf Wellen, flüchtig kommend und gehend .... wie Menſchenleben; — unaufhaltſam, unaufhörlich, in ewig gleicher Majeſtät rauſchte Vater Rhein ſeine Wogen dem Meere zu.

Dort lag die träumende Stadt, wie ein ſchwarzes, zackiges Ungeheuer, und ihr Getriebe ſtand ſtille und ihr Lärm war verhallt, und die Menſchen in ihr mit ihren Wünſchen und Hoffnungen, ihrem nimmerſatten Sehnen und Ringen, ihren Leidenſchaften und Kämpfen waren ſtill und ſtumm geworden in den Armen des Schlafes. Der Puls des öffentlichen Lebens hatte aufgehört zu ſchlagen, und alle die Mauern und Häuſer und Straßen waren jetzt nur ein großer, weiter, ſteinerner Sarg!

Und die Wogen, die an ſeine Wände ſchlugen liſpelten gar geheimnißvoll von den Mährchen der Tiefe; — von den Schätzen, die da unten ſeit Jahrtauſenden lagen; — von den menſchlichen Gebeinen, die, einſam und vergeſſen, da unten bleichten.

Und Ludwig lauſchte und lauſchte, denn jetzt kam es ihm vor, als rauſchten die Waſſer melodiſch auf und ſängen einen wunderbaren Sang:

Haſt Liebe geheget im Herzen,
Wirf weg ſie, ſie iſt nicht für Dich!
Und willſt Du ſie männlich verſchmerzen,
So wende Dich, Freund, nur an mich:

An mich, die ewig Eine,
An mich, die ewig Reine,
An mich, die heil'ge Kunſt!

Plötzlich fuhr Ludwig entſetzt empor; — — — es war ihm geweſen, als habe er im Scheine des Mondes unweit von ſich einen menſchlichen Körper auf ſich zutreiben ſehen. Er fuhr mit der Hand über Stirne und Augen — — — es war wohl Täuſchung — nur die Schaumkrone einer Woge.

Und wieder ſchienen ihm die Waſſer zu klingen und zu ſingen:

Was willſt Du mit irdiſchen Gluthen,
Den himmliſche Liebe geweiht?
Willſt ſeufzend in Schmerzen verbluten,
Im flüchtigen Rauſche der Zeit?
Mit Herz und Seel' ergeben,
Sollſt nur der Kunſt Du leben
Und der Unſterblichkeit!

Es war ein Gedicht, das Chriſtoph Breuning vor einigen Wochen auf ihn gemacht, was ihm hier durch den heute ſo wirren Kopf zog. Aber ſeine innere Aufregung war ſo groß, daß es ihm die Wogen immer wieder vorſangen.

Da entfuhr mit einemmale ein entſetzlicher Schrei ſeiner Bruſt. Er hatte ſich doch nicht getäuſcht: ein menſchlicher Körper ſchwamm gerade auf ihn zu; Tod oder noch lebendig, er wußte es nicht; gleichviel! mit,

einem kühnen Sprunge warf er ſich in die Fluthen und ſeine nervigen Arme ruderten raſch nach dem unglücklichen Gegenſtande hin; jetzt hatte er dieſen erreicht, umſchlungen ... aber ... hier war kein Leben mehr, das ſich hätte an ihn klammen können. Er mußte den Körper mit dem einen Arme faſſen, mit dem anderen die Waſſer ſchwimmend theilen. Die Anſtrengung war rieſig. Er bot alle Kräfte auf ... vergebens, der Strom war hier, durch die Biegung, die der Rhein oberhalb machte, zu ſtark ... und Ludwig wäre erlegen, wenn nicht ſchon auf ſeinen erſten Schrei ein Fiſcher herbeigeeilt wäre, der in einiger Entfernung ſeine Reuſen in nächtlicher Stille gelegt. Es war ein alter, aber noch kräftiger Mann, mit deſſen Hülfe der junge Beethoven denn auch bald ſeine traurige Beute an das Ufer brachte.

Aber welch' ein Anblick bot ſich nun den beiden Männern dar!

Ausgeſtreckt lag vor ihnen — von dem Mondlichte geſpenſtriſch übergoſſen — die Leiche eines Mädchens. Der tief-dunkelbraunen Haare reiche Fülle hing aufgelöſt und von Waſſer triefend um das ſtarre, bleiche Antlitz. Und doch .... wie ſchön war, ſelbſt im Tode noch, dies jugendliche Geſicht, welch' herrliche Formen zeigte die waſſergetränkte eng anliegende Kleidung.

Ludwig, ſich ſelbſt vergeſſend, ſtarrte voll innigen Mitleidens auf das arme Kind, deſſen Haupt der

greiſe Fiſcher — nachdem er vergeblich mehrere Belebungsverſuche mit dem Körper angeſtellt — jetzt ſanft auf den Boden niedergleiten ließ.

„Nichts mehr zu machen!“ — ſagte er dabei — „als ein Vaterunſer für die arme Seele zu beten.“

„So iſt ſie wirklich todt?“ — frug Beethoven erſchüttert.

„Ja, Herr!“ — entgegnete der Greis. — „Könnt Euch auf mein Wort verlaſſen. Wenn man als Fiſcher ſeine ſiebzig Jahre Tag und Nacht auf und an dem Waſſer zubringt, wird man mit ſolchen Fällen bekannt. Die da hat den naſſen Tod noch kälter vor einer halben Stunde gefunden!“

„Ihr glaubt alſo, daß ſich das arme Kind ſelbſt in den Rhein geſtürzt?“ — frug der junge Beethoven weiter.

„Das hat ſie gethan!“ — ſagte der Fiſcher mit dem Ausdruck aufrichtiger Theilnahme — „und ich weiß auch warum.“

„Wie?!“ — rief Ludwig — „ſo kennt Ihr die Unglückliche?!“

Der Greis nickte mehreremale ſtumm mit dem Kopfe; dann ſagte er, ſich bekreuzend, in dumpfem Tone:

„Gott ſei ihrer armen Seele gnädig! Das aber ſind die Folgen des Ungehorſams und der Sünde.“

„Wie denn?“ — frug Ludwig.

„Die Liebe hat sie dahin gebracht!“ — fuhr der Alte fort. — „Ihrer tollen Leidenschaft folgend, verließ sie Haus und Hof; — da traf sie der Fluch des Vaters und nun — — — nun, da wird sie, wie so manche Andere, der Verführer verlassen haben — — und in der Verzweiflung suchte sie da unten Ruhe.“

Und der Alte betete halblaut sein Vaterunser.

Beethoven, auf's tiefste erschüttert, ließ ihn gewähren; als er aber sein Kreuz geschlagen und damit die Beendigung seines kleinen Gebetes angezeigt, sagte er:

„I[illegible] seid Ihr Eurer Sache so gewiß?“

„Ja, Herr!“ — entgegnete der Alte. — „Ihr Vater ist ein alter Freund von mir ..... er ist der Thurmwächter am St. Michaelsthor und — — — die da — hab' ich oft auf meinen Armen getragen.“

Und er drehte sich um und wischte sich eine Thräne aus den Augen.

Ludwig aber fühlte, wie auch die seinen feucht wurden; er hatte die Hände gefaltet, blickte gepreßten Herzens in das schöne bleiche Antlitz und dachte: „Und das hat die Liebe gethan.“

Plötzlich fühlte er eine derbe Hand auf seiner Schulter. Er fuhr aus seinen Gedanken empor: es war der greise Fischer.

„Junger Mann!“ — sagte jetzt dieser mit fester Stimme — „Ihr seid durchnäßt. Geht heim und

ſorgt für Eure Geſundheit. Wenn Ihr aber da unten an den Fiſcherhütten vorbeikommt, ſo klopft die Leute heraus, ſagt, was geſchehen und ſchickt ſie mir her."

„Und kann ich Euch nicht ſelbſt helfen?" — frug Ludwig.

Der Greis ſchüttelte mit dem Kopfe; dann verſetzte er faſt rauh:

„Thut, was ich geſagt habe; und nehmt etwas von hier mit."

„Mitnehmen?" — wiederholte der junge Beethoven erſtaunt.

„Ja!" — fuhr jener fort — „die Erinnerung an dieſen Anblick, und die Lehre, daß man nie mit einem unſchuldigen Herzen ſpielen ſoll. Gute Nacht!"

Ludwig vermochte nichts zu erwiedern; — er ging und that, wie ihm der Greis geſagt; aber er that noch etwas mehr, er gelobte ſich: auch dieſen ganzen Tag nicht zu vergeſſen, und Herz und Seele und Geiſt und ſeine ganze Kraft, und ſeine ganze Liebe voll und ungetheilt der Tonkunſt entgegen zu bringen.

Als er nach einer Stunde im Bette lag, fieberte er ein wenig, und als ſeine Sinne allmälig ſchwanden, hörte er wieder die Wogen des Rheines rauſchen. Aus der Tiefe des Fluſſes aber hoben ſich bleiche Geſtalten mit langen aufgelöſten, von Waſſer triefenden Haaren und ſangen:

Haſt Liebe geheget im Herzen,
Wirf weg ſie, ſie iſt nicht für Dich!
Und willſt Du ſie männlich verſchmerzen,
So wende Dich, Freund, nur an mich:
An mich, die ewig Eine,
An mich, die ewig Reine,
An mich, die heil'ge Kunſt!

Was willſt Du mit irdiſchen Gluthen,
Den himmliſche Liebe geweiht?
Willſt ſeufzend in Schmerzen verbluten,
Im flüchtigen Rauſche der Zeit?
Mit Herz und Seel' ergeben,
Sollſt nur der Kunſt Du leben
Und der Unſterblichkeit!

Und wie mit tauſend und abertauſend Stimmen jauchzte es nach:

Mit Herz und Seel' ergeben
Sollſt nur der Kunſt Du leben,
Und der Unſterblichkeit!

Bayerische Staatsbibliothek München

Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Die goldene Zeit.

(Beethoven's Jünglingsalter.)

Erste Abtheilung: Jugendträume.

1. Ein Carneval.
2. Im Muschelsaale.
3. Wiedersehen.
4. Wenn Jemand eine Reise thut.
5. Umwandlung.
6. Der Canonicus.
7. Verrath.
8. Ein Seelenmord.
9. Der Hülferuf.
10. Der Schutzengel.

Zweite Abtheilung: Jugendthaten.

1. Hier laßt uns Hütten bauen.
2. Im Palaste Lichnowsky.

3. Der alte Papa und der Tempel der Muſen.
4. Mit dem Kopf durch die Wand.
5. Mißverſtändniſſe.
6. Die Erſcheinung.
7. Werft die Perlen nicht vor die Schweine.
8. Vier Kunſtſeelen.

II.

Die goldene Zeit.

(Beethoven's Jünglingsalter.)

Des zweiten Theiles erste Abtheilung:

Jugendträume.

Ein Carneval.

Der große Marmorſaal des Schloſſes zu Poppelsdorf mit allen anſtoßenden Gemächern ſtrahlte in feenhafter Pracht: denn Maximilian Franz, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oeſterreich, des heiligen römiſchen Reiches Churfürſt zu Cöln, gab heute — zur Feier des Carnevals — ein glänzendes Feſt.

Und wahrlich! Graf von Waldenfels hatte es verſtanden, im Vereine mit mehreren Künſtlern und dem Churfürſtlichen Tanzmeiſter Habich, etwas Großartiges, wahrhaft künſtleriſch Schönes zu ſchaffen.

Schon bei dem erſten Blick in den Marmorſaal fühlte ſich jeder Theilnehmende durch die Pracht der Decoration auf das Lebhafteſte überraſcht.

Mächtige Palmen, den churfürſtlichen Gewächshäuſern entnommen, ſtrebten bis zu der Decke des Saales empor, und verſetzten ſchon allein jede reizbare

Phantaſie in die Paradieſesgärten ſüdlicher Zonen. Von den Galerien hingen geſchmackvolle Draperien in leichtem Faltenwurfe herab, und zwiſchen den doppelten Reihen der Säulen, die für heute die improviſirten Galerien trugen, und von welchen jede einzelne mit reichen Guirlanden umwunden war, prangten große, buntfarbige erleuchtete Ballons. Dabei ſtrömten die fünf rieſigen Glaslüſter — im Geſchmacke jener Zeit aus unzähligen Prismas, Gehängen und vielſeitig geſchliffenen Glasſtücken beſtehend — ein wahres Meer des Lichtes aus, das ſich in den tauſend und abertauſend Flächen in allen Farben brach.

Den reizendſten Anblick bot indeß eine Rotonde dar, zu deren beiden Seiten den Gäſten liebliche, von duftenden Geſträuchen beſchattete Verandas winkten, aus deren Laub- und Blumenfülle Melonen und andere Früchte des Südens verführeriſch hervorblinkten. Im Hintergrunde zeigte ſich in vortrefflicher Malerei der Golf von Neapel in hellem Lichte ſtrahlend. Die herrliche Stadt, vom Veſuve und dem Schloſſe San Elmo begränzt, übte eine wahrhaft magiſche Wirkung. Den Eindruck des Ganzen aber erhöhte das lebendige Farbenſpiel der dichtgedrängten Menge.

„Wunderſchön! in der That wunderſchön!“ — ſagte in dieſem Augenblicke die weiche melodiſche Stimme eines eleganten weiblichen Dominos, deſſen himmelblau-ſeidenes Gewand von reichen geſchmack-

vollen Silberſtickereien blitzte, während den ſchönen, weißen Hals ein koſtbarer Perlenſchmuck umſchlang, deſſen kunſtvolles, ein Blumenbouquet vorſtellendes, Diamantſchloß ſich wie in ſeeliger Trunkenheit auf dem vollen reizenden Buſen wiegte.

„Wunderſchön!“ — wiederholte der Domino jetzt noch einmal, einen Blick aus der Rotonde auf das Ganze werfend. — „Ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt in Wien nichts Geſchmackvolleres und Schöneres geſehen habe.“

Dieſe Worte waren an eine andere weibliche Maske gerichtet, deren roſaſeidener Domino ſich indeſſen durch Einfachheit auszeichnete, und an deren Arm die himmelblaue Maske hing.

„Das kann ich kaum glauben!“ — ſagte jetzt die Einfachere der Beiden. — „Du Glückliche haſt doch gewiß ſo manchen Hoffeſten beigewohnt.“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ — entgegnete jene — „der Rang meines Mannes hat mir dort, wenigſtens bei ſolchen Feſten, wie das heutige, den Zutritt verſchafft; obgleich ich ja, wie Du weißt, durch die Geburt nicht hoffähig bin.“

„Und Du ziehſt doch unſer Feſt jenen des Wiener Hofes vor?“

„Was das Arrangement und das Geſchmackvolle der Decoration betrifft ..... unbedingt, wenn ſich dort auch eine größere Pracht entfaltet. Und dann ...“

„Nun?“

„Um wie viel leichter und gefälliger bewegt man ſich hier, als am Hofe zu Wien. O meine Rheinlande .... es iſt doch gar ſchön hier.“

„So haſt Du uns und die Heimath alſo doch nicht ganz vergeſſen? Das iſt brav von Dir!“

„Wäre ich ſonſt hierher gekommen? Mein Mann wollte mich lange nicht reiſen laſſen; aber endlich ſah er ein, daß mir das Heimweh faſt das Herz abſtieß, und ſo willigte er in einen kurzen Beſuch bei den Eltern.“

„Und wie werden ſich dieſe gefreut haben, ihre liebe Tochter nach drei Jahren wiederzuſehen.“

„Sie waren überglücklich, — und wahrlich, es hat mir Mühe genug gekoſtet, mich von ihnen auf wenige Tage loszureißen, um doch auch Euch, Ihr Lieben, aufzuſuchen.“

„Wofür wir Dir den innigſten, herzlichſten Dank wiſſen; Du warſt immer ein Stückchen von dem Herzen meiner guten Mutter.“

„Wie ſie mir eine zweite Mutter war. Ich glaube es gibt wenige ſo vortreffliche Frauen.“

„O ſicher! Was danken wir ihr nicht Alle.“

„Und wie ſie ſich jung zu erhalten weiß, und immer, wie die liebe Sonne, Leben und Freude um ſich verbreitet. Ach, liebe Eleonore, ich vergeſſe den jugendlich-muthwilligen und ungezwungenen fröhlichen

Ton nie, der ſtets in Euerem Hauſe geherrſcht hat und unſer aller Element war. Wie glücklich waren wir damals."

„Gedenkſt Du noch des Zuges nach Karpen, den wir Alle in der Vacanz meiner Brüder unternahmen?"

„Gewiß; gewiß! Ich ſprach erſt vorhin mit Chriſtoph darüber. Er ſchwärmte bei der Erinnerung!"

„Die für ihn eine ſchöne und zugleich eine ſchmerzliche iſt."

„Still Eleonore!"

„Er hat Dich wirklich gerne gehabt. Wir bemerkten es erſt, als Du uns, gleich nach der Verlobung mit Deinem jetzigen Manne, mit Deinen Eltern verlaſſen hatteſt. Aber ein Gutes führte dieſe Prüfung für Chriſtoph doch im Gefolge."

„Und das wäre?"

„Der Schmerz und die ſtille Entſagung weihten ihn zum Dichter."

Der himmelblau-ſeidene Domino ſchwieg einige Minuten; dann ſchmiegte ſich ſeine Inhaberin enger an die befreundete Maske und frug:

„Und wie geht es denn ihm?"

„Ihm? . . . wem?"

„Nun" — meinte die ſchöne Maske im blauen Domino, indem ſie ihr Köpfchen — daß das Barett

mit der ſchneeweißen Straußenfeder und der blitzenden Diamant-Agraffe reizend kleidete — ein wenig ſenkte und mit dem Fächer die koſtbaren Spitzen ihres Dominos glatt ſtrich — „ihm . . . dem Ludwig?“

„Ach ja ſo!“ — rief die Andere — „nun Du wirſt ihn ja noch bei uns ſehen. Er iſt der Alte, nur noch ernſter wie früher. Uebrigens ſieht und hört er nichts mehr, als Muſik; aber er componirt auch prachtvoll.“

„Ich habe ſeit den Jahren meiner Verheirathung nichts mehr von ihm gehört.“

„So wirſt Du heute Abend etwas um ſo ſchöneres von ihm hören. Es wird ein Ritterballet vom hohen Adel aufgeführt . . “

„Du ſprachſt mir davon!“

„Und zu dieſem hat er die Muſik geſchrieben *). Da kommen prächtige Pièçen vor: ein Minnelied, ein deutſches Lied, ein Trinklied.“

„Ein Minnelied?“ — wiederholte der blaue Domino leiſe. — „Kennt er die Minne? liebt er? . .“

„O, es gibt keinen feurigeren Liebhaber!“ — entgegnete die junge Dame in Roſa mit leiſem Kichern.

„Wie?!“ — rief die Andere; aber ſie hielt raſch an ſich und ſagte mit anſcheinender Ruhe: — „und wen?!“

---

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben u. Schaffen. I. Thl. S. 11.

„Wen? . . . Ei nun . . .“

Aber in dieſem Augenblicke verkündete ein Tuſch den Eintritt des Hofes.

„Ich bitte Dich, wen?“ — wiederholte der blaue Domino. —

Die bunte Maſſe der Masken, die bis dahin chaotiſch durcheinander gewogt hatte, trennte ſich jetzt ehrfurchtsvoll und ließ den, nach allen Seiten hin freundlich grüßenden Churfürſten mit ſeinem Gefolge durch eine offene Gaſſe nach ſeinem erhöhten Sitze ſchreiten.

„Wen liebt er!“ — flüſterte noch einmal die Lichtblaue; dann ſetzte ſie, wie entſchuldigend, hinzu: — „Es intereſſirt mich wirklich!“ — aber es war, als ob ihre Stimme zittere.

Unter der venetianiſchen Geſichtsmaske des Roſa-Domino erſchallte wiederholt ein leiſes, muthwilliges Kichern, dann neigt ſie ſich zu dem Ohre der Freundin und flüſterte:

„Die Muſika! — — — — Biſt Du jetzt beruhigt?“ —

In demſelben Augenblicke begann auch das Orcheſter, während ſich auf ein Zeichen des Tanzmeiſters die Flügelthüren der nach links anſtoßenden Gemächer öffneten und ein Maskenzug eintrat, der unter Singen, Springen und Scherzen ſeinen Weg an dem Stuhle Churfürſtlicher Gnaden vorübernahm.

Es waren mehr als vierhundert Masken, die sich in den pittoreskesten Gruppen geeinigt hatten. An der Spitze erschienen neapolitanische Fischer, die Werkzeuge ihrer Thätigkeit, Ruder und Netze, auf den Schultern tragend. Ihnen folgte eine lustige Schaar Lazzaroni, zu dem Klange einer Mandoline heimathliche Lieder singend; dann kamen hübsche Neapolitanerinnen mit Blumen und Früchten, und diesen folgte der Wagen des Prinzen Carneval, von acht Schalksnarren gezogen. Aber der Prinz war nicht allein. Seine Großbeamten — mit den Zeichen ihrer Würde bekleidet — folgten ihm auf seinem Zuge aus Italien nach dem Rheine, und entwickelten in der That eine große Pracht.

Aber das war Alles noch nichts! Ein viel größeres Aufsehen machte der jetzt im Gefolge des Prinzen erscheinende Vierfüßler. Es war ein riesiger Büffel ungemein täuschend der Natur nachgeahmt, der einen zweirädrigen, mit Früchten beladenen Karren zog, auf dessen Garben ein bausbackiger Fischerjunge, wie ein kleiner Bachus thronte. Auf einem anderen Gespann stand ein italienischer Marktschreier, der sich als „celeberrimo dottore“ annoncirte und seine Wunderkuren anpries. Zwei Pierrots veranschaulichten dabei unter den tollsten Grimassen die Wirkungen der angerühmten Mixturen, während der eine Compagnon des Charlatans eine große Trommel dazu schlug, und der an-

dere in eine Trompete ſchmetternd ſtieß. Masken aller Art in den verſchiedenſten Gruppen, die Repräſentanten aller Völkerſchaften vorſtellend, folgten nun und ſchloſſen den Zug, der ſich — an dem Churfürſten vorüber — nach der Rotonde bewegte und hier erſt anhielt, als der Wagen des Prinzen Carneval dieſelbe erreicht.

Sofort ſtieg dieſer, von den Würdenträger ſeines Reichs und einer Anzahl allerliebſter Narrenpagen empfangen — es waren ſämmtlich hübſche Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren — aus, und verfügte ſich auf ſeinen, hier aufgerichteten Thron, die Trompeten ſchmetterten — — eine allgemeine Stille trat ein. Da erhob ſich der Prinz und ſprach:

Willkommen hier, bei'm munt'ren Narrenfeſte,
Willkommen mir, Ihr vielgeliebten Gäſte!
Ihr, alle mir verwandt an Herz und Geiſt.
Der Narrheit Reich, Ihr wißt's, hat keine Grenzen,
In Narrheit will ja Jung und Alt jetzt glänzen,
Wie Jedermann genügend Euch beweiſt.
Wenn hundert Kluge klug ſich hier verbinden,
Wirſt neun und neunzig Narren d'runter finden!

Drum darf ich ſtolz mein ſtolzes Haupt erheben,
(Stolz iſt die größte Narrheit ja im Leben,)
Darf ſtolz auf Euch, als meine Kinder ſein.
Jetzt freilich zeigt den Narr' Ihr ſchon im Kleide,
Sonſt thut Ihr fromm und ſtellt Euch gar geſcheidte,
Doch ſteckt der Schalk Euch dann im Herzen drein.
Glaubt nicht, Ihr ſeid jetzt Narren durch den Schneider? —
Ach nein! viel tiefer ſitzt die Narrheit leider!

Doch tröſtet Euch, — der Carneval ſoll leben!
So wie Ihr ſeid, könnt Ihr Euch All' nun geben,
Habt Ihr auch Masken, Masken braucht's hier nicht.
Nur friſch die Narrheit recht von Herzen treiben,
Der größte Narr wird ſtets hier Sieger bleiben,
Da meine Weisheit ihm die Kränze flicht:
Und mancher, der mit Lorbeern überladen,
Erfreut ſich meiner Huld und meiner Gnaden.

Zum Werke dann, laßt die Trompeten klingen,
Es ſoll ihr Ruf Jahrhunderte durchdringen
Und wecken eine ſchöne alte Zeit:
Ich ruf' Euch, in der Freude holdem Namen,
Steht auf, Ihr Ritter und Ihr edlen Damen,
Und ſeid zu Spiel und Tanz vor uns bereit!
Iſt das geſcheh'n, dann fallen alle Schranken,
Und Luſt und Witz ſind frei — wie die Gedanken.

Und die Fanfaren ſchmetterten und die Thüren der rechten Zimmerreihe öffneten ſich, und — blitzend und funkelnd in Gold, Silber und Edelſteinen näherten ſich dem Churfürſten, zweiunddreißig Paare. Es waren ſämmtlich Glieder des höheren rheiniſchen Adels, und in die maleriſche Tracht des Mittelalters gehüllt. Mehr noch indeſſen, als die Pracht, der Reichthum und der Geſchmack dieſer Garderoben, — mehr noch als die Schönheit der jugendlichen Paare entzückte in dieſem Momente alle Anweſenden die Muſik, welche von dem Churfürſtlichen Orcheſter aus ertönte. Es

war ein Marsch, von dem jungen Kammermusikus Ludwig van Beethoven componirt*).

Aber auch welche stolze, prächtige Tonschöpfung, mit ihrer durchdringenden rhythmischen Kraft Alles beherrschend. Ja, für den Tieferblickenden ergab sich hier ein psychologisch interessanter Moment: in Mitten der Lust, der oberflächlich staunenden Freude, trat plötzlich ein tiefes Schweigen ein. Alle Anwesenden folgten unwillkürlich den Rhythmen und Tönen der Musik, die hier einen gewaltigen Triumph über alle übrigen äußeren Eindrücke feierte, und lauschten — indem sie, durch diese fast unbewußte Hingebung an die Gewalt der Töne gleichsam sich selbst mit fortbewegten und zugleich in eine feierlich-frohe Stimmung versetzt wurden. Und welche volle, helle, markige Harmonie! ... welche gemessene, klar hinschreitende, an geeigneter Stelle schwungreich sich emporhebende Melodie! Eine freudige, in jedem Herzen Entzückung und Aufschwung hervorrufende Gesammtstimmung hatte plötzlich Alle erfaßt, und die eben noch so sehr zerstreute Vielheit geeinigt. Es war der Zauber dieser wunderbaren Tonschöpfung.

Selbst der Churfürst war wie elektrisirt und beugte sich, seinen Beifall aussprechend nach dem neben ihm

*) Wegeler und Ries: S. 16. Scheidler: S. 22.

ſitzenden Fürſten von Fürſtenberg. Der lichtblaue Domino dagegen ſchmiegte ſich nur enger an die befreundete Maske und flüſterte:

„Gott, wie ſchön!“

Aber die vorgeſchriebene und fortſchreitende Handlung ließ Niemanden Zeit zu ruhigem Bewußtſein und Genuß zu kommen. Maximilian Franz erhob ſich, die reizenden Paare freundlich zu empfangen; dann — nach kurzer ceremonieller, von Muſik begleiteter Begrüßung, die lediglich in einigen jener großartig-ſteifen Verbeugungen beſtand, wie ſie noch von unſeren Großeltern herkommen, gruppirten ſich die Paare zu einer feierlichen Menuette.

Freilich hatte ſich hier ein großer Anachronismus in Betreff der mittelalterlichen Coſtüme eingeſchlichen; allein die Menuette war nun einmal in jener Zeit der Tanz der höheren Stände, und dann blieb auch jedenfalls die ſüß-pedantiſche Weiſe des Hofes Ludwig des XIV. hier angemeſſener, als es wohl die derbe der Ritterzeiten geweſen wäre. Aber es kam noch etwas Weſentliches dazu, was alles Uebrige vergeſſen machte. Der junge Componiſt überraſchte die Menge durch einen vortrefflichen Gedanken: er unterlegte in der zweiten Repriſe ein allerliebſtes Scherzo und vernichtete damit das allzu ſteife Weſen. Die Heiterkeit erhielt ſich oben, und als von dem Chorperſonale — welches den adeligen Paaren in der Form von

ritterlichem Gefolge beigegeben war — ein deutsches Lied und ein Trinklied — von einem der Hofsänger aber ein Minnelied*) vortrefflich vorgetragen wurden, steigerte sich der Beifall, den diese Compositionen fast allgemein fanden, so sehr, daß, nach seiner Churfürstlichen Gnaden Vorgang, Alles in einen lauten, lang anhaltenden Beifallssturm ausbrach.

Nur zwei Masken schienen diese Gefühle nicht zu theilen. Ihre Hände blieben ruhig, ja sie wandten sich beide fast gleichzeitig unwillig ab und schritten den Nebengemächern zu.

„Schwachköpfe!" — rief jetzt der Eine, als er sich mit seinem Gesinnungsgenossen unbeachtet sah, nahm die Gesichtsmaske ab, schlug den Mantel seines reichen spanischen Costüms zurück, und warf sich nachlässig in einen Sessel.

„Schwachköpfe sind sie Alle!" — fuhr er dann zu dem Anderen gewendet fort, der, in die unscheinbare Tracht eines Mönches gehüllt, ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung stehen geblieben war.

„Wie kann man aus den absurden Compositionen dieses Gelbschnabels so viel Wesen machen!"

„Halten zu Gnaden, Herr Graf!" — entgegnete mit milder, einschmeichlerischer Stimme der Andere,

---

*) Wegeler und Ries: S. 16. Marx: S. 11.

indem er behutsam und mit einem scheuen Blicke nach dem Saale seine Maske etwas lüftete. — „Die Compositionen sind nicht schlecht!"

„Absurd sind sie!" — wiederholte der Spanier, der ein älterer Mann war, während man der Stimme der anderen Maske Jugend anhörte.

„Absonderlich wohl" — fügte der Jüngere leise hinzu — „aber sie verrathen viele Begabung."

„Was Begabung!" — rief der Spanier, sich ärgermit der Hand durch die grauen Haare fahrend. — „Sie verderben am Ende mir und Ihnen das Spiel!"

„Das ist richtig .... ich fürchte es auch!" — murmelte der Mönch.

Aber der Andere mußte ihn nicht verstanden haben. Er zog die Augenbrauen zusammen und sagte ärgerlich:

„Nehmen Sie doch die alberne Maske ab, ich verstehe sonst kein Wort."

„Wie könnte ich das wagen?" — versetzte ängstlich der Jüngere.

„Wagen Sie es immerhin, wir sind hier allein."

„Und wenn ich erkannt würde?"

„Wer sieht uns denn!"

„Bedenken Excellenz, daß Sie mich eingeschmuggelt haben; — — daß jedem Nichtgeladenen, der Zutritt verboten ist; — — daß ich, als Orchestermitglied, mich krank meldete und daher, wenn ich entdeckt würde, in eine dreifache Strafe verfiele."

„Bah!“ — rief der Spanier und ein verächtliches Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes — „wer wird Sie sehen; — und wenn auch: Gold ist ein gutes Siegel, das jeden Mund hermetisch verschließt. Nehmen Sie ab!“

Die letzten Worte waren so übellaunisch und zugleich so gebieterisch gesprochen, daß der junge Mann gehorchte, obwohl augenscheinlich mit großer Aengstlichkeit.

Als er die Maske abgenommen, zeigte das Gesicht einen Jüngling von etwa neunzehn Jahren. Seine Züge wären nicht unschön zu nennen gewesen, hätte nicht ein Schimmer von Hinterlist, der sich mit einer gewissen widerlichen Demuth paarte, den guten Eindruck sofort verwischt. Doch war diese Demuth vielleicht im Augenblicke, dem hohen Gönner gegenüber, nur angenommen.

Frische Farbe der Wangen, feiner Teint und ein sehr schönes, reiches, blondes Haar gaben ihm dabei etwas Gefälliges, Weiches, man konnte fast sagen: Mädchenhaftes. Es schien sogar, als ob sein Anblick den Grafen mit Wohlgefallen erfülle, und an etwas erinnere, das seine Seele angenehm bewege. Wenigstens verlor sich auf Augenblicke der Ausdruck des Unmuthes aus diesen verlebten und erschlafften Zügen, und der Anflug eines matten Lächelns belebte sie. Aber es war dies auch nur ein Moment; dann mußte wohl

ein deſto peinlicherer Gedanken den vorhergehenden verſcheucht haben: die Wolken kehrten auf die Stirne zurück, die lebensmüde Abſpannung griff wieder Platz, und mißmuthig mit der Hand über die Stirne fahrend, ſagte er halblaut vor ſich hin:

„Ich werde es kaum zu Wege bringen, und doch iſt ſie unerbittlich!“

Eine Pauſe entſtand, in welcher Beide den Tönen lauſchten, die aus dem Marmorſaale zu ihnen herüberdrangen. Es war die Fortſetzung der von Beethoven zu dem Ritterballet componirten Muſik, die jetzt in eine heitere Tanzweiſe übergegangen war.

Aber je heiterer ſie klangen, je mehr ſie mit urſprünglicher Allgewalt den Sinnen verführeriſch entgegenwirbelten und unwillkürlich den Gliedern eine gleiche rhythmiſche Bewegung mittheilten, deſto finſterer wurden die Mienen des Grafen, deſto deutlicher trat ein Zug des Neides in dem Geſichte des jungen Mannes hervor.

Endlich ſprang der Aeltere auf, gab ſeinem jugendlichen Gefährten einen gebietriſchen Wink, ihm zu folgen, und ſchritt, als wolle er ſeinen Ohren dieſe mißliebigen Eindrücke erſparen, raſch den weiter entlegeneren Zimmern zu. Beide hatten die Masken wieder vorgenommen, obgleich ſie hier nur dem dienſtthuenden Perſonale begegneten, das mit dem Servieren der in allen Nebenzimmern aufgeſtellten Tiſche beſchäftigt war.

Erſt als ſie das letzte Zimmer der Gallerie erreicht hatten, hielt der Graf an.

Es war dies ein kleines Gemach, weit genug von dem Saale entfernt, um hier weder von Menſchen noch Tönen beläſtigt zu werden; die geſchmackvolle Decoration der Wände, der kleine gedeckte Tiſch, der in ſilbernen und kryſtallenen Gefäßen leckere Speiſen und köſtliche Weine darbot, die Ruhe, die hier herrſchte — — dies alles gab dieſem Orte etwas ungemein Behagliches.

Die Blicke des Grafen überflogen das Ganze mit einer gewiſſen Genugthuung.

„Johann hat gethan, wie ich ihm befohlen!“ — murmelte er dann vor ſich hin. — „Auch nur drei Seſſel im Zimmer, — ſo kann kein Unberufener Platz nehmen und wir ſind ungeſtört.“

„Und fürchten Eure Gnaden wirklich keine Entdeckung für mich und meine Schweſter?“ — frug jetzt der junge Mann und man hörte ſeiner Stimme ein leiſes Beben an.

Der Graf warf einen verächtlich ſpöttelnden Blick auf den Sprechenden, dann ſagte er:

„Es iſt wahrlich gut, daß Sie Muſiker und nicht etwa Militär wurden. An Courage fehlt es Ihnen gewaltig. Gut, daß Ihre liebenswürdige Schweſter deſtomehr hat. Sie befindet ſich jetzt mitten im Gewühle der Masken und ich wette, ſie läßt dort ihrer

tollen, neckiſchen Laune mit der gleichen Unbefangenheit freien Lauf, wie zu Hauſe. Sie wäre, bei Gott, im Stande, mit dem Churfürſten ſelbſt anzubinden."

„Gräfliche Gnaden hätten ſie nicht allein ſollen laſſen."

„Sie wünſchte es auf kurze Zeit."

„Aber . . . ."

„Aber und noch einmal aber! Als ob es bei Ihrer Schweſter ein aber gebe! Sie iſt das liebenswürdigſte und reizendſte Weſen, das ich je geſehen habe und das die Welt trägt; ſie iſt entzückend ſchön, geiſtreich, heiter, von bezaubernder Anmuth . . . ."

„Und nun kommt doch das aber wieder!" — ſagte der junge Mann lächelnd.

„Freilich" — entgegnete der Graf — „aber in dem holden Köpfchen ſitzt verdammt viel Eigenſinn."

„Ich kann davon erzählen!" — meinte der Jüngling mit einem leiſen Seufzer.

„Sie kennt meine Liebe zu ihr; — ſie weiß, wie ich ſie anbete, — wie ich mit Freuden bereit bin, ihr mein halbes Vermögen zu opfern, ... und doch . . . ."

„Sie müſſen geſtehen, Herr Graf, daß die Bedingung, die ſie geſtellt, ihrem Schweſter-Herzen Ehre macht und Ihnen zugleich beweiſt, wie uneigennützig ihre Neigung iſt."

„Aber wenn ſich die Sache als unausführlich beweiſt?"

„Warum sollte sie dies sein? Euere gräfliche Gnaden haben, als intimer Freund des Churfürsten, einen solchen Einfluß . . . .“

„Allerdings! Was kann ich indessen dafür, daß der junge Beethoven . . . .“

In diesem Augenblicke ließ sich ein eigenthümliches Geräusch vernehmen, ähnlich dem Heranbrausen gewaltiger Wassermassen und in der That wälzten sich denn auch Wogen von dem großen Marmorsaale aus durch die Gemächer daher, nur waren es Menschenwogen. Das Ritterballet hatte sein Ende erreicht, die zuschauende Menge zerschlug sich, und suchte in den anstoßenden Räumen neue Genüsse an den jetzt servirten Tafeln.

„Weiß meine Schwester, wo sie uns findet?“ — frug bei der Annäherung der Masken, der junge Mönch, indem er seine Larve neuerdings vornahm.

„Sie weiß es!“ — versetzte der Spanier; denn auch er war dem Beispiele des Mönches gefolgt. —

„Setzen wir uns, damit es sonst Niemand gelüstet hier Platz zu nehmen.“

Es geschah, und gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt erschienen nach einander eine Menge Masken, schauten in das kleine Gemach, entfernten sich aber wieder, sobald sie den einzigen kleinen Tisch, der in demselben stand, besetzt fanden.

Mit einemmale rauschte es, wie ein seidenes Ge-

wand und raſchen Schrittes trat eine weibliche Maske ein. Es war eine ausgezeichnet ſchöne Geſtalt von eleganter Taille und doch üppiger Körperfülle; ... die Büſte wie von Meiſterhand geformt und im Bewußtſein ihrer Claſſicität nicht eben allzuſtreng verhüllt. Die kleidſame Tracht einer edlen Venetianerin des Mittelalters hob noch das maleriſche der Erſcheinung; der es übrigens nicht an imponirendem Weſen gebrach.

„Ha! Henriette!“ — rief der Graf freudig und beide Männer erheben ſich raſch von ihren Sitzen.

„Stille!“ — entgegnete die Eingetretene — „damit Niemand Verdacht ſchöpft.“ — Dann ſetzte ſie lachend hinzu, indem ſie auf dem noch freien Seſſel Platz nahm: — „Ich habe da draußen tolles Zeug genug gemacht.“

„Und wir haben uns geängſtigt!“ — fiel der Mönch ein, unter ſeine, mit einem ſeidenen Behänge beſetzten Halbmaske, einen feinen Küſſen ſchiebend.

„Wie immer!“ — verſetzte die Venetianerin.

„Er meint nur ſich!“ — rief der Graf etwas pikirt. — „Und Sie, meine Angebetete, haben ſich gut unterhalten?“

„Vortrefflich! Ich ſage Ihnen den ſchönſten Dank dafür, daß Sie mich und meinen Bruder hier einſchmuggelten.“

„Könnte mich die Gnade und Freundſchaft des

Fürsten kosten, wenn er es erführe. Sereniſſimus verſteht in ſolchen Dingen keinen Spaß."

„Ach! das macht die Sache ja eben pikant! Alles Verbotene iſt doppelt reizend. Und wiſſen Sie auch, was ich that?"

„Nun?"

„Zuerſt machte ich mich an Herrn von Forſtmeiſter..."

„Den Miniſter?"

„Nun ja!"

„Aber beſte Henriette, wie kommen Sie zu dem? der kennt ja den ganzen Adel und alle Anweſende perſönlich!"

„Deſto intereſſanter für ihn, wenn er ſich über mich den Kopf zerbrechen muß."

„Und was wollten Sie mit ihm?"

„Ihn anlocken, neugierig und geſchmeidig und dann einer Bitte zugänglich machen."

„So?!" — ſagte der Graf gedehnt — „und.. darf man vielleicht ſo glücklich ſein, die Bitte zu erfahren?"

„Warum nicht! Sie galt einer mir bekannten, bei dem Churfürſten in Ungnade gefallenen Familie."

„Und Sie reüſſirten?"

„Ich bin es überzeugt."

„Schön und dann?"

„Theilte ich Frau von Baunau gewiſſe geheime

Verräthereien ihres Mannes mit: — foppte den Geheimerath von Maisiegel seiner Eitelkeit und seines Stolzes wegen: — machte verschiedene Damen eifersüchtig ...."

„Aber um Gottes Willen!" — fiel hier der Graf erstaunt ein — „haben Sie denn unsere Aufgabe ganz vergessen? Ich wollte Ihnen Gelegenheit geben, sich von des jungen Beethoven Talent selbst zu überzeugen ..."

„Nun gut, ich gebe es zu, der junge Mann hat viel Talent."

„Und ist sehr gut beim Churfürsten angeschrieben."

„Mag auch sein."

„Hat sogar Waldenfels zum entschiedenen Gönner."

„Was macht das, wenn Sie als Gönner meines Bruders auftreten."

„Ist von Haydn speciell und warm empfohlen."

„Empfehlen Sie Leo! Ein Mann von so viel Einfluß, wie Sie, Herr Graf, sollte Niemanden das Feld räumen. Aber warum sprechen wir schon wieder soviel über diesen Gegenstand. Sie haben mir Liebe geschworen ... , ihre Liebe unter den glänzendsten Bedingungen angetragen. Nun gut, ich habe Ihnen ja schon zugestanden, daß ich für Ihre Neigung nicht unempfindlich bin. Aber ich gehe keinen Schritt weiter, bis Sie meinem Bruder die Gnade des Churfürsten

insoweit zugewandt haben, daß ihn derselbe zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung auf drei Jahre nach Wien und Italien sendet."

„Aber Henriette ..."

„Die Gelder sind bereit, das weiß ich; die Sache liegt nur noch daran, daß der Churfürst unentschlossen ist, wem er diese Gnade zuwenden soll: dem Beethoven oder meinem Bruder Leo, die beide in seiner Capelle angestellt, beide talentvoll sind. Aber für Beide hängt auch die ganze Zukunft, das ganze Lebensglück von dieser Entschließung ab. Lenken Sie die Wagschale zu Gunsten meines Bruders ... und ... ich stelle Ihren Wünschen nichts mehr entgegen."

„Aber ich fürchte nur, daß das heutige Ballet .. "

„Lieber Graf!" — sagte hier die reizende Venetianerin mit einer so weichen, seelenvollen Stimme, daß sie dem alten Herrn das Herz um so mehr erzittern machte, als er zugleich ihre kleine, zarte, warme Hand auf seinem Arm fühlte; — „lieber Graf, man muß nicht fürchten. Ich habe vorhin Max Franz selbst gesprochen ..."

„Wen?!" — riefen hier starr vor Staunen die beiden Männer, und Leo entsank fast das Glas, das er eben zum Munde führen wollte.

„Nun, den Churfürsten!" — sagte die Schöne gelassen. —

„Sie hätten den Muth gehabt? .. "

„Ich hatte ihn, ja!“

„Und er?“

„Ließ anfangs mit ſich ſcherzen, rieth auf dieſe und jene Dame vom hohen Adel und . . .“

„Und Sie?“

„Ich ließ ihn im Zweifel. Leitete dann das Geſpräch auf dieſen Abend, prieß ſeinen Geſchmack und ſeine Generoſität, kam auf das Ballet, auf Beethoven, lobte ihn, lenkte aber dann auf Leo ein und ſprach mit Wärme für dieſen.“

„Und . . .?!“

„Es iſt wahr, der Churfürſt ſchien auf die Seite Beethovens ſich zu neigen; aber ich machte ihm ſo warm, that ihm ſo ſchön, daß der gute, ſonſt gegen Frauen ſo abgemeſſene und kalte Herr, ganz freundlich und geſchmeidig wurde. Ja, als ich mich verabſchiedete, verſprach er mir: meines angeblichen Schützlings zu gedenken.“

„Schweſter!“ — rief hier Leo ſich ganz vergeſſend — „wie ſoll ich Dir dies danken!“

„Vor der Hand damit!“ — ſagte dieſe leiſe und vorwurfsvoll — „daß Du nicht vergißt, wo Du biſt; Du weißt, was auf dem Spiele ſteht.“ — Dann ſich zu dem Grafen wendend, ſetzte ſie hinzu: — „Und Ihr Entſchluß?“

„Mein Gott!“ — entgegnete dieſer — „als ob bei

meiner leidenschaftlichen Liebe, Ihnen gegenüber, noch von einem Entschlusse die Rede sein könnte!"

„Sie wollen also?"

„Ich will und werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, Maximilian Franz zu bestimmen, Leo und nicht den jungen Beethoven zur musikalischen Ausbildung nach Wien und Italien zu schicken."

„Sie sind die Liebenswürdigkeit selbst!" — flüsterte die schöne Venetianerin. — „Aber jetzt will ich mich auch entfernen, damit wir nicht vorzeitig entdeckt werden. Begleiten Sie mich, Herr Graf, — Leo mag in einer Stunde folgen, so vermeiden wir alles Aufsehen."

Alle drei erhoben sich und der Spanier bot mit wirklicher Grandezza der Venetianerin den Arm.

Leo sah ihnen vergnügt nach; dann rieb er sich stille entzückt die Hände und schlich — sich unter die Menge zu mischen — wie ein Fuchs aus dem kleinen Gemach.

Im Muſchelſaale.

In demſelben Augenblicke traten hier zwei weibliche Dominos ein: der eine war himmelblau, der andere roſa.

„Stille!“ — ſagte der himmelblaue — „hier finden uns Deine Brüder ſo leicht nicht. Wir müſſen noch ein wenig mit einander plaudern.“

„Aber wenn's Mama nur nicht übel nimmt, daß wir uns ſo allein halten!“ — meinte ſchüchtern die andere Maske.

„Herzchen!“ — rief jene lächelnd — „Du vergiſſeſt, daß Du unter der Obhut einer verheiratheten Frau und auf einem Faſchingsballe biſt. Aber ich will Dir nicht entgegen ſein. Beantworte mir nur noch einige Fragen und ich kehre dann mit Dir zu Mutter und Brüder zurück.“

„Und dieſe Fragen?“

„Als wir vorhin am Orcheſter vorbeigingen, ſah ich Ludwig von ferne.“

„Nun?“

„Er ſah, trotz der freundlichen Aufnahme ſeiner Compoſition, nicht heiter aus; im Gegentheil, er kam mir ernſter und gedrückter vor, als vor drei Jahren.“

„Freilich! Er iſt es auch gerade im Augenblicke mehr denn je.“

„Und warum?“

„Aus zwei Gründen. Einmal laſten die unglücklichen Verhältniſſe im elterlichen Hauſe jetzt noch ſchwerer auf ihm, als ehedem; ſo daß der Lebenswandel ſeines Vaters ihn, der ſittlich ſo rein und ſo edel daſteht, oft ganz unglücklich macht.“

„Nun, Ihr Lieben ſeid ja immer ſeine Schutzengel geweſen, Ihr werdet es gewiß auch jetzt noch ſein.“

„Wenigſtens fühlt er ſich in unſerem Hauſe und Familienkreiſe wohl, und vergißt darüber zeitweiſe das Peinliche ſeiner Lage. — Aber da iſt noch eine andere und wichtigere Sorge, die ihn gegenwärtig beſchäftigt. Ludwig fühlt, daß er für etwas Großes in der Muſik geboren iſt; aber er weiß auch, daß ihm noch unendlich viel abgeht, — daß er noch der Ausbildung durch Reiſen, — des Studiums der Harmonielehre und des Contrapunktes ſehr bedarf. Nun hat man ihm Hoffnung gemacht, der Churfürſt werde ihn zu dieſem Behufe auf mehrere Jahre nach Wien ſenden; aber es vergeht Monat auf Monat und Jahr auf Jahr, ohne

daß eine Entscheidung erfolgt; man spricht jetzt sogar von einer Concurenz."

„Und kann da Niemand bei dem Churfürsten einwirken?"

„Wer sollte es, wenn sein treuer Beschützer und Gönner, Graf von Waldenfels, nicht durchdringt. Es müssen im Geheimen bedeutende Personen dagegen arbeiten. Aber ich bitte Dich, liebe Jeannette" — sagte hier der rosa Domino in einem Tone dem man die Aengstlichkeit anhörte, — „laß uns jetzt zu der Mutter und den Brüdern zurückkehren."

„Meinetwegen!" — versetzte die junge Generalin von Greth, denn diese war es, welche der himmelblaue Domino barg, und Beide gingen Arm in Arm den Zimmern entlang, unter dem bunten Gewühle nach den bekannten Masken spähend.

Aber hier war es schwer zusammenzubleiben. Das tolle Treiben wirbelte jetzt so gewaltig durcheinander, daß sich der Einzelne kaum auf den Füßen halten konnte. Ganze Schaaren Pierrots durchzogen lachend, schreiend und scherzend die Zimmerreihen, und vertraten, ihrem Charakter getreu, Arlequin und Pulicinell auf das Würdigste. Niemand war vor ihren Witzen sicher. Bald waren sie hier, bald dort; bald drängten sie kleine Gruppen, in Kreisen, die sie bildeten, indem sie sich gegenseitig die Hände reichten, eng zusammen; bald wieder schnitten sie Einzelne von ihrer

Gesellschaft ab, und eilten mit diesen Gefangenen jauchzend und lachend, weit fort. Da in diesen Masken ein guter Theil der jüngeren Söhne des hohen Adels steckte, die sich nichts übel nahmen, zumal auf diesem Faschingsballe, so kann man sich die Ausgelassenheit denken, welcher sie huldigten.

Unglücklicherweise drängte sich aber eben der ganze Schwarm dieser Pierrots in die Zimmer, die Jeannette und Eleonore durchschreiten mußten, um zu Frau von Breuning und den Brüdern zu kommen. Wie vom Winde gejagte Schneeflocken flogen sie jetzt der weit geöffneten Flügelthüre herein, während sich, unter ihrem lustigen Gekreische, die übrigen Masken zu retten suchten. Auch die beiden weiblichen Dominos stoben im ersten Schreck auseinander, jeder sich vor den tollen Witzen der ausgelassenen Schaar, so gut er konnte, flüchtend. Eleonore gelang dies auch, indem sie sich, wie ein scheues Reh, in einen Winkel schmiegte, aber nur um zu sehen, wie die Pierrots mit der Schnelle des Blitzes eine Kette bildeten und ihre arme Freundin in sechsfacher Umschließung gefangen im Triumphe hinwegführten. Schon im nächsten Augenblicke hörte man ihr Jauchzen über die reizende Beute aus der Ferne, so daß Eleonore, die Hände auf die Brust gedrückt und Thränen im Auge, den ganzen Menschenknäul an der Biegung der Galerie verschwinden sah.

Aber in demſelben Augenblicke ſtieß der quiekende, lachende, jubelnde Haufen — gerade an dem Eingange des Muſchelſaales — auf den Churfürſten, der, den Fürſten von Fürſtenberg und mehrere andere Herren an der Seite, heiteren Sinnes daher kam. Sie hatten eben abgeſpeiſt und befanden ſich ſämmtlich, in Folge des wirklich ſchönen Feſtes, des delikaten Soupe's und der feurigen Weine, in der beſten Laune.

Niemand konnte ſich daher des Lachens bei Annäherung der poſſirlichen Gruppe enthalten; aber die Pierrots verſtanden doch auch, wie weit der Scherz hier gehen durfte. Sie wälzten ihre Maſſe raſch bis ziemlich dicht vor den Fürſten, dann aber ſtoben ſie, wie ein platzendes Feuerwerk auseinander und ließen, als überraſchenden Kern, den blauen Domino verwirrt und verlegen vor Sereniſſimus ſtehen.

Der Churfürſt war aber ſchnell gefaßt:

„Hierher mein Kind!“ — rief er, freundlich lächelnd, der hübſchen Maske zu, und als dieſe ihrem Retter ſchnell folgte, drückte er unbemerkt mit dem Fuße auf eine nur ihm bekannte Vorrichtung und in dem gleichen Momente flogen unzählige feine Waſſerſtrahlen nach allen Richtungen in weiten Bogen auf, und übergoſſen die hin- und herfliehenden Pierrots dermaßen, daß dieſe unter entſetzlichem Geſchrei und ohrenzerreißendem Quieken, wie toll und raſend aus dem Saale ſtürzten.

Der Churfürſt, die ihn begleitenden Herren und der blaue Domino waren natürlich von den Waſſerſtrahlen in ihrer Stellung verſchont geblieben; denn darauf ging ja gerade der Witz der hier angebrachten Waſſerkunſt. Der Schreck, die Verwirrung, die Rettungsverſuche der Pierrots und ihre endliche Flucht war aber ſo ungemein komiſch geweſen, daß ſich der Churfürſt und ſeine Begleitung vor Lachen ſchüttelten. Ja ſie mußten noch lange ſo recht herzlich fortlachen, als der Saal ſchon ganz leer war.

„Das war eine geſunde Taufe!“ — ſagte der Churfürſt endlich, indem er ſich ganz erſchöpft niederließ — „und eine glänzende Genugthuung für Sie, meine ſchöne Maske!“

„Für die ich Churfürſtliche Gnaden wirklich von Herzen danke!“ — entgegnete freundlich die Befreite; — „denn die jungen Böſewichter haben ſie verdient. Sie wird ihren Muthwillen etwas abkühlen.“

„Aber ich beklage nur“ — fuhr Maximilian Franz ſehr heiter fort, — „daß Sie, meine Reizende, heute Abend ſo viel Unglück haben.“

„Wie ſo?“ — frug der Domino unbefangen. — „Von Sereniſſimus ſelbſt befreit zu werden, iſt doch wohl das höchſte und ſchönſte Glück, welches mir werden konnte.“

„Schaut dieſe kleine Schmeichlerin!“ — rief der Churfürſt lachend. — „Aber, liebes Kind, Sie bedenken

nicht, daß Sie in eine neue Gefangenschaft gefallen sind."

„In die des edelmüthigsten Ritters am ganzen Rheinstrome!" — versetzte die Dame mit graziöser Verbeugung, — „unter dessen väterlichem Schutze sich Jedermann glücklich fühlt."

„Väterlich!" — lachte der Churfürst auf — „wie schlau. Aber heute Abend wissen wir nichts vom Landesvater. Den galanten Ritter dagegen will ich annehmen; der aber gibt eine so seltene und köstliche Beute so schnell nicht heraus. Ich bitte Sie, schöne Maske, nehmen Sie Platz an Unserer Seite und Sie auch, meine Herren; wir müssen diesen köstlichen Spaß mit einem Extra-Trunke feiern."

Dabei winkte der Churfürst einem Diener, dem er etwas in das Ohr flüsterte. Dieser verschwand, kam aber alsobald mit einem großen goldenen Pokale wieder, den er auf einem Teller aus gleichem Metall in getriebener Arbeit dem Fürsten ehrerbietig darbot.

Die junge Generalin, einsehend, daß sie hier der freundlichen Aufforderung des Fürsten schicklicherweise nicht entgegen sein könne, hatte unterdessen Platz genommen, die übrigen Herren waren ihr gefolgt; der Churfürst aber, jetzt wirklich selbst in jugendlicher Laune, hielt alle Welt mit seinem Fuße von dem Eintritte in den Muschelsaal fern. Denn sowie sich Masken nur bis an die offenstehenden Flügel-

thüren verliefen und Miene machten einzutreten, öffnete ein Druck seines linken Fußes die Schleußen wieder und die Wasserstrahlen flogen wie durch Zauber auf.

„Sie sehen" — sagte er jetzt, der Dame zugewandt, — „ich habe, trotz meines geistlichen Amtes, doch etwas von Hexerei gelernt. Die Stelle, auf der wir uns befinden, ist *gefeiht*, und Niemand kann zutreten."

„Ich glaube" — fiel der *Fürst von Fürstenberg* hier ein — „wir sagen richtiger: die Stelle, die Eure Churfürstliche Gnaden einnehmen, ist *geweiht*, so in der Kirche, wie in der Geschichte und der Gesellschaft; in letzterer durch eine wahrhaft bezaubernde Liebenswürdigkeit!"

„Die mein edler Freund in nicht minderem Maße entwickelt!" — sagte der Churfürst lachend. — „Aber nun vor allen Dingen einen Ehrentrunk auf das Wohl der schönen Dame, deren Ritter ich so eben geworden bin. Es ist ein köstliches Naß, das diesen Becher füllt: echter Lacrimae Christi, auf schwarzem Lavaboden am Fuße des Vesuvs gewachsen, und wie dieser Gluth in seinem Innern bergend; dabei ein Geschenk des heiligen Vaters."

Und mit einer chevaleresquen Bewegung des Armes den Becher graziöse erhebend, setzte er mit einem feinen verbindlichen Lächeln hinzu:

„Edel, rein und heiliger Gluth voll mögen unsere

Herzen ſtets für edle Frauen ſchlagen, darum dem Edlen das Edle!"

Und den Becher dem ſchönen Domino reichend, lüftete dieſer ein wenig ſeine Halbmaske und nippte an der goldenen Fluth. Als die junge Generalin ihn dann zurückreichte, tranken auch der Churfürſt und ſeine Umgebung.

Eine kurze, aber geiſtreiche und witzige Unterhaltung entſpann ſich nun zwiſchen dem Fürſten und dem blauen Domino; ja der letztere wußte in neckiſcher Unbefangenheit das Intereſſe deſſelben ſo ſehr zu ſteigern, daß der Churfürſt am Schluſſe deſſelben alles aufbot, um zu erfahren, wer denn ſeine Dame ſei.

Der Domino aber hielt ſein Maskenrecht feſt.

„Nun denn!" — rief endlich Maximilian Franz heiter, — „ſo müſſen wir uns mit dem Reize des Räthſelhaften begnügen, da Sie uns die Reize ihrer wahren Erſcheinung vorenthalten. Aber, mein liebes Kind, wir ſind Ihnen für dieſe ſchöne Stunde zu Dank verpflichtet; nehmen Sie dieſen Ring: wenn Sie je ein Anliegen haben und ihn mir vorzeigen, werde ich dieſes ſchönen Zuſammentreffens gedenken, und Ihren Wunſch — liegt es in dem Bereiche der Möglichkeit — mit Freuden gewähren."

Der Churfürſt zog bei dieſen Worten einen Brillantring von ſeinem Finger und reichte ihn der Maske. Dieſe, im erſten Augenblicke ſichtlich verwirrt und un-

entſchloſſen, faßte ſich jedoch bald und ſagte mit der bisherigen Unbefangenheit:

„Jeder Ring iſt das erſte Glied zu einer Kette; da mich aber Churfürſtliche Gnaden erſt befreit haben, werden Sie mir gewiß auch dieſe Freiheit gönnen. Darf ich mir ein anderes Zeichen Ihrer Huld wählen?“

„Es iſt ihr nicht beizukommen!“ — rief der Churfürſt munter. — „Nun, ſo wählen Sie. Darf ich Ihnen mein Herz bieten?“

„Da würde ich zu einer Diebin an dem Churfürſtenthume und der ganzen Menſchheit. Nein! ... aber Sereniſſimus tragen hier, als Maskenzeichen, eine kleine goldene Roſe. Wenn ich wagen darf?“

„Mit tauſend Freuden!“—entgegnete Maximilian Franz galant, indem er die Roſe abnahm und ſie dem Domino reichte: — „Sie wird für mich dieſelbe Kraft der Erinnerung und Verpflichtung haben, die ich vorhin dem Ringe unterlegte!“

„Und jetzt!“ — ſagte die Dame, die Roſe in ihrem Buſen bergend und ſich zierlich verbeugend — „meinen innigſten Dank für ſo viel ritterliche Großmuth und die Bitte: mich zu den Meinen zurückziehen zu dürfen.“

„Mit oder ohne meine Hexenkünſte?“ — frug der Fürſt lachend.

„Bitte, ohne die Hexenkünste!“ -- flehte die Maske mit vorgestreckten Händen. — „Wer einmal mit Eurer Churfürstlichen Gnaden in Berührung kam, weiß ja ohnedem, daß Sie bezaubern können!“

Und mit diesen Worten und einer letzten Verbeugung entschlüpfte der blaue Domino der kleinen Gesellschaft.

„Wer mag das sein?“ — sagte der Churfürst, der schönen entschwindenden Gestalt nachsehend, und er erschöpfte sich mit seiner Umgebung in Vermuthungen. Aber alles war vergebens. Selbst sein ferneres Suchen. Der blaue Domino war verschwunden.

Wiederſehen.

Es waren bereits zwei Tage ſeit dem großen Maskenballe verſtrichen, welchen der Churfürſt von Cöln dem rheiniſchen Adel zur Feier des Carnevals gegeben. Der Himmel hatte ſich dicht umzogen und ſandte jetzt ungeheure Schneemaſſen zur Erde herab.

Aber liegt denn nicht etwas ganz eigenthümlich Gemüthliches in dieſem winterlichen Weſen? Der Sommer mit ſeiner Luſt und Pracht, mit ſeinem blauen Himmel, ſeinen Blüthen und Blumen, ſeinen wogenden Aehrenfeldern, ſeinen lauen, ſchmeichelnden Lüften und herrlichen Wäldern voll Kühle und Duft, lockt uns hinaus in die freie Natur, in die weite, weite Welt!

Wer mag da zu Hauſe bleiben, im düſteren Zimmer, in den dumpfen Straßen, zwiſchen den engenden Mauern der Stadt. Es iſt, als rufe uns Alles zu: „Hinaus, Du Menſchenkind, in Feld und Wald; nach den blumigen Gärten; auf die luftigen Höhen der

Berge!“ — Ja, gerade die fernen blauen Berge winken uns ſelbſt wieder und regen die ungeſtüme Sehnſucht in uns wach: noch weiter in die Ferne zu dringen und die ganze Welt zu durchſtreifen.

So iſt der Sommer die Zeit der Freiheit, der Ungebundenheit, eines regen, — aber ſich vielſeitig zerſplitternden Lebens.

Ganz anders iſt es im Winter! Das Schwärmen in die Weite hat uns mit Eindrücken geſättigt; ſchon draußen iſt ein ſtilles Verlangen zur Rückkehr an den heimathlichen Heerd in uns erwacht; die trüben Tage des Herbſtes, ſeine Nebel und Regen peitſchen uns vollends aus der Fremde ... und nun empfinden wir erſt recht, welch' ein Zauber in dem Worte Heimath liegt.

Aber auch die Natur ſcheint jetzt — von ihrem verſchwenderiſchen Kraftaufwande erſchöpft — das Bedürfniß nach Ruhe, den Zug nach ſtiller Zurückgezogenheit mit uns zu theilen. Da ſendet ſie die Winde aus, und ſie ſtreifen ihr das bunte, freundliche Feſtkleid ab; und die Wolken kommen und bereiten ihr aus den zarten Flocken des Schnees ein weites, weiches Bett. Und es wird ſtill und ſtiller, und die Stürme heulen uns Menſchenkindern entgegen: „Bleibt daheim! bleibt daheim, und ſtöret die ſchlummernde Mutter nicht!“

O wie behaglich wird es uns dann in der ſtillen

Häuslichkeit, in dem wohleingerichteten, traulichen Zimmer. In dem Ofen knistert ein fröhliches Feuer, das mit seiner wohlthätigen Wärme den ganzen Raum erfüllt. Der weiche Teppich, die herabwallenden Gardinen, die schützenden Doppelfenster geben uns dabei das still entzückende Bewußtsein, daß selbst die gewaltsamsten Anstrengungen der Kälte uns nichts anzuhaben vermögen.

Mag nun immer der Regen oder Schnee von rauhen Windstößen wider die Fenster geworfen werden, — wir reiben uns vergnüglich die Hände und freuen uns doppelt auf die Abendstunden, wo des Lichtes gesellige Flamme die Familie um den Tisch vereinigt, der Theekessel gemüthlich singt und die dampfende Cigarre noch einmal so trefflich im Kreise unserer Lieben oder trauter Freunde schmeckt.

Und der Gemüthlichkeit des Aeußern entspricht die Tiefe des Inneren. Gute Werke, allein oder gemeinsam gelesen, mehren unser Wissen, bereichern unseren Geist; Kunstgenüsse erschließen uns das Reich des Schönen; sinnige Gespräche wecken neue Gedanken, schlagen den Funken des Witzes aus unserer Seele und öffnen der geselligen Heiterkeit einen unerschöpflichen Born. So entwickelt sich ein geistiges Leben, das uns oft mit einer Fülle nie geahnter Genüsse überschüttet, neue Welten in unserem Inneren erstehen läßt und vor allen Dingen das Gefühl der Heimath-

lichkeit, sowie die Liebe zur Häuslichkeit in uns weckt. Welchen größeren Schritt zur Erreichung wahren Glückes könnte es geben, als wenn man sich im eigenen Hause zu Hause findet?

„Heiter zu Hause sein zu können" — sagte Frau von Breuning oft — „ist das Siegel einer großen und schönen Seele. Es ist aber auch eine Kunst, — und zwar eine schwere Kunst, die man in den Stürmen des Lebens erlernt, oder auf immer verliert." —

Und sie hatte recht! Wohl dem Menschen, bei dem sie sich niederläßt, wie eine Freundin, dessen Leben sie verschönert, wie eine Geliebte!

Bei Breunings war diese Kunst nun freilich längst eingebürgert; aber es wehte auch Jeden ein unendlich wohlthuendes Gefühl an, wenn er nur in dieses Haus trat.

Auch heute — es war gegen elf Uhr des Morgens — bot das Wohnzimmer der Hofräthin ein Bild der Gemüthlichkeit dar.

Gleich auf den ersten Blick gewahrte man, daß hier ein sinniger Frauengeist schalte und walte. Da war kein Luxus, kein erdrückender Ueberfluß an Meubles; aber alles, was sich vorfand, trug das Gepräge von Nettigkeit und Behäbigkeit. Schneeweiße Vorhänge, über den Fenstern geschmackvoll in sogenannte Wolken drapirt, und auf den Seiten herabhängend, theilten

dem Zimmer den Charakter des Heiteren und Lichten mit, zumal die, zwiſchen den Doppelfenſtern prächtig blühenden Hyacinthen, Jonquillen und Crocos, trotz dem draußen in Maſſe herabfallenden Schnee, eine Art Frühlingshauch über das Ganze verbreiteten. Den Fußboden deckte dabei ein hübſch gewirkter Teppich nach der Mode jener Zeit, auf welchem zierlich gekleidete Schäfer und Schäferinnen ihre wolligen Schutzbefohlenen hüteten, während ſie mit ſelig lächelnden Geſichtern Flöte bliesen, oder vor einander knieend ſich in Zärtlichkeit ergoſſen.

An der einen Seite des Zimmers ſtand ein treffliches Clavier und neben demſelben ein ſchön gearbeiteter Schrank mit Noten, deſſen vis-à-vis ein in der Form und Arbeit ganz gleicher Bücherſchrank bildete. Shakespeare, Wieland, Leſſing, Herder, Uz, Kleim und Klopſtock, waren ſeine hauptſächlichſten Zierden. Neben dieſen Schränken befanden ſich die Thüren; während im Hintergrunde des Zimmers ein bequemes Sopha — vor welchem ſich ein großer runder Tiſch befand, um den ſich Morgens, Mittags und Abends die Familie ſammelte — und zahlreiche Seſſel behaglich zur Ruhe einluden. Die Wände ſchmückten einige gute Kupferſtiche von Adam von Bartſch, die Conſoles zierliche Nippſachen und eine Standuhr. An dem mittleren breiten Fenſter aber ſtand ein Nähtiſch, um welchen jetzt, in einfache,

aber nette Morgencostüme gehüllt, Frau von Breuning, Eleonore und Jeannette saßen, alle drei mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt und in stiller Gemüthlichkeit die behagliche Wärme genießend, welche der große und mächtige Ofen ringsumher verbreitete.

Das Feuer knisterte so schön, die Uhr pickte so traulich, das Gespräch selbst heimelte die Frauen so an, daß sie sich bei jedem Windstoß, der neue Massen Schnees ungestüm gegen das Fenster warf, in dem Gefühle: geschützt und durch eine liebe Häuslichkeit vereint zu sein, unendlich zufrieden und glücklich fühlten.

„Es ist doch gar zu behaglich und traulich bei Euch, Ihr Lieben!" — sagte jetzt Jeannette, indem sie ihre kleine Arbeit in den Schooß sinken ließ.

„Das haben wir jetzt zumeist unserem schwarzen Freunde zu verdanken!" — meinte Frau von Breuning lächelnd.

„Wem?" — wiederholte Jeannette — „unserem schwarzen Freunde?"

„Ja, dem Ofen!" — sagte die Hofräthin schalkhaft. — „Ist er im Winter nicht unser treuester Freund? Ist es Dir nicht, wenn Du jetzt in ein erwärmtes Zimmer trittst, als sende er Dir durch die von ihm ausströmende Wärme eine Bewillkommnung voll Herzlichkeit, ein liebevoll treues Wort?"

„Sie haben recht!“ — verſetzte Jeannette — „aber eigentlich gehört noch etwas dazu.“

„Und das wäre?“

„Das Licht der Lampe, das ſeine Goldfäden über den Familientiſch ſpinnt.“

„Ja, ja!“ — rief Eleonore — „und ſeine Strahlen bis in das fernſte Winkelchen ſchickt, wo der alte Lehnſtuhl ſteht, den wir ſo oft als kleine Kinder für die liebe Großmutter, die jetzt auf dem Kirchhofe unter beſchneitem Hügel ſchlummert, an den Tiſch rückten. Iſt es mir doch oft, wenn ich Abends mit meiner Arbeit daſitze und mein Blick den Lehnſtuhl trifft, als ob mir im Dämmerlicht ihr liebes, treues Geſicht zulächelte.“

„Das kommt“ — meinte Frau von Breuning — „weil Erinnerung, dieſer treueſte, liebreichſte Genius von allen, die den Menſchen durch das Erdenleben begleiten, am liebſten im heimathlichen Stübchen wohnt. Da ſtreut ſie ihre Paradieſesblumen auf die alten, uns ſeit der Kindheit vertrauten Geräthe und knüpft ihr Zaubernetz an die ſchlichteſten Gegenſtände, die Liebe und Gewohnheit dem Herzen zu Heiligthümern gemacht haben.“

„Ja!“ — ſagte Jeannette faſt träumeriſch, und nahm mit einem leiſen Seufzer ihre Arbeit wieder auf — „es iſt etwas Schönes um glückliche Erinnerungen.“

„Aber" — fuhr Frau von Breuning fort — „Ofen und Licht, dieſe Stützen einer ſchönen Häuslichkeit, locken auch noch einen anderen, edlen Gefährten des Menſchen in den Kreis der Familie, und das iſt der Fleiß. Ich wüßte nicht, wann ich das Glück des Schaffens reiner und tiefer empfunden hätte, als an Winterabenden und im Kreiſe der Meinen. Gibt es etwas Reizenderes und Erhebenderes, als wenn dann jedes Glied der Familie in ſeiner Weiſe und nach ſeinen Kräften mit irgend etwas Nützlichem oder Schönem beſchäftigt iſt? O, das iſt Glück der Heimath und der Häuslichkeit!"

„Wer es nur auch mit ſich hinaus in das Leben nehmen könnte!" — verſetzte Jeannette, und ihre Bruſt hob abermals ein tiefer Athemzug.

„Das, mein liebes Kind", — ſagte die Hofräthin — „kann Jedermann. Die Heimath, erfüllt von Liebe, geſchmückt und veredelt durch Fleiß und Thätigkeit, — die Heimath, in der jedes Gefühl der warmen Menſchenbruſt ſich ergießen kann in liebevollen Werken und Handlungen, iſt das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können; denn ſelbſt, wenn wir es verlaſſen müſſen, haben wir es nur einmal recht beſeſſen, ſo nehmen wir die Kraft in unſerem Herzen mit uns, es überall von Neuem um uns erblühen zu laſſen."

Jeannette schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann sagte sie:

„Daheim! Daheim! ist doch das süßeste Wort, welches die Sprache hat. Mit Geld kauft man ein Haus, man füllt es an mit den schönsten Geräthen, man putzt es auf mit tausend modischen und kostbaren Dingen, man läßt Ambradüfte die glänzend erhellten Räume durchziehen; aber .... das Haus ist noch lange, lange keine Heimath. Wir machen auch in Wien ein Haus, aber meine Heimath liegt am Rhein!“

Es lag in diesen letzten Worten der jungen Frau eine leise Wehmuth, die Frau von Breuning und Eleonore wohl verstanden, die ihnen aber bei Jeannetten, die das Leben im Allgemeinen leicht aufzufassen pflegte, doch auffiel.

„Freilich!“ — sagte daher die Hofräthin mit einem prüfenden Blick auf die Freundin ihrer Tochter — „freilich hat das Behagen sein Plätzchen ebenso gut auf der hölzernen Ofenbank, als auf dem weichgepolsterten Sopha, wenn nur die Liebe ihm zur Seite sitzt.“

Jeannette erröthete leise, aber sie schwieg. Eine kleine Pause entstand, doch nur in dem Zimmer, denn draußen jagte der Nordost eben wieder den Schnee so gewaltig gegen die Scheiben der Fenster, daß sie laut klirrten und dröhnten.

Die junge Frau hatte unterdessen ihr ganzes

Gleichgewicht wieder gefunden und so sagte sie jetzt, indem sie unbefangen weiter arbeitete:

„Jedenfalls mag Derjenige Gott recht herzlich danken, der eine traute Heimath besitzt. Ihren Werth wird er, wie wir jetzt, gewiß erst recht im Winter empfinden."

„Das ist richtig!" — meinte die Hofräthin — „denn alsdann hat auch der Winter für ihn keine Schrecken; da die Sonne der Liebe in der trauten Beschränkung, die Alles umschließt, was das Herz an Glück bedarf, nicht untergeht. Aber" — fuhr Frau von Breuning dann fort, und der milde Ton ihrer Stimme gewann an Bedeutung — „wißt Ihr auch, Kinder, was die Pflicht eines Jeden ist, der einmal das Glück der Heimathlichkeit und Häuslichkeit kennen gelernt hat? Seine Pflicht ist, dahin zu wirken, daß dieser edle Same nicht verloren gehe, sondern weiter getragen wird. Er hat also mit Ernst und dankbarer Seele dahin zu streben, daß — wird er in das Leben hinausgeführt — ihm an dem neuen Aufenthaltsorte auch eine neue Heimath voller Liebe und Gemüthlichkeit erblühe. Ist er hier mit gutem Beispiele vorangegangen, so mag er sein Wirken auch auf seine Mit- und Nebenmenschen ausdehnen. Denn das Glück eines Staates wurzelt in dem häuslichen Glück der ihm angehörenden Familien. Und" — setzte die Hofräthin noch ernster hinzu — „in diesem Wirken

für Verbreitung häuslichen Glückes liegt ja gerade ein großer Theil der schönen Aufgabe, die uns Frauen geworden. Und sollten unsere Herzen nicht stolzer und freudiger schlagen, wenn wir die Erhabenheit dieses uns von Gott zugewiesenen Berufes erkennen? ein Beruf, welcher dem Walten des Weibes den Adel der Poesie verleiht. Ja! das Weib ist auf Erden die Hohepriesterin der Göttin Poesie, ob sie auch keine künstlichen Canzonen und Ritornelle zu schreiben verstände; wenn sie nur Denjenigen, die das Geschick mit ihr verbunden, das Leben zu verschönern weiß, indem sie ihnen die Heimath lieb und werth macht. Denn die tiefste, die beglückendste Poesie ist.... die Poesie der Heimath!" *)

Frau von Breuning hatte dies mit Wärme gesagt und dabei ihr tiefes, seelenvolles Auge mit mütterlicher Theilnahme und Liebe auf Jeannetten ruhen lassen. Aber wie tief war Blick und Rede auch in das Herz der jungen Frau gedrungen. Sie hatten sich beide verstanden, und indem Jeannette aufstand und sich, die Stirne der Hofräthin küssend, liebevoll an diese anschmiegte, sagte sie:

„Ich danke Ihnen für diesen Wink und Trost zugleich. Versuchen will ich es schon, darnach zu handeln;

*) Worte, die selbst einem tiefen poetischen Frauenherzen, dem Herzen Julie Burow's, entquollen.

aber" — setzte sie hinzu, die Hand auf ihr Herz legend, — „ich glaube hier fehlt der Succurs."

„Dann, liebes Kind, rufe Deinen Verstand, Deinen weiblichen Stolz und Dein Pflichtgefühl zu Hülfe. Ich glaube schon, Du hast Dich in allzugroßer Kindlichkeit von dem Schein täuschen, von äußerlichen Verhältnissen blenden lassen; das einmal Geschehene ist aber nicht mehr zu ändern ...."

In diesem Augenblicke klopfte es ziemlich stürmisch an die Thüre; sie öffnete sich noch unter dem „Herein!" der Hofräthin und Ludwig van Beethoven trat in das Zimmer.

Da er in Folge eines leichten Unwohlseins seit mehreren Tagen nicht im Breuning'schen Hause gewesen war, wußte er von dem Besuche nichts. Die fremde Erscheinung überraschte ihn daher auch für den ersten Augenblick unangenehm; er grüßte flüchtig, doch noch während des Grußes stieg ihm das Blut zu Herz und Kopf und mit dem freudig-staunenden Ausrufe: „Jeannette!" streckte er der Freundin Eleonorens, mit der ihm eigenen Herzlichkeit, beide Hände entgegen. Aber in dem gleichen Momente sanken sie auch wieder, wie erschlafft zurück. Ein peinlicher Gedanke schnürte sein Herz zusammen und er stotterte verlegen und mit erzwungener Kälte.

„Entschuldigen Sie, Frau Generalin!" — Den

Namen von Greth aber brachte er nicht über die Lippen; er hätte sie sich lieber blutig gebissen.

Auf Jeannette — die das erste freudige Wiedererkennen von Seiten Ludwigs, wie ein Sonnenstrahl warm und heimisch berührt hatte — machte der schnelle Uebergang zu einer ceremoniellen Kälte einen peinlichen Eindruck. Es war ihr, als ob ihr ein Schwert durch die Seele führe und Thränen traten in ihre Augen, als sie stumm wiedergrüßte.

Frau von Breuning's Scharfblick war nichts entgangen. Sie las in den Seelen der beiden jungen Leute, wie in einem Buche; aber sie hatte sich bei dem ersten Zusammentreffen Beider nach so langer Zeit auch gar nichts anderes erwartet, zumal von Ludwigs tiefem aber starrem Wesen. Und doch war die kluge Frau mit sich eins, daß gerade aus diesem Wiedersehen für beide Herzen ein höherer Frieden und eine gesteigerte Veredlung unter ihrer Leitung hervorgehen müsse.

„Nun!" — sagte sie daher jetzt ironisch lächelnd — „thut Euch einmal gegenseitig rechten Zwang an. Zeigt, daß Ihr in den paar Jahren, die Ihr Euch nicht gesehen, Weltton gelernt habt. Ludwig legt ja ohnedem so vielen Werth auf diese leeren Formen."

„Das nicht!" — sagte dieser, von den feuchten Augen Jeannetten's etwas milder gestimmt — „aber ich kann jetzt doch nicht mehr . . . ."

„Jeannette sagen?“ — frug die Hofräthin. — „Warum denn nicht; in unserem Hause immer. Das schöne, freundschaftliche Verhältniß, das früher uns Alle mit diesem guten Kinde verbunden, hat ja gar keine Veränderung erlitten. Mir ist's in der That gar nicht, als ob Jeannette fort gewesen wäre.“

„Mir auch nicht!“ — rief Eleonore — „obgleich sie mir körperlich und geistig schrecklich über den Kopf gewachsen ist.“

Ludwig, aus seiner ersten Verlegenheit gerissen, mußte diese vortheilhafte Entwicklung zugestehen. Es war indessen mehr das erhöhte Selbstbewußtsein der Frau, gegenüber der früheren mädchenhaften Scheu, was ihn überraschte, als die körperliche Entfaltung. Aber eben diese Umgestaltung ließ ihn den einst so schmerzlichen Verlust weniger fühlen; und die schöne innere Haltung, die das jugendliche Frauchen entwickelte, hob diese über das Mädchen-Ideal hinaus, zu einer, für Ludwig weit höheren Verklärung.

Frau von Breuning wußte denn auch diese Stimmung Ludwigs zu fassen, zu lenken und zu steigern. Gewandt, wie sie war, führte sie mit der größten Einfachheit und Natürlichkeit das Gespräch doch immer so, daß in beiden jungen Leuten stets die edlen und idealen Seiten angeschlagen wurden, — nie eine, welche die wunden Stellen berührte, oder verstimmend gewirkt hätte.

So kam es, daß schon nach einer Stunde der alte unbefangene Ton wiederklang, und nach Verlauf einer weiteren, wußte Frau von Breuning, daß ihr schönes Vorhaben gelingen werde.

Und so war es in der That! Ludwig, dessen kräftiger Geist auch die leichtesten Fesseln zu zerreißen gewohnt war, und dessen gerades, ehrliches Wesen keinen geheimen Rückhalt leiden mochte, sagte Jeannetten ganz offen: daß er sie geliebt habe. Aber er erzählte auch unumwunden, wie seine Liebe zu ihr, schon ehe er ihre Verlobung erfahren, sich in eine begeisterte Liebe zu seiner Kunst verklärte. Jeannette hörte dies Geständniß nicht ohne eine leichte Verwirrung an. Aber durch dies Aussprechen und durch diese unumwundene Erklärung in Gegenwart der Frau von Breuning und Eleonoren's war nun auch die Sache in's Klare gebracht. Beide junge Leute athmeten frei auf, da jedem unerlaubten Verhältniß dadurch die Spitze abgebrochen war; während das Interesse, das sie gegenseitig an einander nahmen, nun das Licht nicht mehr scheuen, — eine schöne freundschaftliche Neigung aber Beide beglücken und heben mußte.

Freilich würde dies Glück nicht lange gedauert haben, hätte nicht ein Brief des Generals, der jungen Frau die Nachricht gebracht, daß er dem Kaiser gegen die Türken folgen werde; sie selbst daher, bis zur Be-

endigung des österreichisch-russischen Krieges gegen die Türken bei ihren Eltern bleiben möge. Dadurch ward aber auch wieder von Jeannetten bei den Eltern ein längerer Urlaub für Bonn erwirkt.

Schöner denn je erblühte nun wieder das gesellige Leben im Breuning'schen Hause, indem für dasselbe in der liebenswürdigen, heiteren jungen Frau, eine neue Sonne aufging. Beethoven, Ries, Wegeler, die beiden Romberg's, sowie die Gebrüder Kügelgen fehlten jetzt keinen Tag mehr. Letztere waren dabei doppelt glücklich, da sie — ihr Vater war seit einem Jahre todt — nun der Neigung ihres Herzens folgen und sich ganz und ungetheilt der Kunst widmen konnten.

Am wichtigsten indessen war und blieb diese schöne Zeit für Beethoven. Die innige, aber in den Schranken der edelsten Freundschaft sich haltende Zuneigung Jeannettens, warf einen ganzen Frühling in sein edles Herz, und die Schönheit und Reinheit des Verhältnisses zu ihr, gab den Seelen Beider jene Ruhe, jene Klarheit und wunderbare Harmonie, die sie so oft an Frau von Breuning bewundert hatten und jetzt, als das höchste Glück des Daseins, selbst fühlten.

Ludwig sagte dies häufig ganz offen; er gestand aber auch: daß er seinen Platon nun erst recht verstehe. Und wie trug, hob und begeisterte ihn dies

Alles für seine Musik. Er machte Riesenschritte in dem Studium seiner Kunst, während diese auf sein inneres Wesen veredelnd zurückwirkte.

Und üben denn Zeitmaß und Wohlklang nicht einen gewaltigen Einfluß auf die Ausbildung unseres Inneren? — Gewiß! — Sie brachten auch hier Ruhe und Ebenmaß in eine sonst fast immer stürmisch bewegte Seele.

Melodisch und thätlich lehrend, mit sanft fortgehendem, nie nachlassendem Schwunge schufen sie hier Ordnung; gaben dem Geiste einen hellen, freien und leichten Blick, ein Zartgefühl für das Schöne und Gute mit Vernunft und Wahl begleitet.

Uebrigens wußte Frau von Breuning das gemeinsame Leben in ihrem Hause auch zu einer Schule des guten Geschmackes zu machen. Was unschön oder unedel war, fand hier keinen Eingang.

„Wo giftige, unterdrückende Schatten stehen," — sagte sie oft zu Ries — „kann unmöglich eine zarte Sprosse gedeihen. Freiheit des Blicks und Ruhe de Seele müssen die jungen Leute vor allen Dingen gewinnen: denn Knechtschaft unterdrückt Alles Edle; ein beengter Blick läßt uns Verkehrtes und Schlechtes oft für das Rechte und Gute ansehen, und ungeregelte Begierden reißen in den Abgrund. Wissen Sie, was die ganze Quintessenz ist, auf der eine gute Erziehung beruhen muß? Sie läßt sich in wenige Worte zusam-

menfaſſen: Mehr Aufſicht — weniger Nachſicht; mehr Reinheit — weniger Feinheit; — mehr Arbeit — weniger Genuß!“

Es kam indeſſen noch etwas hinzu, was dieſe Zeit zu einer der glücklichſten für Beethoven machte. Er hatte einen Freund gefunden, ganz wie er ihn ſich in ſeiner ſchwärmeriſchen Begeiſterung für das alte Griechenthum dachte. Zwar fehlte es Ludwig damals ohnedem an lieben Bekannten und Freunden nicht: Stephan und Chriſtoph Breuning und alle die übrigen jungen Männer in dieſem Kreiſe ſtanden ihm nahe genug; aber einen eigentlichen, wirklichen Freund, wie ihn ſein edles Herz begehrte, glaubte er jetzt erſt in einem talentvollen jungen Muſiker, der mit ihm in der churfürſtlichen Capelle ſtand, gefunden zu haben.

Es ging hier Ludwig, wie es uns Menſchen ſo oft geht: das Gute, das Vortreffliche liegt meiſt ganz nahe; aber gerade weil es uns ſo nahe liegt, hat es weniger Werth für uns. Wir greifen daher über daſſelbe hinaus und ſind nun überzeugt, das Beſte gefunden zu haben.

Uebrigens lag die freie und willkürliche Wahl eines Freundes auch ganz in des jungen Beethoven eigenthümlichem Charakter. Sein altgriechiſcher Freiheitsſinn, genährt durch das Studium der Claſſiker, ließ bei ihm keine Art von Octroirung zu; und ſchon

daß ihn das Schicksal mit den Uebrigen zusammengebracht, und somit auf diese Jugendfreundschaften hingewiesen, schien ihm gewissermaßen ein äußerer Zwang. Frei und eigenwillig mußte daher Derjenige gefunden werden, dem er seine Freundschaft, im Sinne des Wortes, zutragen sollte. Und wie schwer war es dabei ein Freund dieses ganz absonderlichen Characters zu sein!

Aber Ludwig glaubte dennoch — wie schon erwähnt — den rechten Mann in jenem jungen Musiker gefunden zu haben. Begeisterung für die Kunst und die beiderseitigen großen Anlagen waren die erste Veranlassung und der bindende Kitt. Dazu kam, daß Leo Berton mit Ludwig im gleichen Alter stand und sich mit ihm für Griechenland und Platon exaltiren konnte. Eine solche jugendliche Exaltation nach einer und derselben Richtung hin, vereinigt aber junge Leute mehr, als alles Andere.

Berton war, bei seinem Teint und reichem blondem Haar, frisch von Gesichtsfarbe; was ihm allerdings etwas Weiches, fast Mädchenhaftes gab, aber auch etwas ungemein Gefälliges. Besonders gewann indessen seine Stimme für ihn, da ihr einschmeichlerischer angenehmer Ton stets wie vom Herzen kam.

Wenn aber ein Charakter, wie der Ludwig van Beethoven's, etwas erfaßt, so erfaßt er es auch mit der ihm eigenen Kraft, Innerlichkeit und Heftig-

keit. Ludwig wollte in der Freundschaft nicht gegen die alten Griechen zurückbleiben. Er sehnte sich danach, Opfer für sie bringen zu können und Berton gab ihm oft genug Gelegenheit dazu. Erst die letzten Wochen wieder hatte Ludwig im Geheimen wirklich gedarbt, weil er — um den Freund aus einer Verlegenheit zu reißen — ihm das Wenige, was er sich erspart, bis auf den letzten Pfennig gegeben. Solche der Freundschaft gebrachte Opfer hoben aber nur seine jetzt so glückliche Stimmung noch. —

Ludwig van Beethoven schrieb in dieser Zeit freudiger Begeisterung seine ersten Sonaten, sowie die Variationen über Vieni amore, nach einem Thema von Righini, die er Anfangs Jeannetten widmen wollte; aber dann auf das Zureden der Hofräthin seiner Schülerin, der Gräfin von Hatzfeld, dedicirte. Freilich erfuhr die Hofräthin nie, daß diese Aenderung im Entschlusse Ludwigs weniger ihr guter Rath, als der grenzenlose Widerwillen Beethoven's gegen den jetzigen Familiennamen Jeannetten's, den er nie aussprach, veranlaßt hatte.

Ach! es war doch eine goldene Zeit für ihn und für Frau von Breuning auch; denn sie war überglücklich über die vortreffliche Weise, wie sich die Dinge gestaltet hatten, und über die schöne Entwicklung ihres Lieblings. Unter ihrem und dem Einflusse Jeannetten's war das harte, abstoßende, lei-

denſchaftliche Weſen Ludwigs faſt ganz in den Hintergrund getreten. Sein Eigenſinn und ſeine Starrköpfigkeit machten ſich nur höchſt ſelten geltend; ebenſo ſeine übertriebene Empfindlichkeit und Gereiztheit. Die Unterrichtsſtunden gab er zwar immer noch mit Widerwillen, aber er bezwang ſich doch und gab ſie.

Dagegen traten ſeine guten Seiten glänzender, als je hervor. Niemand in dem kleinen Kreiſe, der die Hofräthin umgab, war von einem ſolchen Ehrgeize, im edleren Sinne des Wortes, erfüllt, wie er; bei keinem der übrigen jungen Männer — obgleich ſie alle in Fleiß und rüſtigem Streben wetteiferten — gab ſich eine ſolche Feſtigkeit und Entſchiedenheit im Ergreifen und Durchführen des Berufes kund, als bei ihm. Und welche geiſtige Kraft fand ſich hier vor; — welcher gigantiſche Drang, ſich einmal in Werken, in großen, herrlichen Schöpfungen der Tonkunſt zu bekunden. Und doch dabei wieder dieſe Seelenreinheit, dieſes warme, liebebedürftige Herz, — dieſe Ehrfurcht, dieſes Glühen für die Ideale des Schönen, Edlen, Großen und Erhabenen!

Frau von Breuning war in der That über dies Alles unendlich glücklich; nur war ihr der Sonnenſchein für den Augenblick faſt zu grell. Sie wußte, welchen Antheil das ſchöne, edle Verhältniß zu Jeannetten an dieſer erfreulichen Entfaltung des jungen

Genies und ſeines Characters hatte; .... wie aber .... wenn dieſer Impuls aufhörte? und das mußte er doch früher oder ſpäter; — wie, wenn Ludwig einmal auch ihrem Hauſe entrückt wurde und das war ja jetzt die Hoffnung Aller, ſo ſchmerzlich es ſie berührte. Wie dann? .... bei ſo überwiegender Kraft, bei den gefährlichen und großen Schattenſeiten?

Das war die große, ſchwere Sorge, die ſich hier bei allem Glück, bei aller Freude an der Gegenwart, in das treue, mütterliche Herz der Frau von Breuning ſtahl. Dennoch war ſie ſtark genug, dem guten Saamen, den ſie geſtreut, und dem von Natur guten Boden, auf den er gefallen, zu vertrauen.

Da trat im Laufe der nächſten Monate ein Ereigniß ein, das in die Frühlingswelt, die ſich dem jungen Ludwig van Beethoven erſchloſſen, einen neuen, zauberhaften Sonnenblick warf.

Wenn Jemand eine Reise thut.

Maximilian Franz, Churfürst von Cöln, war zugleich Hoch- und Großmeister des deutschen Ritterordens und hatte, als solcher, seine Residenz in dem Schlosse zu Mergentheim.

Der Orden der deutschen Ritter oder der heiligen Maria von Jerusalem, war damals kaum mehr ein leiser Schatten, von dem, was er einst gewesen. Wie tausend andere geschichtliche Erscheinungen, der Nothwendigkeit naturgemäß entwachsen, hatte er längst seine Aufgabe erfüllt und sank nun allmälig, als überlebt, seinem Verfalle entgegen.

Großartig und bedeutungsvoll genug, war seine Erscheinung freilich einst in der Geschichte.

Die eigentliche Stiftung fällt bekanntermeise in die Zeit der Kreuzzüge und namentlich der Belagerung von Akkon (Ptolomais) 1190, wo einige Bürger aus Bremen und Lübeck für kranke Deutsche aus Segeln Zelte machten. Hatte sich doch der deutschen

Landsleute noch kein Orden angenommen, indem die Johanniter für die Italiener und die Tempelherrn für die Franzoſen ſorgten.

So klein aber die menſchenfreundliche Anſtalt der Bremer und Lübecker Bürger anfänglich war, ſie fand Beifall bei den Machthabern, ward geordnet und vom Papſte beſtätigt.

Ihr Ordensgewand war ein weißer Mantel mit ſchwarzem Kreuze; ſpäter erlaubte ihnen ein König von Jeruſalem, das goldene Kreuz dieſer heiligen Stadt in dem ſchwarzen aufzunehmen.

Das erſte Ordenshaus war zu Akkon, wo der Hochmeiſter reſidiren ſollte! aber bald wurde die Reſidenz deſſelben nach Venedig verlegt, bis ihn 1309 das Schloß in Marienburg, das ſchönſte und großartigſte Gebäude, welches die Baukunſt des Mittelalters hervorgebracht hat, aufnahm.

Mit dieſem letzteren Ereigniſſe entfremdete freilich die Geſchichte den Orden ſeiner urſprünglichſten Beſtimmung; aber ſie erhielt ihn doch noch immer einem Theile derſelben: der Heidenbekämpfung.

An den vierten Hochmeiſter der deutſchen Ritter, Hermann von Salza, war nämlich der Ruf zur Bekämpfung der heidniſchen Preußen ergangen. Da Herman von Salza aber ſchon von dem Könige Andreas von Ungarn für ähnliche Dienſte mit Undank belohnt worden war, folgte er der Einladung

des Biſchofs Chriſtian von Preußen und des Herzogs Konrad von Maſuren erſt, nachdem Kaiſer und Papſt die zu machenden Eroberungen 1228 beſtätigt hatten.

So begann denn der dreiundfünfzigjährige Krieg gegen die heidniſchen Preußen, welcher mit der Vertilgung dieſes Volksſtammes endete.

Die Ritter rückten mit Burgen Schritt für Schritt vorwärts in das Innere des Landes; der Papſt ließ das Kreuz gegen die Preußen predigen, und mancher deutſche Fürſt führte Schaaren bewaffneter Pilger den Rittern zu Hülfe.

Endlich, nach zahlloſen Kämpfen gegen das kühne Volk, welches mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und mit Liebe und Begeiſterung für ſeine phantaſiereiche Religion unter der Leitung des, in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Griwe (Oberprieſters), aus dem heiligen Romowe (Sitz der Götter), ſtritt, ſiegte endlich das Kreuz und führte ein neues Geſchlecht an die Stelle der vertilgten Urbewohner.

So erwarb ſich der, von vielen Seiten reich beſchenkte, mächtige deutſche Orden ein anſehnliches Land, welches bis in das Jahr 1525 unter ſeiner Hoheit ſtand. Die entvölkerten Striche wurden nun vornehmlich durch deutſche Ankömmlinge beſetzt, und ſo erblühte das Land nach und nach zu einem glücklichen Wohlſtande. Die Blüthe des Ordens in Preußen

fällt jedoch in das vierzehnte Jahrhundert; darauf gerieth er durch die Kriege mit Lithauen und Polen in eine mißliche Lage und verfiel mit dem Jahre 1466.

Im Frieden zu Thorn, den 16. October 1466, mußte der Orden nämlich sein Land mit Polen theilen und polnische Hoheit anerkennen. So bleibt das alte Preußen zwischen dem Deutschherrn-Ritterorden und Polen getheilt, bis 1525 König Sigismund, dem letzten Hochmeister in Preußen, Albrecht von Brandenburg das Ordensland, als weltliches Herzogthum überträgt und dadurch in seiner Nachbarschaft ein kleines Reich stiftet, welches nach nicht dreihundert Jahren wieder umgekehrt über das Sein oder Nichtsein Polen's entscheidet.

Seit dieser Säcularisation nun wurde das Hauptordenshaus nach Mergentheim in Schwaben verlegt, und die Besitzungen des Ordens in elf Provinzen getheilt, die zusammen ungefähr vierzig Quatratmeilen mit 90,000 Einwohnern ausmachten. Das Hochmeisterthum fiel an Oesterreich, und war auf diese Weise Maximilian Franz, schon seit dem Jahre 1780 von seinem Oheime überkommen *).

*) Durch den Preßburger Frieden 1805 erhielt der Kaiser von Oesterreich für immer die Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens; 1809 aber bei dem Wiener Friedensschluß wurde der Orden ganz aufgehoben und seine Besitzungen den Fürsten über-

Da dem Churfürſten nun, als Hochmeiſter, die Pflicht oblag, wenigſtens zeitweiſe in Mergentheim zu reſidiren, ſo erging ſchon mit dem Monat April die Weiſung an alle Hof-Chargen und Hof-Bedienſteten — mithin auch an die Hofkapelle — ſich bis Mitte Mai zu einer Reiſe nach Mergentheim und einem längeren Aufenthalte daſelbſt bereit zu machen.

Eine Reiſe von Bonn nach Mergentheim war aber in jener Zeit ohngefähr daſſelbe, was jetzt eine Reiſe von Petersburg durch Rußland, Deutſchland, Frankreich und Spanien bis nach Madrid iſt.

Man bedenke nur, daß das muntere Völkchen des Orcheſters und des Theaters dieſelbe auf zwei ſogenannten Jachten, den Rhein und den Main hinauf zu machen hatten. Das heißt, man brauchte damals — die Biegungen der Flüſſe in Betracht gezogen — durchſchnittlich zehn Stunden für eine Entfernung, die wir jetzt, getragen von den Flügeln des Dampfes, in einer Stunde zurücklegen.

Und welche Poëſie lag für einen jungen Mann, wie Ludwig van Beethoven, der noch nie in die Welt gekommen, in dem Gedanken: die ganze herrliche Reiſe den Rhein hinauf machen zu können; die

---

laſſen, in deren Länder ſie lagen. Nur in Oeſterreich iſt der Orden noch vorhanden. (Vergleiche: Geſchichte Preußens von J. Voigt.)

Städte: Coblenz, Bingen, Rüdesheim, Mainz, Frankfurt, Hanau, Aſchaffenburg und Würzburg kennen zu lernen.

Freilich trennte er ſich jetzt nicht gern aus dem ihm ſo lieben Kreiſe im Breuning'ſchen Hauſe; ein ſüßer, ein heiliger Zauberbann hielt ihn ja dort gefeſſelt. Aber das Geſchick war diesmal recht milde gegen ihn: es hob gewiſſermaßen, gerade für dieſe Zeit, den Zauberbann auf, das heißt: Jeannette wollte doch ihre Kindespflicht nicht vernachläſſigen und ging für einige Monate zu ihren Eltern nach Cöln, woſelbſt ſie ja auch ihr Gatte glaubte.

Welches jugendlich kräftige Herz hätte aber nicht ſchon voll Reiſeluſt geſchwellt! Sie iſt ja gerade der ſo nöthige Gegenſatz gegen das, an und für ſich ſo edle und löbliche Streben, einen eigenen Heerd zu gründen, um den ſich in ſchöner Häuslichkeit die Familie liebend ſammelt.

Die Häuslichkeit iſt das ſchützende Eden, in dem wir Kindheit und Jugend verleben ſollen. Sie iſt ſo recht geſchaffen zur ruhigen, gedeihlichen Entwickelung. Wir ſollen ſie lieb gewinnen, aber nicht — um durch ſie verwöhnt — zu kraftloſen Stubenhockern, zu kleinlichen, pedantiſchen Menſchen zu werden. Darum hat die Natur auch, namentlich in die Bruſt des Jünglings, die Reiſeluſt gelegt! den faſt unwiderſtehlichen Trieb: hinaus in die Welt zu gehen

und sich umzusehen in Süd und Nord, in Ost und West. Dort erfaßt ihn denn das Leben, rüttelt und schüttelt ihn, macht ihn gewürfelt — läßt ihn ringen und kämpfen und streben nach Lust und Verdienst; nach Ruhm und nach Ehre, nach Weib und Kind, nach Glück und Größe!

Und wenn er dies Alles — oder auch Einzelnes nur — gefunden, und er müde geworden, in den Stürmen des Lebens, dann taucht in dem tiefen Grunde seines Herzens die Erinnerung an den Frieden der Jugend wieder auf, und zeigt ihm das stille Glück der Häuslichkeit..... als den erwünschten Hafen der Ruhe.

So haben beide Gefühle die Liebe zur Heimath und der Trieb hinaus in die Welt zu stürmen, ihre volle Berechtigung im Leben, und gehören zu den großen Triebfedern, die in dem Meisterwerke des Weltganzen so unendlich weise angebracht sind.

Ludwig van Beethoven erfüllte aber auch noch ein anderer Gedanke: er hoffte manches Neue in Betreff seiner Kunst zu hören, zu sehen und zu lernen. So freute er sich auf den Canonicus Sterkel*), den

---

*) Johann Franz Xaver Sterkel, ein sehr gefälliger und sauberer Komponist und Clavierspieler, 1750 zu Würzburg geboren, studirte Theologie, ward 1778 Organist und Hofcaplan zu Mainz, reiste 1779 mit einer Unterstützung seines Fürsten nach Italien, ward bei seiner Rückkunft Canonicus in Mainz und — nach Righini's Tod — Capellmeister daselbst, wo er 1817 starb.

Componiſten der Oper, „Farnace“, der ſich eben in Aſchaffenburg aufhielt und um jene Zeit als einer der erſten Klavierſpieler galt. Auch Righini*), den vortrefflichen Sänger und Componiſten, hoffte er kennen zu lernen. Kein Wunder, daß Beethoven mit Entzücken und jugendlicher Ungeduld dem Zeitpunkt der Abreiſe entgegenſah; waren doch auch noch dazu Ries, Wegeler, die beiden Romberg und namentlich Berton ſeine Reiſegefährten.

Dennoch kam der Anfang des Monats Juni herbei, bis Maximilian Franz Bonn verließ. Da aber ſtürzte eines Nachmittags Wegeler auf Ludwigs Zimmer und verkündete dieſem unter lauten „Hurrahs!“, daß übermorgen frühe um fünf Uhr die beiden Jachten mit ihrer munteren Befrachtung abgingen.

Und welch' ein Leben war dies nun, als jener Morgen kam! Er ſelbſt begrüßte die Erde ſo friſch,

---

*) Vincenzo Righini, 1760 zu Bologna geboren, durch Pater Martini gebildet, ausgezeichneter Geſanglehrer und guter Sänger, auch Componiſt. 1783 Capellmeiſter des Churfürſten von Mainz. Componiſt der „Armida“, „Alcide“, „Arianna“ u. ſ. w., der Meſſe zur Krönung Leopold's II. und 1810 des „Tedeums“ zur Geburtsfeier der Königin Louiſe von Preußen. 1793 Capellmeiſter in Berlin. Starb 1812.

Gut ineinander geflochtene Inſtrumentirung, Melodie, Klarheit, Mozart'ſche Gemüthlichkeit und Tiefe zeichnen ſeine Tonſchöpfungen vortheilhaft aus.

strahlend und heiter, wie ein junger, lächelnder Gott. Der Himmel glänzte im herrlichsten Blau, die Sonne stieg hinter dem Siebengebirge wie eine Königin auf, und Vater Rhein schien seine grünen Wellen noch einmal so munter dem Meere entgegenzurauschen.

An dem Ufer aber, dem Rheinthore gegenüber, lagen zwei prächtige Schiffe, sogenannte Jachten, mit Laub und Blumen bekränzt und fröhlich beflaggt. Jetzt eben luden, unter dem Jubel der Zuschauenden und von den tollsten Späßen des Meister Lux begleitet, die Matrosen ein Fäßchen Wein nach dem anderen in den Schiffsraum. Auch Körbe mit Brod, Schinken, Würsten und anderen Eßmaterialien fanden hier Eingang und wurden von den am Ufer in freudiger Erwartung harrenden Mitreisenden, so wie von den neugierigen Blickes Nachschauenden mit Freudenrufen begrüßt. Besonders die Jugend Bonn's betheiligte sich auf das lebhafteste bei diesem bedeutsamen Schauspiele; aber ihr Jauchzen kannte keine Grenzen, wenn Lux im Uebermuthe der Freude, kleine Geldmünzen unter sie warf. Unter Schreien, Lachen, Schimpfen und Raufen warfen sich dann die Massen übereinander, Jedes nach dem kleinen Geldstücke begierig greifend und suchend, — Eines das Andere zurückstoßend, wegreißend, oder an den Haaren fassend; bis die ganze Masse — an der Erde liegend —

einen dichten Knäuel von Köpfen, zappelnden Armen und in die Höhe gestreckten, nackten Füßen bildete.

Lux und die meisten übrigen Anwesenden schüttelten sich dann vor Lachen, und neue Geldspenden erneuten die, wenn auch nicht gerade ästhetischen, doch wirklich drolligen Scenen. Aber nicht alle Mitreisenden waren in ihrer Freude so ausgelassen, wie Lux; es gab auch Andere, die nicht minder glücklich, aber stiller vergnügt waren. Zu diesen gehörte Beethoven und seine näheren Bekannten: Berton, die Rombergs, Ries, Wegeler und die beiden Kügelgen, die auf eigene Kosten die Reise mitmachten.

Jetzt endlich waren sämmtliche Vorkehrungen vollendet, die Mitglieder der Churfürstlichen Capelle und des Theaters stiegen ein und unter Absingung eines heiteren Liedes, stießen die Schiffe vom Lande. Da krachten die Böller am Ufer, die Tücher der Zurückbleibenden wehten den Abschiedsgruß und in manches Auge traten Thränen und mancher Seufzer, über die weite, gefährliche Reise der Dahinschwimmenden, entschlüpfte der Brust einer daheim bleibenden Mutter, Frau oder Braut.

Auch Ludwig und seinen Freunden wehten Tücher aus den Fenstern eines Gartenhauses am alten Zolle nach, und freudig erwiederten die Ziehenden den Scheidegruß. Sie wußten ja, welche treue aufrich-

tige Liebe ſie dort zurückließen, um ſie bald wiederzufinden.

Mit dem jungen Beethoven aber zog noch ein anderes Gefühl, das ihn ſo recht glücklich, froh und heiter ſtimmte. Es war der Gedanke an ein liebes — jetzt fernes Weſen.

Wie ſchnell und glücklich aber verſchwanden nun der ganzen Geſellſchaft die nächſten Tage. Da der Churfürſt ſich nicht geraden Weges nach Mergentheim begab, ſondern einige Abſtecher an die benachbarten Höfe machte, ſo hatte die Reiſe keine Eile. Man landete daher an den ſchönſten Punkten und beſuchte dieſelben in Gemeinſchaft. So wurden die hauptſächlichſten Burgruinen des Rheinthales beſtiegen, und die Luſt und der Witz des munteren Künſtlervölkchens ſtieg bei dieſen Partien oft bis zur tollſten Ausgelaſſenheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Lux dabei immer der Hauptmann und Tonangeber war. Aber es wurden auch Alle in dieſen Strom der ungebundenſten Heiterkeit: von dieſer ſelbſt, der göttlichen Gegend, dem prächtigen Wetter und tauſend komiſchen Zufälligkeiten hineingezogen; ſelbſt Ries und der junge Beethoven. Mußten denn nicht ſchon die vielen entzückenden Sinneneindrücke, durch ihre wonnige und gewaltige innere Bewegung, alles Beengende ſprengen und abſtreifen?

Von allen den fröhlichen Menſchen fielen die Sor-

gen, wo ſie vorhanden waren, wie welke Blätter ab. Jedermann fühlte ſich ſelbſt wie neu geboren, und für Niemanden hier gab es eine Vergangenheit und eine Zukunft mehr — — nur Gegenwart — — glückliche, heitere, fröhliche Gegenwart!

Mit welchem Jubel begrüßte man in den erſten Tagen: Andernach, Coblenz, die Ruine Stolzenfels, die beſtiegen wurde, — das freundliche Boppart, Bornhofen und die Brüder, St. Goar und St. Goarshauſen, ſo reizend gelegen, — die prächtigen Felſen der Loreley, das Großartigſte, was der Rhein bietet, — Caub und die Pfalz. Auch zu Bacharach wurde angelegt, um die herrlichen Ueberreſte der Wernerskirche zu beſchauen und namentlich der Vortrefflichkeit des dort wachſenden Weines ſeine Ehrfurcht thatſächlich zu beweiſen. Ließ ſich doch ſchon Papſt Pius II. (Aeneas Sylvius) jährlich ein Fuder davon nach Rom kommen; und gab doch Kaiſer Wenzel ſogar für vier Fuder dieſes Weines der Stadt Nürnberg ihre Freiheit.

Auch Beethoven und die Freunde ließen hier die Gläſer mit doppelter Luſt und auf das Wohl Gerhard und Karl Kügelgens erklingen, da Bacharach deren Geburtsort war.

Wirklich wurde faſt des Guten zu viel gethan, ſo daß, als die Geſellſchaft unter den ausgelaſſenſten Scherzen und Witzen über Lux, der ſich gar nicht

trennen wollte, wieder eingeſtiegen, und die beiden Jachten gemächlich auf den grünen Fluthen des Vater Rheines Rüdesheim zuſchwammen, Lux — in dem Schmerze über die Flüchtigkeit aller Genüſſe eine Guitarre ergriff, ſich auf ein leeres, aufrechtſtehendes Weinfäßchen ſetzte und mit dem Ausdrucke einer unvergleichlich komiſchen Wehmuth folgende Strophen eines alten Kirchenliedes ſang:

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Iſt der Menſchen Leben!
Nehm' es vorwärts und von hinten,
Du wirſt immer Nebel finden,
Welcher plötzlich muß verſchwinden.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Iſt des Menſchen Stärke!
Der des Löwen Schlund zerriſſen,
Tauſend auf einmal geſchmiſſen,
Hat auch in das Grab gebiſſen.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Iſt des Menſchen Ehre!
Trägt man dich des Todes Straßen,
Wird der Bauer auf der Gaſſen
Seinen Hut wohl ſitzen laſſen.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Iſt der Menſchen Wiſſen!
Plato, der ſo kunſtvermeſſen
Wie ein Gockelhahn geſeſſen,
Hat ſchon längſt auch ausgefreſſen.

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Iſt ein froh Genießen!
Aber Luſt läßt ſich nicht binden:
Kaum daß ſich die Freuden finden,
Siehſt du ſie auch wieder ſchwinden.

Lux, der immer wehmüthiger in Stimme und Gebärden geworden, wiſchte ſich hier, zum unendlichen Jubel der ganzen Geſellſchaft, mit der drolligſten Miene von der Welt erſt den Mund ab und dann eine Thräne aus den Augen; worauf er — wie in Schmerz zerfließend — aber mit einem gewaltſamen Ausdruck auf das jedesmalige „Ach!“ mit den Worten ſchloß:

Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig
Sind der Menſchen Schätze!
Deinen Erben, die ſchon lachen,
Mußt du deine beſte Sachen
Und dem Tod die Haut vermachen.

Der Arm mit der Guitarre ſank hier wehmüthig und matt an der Seite des Sängers herab; aber zugleich donnerte ein endloſes „Bravo! Bravo!“ von den Schiffen über den Rhein.

Da rief eine Stimme: — „Lux ſoll unſer König ſein!“ und im Augenblicke wiederholten Alle, wie aus einem Munde: „Ja! Lux ſoll unſer König ſein!“

„Gut!“ — ſagte Lux, ſich erhebend, — „aber ich will nicht das: „Ach! wie nichtig, ach! wie flüchtig ...“

auch auf mein Königthum angewendet wissen; also, wie lange soll ich Euer König sein?"

„So lange die Reise bis nach Mergentheim dauert!" — rief die Prima Donna lächelnd.

„Seid Ihr's zufrieden?"

„Ja! Ja!" — schallte es von allen Seiten.

„Vortrefflich!" — meinte Lux und gab sich ein fürstliches Aussehen. — „Aber der Teufel regiere Euch ausgelassenes Volk allein."

„So wählt Euch Minister!"

„Das will ich auch und einen ganzen Hofstaat dazu!"

Und Lux fing nun an, die köstlichsten Ernennungen zu machen. Die PrimaDonna erhob er zu seiner Königin; Ries, — der vom Churfürsten als Zahlmeister bestellt war — ward Minister des Innern und der Finanzen; — der Paukenschläger, der „Aeußerer" hieß, erhielt die Würde eines Minister des Aeußeren. Berton, der eine fürchterlich schlechte Hand schrieb, ward zum Staatssecretär ernannt. Wegeler bekam den Titel eines Weg-Inspectors; — Andreas Romberg trat in die Würde eines Hofkaplans; der Fagottist, der bekanntlich sehr dem Trunke ergeben, in die des Mundschenken; die Kügelgen wurden Zapfjungen; aus dem Chor der Damen bildete der neue König seine Pagen; — Bernhard Romberg und Beet-

hoven wurden zu Küchenjungen ernannt*) u. ſ. w. bis Alle ihre Chargen und Aemter hatten. Aber Alle bekamen auch ihre vollſtändig ausgefertigten Diplome, datirt: „auf der Höhe von Rüdesheim," und mit einem großen, im Deckel einer Schachtel in Pech abgedrückten Siegel verſehen, das durch einige aufgedrehte Fäden eines Schiffſeils an dem Diplome befeſtigt wurde**).

Welchen fortwährenden Jubel aber erregte dieſer Scherz. Auch beſchäftigte er die ganze Geſellſchaft, bis man zu Bingen, wo übernachtet werden mußte, landete.

Ein ſchönes und gutes Wirthshaus, am Rheine gelegen, nahm die ganze Befrachtung der beiden Jachten auf, natürlich unter der Bedingung: daß ſich der größere Theil der Geſellſchaft mit einem Nachtlager von Stroh, in dem Wirthsſaale bereitet, begnügen müſſe, da viele Zimmer des Hauſes ſchon beſetzt waren und die übrigen den Damen und erſten Mitgliedern eingeräumt werden mußten. Aber ein ſolches allgemeines, improviſirtes Nachtlager war erſt

---

*) Hiſtoriſch.

**) Thatſache: Dies Diplom, datirt: „auf der Höhe von Rüdesheim", ſah Wegeler noch im Jahre 1796 in Beethoven's Verwahrſam. Die ganze Reiſe blieb für Letzteren eine Quelle der ſchönſten Erinnerungen. Wegeler und Ries: „Biographiſche Notizen über L. van Beethoven." S. 17 u. 18.

recht im Sinne der jungen Künſtlerwelt, und ſchon die Ankündigung deſſelben ward mit Jubel begrüßt.

Vor der Hand war man indeſſen noch nicht ſo weit, da der Abend erſt anbrach. Jeder ſuchte es ſich daher bequem oder angenehm zu machen, als Lux plötzlich jubelnd hereinſtürzte, einen langen Papierſtreif, der wie eine Fahne flatterte, hoch in die Lüfte haltend.

„Kinder, Kinder!“ — rief er dabei und ſein Geſicht glänzte vor Freude — „vielgeliebte Unterthanen und Stützen meines Thrones! Ich bringe Euch eine göttliche Nachricht!“

„Nun?“ — riefen Alle, ſich ſchnell um ihren König ſammelnd; — „was iſt es?“

„Schauſpieler ſind hier! edle herrliche Söhne der Muſen!“ — rief Lux weiter.

„Was, in Bingen? — Hier in dieſem Neſte?“ — ſchallte es von allen Seiten.

„Und ſie wollen hier ſpielen?“

„Freilich!“

„Und wo?“

„In einer Scheuer.“

„Und was?“

„Das heroiſche Trauerſpiel: Agnes Bernauerin!“

Ein homeriſches Gelächter erfüllte jetzt den ganzen Saal.

„Das müſſen wir ſehen! Das müſſen wir ſehen!“ — hallte es in dem weiten Raume wieder.

„Ja!“ — rief Lux — „und es wird nicht der einzige Genuß ſein, der uns geboten wird.“

„Wie ſo?“ — frug die Prima-Donna.

„Nun, meine edle Königin!“ — fuhr Lux hoheitsvoll fort — „weil der genereuſe Director hier auf dem geſchriebenen Zettel verſpricht: die hohen Gäſte auf dem erſten Platze auch mit gutem Bier und Tabak zu bedienen!“

„Bravo! Bravo!“ — erſchallte es jetzt herüber und hinüber und das Lachen und die ungemeine Bewegung, die ſich in der ganzen Geſellſchaft kund gab, bewieſen die Ungeduld Aller, dieſem großartigen Auftreten der edlen Kunſtgenoſſenſchaft beizuwohnen. Aber Lux rief noch einmal um Ruhe.

„Nur eines noch, Kinder und vielgeliebte Unterthanen: verrathen wir nicht, wer und was wir wirklich ſind! Oder noch beſſer: laßt uns ein Luſtſpiel im Trauerſpiel aufführen. Ich bin ja ohnedem durch der Heiterkeit Gnaden, Euer König und Herr und hier — unſere reizende Prima-Donna, Madame Walter, — iſt durch der Schönheit und Liebe Gnaden unſere angebetete Königin. Alſo wohlgemerkt, du Völklein in Apoll: Wir entbieten Euch, Uns gehorſamſt zu folgen, und Unſeren und Eueren Rang zu wahren. Wir werden übrigens dieſen Abend das

Trauerſpiel incognito, als Graf von der Luxen, beſuchen, wornach ſich zu richten iſt.“

„Prachtvoller Gedanke!“

„Herrlich!“

„Das ſetzt dem Tage die Krone auf!“

„Ein göttlicher Kerl, der Lux!“ — rief es durcheinander. Lux aber langte aus ſeinem Koffer einen großen Theaterorden, befeſtigte ihn auf ſeiner linken Bruſt, und reichte der Walter gravitätiſch den Arm. Dieſe ſträubte ſich zwar im Anfange — des Bieres und Tabakes wegen — ein wenig, ließ ſich aber doch endlich erbitten; hierauf nahmen die Herren ſo weit es reichte, die übrigen Damen am Arme und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Beethoven, Ries und die übrigen Freunde zogen es vor, dem tollen Schwarme in einiger Entfernung zu folgen. Sie waren heiter genug geſtimmt, ſich nicht auszuſchließen; doch zitterte in den Meiſten von ihnen — namentlich in Ludwig — ein dunkles, peinliches Gefühl durch die Seele, das unbewußt den armen Menſchen, die ſich hier herabwürdigten, und der in den Staub getretenen Kunſt, galt.

Deſto glücklicher waren die Anderen. Als ſie ſich der elenden Scheuer nahten, in welcher Melpomene heute ihren Thron aufgeſchlagen, wich die gaffende Menge ehrerbietig zurück. Der Director aber, eine

echte Hüttenfigur mit verlebten Zügen und ſeine Gattin, die — in ihren grellrothen Shawl gehüllt, einer Vogelſcheuche nicht unähnlich — an der Kaſſe ſaß, fielen vor Entzücken über dieſen Zudrang und vornehmen Beſuch faſt in Ohnmacht.

Als die Reiſegeſellſchaft herangetreten, warf Lux mit Protectormiene einige größere Geldſtücke hin, welche, da die Perſon nur zwei Dreier zu zahlen hatte, mehr als für die ganze Geſellſchaft ausreichten; dennoch bezahlten Manche ihr Eintrittsgeld noch beſonders.

Dem Director gingen bei dieſem Reichthume, wie er ihn noch nie an einem Abende in ſeiner Kaſſe geſehen, die Augen ordentlich über. Er wagte kaum an einen Begleiter des beſternten Herrn die demüthige Frage: Wer denn ſeine durchlauchtigſten Gnaden ſeien, welche ſeine Künſtlergeſellſchaft heute beehrten?

„Ei!“ — ſagte der Choriſt; an den dieſe Frage gerichtet war — „wiſſen Sie das nicht? Es iſt ſeine Excellenz der durchreiſende Graf von der Luxen, mit Gefolge.“

„Graf von der Luxen?“ — wiederholte der Director mit verklärtem Angeſichte. — „Ich werde von heute an, jedesmal auf meine Zettel ſchreiben: Dieſe berühmte Künſtlergeſellſchaft hat auch zu öfteren Malen unter den hohen Augen ſeiner hochgräflichen Gnaden von der Luxen geſpielt.“

Graf von der Luxen und die Seinen waren

indeſſen in dem Innern der Scheune angelangt. Die Einrichtung war vortrefflich. Ein großes altes Schiffsegel, hie und da etwas durchlöchert und von dem Zahn der Zeit verletzt, übrigens nicht gerade allzu ſchmutzig; trennte den Zuſchauerraum von der Bühne. Vor dieſem extemporirten Vorhange ſaßen drei Dorfmuſikanten — eine Geige, ein Baß und eine Poſaune — deren wirklich erſtaunenswerthe Leiſtungen in Beethoven ganz abſonderliche Ideen, in den Ohren der Uebrigen ein wahres Entſetzen erregten.

„Aber, beſter Gatte!“ — rief jetzt Madame Walter, ihr endloſes Lachen hinter dem vorgehaltenen Schnupftuche verbergend — „meine Ohren! Ich werde nie wieder ſingen können!“

„O! gräfliche Gnaden!“ — ſagte der Angeredete mit Würde — „das wäre ein entſetzlicher Verluſt für die Welt. Wir werden ſehen, ob Wir das Uebermaß dieſes Kunſtgenuſſes nicht durch eine Maß Bier abſchneiden können.“

Und der Graf von der Luxen ließ den drei Tonkünſtlern eine Maaß Bier und entſprechenden Käſe und Tabak reichen. Sofort legten dieſe denn auch mit unbeſchreiblicher Ruhe und Gemüthlichkeit ihre Inſtrumente hin und fingen zu ſchmauſen und zu ſchmauchen an, in welcher wichtigen und angenehmen Beſchäftigung ſie auch mit ſtoiſcher Ruhe verharrten, ob auch der Director noch ſo oft hinter dem Segel-

tuch hervorrief: „Spielen! Aufspielen!“ — „In des Teufels Namen, so laßt doch das Fressen und Saufen und spielt auf!“

Vergebens! Apoll hatte hier seine Herrschaft verloren; das materielle Element war Sieger geblieben über das ästhetische. Aber die guten Musiker waren es nicht allein, die hier dem Gerstensafte und dem Tabak zusprachen. Unmittelbar hinter den drei, das Orchester bildenden Musici, standen, als auf dem ersten Platze, zwei lange Tische von rohem Holze, auf welchen dem Versprechen nach, diverse Bierkrüge aufgepflanzt waren. Thonpfeifen und Tabak lagen daneben, oder waren schon von einigen ehrsamen Bürgern in Beschlag genommen. Da qualmte es denn recht anmuthig und von so feinem Kraute, daß die Gräfin von der Luxen und ihre Damen sich vor Entsetzen mit den Taschentüchern die Nasen zuhielten.

Noch schöner war es auf dem zweiten und dritten Platze — d. h. auf den hinteren und hintersten Bänken — zu welchen man für einen Dreier und sogar der Binger Jugend zu Liebe, für vier Pfennige Zutritt hatte. Ein „gewähltes Publikum“ konnte man daher die hier Versammelten gerade nicht nennen; aber Wahlverwandtschaft in den Späßen, dem lauten Schwätzen und anderen Unarten herrschte doch unter ihnen.

Die Unarten aber wurden trefflich begünstigt durch

die magiſche Dämmerung, welche einige kleine Oellämpchen und Stalllaternen, kaum zum Unterſchiede völliger Nacht, zu erhalten im Stande waren.

Endlich begann das verhüllende Segel ſich zu bewegen, die Stille der Spannung trat ein. Da fiel das Tuch, der Director hob es auf und trug es auf die Seite.

Aber welcher göttliche Humor lag nun über dieſer ganzen Vorſtellung, die natürlich nur ein — bis zum dritten Theile mit künſtleriſchem Unſinn geſtrichener — Abklatſch des angezeigten Trauerſpieles war. Was bedurfte es denn auch eines verſtändigen Zuſammenhanges des Ganzen, oder der einzelnen Scenen? Finden wir doch ein ſolches Streichen an ganz anderen Bühnen. Für den Director war es genug, daß etwas geſpielt, oder beſſer geſagt: herunter gearbeitet wurde, was einen das Publikum anziehenden Titel und außerdem einen Anfang und ein Ende hatte; — für die Zuſchauer imponirte ein claſſiſcher Unſinn viel mehr, als eine ſolide Verſtändigkeit. Der Director nahm Geld ein — — die Zuſchauer amüſirten ſich: Was wollte man mehr!

Für unſere Geſellſchaft indeſſen hätte ſich nach dem tollen Tage wirklich gar keine köſtlichere Abendunterhaltung finden können.

Herzog Albrecht von Bayern und ſämmtliche Ritter, — dürre, halbverhungerte Figuren, zum Theil

mit knabenhaft-dünnen Stimmchen — trugen ihre gewöhnliche Kleidung und deuteten ihr edles Ritterthum nur durch bunte Schärpen, Schilder von Pappendeckel, von den Motten zerfressene, auf die Hüte gesteckte Federn und einen unmäßigen Pathos aus.

Am wundervollsten aber war Agnese selbst; eine unendlich lange, dürre Gestalt von namenlos eckigen Zügen, an der eigentlich nichts rund war, als gerade der Theil des Körpers, der dem jungfräulichen Wesen der edlen Agnese Bernauerin durch diese Fülle am meisten widersprach.

Die Walter und die anderen Damen in dem gräflich von der Lux'schen Gefolge erstickten fast, schon in der ersten Scene, vor Lachen hinter ihren Taschentüchern, da Agnese von der Trauung kommt, und sich ihr schöner Charakter in süßer Verwirrung, in Bescheidenheit und einem mädchenhaften, reinen, unverfälschten Ausguße der Empfindung zeigen soll. Hier aber schienen nicht nur schon viele Monate über die Trauung vergangen zu sein, — die gute Dame sagte dabei auch ihre Rolle mit schnarrender Stimme, wie ein auswendig gelerntes Pensum her, wobei sie noch das Unglück hatte, jedesmal auf diejenige Seite, oder nach derjenigen Person zu sehen, wohin sie nicht sehen sollte.

Unwillkürlich aber brach das Lachen der von der

Lux'ſchen laut aus, als Agneſe in weinerlichem Tone rief:

„Ich Verbrecherin? — Gott, du weißt es, was ich litt! Dir ſagt' ich's ja damals, wie hinreißende Liebe mit jungfräulicher Tugend kämpfte!"

Aber das Lachen ſteigerte ſich noch, als ſie, wehmuthzerfloſſen, fortfuhr:

„Allmächtiger! Du machteſt ihn zum Sohne eines großen Fürſten, mich zur armen Bürgerstochter! Ich bin auch ein Menſch!"

Unglücklicherweiſe ſtieß die arme Agneſe dabei mit einem Fuße an das blau angeſtrichene Brett, welches die Donau vorſtellen ſollte, es fiel um — — und — — wie nie ein Unglück allein kommt — — eine Menge leerer Bierflaſchen, die ſich beſcheiden hinter der holzernen Donau verborgen gehalten, wurden zum allgemeinen Jubel ſichtbar.

Aber an ſolche kleine Mißgeſchicke gewöhnt, verfing weder der Sturz der Donau noch der Lärm und das Lachen im Publikum bei Agneſen; ſie ſprach ganz ruhig weiter, den, noch immer Bier trinkenden und rauchenden Muſikanten gemüthlich zuſehend.

Den Glanzpunkt der Vorſtellung aber bildete doch die Scene bei dem Turniere. Hier kam Herzog Albrecht trotz ſeiner winzigen Stimme und Figur, ſo in das Feuer der wildeſten Declamation, daß er

gerade in dem Augenblicke, der den größten Kraftaufwand erfordert, — in dem Augenblicke, wo er seine Landsleute zur Empörung aufruft, — einer Steigerung nicht mehr fähig war, und nun — in fast unarticulirten Fisteltönen schreiend — so gewaltig mit den Armen und Händen die Luft durchsägte, so kometenartig auf der Tenne herumfuhr, daß er sämmtliche auf Pappendeckel gemalte Decorationen umwarf, wodurch eine Reihe von alten Fässern und Kübeln, wider welchen die Decorationen gestanden hatten, so wie die dazwischen angebrachten elenden Betten der Gesellschaft, sichtbar wurden.

Jetzt kannte das Hallo der ganzen Zuschauerschaft keine Grenzen mehr und der Rest des Stückes war ein fortwährendes Witzereißen und Jubeln. Da zeigte es sich aber auch, wie vortrefflich es ist, wenn ein tüchtiger Director tüchtig streicht. Jetzt erlaubten sich selbst die Schauspieler, — die durch das Schreien sehr durstig geworden waren und das Ende des Stückes herbeisehnten — ebenfalls noch zu streichen; und so kam, durch Strich an Strich, das fast ganz gestrichene Trauerspiel, als ein improvisirtes Lustspiel, bald zu Ende.

Als Lux und die ganze Bonner Gesellschaft die Scheune verließen, mußte Jedes zugestehen, daß es noch in keiner Posse so furchtbar gelacht habe. Namentlich die Damen flüsterten sich allerlei in die Ohren.

Der Tag war übrigens wie zu einem fortwährenden Freudenrauſche geſchaffen. Als ſie in das Wirthshaus zurückkamen, erwartete ſie ſchon eine großmächtige gedeckte Tafel. Raſch wie der Blitz waren die Plätze eingenommen, und nun flogen erſt recht, bei dem trefflichen Nachteſſen und dem köſtlichen Scharlachberger, die Raketen und Feuerräder des Witzes auf.

Nach dem Eſſen fing man zu tanzen an, und als man gegen Mitternacht auch noch dem Champagner tüchtig gehuldigt hatte und die Herzen und die Köpfe flammten und brannten, rief mit einemale Lux:

„Jetzt, Kinder und Vaſallen, kommt die Hauptſache! Euer König, Lux I., incognito Graf von der Luxen, macht jetzt mit ſeiner Gattin bei Fackelſchein zur Abkühlung und Beruhigung noch einen Spaziergang auf die nahegelegene Burg, der Klopp genannt!“

Das war ein Wort zu ſeiner Zeit, um der Tollheit und Ausgelaſſenheit des Tages die Krone aufzuſetzen.

„Fackeln her!“ — „Fackeln her!“ — rief es nach allen Seiten; aber ſo ſpät in der Nacht waren freilich nur noch wenige zu haben. Indeß auch dies erhöhte nur die Luſt. Truppenweiſe oder Pärchenweiſe ſuchte man, ſo gut man konnte oder wollte, ſich auf dem Wege und in den Ruinen zurecht zu finden.

Was glücklich begönnen, endete für Viele aus dem

luſtigen Völkchen überglücklich. Wann und wie man nach Hauſe kam, wußten die Wenigſten. — — —

Ludwig van Beethoven war an dieſem Tage auch recht vergnügt geweſen; nur hatte er ſich nach dem Nachteſſen auf das Zimmer zurückgezogen, das für Director Ries in Bereitſchaft ſtand nnd welches dieſer mit ihm zu theilen, ſo freundlich war. — Hier, bei offenem Fenſter, — den Blick auf den Rhein und das bei nächtlichem Dunkel, wie ein Rieſe hingeſtreckte Gebirge des Niederwaldes gerichtet, an deſſen Fuße die Lichter von Rüdesheim erglänzten — componirte er noch, im friſchen Genuſſe all der heutigen Reiſeeindrücke, das hübſche Lied:

Wenn Jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen!

Umwandlung.

Es gibt kaum eine schönere, hochpoetischere Sage, als die von Orpheus, dessen Lyra selbst die Thore des Orcus öffnete: „Die Musik erschließt dem Menschen ein unbekanntes Reich, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen und doch beseligenden Sehnsucht hinzugeben.“

Wer aber einmal Blicke in dies Reich geworfen, diese süße beseligende Sehnsucht empfunden hat, den zieht es mit unwiderstehlicher Macht immer wieder zu Beiden zurück.

Beethoven war, selbst nach der Composition jenes Liedes, zu aufgeregt gewesen, sich zu Bette zu begeben. Ries schlief bereits, und da die Nacht wunderbar schön und milde, blieb er, in Gedanken verloren, an dem offenen Fenster.

Aber wunderbar! mit der Composition jenes Liedes, mit dem Verklingen dieses tollen Tages, — fand in

dem ganz eigenthümlichen Charakter des jungen Beethoven wieder eine jener schroffen und plötzlichen Verwandlungen statt, die das Wesen des jungen Mannes so sehr bezeichneten. War Ludwig weniger wie andere junge Leute für den Genuß anhaltender Freuden geschaffen? – Hatte sein reines Gemüth vielleicht doch heute Manches berührt, was in seinem tief Innersten verletzend zurückgewirkt? — oder waren ihm nur eben wieder, in der Stille der Nacht, die Thore jenes unsichtbaren Reiches aufgeflogen, von dem wir eben sprachen? — — — Kurz! das heitere Wesen, das ihn auf den ersten Tagen der Reise und bis hierher begleitet, schlug um. Er fühlte mit einemmale, daß er genug aus dem schäumenden Becher der Lust gekostet und schob ihn im Geiste mit einem gewissen Widerwillen zurück. Seine innere Welt wuchs — wie ihm dies ja so häufig geschah — über die äußere hinaus.

Unermeßlich, wie die Unendlichkeit, die, sternbesät, sich über ihm ausdehnte, war das Reich, in das er sich jetzt wieder versenkte. Glühende Strahlen schossen durch die tiefe Nacht und Riesenschatten wogten auf und ab, ihn immer enger und enger einschließend — aber nicht vernichtend. Da erfaßte ihn der Schmerz einer unaussprechlichen Sehnsucht, — und die heutige Lust, die so schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, sank mit einem Schrei hinab und ging unter in den Wogen dieser Sehnsucht. Und es war ihm,

als müsse seine Brust zerspringen, und er griff an sein Herz, das so voll und so bewegt war, als müsse er ihm große Thaten und große Schöpfungen entreißen.

Da entsann er sich plötzlich einer Begebenheit, die jetzt Jahre lang hinter ihm lag: jenes Spazierganges nämlich, den er mit Breuning's und den Freunden einst nach Godesberg gemacht, und bei welchem — gerade als er, einsam wandelnd, zu dem Bewußtsein gekommen war, daß, wenn er durch die Musik wahrhaft groß werden wolle, er auch für sie und diese Idee allein leben und handeln, für sie alle Freuden und Genüsse des Lebens, Freundschaft und Liebe, Reichthum, Ehre und Glück hinopfern müsse — — — — ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln über sein Haupt hingerauscht war.

Jener Moment hatte schon damals bestimmend auf ihn eingewirkt, und Ludwig fühlte jetzt, daß die Kraft dieser Einwirkung noch nicht erstorben sei. Ja sie hatte mit jenem Abend am Rheine, nachdem er Jeannettens Verlobung erfahren, neue Nahrung erhalten. Sein Entschluß von damals war ja stehen geblieben, wie ein Riese, und nur Wolken zogen zeitweise verhüllend vorüber. Vielleicht war er zu hart und zu strenge gegen sich, wenn er auch die Freuden der letzten Tage — die aufblitzende Jugendlust auf dieser Reise eine solche Wolke nannte. Aber wie schon oft, so schleuderte er auch jetzt wieder mit Titanenkraft alle

niederdrückende Ballaſt von ſich und ſtand wieder frei und von ſeinem großen Entſchluſſe getragen und gehoben, wie ein neugeſchaffener Menſch da.

Die Freunde ſtaunten eben gerade nicht ſehr, als ſie den anderen Tag die Umwandlung ſahen. Sie waren dies ſchon an Beethoven gewohnt, und konnten ihm — wenn ſie auch hie und da über ſeinen allzugroßen Rigorismus ſpöttelten — doch eine gewiſſe Achtung und ſtille Anerkennung nicht verſagen. Es lag immer etwas Großes und Imponirendes in dieſem Weſen Ludwigs, das, bei dem redlichſten und unausgeſetzteſten Streben, ſich doch immer wieder zurief: das iſt Alles noch lange nicht genug; — ein noch viel zu matter, von der Gewalt des Irdiſchen gelähmter Flug! Rüttle friſch die Fittige und ſchwinge dich auf, zu den leuchtenden Sternen!

Uebrigens fiel überhaupt die Weiterreiſe der ganzen Geſellſchaft — für den nächſten Tag — wenn auch noch ſehr luſtig, doch matter in Farbe aus, als bisher. Man hatte ſich ein wenig übertobt, und erſt von Mainz ab, war Lux wieder ein Ausbund von Luſtigkeit, Witz und Tollheit, als ſolcher aber auch der tonangebende Stimmhammer für die ganze Geſellſchaft. Er allein wußte freilich warum er ſo ausgelaſſen war: Capellmeiſter Righini hatte ihn im Geheimen für Mainz und Frankfurt mit einer großen Gehaltszulage und dem Verſprechen engagirt, ſeine ſämmt-

lichen Schulden in Bonn — und dieſe waren wahrlich nicht unbedeutend — zu bezahlen. Sollte da Lux nicht in Entzücken aufgehen?

Beethoven ſchloß ſich unterdeſſen mehr als je an Berton an; auch ſchien ſein Einfluß umgeſtaltend auf dieſen jungen Mann zurückzuwirken, da Leo — unbedingt ein ſehr ſinnlicher und genußſüchtiger Menſch — ſich jetzt wie ein Philoſophe mit Beethoven von dem allgemeinen tollen Weſen zurückhielt. Bernhard Romberg behauptete zwar: Berton ſei ein falſcher Menſch und ſein ſchmeichelndes Anſchmiegen an Ludwig müſſe einen tieferen, gewiß unlauteren Grund haben. Allein gerade dieſer Widerſpruch reizte und ſtachelte Ludwigs Eigenſinn und verletzte zugleich ſein Selbſtgefühl ſo ſehr, daß er ſich nun mit der ihm eigenen Starrköpfigkeit faſt einzig und allein an Berton hielt. Berton aber hätſchelte den Freund auffällig und ſchmeichelte ihm, wo er konnte; ſo daß Ludwig van Beethoven — dem es ohnehin nie recht gelingen wollte, in irgend einer Sache den Mittelweg feſtzuhalten — bald für dieſe Freundſchaft excentriſch ſchwärmte. Es unterlag keinem Zweifel: er wäre im Sinn des Wortes, für Leo durch Feuer und Waſſer gegangen.

Iſt es denn auch zu ermeſſen, welcher hinreißende Zauber, welch' begeiſterndes Glück für ein kräftiges, dichteriſch und künſtleriſch geſtimmtes Gemüth in einer

Jugendfreundſchaft liegt? Ludwigs großes, edles, liebebedürftiges Herz ſtreckte unwillkürlich, aber auch unaufhörlich die geiſtigen Fühler nach dem einen, noch nicht gefundenen Etwas aus, das ſeine ganze Seele einſt erfüllen ſollte. Er war dabei auf dem rechten Wege; aber er mußte den Weg als Menſch zurücklegen, und konnte er das anders, als menſchlich irrend, fühlend, verlangend?

Laßt die reine, Alles umfaſſende, göttliche Liebe nur Euer wundes Herz recht durchglühen ... und ... es iſt auf ewig geheilt!

Dieſe Wahrheit ſtößt Niemand um; aber nicht für Jeden erſcheint dieſe höchſte Fülle der höchſten Liebe im gleichen Gewande. Dem Einen tritt ſie als Weib, dem Anderen als Freund, einem Dritten als Kunſt entgegegen. Darum ſucht das arme Menſchenherz ſo viel .... und irrt ... ſo oft!

Und doch, — iſt denn dieſer Irrthum nicht ſchön?

Gewiß! er iſt ſogar häufig das Schönſte in unſerem Leben.

Was der prüfende Verſtand zu begreifen nicht vermag, vermag die Liebe aufzufaſſen; — in ihr und durch ſie wird der Menſch erſt zum Menſchen! Sie iſt die Morgenſonne alles höheren Lebens; an ihren Strahlen erſtehen alle die Millionen und Millionen Blüthen des Daſeins Sie iſt die erhabendſte Idee der Moral und der Vernunft, der ſüßeſte Lebenshauch

der Natur. Wahrheit, Flamme, reines Element, erſte Idee des Syſtemes einer moraliſchen Weltordnung — — — eigentlichſte, höchſte und letzte Menſchwerdung.

Im Finden der Hälfte ſeines getheilten Herzens, da überwältigt den Menſchen das Gefühl ſeiner phyſiſchen und geiſtigen, ſeiner irdiſchen, wie überirdiſchen Exiſtenz. Nur in ihr und durch ſie iſt vollendetes Menſchenthum. Der Gedanke freilich erfaßt und erſchöpft die Liebe nicht; aber .... das Herz ergreift, umfängt und begräbt ſie in ſich. So trägt durch ſie ein Jeder eine Welt und ein Weltgericht in ſeiner eigenen Bruſt; — iſt durch ſie angewieſen, die heiligen Schachten edler Menſchenregung in den Tiefen ſeiner innerſten Seele zu ſuchen, zu pflegen, zu bauen und zu bewahren. Die Liebe alſo iſt und bleibt der ewige, göttliche Schutzgeiſt der Menſchheit! —

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Canonicus.

So schwanden denn die heiteren Tage der Reise dahin, und gewiß selten nur wird eine ähnliche Tour unter glücklicheren Verhältnissen zurückgelegt worden sein. Jugend und frische Lebenslust, Talente in reicher Fülle und von jeder Art, göttlicher Leichtsinn, wie er nur bei einem solchen Künstlervölkchen zu Hause ist und zu Hause sein kann, die Ungebundenheit des Umgangs, welche die prächtigsten Liebesabenteuer in Menge zuließ; ein unvergleichlich schönes Wetter, das mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit den Glücklichen lächelte: — alles dies vereinigte sich zu einem wirklich reizenden Ganzen.

Ludwig van Beethoven genoß auf der Weiterreise das Schöne auch; aber mit jenem höheren Ernst und jener Zurückhaltung, die seit Bingen über ihn gekommen. Augenscheinlich schwerer ward dies gesetzte Wesen — das unbedingt allen Ausgelassenheiten entsagte — Berton, der auch oft genug, wenn

er sich von Ludwig nicht beobachtet wußte, in das allgemeine tolle Treiben mit einstimmte. Dennoch lebte Leo zumeist dem Freunde, wie dieser ihm; so daß sie König Lux mit den Scherz-Namen Oreſt und Pylades belegte.

Der ehrwürdigen Krönungsstadt Frankfurt wurde ein Tag des Aufenthaltes gewidmet; Hanau flüchtig beſehen und in Aſchaffenburg ein schöner Sonntag verlebt.

Es war an dem Nachmittage dieſes Sonntages, als Ries an der Seite des jungen Beethoven durch die Straßen Aſchaffenburgs schritt. Eben bogen sie um eine Ecke, als Ries, zu seinem jüngeren Begleiter gewandt sagte:

„Haben Sie denn den Empfehlungsbrief, den Ihnen Simrock an den Canonicus gab, bei sich?"

„Gewiß!" — verſetzte Beethoven — „wir müſſen doch dort eingeführt sein."

„Dazu brauchten wir den Simrock'ſchen Brief eben nicht!" — meinte der Director. — „Ich kenne Sterkel schon seit langer Zeit; aber es ist immer gut für Sie, ein freundliches Wort von Bonn mitzubringen."

„Ich freue mich unendlich auf dies Zuſammentreffen!" — fuhr Ludwig fort. — „Ich habe eigentlich noch nie einen berühmten Klavierſpieler gehört, und Sterkel soll groß auf dieſem Inſtrumente sein."

„Das ist er in der That!“ — versetzte Ries — „und war es schon vor zehn Jahren, wo ich ihn als Organist und Hofcaplan zu Mainz kennen lernte. Er zeichnet sich namentlich durch eine sehr gefällige und leichte Manier aus.“

„Und gerade hierin möchte ich etwas lernen!“ — sagte Ludwig — „denn mein Spiel ist zu rauh und zu hart*)“.

„Und doch möchte ich nicht, daß Sie seine Manier durchaus annehmen.“

„Das hat keine Gefahr; aber warum nicht?“

„Weil Sterkel mir etwas zu Damenartig spielt**).“

„Nun, man hat ja nicht nöthig, sein ureigenthümliches Wesen aufzugeben, wenn man auch von Anderen das Bessere, was gerade ihnen eigenthümlich ist, annimmt.“

„Bleiben Sie bei diesen Grundsätzen“, — sagte hier Ries — „sie werden Ihnen sehr zu Statten kommen. Aber, lieber Freund, erlauben Sie mir noch eine Frage:“

„Mit Freuden.“

„Wie kommt es, daß gerade Ihr Klavierspiel wirklich oft ein wenig hart ist. Sie haben doch so viel Gefühl?“

---

*) A. Schindler: Biographie L. van Beethoven's. S. 23.

**) Wegeler und Ries: Biographische Notizen. S. 17.

Beethoven lächelte. War es nicht auch eine Schwäche des guten Ries, daß er ihn nicht früher schon auf diesen Fehler aufmerksam gemacht hatte, wenn er ihn doch kannte?

„Woher dies kommt?“ — sagte dann Ludwig — „ich glaube ganz einfach, es kommt von meinem vielen Orgelspielen *). Sie wissen doch, daß mir die Orgel an das Herz gewachsen ist.“

Beide Freunde hatten unter diesem Gespräche das Haus des Canonicus erreicht. Ries zog die Schelle und ein alter Diener führte sie sofort in den oberen Stock.

Sie fanden hier, obgleich das Haus alt und unansehnlich war, ein sehr freundliches und geräumiges Zimmer, nicht luxuriös, aber recht geschmackvoll ausgestattet.

„Jetzt bin ich begierig, wie Sterkel aussieht!“ — sagte Beethoven, als sie der alte Diener verlassen hatte, um seinen Herrn aus dem Garten heraufzuholen. — „Ich habe schon oft gefunden, daß man von dem Zimmer mit ziemlicher Sicherheit auf seinen Inhaber schließen kann. Es findet sich meist eine gewisse Harmonie in den Physiognomien beider.“

„Daran hab' ich nun wirklich noch nicht gedacht!“ — versetzte Ries — „aber Sie mögen recht

*) Beethoven's eigener Ausspruch.

haben. Ordnung im Innern und Aeußeren correſpondiren jedenfalls."

„Ich ſchließe ſelbſt aus dem Totaleindruck, den dieſes Zimmer auf mich macht, auf das Benehmen ſeines Bewohners."

„Wie ſo?"

„Nun, — gibt ſich hier in dem hellen, freundlichen Gemache bei großer Anſpruchsloſigkeit nicht auch etwas Feines, ſich ſelbſt Achtendes kund?"

„Allerdings!"

„Feines Benehmen aber" — fuhr Beethoven fort — „iſt anſpruchloſes, ſchlichtes Betragen, das weder der Eitelkeit, noch dem Stolze dient, ſich aber ebenſowenig weg wirft. Hab' ich es getroffen? Iſt das nicht Sterkels Bild."

Ries wollte antworten, als ſich die Thüre öffnete und Sterkel ſelbſt eintrat.

Der Canonicus war ein Mann von achtunddreißig bis vierzig Jahren, ſchön gebaut und von edlen, offenen Geſichtszügen. Beethoven mußte lächeln, als er ihn ſah: denn ſeine Vorausſetzung beſtätigte ſich, ſowohl in der äußeren Erſcheinung, als in dem Benehmen, ſo vollkommen, daß ſich die beiden Beſuchenden hier bald recht wohl und behaglich fühlten.

Eine gediegene Unterhaltung ſpann ſich, nach der üblichen Vorſtellung und Abgabe des Empfehlungsbriefes, alsbald an; — eine Unterhaltung, weit ent-

fernt von jener faden Salongeſprächsweiſe, die aus nichts als leerer Phraſenmacherei und einem abgeſchmackten Kampf und Wechſel zwiſchen nichtsſagenden Höflichkeiten beſteht, welche dazu noch Unwahrheiten oder perfide Schmeicheleien enthalten. Darum eben ſind aber auch offene und ehrliche Menſchen einer ſolchen Geſprächsweiſe gar nicht fähig und gerathen in Verlegenheit, wenn ſie in eine ſolche verwickelt werden.

Hier war man — was nahe lag — auf Klavierſpiel, Klaviercompoſitionen und das Klavier ſelbſt, als bevorzugtes oder nicht bevorzugtes Inſtrument, gekommen.

„Das Klavier oder unſer neuerer Flügel" — ſagte jetzt der Canonicus — „hat viel für und viel gegen ſich. Es bleibt immer ein mehr für die Harmonie, als für die Melodie brauchbares Inſtrument."

„Freilich!" — entgegnete Beethoven — „der feinſte Ausdruck, deſſen dies Inſtrument fähig iſt, gibt der Melodie nicht das regſame Leben in tauſend und abertauſend Nüancirungen, das der Bogen des Geigers oder der Hauch des Bläſers hervorzubringen im Stande iſt."

„So iſt es!" — meinte Sterkel. — „Der Spieler ringt vergebens mit der unüberwindlichen Schwierigkeit, die der Mechanismus, der die Saiten durch einen Schlag vibriren und ertönen läßt, ihm entgegen-

ſetzt. Wer ſollte dieſe Schwäche mehr und beſſer kennen, als gerade ich."

„Und doch" — ſagte hier Ries — „haben gerade Sie, wie alle Welt weiß, ſo große Siege auf dieſem Inſtrument gefeiert."

„Weil es auch ſeine vortrefflichen Seiten hat!" verſetzte Sterkel freundlich. — „Denn es gibt gewiß kein Inſtrument, welches wie der Flügel, in vollgriffigen Accorden das Reich der Harmonie umfaßt und ſeine Schätze in den wunderbarſten Formen und Geſtalten dem Kenner entfaltet. Nur gehört dann noch etwas Anderes dazu: ein tüchtiger Componiſt, der das Klavier zu behandeln verſteht. Aber wie viele haben wir deren?"

„Männer, wie Sie", — ſagte Beethoven, — „müſſen und werden ſie hervorrufen. Hat dann aber auch die Phantaſie des Componiſten ein ganzes Tongemälde mit reichen Gruppen, hellen Lichtern und tiefen Schattirungen ergriffen und auf das Papier geworfen, ſo kann es der ausführende Künſtler — ſei es nun der Componiſt ſelbſt oder ein Anderer — an dem Flügel dermaßen wiedergeben, daß es aus der inneren Welt farbig und glänzend — eine neue Schöpfung — hervor und mit hinreißendem Zauber in das Leben tritt."

„Ja!" — rief Sterkel mit einem freundlichen Lächeln, das ein Ausdruck ſeiner Begeiſterung für

seine Kunst war — „etwas zauberartiges liegt allerdings in diesem Wiedergeben und doch gewissermaßen auch Neuschaffen. Die vollstimmige Partitur, dieses wahre musikalische Zauberbuch, das in seinen Zeichen alle Wunder der Tonkunst, den geheimnißvollen Chor der manichfaltigsten Instrumente bewahrt, wird unter den Händen des Meisters an dem Flügel belebt. Und doch! wissen Sie, meine verehrten Herren, mit was ich ein in dieser Art selbst gut und vollstimmig vorgetragenes Stück aus der Partitur immer vergleichen muß?“

„Nun?“ — frug Ries.

„Mit einem wohlgerathenen Kupferstich, der einem großen Gemälde entnommen wurde. Was ist er, gegen das ursprüngliche Kunstwerk?! — Nein! nein! .... aber zum Phantasiren, zum Vortragen von Sonaten, Trios, Quartetten, Quintetten u. s. w., wo die gewöhnlichen Saiteninstrumente hinzutreten, da sind Klavier und Flügel vorzüglich geeignet.“

„Sicher,“ — sagte Beethoven — „weil es hier ganz auf die harmonische Ausarbeitung ankommt, die das Hervortreten einzelner Instrumente in glänzenden Passagen von selbst ausschließt.“

„Einverstanden!“ — rief Sterkel, und betrachtete Beethoven mit Wohlgefallen. — „Nur vor Einem müssen sich junge Künstler hüten: vor den ge-

wöhnlichen Klavierconcerten. Vor diesen habe ich einen wahren Widerwillen!"

„Und warum?" — frugen Ries und Beethoven erstaunt.

„Weil hier gewöhnlich die Virtuosität des einzelnen Spielers in Passagen und im Ausdruck der Melodie geltend gemacht werden soll. Der beste Spieler aber auf dem schönsten Instrumente macht mit allen forcirten Passagen nur Seiltänzerkunststückchen, — sowie er, im Ausdruck der Melodie, vergebens nach dem strebt, was in dieser Beziehung der Violinist mit leichter Mühe erringt."

„Ja freilich" — meinte Ries — „wenn nur die Fertigkeit der Finger zu bewundern bleibt, dann ist wenig gewonnen; aber das rühmt man ja gerade bei Ihnen, daß Sie das Gemüth anzusprechen wissen."

„Weil ich als Componist dafür sorge" — sagte Sterkel — „daß ein einfaches aber fruchtbares, zu den verschiedensten contrapunktischen Wendungen taugliches Thema jedem Satze zu Grunde liegt."

„Und!" — rief Beethoven — „daß alle übrigen Nebenthematas und Figuren dem Hauptgedanken innig verwandt sind, so daß das Ganze das Herz anspricht, und sich alles gar lieblich und nett zur höchsten Einheit verschlingt und ordnet. Ich kenne das, Herr Canonicus, denn Ihre Compositionen sind mir immer die liebsten gewesen."

„Das freut mich von meinem Nebenbuhler zu hören!“ — sagte Sterkel lächelnd.

„Wie so Nebenbuhler?“ — frug Beethoven.

„Nun!“ — fuhr jener fort — „Sie, junger Mann, fangen an, mir bei meinem Ruhme warm zu machen; Ihre Variationen über „Vieni amore“, Thema von Righini, sind eine vortreffliche Schöpfung. Ich besitze sie, und spiele sie sehr gern.“

„So glauben Sie, daß ich es wagen darf, auf diesem Wege weiter zu gehen?“

„Wagen?! — Lieber, junger Mann, wenn Sie so fortfahren, so wird der Name Beethoven bald in aller Welt Munde sein.“

„Das ist allerdings mein schönstes Ziel und mein liebster Wunsch.“

„Dann vorwärts, Herr Kammermusikus, wir können tüchtige Componisten gebrauchen. Es regt sich ohnedem jetzt eben gewaltig auf dem Felde der deutschen Musik; was haben in der neueren Zeit Haydn, Dittersdorf, Gluck und unser herrlicher Mozart nicht Alles gethan.“

„O Mozart! Mozart!“ — rief hier Beethoven und seine Augen leuchteten begeistert auf — „er ist mein Abgott. Jetzt erst zwei und dreißig Jahre alt, erfüllt sein Ruhm schon alle Welt.“

„Und das mit Recht!“

„Wie groß, wie herrlich sind seine Opern „Ido-

meneo," „die Entführung," „Figaro," — seine, Haydn dedicirten, Violinquartette, seine Symphonien in G minor und C major und vor allen Dingen: welch' colossales Meisterwerk ist sein „Don Juan!" Wie drang Mozart, dieser herrliche Mann, in die Geheimnisse der Harmonie ein; — wie wirkt er durch sie auf das Gemüth der Menschen. Ihm sind die Zahlenproportionen, die den Meisten nur todte starre Rechenexempel sind und bleiben, magische Formen, welchen er eine Zauberwelt entsteigen läßt!"

Beethoven war bei diesen Worten aufgesprungen und ging, heftig bewegt, im Zimmer auf und ab. Die beiden älteren Männer sahen dieser jugendlichen Begeisterung mit Freude zu. Ludwig aber sagte nach einer Pause zu Ries gewandt:

„Wissen Sie, lieber Director, was ich seit Bingen auf unserer Reise that, wenn mir's zu toll wurde?"

„Nun? Sie verkrochen sich mit ihrem Pylades; das hat Jeder gesehen, der Augen hatte."

„Aber was trieben wir dann?"

„Sie werden mit Platon philosophirt haben. Ich kenne Ihre Leidenschaft."

„Fehlgeschossen!" — rief Beethoven mit stolzer Freude. — „Wir studirten den „Don Juan" — seine Partitur meine ich, — seine zahllosen und großen contrapunktischen Schönheiten."

„Und woher haben Sie eine Partitur dieſer Oper?“

„Von meinem Freunde und Gönner, Graf Waldenfels. Er lieh mir ſie für dieſe Reiſe.“

„So iſt es recht,“ — ſagte hier Sterkel — „an großen Muſtern muß ſich heranbilden, wer einſt ſelbſt groß werden will. Aber“ — fügte der Canonicus hinzu und ſtand auf — „da Sie ein ſo großer Verehrer Mozart's ſind, will ich Ihnen einige Variationen über Themata aus ſeinen Opern zum Beſten geben.“

Und er ging an den ſchönen Flügel, der die Hauptzierde des Zimmers bildete, öffnete ihn und fing mit der ihm eigenen ſchlichten Weiſe zu ſpielen an.

Aber welch' ein ſauberes, abgeglättetes und doch tief gefühltes Spiel war dies! Beethoven und Ries lauſchten mit Staunen. So hatten Beide noch nie ſpielen hören: ſo fein, ſo leicht, ſo gefällig und mit einer Virtuoſität, die ſelbſt dieſe beiden tüchtigen Klavierſpieler überraſchte!

Als der Canonicus geendet und die beſuchenden Freunde ihm ihren Dank und ihre ſehr gegründete Bewunderung ausgeſprochen, ſagte Sterkel zu dem jungen Beethoven:

„Aber jetzt, Herr Kammermuſikus, iſt die Reihe an Ihnen. Laſſen Sie mich auch etwas von dem hoff-

nungsvollen Componiſten der vorhin erwähnten Variationen hören!"

„Nicht doch!" — verſetzte Beethoven. — „Sie werden nicht verlangen, daß ich nach Ihnen ſpiele: der Anfänger nach dem Meiſter."

„Keine Complimente!" — rief Sterkel mit ſeiner offenen freundlichen Weiſe.

„Die kenne ich nicht!" — entgegnete Ludwig beſtimmt. — „Rechnen Sie es mir für gebührende Beſcheidenheit an, wenn ich nicht neben Ihnen zu ſpielen wage."

„Dieſe Beſcheidenheit wäre zu groß!" — meinte Sterkel. — „Wollen Sie als Künſtler einſt die Welt ſtürmen, ſo dürfen Sie nicht allzubeſcheiden ſein. Das wäre freilich ein Fehler, an dem ſonſt unſere jungen Künſtler am wenigſten leiden!"

„Ich ſehe ſchon," — fiel jetzt Ries ein — „ich muß mich hier in das Mittel legen. Mein junger Freund Beethoven gehört nicht zu jenen Menſchen, die ſich, wenn ſie ihre Fertigkeit zeigen ſollen, zieren und bitten laſſen, um dann, wie ſie in ihrer Eitelkeit und in ihrem übertriebenen Selbſtbewußtſein glauben, deſtomehr zu imponiren. Er iſt in dieſer Beziehung, wie überall: einfach, wahr und offen, ja manchmal ſogar ein zu großer Gradaus."

Der Canonicus lachte; dann rief er: —, „Das

gefällt mir! So mag ich den jungen Mann von Verdienſt!"

„Er iſt auch ein ſehr tüchtiger Klavierſpieler!" — fuhr Director Ries fort.

„Nun alſo!" — ſagte Sterkel. — „Uebrigens" — ſetzte der Canonicus mit ſchlauer Miene hinzu — „kann man ein recht tüchtiger Compoſiteur ſein und es verſtehen, ungemein ſchwer für das Klavier zu ſchreiben; ob aber Alle, die dies gethan, wohl auch im Stande ſind, ihre eigene Schwierigkeiten mit Geſchick zu löſen, das möchte ich wohl in Zweifel ziehen."

„Warum nicht!" — ſagte bei dieſen Worten Beethoven raſch und das Blut ſchoß ihm zu Kopfe, denn er verſtand recht gut, daß Sterkel hiermit ihn gemeint und den Zweifel ausgeſprochen habe: ob er ſelbſt im Stande ſei, ſeine eigenen Variationen mit Vollendung vorzutragen. Dies aber ſchien Ludwig ein Angriff auf ſeine Ehre, der Ehrgeiz gab ihm daher die ganze Energie ſeines Charakters wieder, mit der er denn auch jetzt rief:

„Das können wir ja gleich ſehen! Haben Sie meine Variationen über Vieni amore zur Hand?"

„Gewiß!" — verſetzte Sterkel, über die gelungene Liſt erfreut; denn er hatte durch den ausgeſprochenen Zweifel den jungen Mann nicht verletzen, ſondern nur zum Spiel anreizen wollen.

Aber die Variationen fanden ſich nicht; ſie mußten verlegt ſein.

„Nun, das macht auch nichts!“ — rief jetzt Beethoven mit einem ſtolzen Bewußtſein und ſetzte ſich raſch und ohne ein weiteres Wort zu verlieren an den Flügel.

„Wie?“ — riefen Ries und Sterkel zugleich — „Sie wollen doch nicht dieſe ſchweren Variationen aus dem Gedächtniſſe ſpielen?“

Ludwig aber gab keine Antwort, er nickte nur mit dem Kopfe und fing an:

Jetzt aber war das Staunen auf der Seite der beiden Anderen: Beethoven ſpielte nicht nur dieſe Variationen, ſondern improviſirte gleich noch eine Anzahl anderer, nicht weniger ſchwierig, und führte ſie ſämmtlich, zur größten Ueberraſchung der beiden Zuhörer, **vollkommen und durchaus in der nämlichen netten und gefälligen Manier durch, die er eben erſt an Sterkel bewundert hatte!*)**

„Prachtvoll! prachtvoll!“ — rief Sterkel entzückt.

„Genial!“ — ſetzte Ries hinzu und betrachtete ſeinen jungen Freund mit freudigem Stolze. Er wußte von dieſem Augenblicke an, daß Ludwig van Beethoven zu entſchieden Großem geboren ſei.

---

*) Genau nach dem eigenen Bericht des Herrn Ries ſelbſt. Wegeler und Ries: S. 16. Marx: L. v. B. I. Thl. S. 13. Schindler: S. 22.

Der Canonicus aber ließ es ſich nicht nehmen, den jungen Mann mit vollſter Herzlichkeit zu umarmen. Dann faßte er Ludwig's beide Hände und rief, ihn mit ſtrahlendem Auge anblickend:

„Sie haben mich überboten, Beethoven! — Sie werden einſt groß daſtehen! Ja! eine göttliche Kraft durchdringt Sie. Halten Sie ſie feſt, und geben Sie ſich mit ganzem Gemüthe, mit Leib und Seele dem hin, was der Geiſt in Ihnen anregt! Sie gehören, mir ſagt es meine innerſte Ueberzeugung, zu den Geweihten dieſes Lebens. Sie haben bereits die Sprache jenes unbekannten Geiſterreiches in Ihrem Tiefinnerſten vernommen: denn Sie verſtehen ſie zu reden. Wohlan denn! ſo rufen Sie mit der Zauberkraft des Genies alle die herrlichen Erſcheinungen, die in Ihrem Innerſten ſchlummern, hervor, daß ſie in ſtrahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und Jeden — der ſie zu ſchauen und zu verſtehen vermag — mit Begeiſterung und Entzücken erfüllen!"

Und Sterkel umarmte Beethoven noch einmal — und der Canonicus bat den jungen Mann, ſich ſeinen Freund nennen zu dürfen.

Und wie ſchön waren die Stunden, die jetzt folgten. Drei edle und bedeutende Menſchen verlebten ſie unendlich glücklich.

In dem jungen Beethoven ſtand aber, lebhafter denn je, der Muth feſt: ſeiner Kunſt und ſeinem künſt-

leriſchen Streben Alles aufzuopfern, ſie allein und immer vor Augen zu haben. Er wußte aber auch in dieſem Momente, wie durch eine höhere Eingebung, daß er in dieſem Streben ſeinen ſchönſten Lohn finden werde. Und die Flügel der Seele wuchſen ihm, — und es überkam ihn ein ſonderbares Gefühl: als ob auf einmal eine Götterkraft ſeine Bruſt ſchwelle und er in die Zeiten hineinwüchſe: groß, gewaltig, unerreichbar.

Da ſah er im Geiſte die liebliche Geſtalt Jeannettens, wie ſie, als Genius der Phantaſie, ihm den Kranz hinhielt; .... aber Bild und Kranz waren weit entfernt von ihm, und wie er nach ihnen langte .... zerfloſſen ſie in ſchimmerndem Abendgolde.

Verrath.

Aber die Reise nach Mergentheim, die so schön begonnen, sollte für den jungen Beethoven gar bald eine schlimme Wendung nehmen.

Kaum war die Gesellschaft an ihrem Ziele angelangt, als Leo Berton, an dem ja Ludwig mit ganzer Seele hing, ernstlich erkrankte. Beethoven hielt das Unwohlsein des Freundes anfänglich für eine vorübergehende Erkältung, die er sich auf der Reise zugezogen; indeß die Sache verschlimmerte sich zusehens, bis die Aerzte erklärten, daß sich ein Nervenfieber herausgestellt habe.

Jetzt aber zeigte sich auch bei Ludwig, neben der Zähigkeit und Starrheit seines Charakters, sein edles Herz im schönsten Lichte. Trotz aller Bitten der besorgten Freunde — trotz aller vernünftigen Vorstellungen von Seiten der Aerzte — trotz der Gefährlichkeit der Krankheit — die um jene Zeit in Mergentheim und Umgebung Hunderte hinwegraffte —

ließ es sich der junge Beethoven nicht nehmen, seinen kranken Freund Tag und Nacht zu pflegen. Nur zu den Proben, Aufführungen und Concerten, bei welchen er mitzuwirken verpflichtet war, ging er noch aus; sonst saß er zu jeder Stunde an dem Bette Leo's, oder brachte doch wenigstens seine Zeit studirend in der gleichen Stube zu, die jenen umfing.

Eine Mutter hätte dabei nicht aufmerksamer für ihr Kind sorgen können.

So kam es denn, daß die Sorge, das übertriebene Ausharren im Krankenzimmer und das unaufhörliche Durchwachen der Nächte, seinen eigenen Gesundheitszustand dermaßen erschütterte, daß er ganz bleich und abgemagert aussah; was ihn bei seinem starkknochigen Gesichte noch mehr entstellte.

Ries gab sich alle Mühe seinen freundschaftlichen Feuereifer wenigstens einigergestalt zu mäßigen; Wegeler und Romberg's, thaten dasselbe!... Vergebens! Wo war bei ihm an eine Mäßigung, an einen Mittelweg zu denken. Hier hieß es immer: „Entweder"... „oder"..... Und wie Ludwig argwöhnisch von Natur war, so glaubte er auch jetzt in dem Anrathen und den Bitten der Freunde nichts anderes als versteckte Versuche zu sehen: ihn von Berton loszureißen.

Da trat denn die alte Starrköpfigkeit wieder hervor, und, sich mit wirklicher Freundschaft und dem hohen Begriffe verbindend, den Beethoven

durch das Studium der Alten von der Freundschaft hatte, — — forderte er nun erst gerade von sich mit unnachsichtiger Strenge die größten Opfer.

War es da ein Wunder, daß er krank ward, als Leo — Dank seiner zärtlichen Pflege — genas? Aber die Freude, den Freund gerettet zu sehen, hob ihn glücklich über die Gefahr hinaus. Schmal und blaß, aber doch wieder hergestellt, kehrte er mit den Freunden nach drei Monaten von Mergentheim nach Bonn zurück.

Das wichtigste Begebniß dieser Rückreise war: daß Meister Lux unterwegs plötzlich verschwand.

Einige Wochen darauf trat er jedoch wohl und munter in Frankfurt und Mainz zum Entzücken des lachlustigen Publikums, als engagirtes Mitglied der dortigen Bühnen auf. Beethoven war nicht sehr böse darüber; er hatte Lux nie recht leiden mögen. Beide Naturen gingen ja diametral auseinander.

Desto enger schloß sich Ludwig von Tag zu Tag an Berton. In das Breuning'sche Haus freilich gelang es ihm nicht, Leo einzuführen. Hatte doch die Hofräthin so Manches gegen diesen, wenn auch talentvollen und äußerlich anständigen jungen Mann einzuwenden.

„Lieber Ludwig!" — sagte die ruhige und verständige Frau bald nach der Rückkunft von Mergentheim zu ihrem Lieblinge, als dieser auf ein

Einführen Leo's gesprächsweise hinzielte. — „Lieber Ludwig, ich achte gewiß überall die heiligen Gefühle der Menschenbrust, und zu diesen zähle ich Deine Freundschaft zu dem jungen Berton. Es wäre mir indessen doch sehr beruhigend gewesen, Du hättest diese Freundschaft nicht geschlossen."

„Und warum?" — frug Beethoven, den schon diese Aeußerung bei seiner Empfindlichkeit peinlich berührte.

„Einmal", — versetzte Frau von Breuning im Tone mütterlicher Theilnahme und Güte — „weil seine häuslichen Verhältnisse sehr unklar sind . . . ."

„Ich wüßte doch nicht . . . ."

„Hat er nicht eine Schwester, die ihm gleicht und die sehr schön ist?"

„Ja!"

„Sie lebt, wie man sagt, fast brillant, und doch kennt Niemand die Quelle ihrer Einkünfte."

„Sie wird Vermögen haben."

„Berton's hinterließen nichts, als diese beiden Kinder."

„Und ist das ein Grund, um auf Leo einen Stein zu werfen? Ich achte und liebe ihn als einen tüchtigen und strebsamen Musiker und als einen edlen Menschen. Die Schwester habe ich kaum noch gesehen."

Die Hofräthin lächelte; dann reichte sie Ludwig die Hand und sagte:

„Das ist es ja eben, daß Du, als ein echter Jünger der Kunst, nicht siehst, was um Dich her vorgeht. Darum müssen wir die Augen aufhalten. Die Verhältnisse sind dort nicht klar, und so wirst du einsehen, daß ich Berton nicht in unseren Kreis ziehen kann. Uebrigens liegt noch mehr vor!"

„Und das wäre?" — frug Ludwig etwas spöttelnd.

„Hat Dir Leo gesagt, daß er sich mit Dir um die Sendung zur weiteren Ausbildung nach Wien und Italien bewirbt?"

Ludwig, der bis dahin mit den Fingern leise an den Fensterscheiben Klavier gespielt hatte, stand plötzlich wie versteinert.

„Nun?" — frug Frau von Breuning noch einmal — „hat er Dir davon gesagt?"

„Nein!" — sagte Ludwig; dann setzte er rasch und entschieden hinzu: — „und darum ist es gewiß auch nicht geschehen."

Die Hofräthin schwieg einen Moment, als wolle sie Ludwig Zeit lassen, die Härte zu fühlen, die er eben in Ton und Worte seiner Antwort gelegt. Aber in dem jungen Brausekopf grollte es schon wieder und in seiner leidenschaftlichen Seele zogen sich schwere Gewitter zusammen.

Als er daher ſchwieg und nur finſter auf die Straße ſchaute, hub die Hofräthin auf's Neue mit Milde und Ruhe an:

„Und doch iſt dem ſo, lieber Ludwig.“

„Wer hat es geſagt?“ — frug jener heftig.

„Dein beſter Freund und Gönner, Graf Waldenfels, dem es Kummer macht, daß Dir damit bei dem Churfürſten eine gefährliche Concurrenz erwachſen iſt.“

„Ich glaub's nicht! Ich kann's nicht glauben!“ — rief jetzt Beethoven. — „Das würde mir Leo geſagt haben; denn ich ſprach ja während der Reiſe ſo oft mit ihm von dieſer Angelegenheit, als von meinem höchſten Wunſche!“

„Sieh', Kind!“ — fiel Frau von Breuning hier ein, — „darum hatten Diejenigen Recht, die Dir warnend ſagten, es läge etwas Falſches, Hinterliſtiges in Berton's Phyſiognomie und Weſen.“

Aber dieſe Worte berührten Ludwig an der empfindlichſten Stelle.

„Ach! will es da hinaus!“ — rief er mit einem wirklich verletzenden Auflachen. — „Alſo auch Sie wollen mich und Berton trennen?“

„Ludwig!“ — entgegnete die Hofräthin mit ſchmerzlich bewegter Stimme.

Aber der junge Beethoven hatte ſchon in finſterem Trotze ſeinen Hut ergriffen:

„Ich werde ihn ſelbſt fragen!“ — ſagte er dabei und machte ſich zum Weggehen bereit.

„Thue das!“ — entgegnete Frau von Breuning jetzt ſchon wieder ruhig — „aber frage auch Waldenfels. Man muß allerdings beide Theile hören.“

Und Ludwig verließ mit einem kurzen, finſteren Gruße das Zimmer. —

Als er draußen war, legte die Hofräthin ihre Arbeit in den Schooß und ihre Züge nahmen einen recht bekümmerten Ausdruck an.

„Immer wieder der Alte!“ — ſagte ſie dann. — „Wie unendlich viele Mühe habe ich mir gegeben, dieſes ſtörriſche, leidenſchaftliche Weſen zu brechen. Vor der Reiſe nach Mergentheim ſchienen alle die böſen Dämonen beſchwichtigt und nun heben ſie ſchon wieder ihre Häupter. Wie wird das in Zukunft werden, wenn Ludwig ſich nicht zu beherrſchen lernt. Ach!“ — ſeufzte ſie tief — „dann, fürchte ich, wird er, bei all' ſeinen herrlichen Anlagen und edlen Seiten, doch ein ſehr ſchroffer Charakter .... und .... ein unglücklicher Menſch werden.“

Und Frau von Breuning verſank in ein langes tiefes Nachdenken. — — —

Während dies aber im Breuning'ſchen Hauſe geſchah, trug ſich eine andere Scene in den Zimmern der Schweſter Berton's zu.

Es waren dies zwei ſehr elegant ausgeſtattete Ge-

mächer, die einen weichlichen Luxus, man konnte sagen Ueppigkeit des Geschmackes, verriethen. Und doch war bei näherer Besichtigung, das meiste, was hier glänzte und die Augen bestach, falsch oder nur leicht und auf den Schein gearbeitet.

Da standen Sessel und Ruhebetten, die recht nett und gefällig, ja reich aussahen; wenn man sie aber näher untersucht hätte, so würde es sich herausgestellt haben, daß sie — ganz ordinär gearbeitet, und aus rohem Holz bestehend — ihren großartigen Schein nur den sie bedeckenden Ueberzügen und geschmackvollen Drapierungen von Zitz, wie er damals Mode war, verdankten. Die geschnitzten Schränke glänzten sehr schön; aber dieser Glanz kam nicht von der Politur eines feinen Holzes, er war nur die Folge eines künstlich aufgelegten Lackes.

In und auf den Schränken befanden sich eine Menge jener artigen Figuren, Gruppen und Vasen, wie sie die Porzellanfabriken jener Tage so ausgezeichnet lieferten; aber bei genauerer Besichtigung ergab es sich, daß sie sämmtlich defect waren. Die Besitzerin hatte sie, als beschädigt, billig gekauft und dann so aufgestellt, daß die Mängel, bei oberflächlicher Beschauung, dem Auge verborgen blieben.

Beethoven, der bei Sterkel so scharfsinnig von dem Gemache auf den Herrn desselben geschlossen, mußte in der That in diesen Zimmern noch nicht ge-

weſen ſein, ſonſt würde die genauere Beobachtung derſelben ihn doch vielleicht einigermaßen argwöhniſch gemacht haben. Und ſo war es denn auch: er kannte Berton's Schweſter kaum und hatte ſie nur einmal geſehen, als ſie dem Bruder reine Wäſche auf ſein Zimmer gebracht hatte.

In dem Momente, von welchem wir jetzt ſprechen, befanden ſich in dieſem Zimmer die beiden Geſchwiſter Berton.

Leo ſtand mit dem Rücken gegen die Brüſtung eines Fenſters gelehnt und kaute verlegen an den Nägeln ſeiner linken Hand. Seine ſchöne Schweſter dagegen lag — in ein reizendes Negligé gehüllt — leicht hingeſtreckt auf einem der obenerwähnten Ruhebetten. Wie ſchön ſie war, welch' zauberhaft-verführeriſches Bild ſie in dieſer Lage abgab, mußte aber der Bruder ſelbſt fühlen; denn mehr als einmal flog ſein niedergeſchlagener Blick verſtohlen auf und zuckte über die Fingerſpitzen hin, nach Henrietten.

Dann färbte wohl vorübergehend eine ſanfte Röthe die Wangen Leo's, die von einem männlichen Barte noch nichts kannten, als den Anflug eines leichten hellblonden Flaum's. Zugleich ſpielte aber auch ein Zug des Behagens und Verlangens um die vollen Lippen ſeines Mundes.

„Du warſt alſo beim Churfürſten?" — frug jetzt die Schweſter.

„Wie kannſt Du mich nur ſo martern?“ — entgegnete Leo.

„Martern!“ — wiederholte die ſchöne Schweſter — „man martert ihn, wenn man für ſein Glück und ſeine Zukunft beſorgt iſt!“

„Nun ja denn!“ — fuhr Leo fort — „ich war bei dem Churfürſten.“

„Und wie nahm er Dich auf?“

„Mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Freundlichkeit.“

„Und Du trugſt ihm Deine Bitte vor?“

„Ja! ich bat ihn unterthänigſt, wenn es möglich ſei, mir die Gnade zuzuwenden, mich zu meiner weiteren Ausbildung nach Wien und Italien zu ſenden.“

„War er überraſcht?“

„Nein!“

„So hat der Graf Wort gehalten, und mit ihm darüber geſprochen.“

„Das war ja ſchon vor der Reiſe nach Mergentheim geſchehen.“

„Allerdings! aber dieſe fatale Reiſe und Deine noch fatalere Krankheit brachten alles in Vergeſſenheit. Der Graf verſprach mir daher, gleich nach der Rückkunft des Churfürſten wieder bei dieſem anzuklopfen.“

„Es iſt auch Zeit; denn Beethoven will nun auch durch Waldenfels auf Entſcheidung dringen.“

„War er ſelbſt ſchon bei dem Fürſten?“

„Nein!“

„Und will er diesen Schritt auch nicht thun?“

„Er ist zu stolz dafür. Wenn ich ihn auf der Reise darüber ausforschte, sagte er immer: ich kann nicht betteln. Wenn der Churfürst glaubt, daß ich es verdiene und überzeugt ist, daß ich seiner Güte Ehre mache, so soll er mir die Zusage aus freien Stücken geben.“

„Vortrefflich!“ — rief Henriette hier lachend — „der alberne Stolz Deines Freundes kommt uns trefflich zu statten. Aber er weiß doch nichts davon, daß Du in dem Schlosse warst?“

„Behüte der Himmel! ... Aber sieh, Schwester!“ — rief hier Leo — „da kommen wir wieder auf das Martern.“

„Zartfühlende Seele! Du willst wohl Deine ganze Zukunft einer albernen Grille opfern.“

„Nein!“ — sagte Leo fest — „das will und werde ich nicht. Aber ..... offen gesagt .... es peinigt mich doch manchmal, daß ich ihn so schmählich hintergehe und verrathe.“

„Leo?!“ — rief die Schwester, sich halb erhebend.

„Ludwig ist wirklich so unbefangen, so edel ....“

„Ich glaube Du schwärmst?“

„Nein! aber ich denke daran, was er für mich gethan hat, als ich auf dem Tode lag.“

„Nun, da hat er Dich gepflegt! — Was ist da weiter?“

„Und hat sich selbst dem Tode ausgesetzt."

„Warum that er's! Es war ja sein freier Wille. Du wärst auch unter anderer Pflege davon gekommen. Die Hauptsache ist: willst Du einmal als tüchtiger Musiker und Componist eine glänzende Carriere machen? .... oder willst Du Dein Leben lang, als Geiger hier Dein kümmerliches Brod essen?"

„Welche Frage!" — rief Leo — „ich bin ja auch längst entschlossen und habe darnach gehandelt. Nur bin ich nicht gerne daran erinnert."

„Gut!" — meinte die Schwester, und ein spöttisches Lächeln flog über ihre Züge. — „Man muß Dich eben wie ein Kind behandeln. Komm her, mein neunzehnjähriges Kindlein, setze Dich einmal zu mir und laß Dich streicheln."

Leo ward blutroth; aber er vermochte nicht zu widerstehen. Langsam schritt er zu dem Ruhebett, auf welchem die Schwester lag, setzte sich zu ihr und legte seine Hand in ihren Schooß; während sie ihren einen Arm um ihn schlang und mit der anderen Hand leise und schmeichelnd durch sein blondes, lockiges Haar fuhr.

„So, mein Brüderchen!" — sagte sie dabei mit ihrer seelenvollen Stimme, — „so hat Dich Deine Schwester gern; .... hübsch artig und folgsam. Sieh! wir müssen im Einverständnisse und nach den gleichen Principien handeln, wenn wir angenehm durch die Welt kommen wollen. Wir haben Beide kein Ver-

mögen und gehören doch Beide zu denjenigen Menschen, die nun einmal mit dem Triebe geschaffen sind: gut und behaglich zu leben. Was bleibt uns also übrig, als mit unseren natürlichen Gaben und unserem Verstande zu wuchern. Sind andere Menschen unpraktisch, nun, so ist es ihre Schuld, wenn sie sich übervortheilen lassen. Bist Du nicht auch der Meinung, Brüderchen?"

„O ja!" — versetzte Leo. — „Das ganze Leben ist ja doch einmal ein Krieg, den die Einzelnen unter sich führen und der Einzelne gegen die Massen. Im Kriege aber entscheidet Schlauheit so gut, als überlegene Kraft."

„So ist es recht!" — rief die Schwester. — „Aber kommen wir auf die Hauptsache zurück: was hat denn der Churfürst gesagt?"

„Er werde mein Gesuch in Erwägung ziehen; doch solle ich mir gleich Italien aus dem Kopfe schlagen. Wien sei der Platz zu einer soliden Ausbildung."

„Das ist Schade! Indeß man nimmt vor der Hand, was man bekommt. Durch den Grafen läßt sich dann später der Churfürst doch vielleicht noch weiter bestimmen. Und gab er keine feste Hoffnung? Du hast es doch wohl verstanden, ihm ein wenig zu schmeicheln?"

„Ich glaube wohl!" — sagte Leo mit selbstgefälligem Lächeln. — „Müßte mich auch sehr täuschen, wenn ihm meine Persönlichkeit und mein Wesen nicht

gefallen hätten. Ich machte Katzenpfötchen und Bücklinge und ...."

„Nun?"

„Gab meiner Stimme, wie ich es von Dir gelernt habe, Schwesterchen, jenen weichen seelenvollen Ton, den Dein Graf immer unwiderstehlich und zauberhaft nennt."

„Spitzbube!"

„Aber Churfürstliche Gnaden ließen auch höchstdero Blicke mit besonderer Freundlichkeit auf mir ruhen und sagten zu dem nebenstehenden Herrn von Forstmeister: der junge Mann gefällt mir. Er hat nicht das Rüde wie Beethoven. Auch ist er mir sehr warm empfohlen."

„Nun!" — sagte freudig die Schwester — „da stehen ja unsere Angelegenheiten sehr gut. Aber es ist auch Zeit; der Graf wird in seinem Schmachten ungeduldig!"

„Und unsere Gläubiger werden das auch, nicht wahr Schwesterchen?"

In diesem Augenblicke hörte man außen Beethoven's Stimme. Er frug die Magd nach Leo.

„Mein Brummbär!" — rief Berton, rasch aufspringend. — „Er darf uns nicht zusam[illegible]treffen. Lebewohl Schwesterchen!"

„Lebewohl, Leo!" — sagte die [illegible]ie rief ihm noch nach:

„Vergesse Dich nicht und sei vorsichtig!“ —

Draußen traf Leo mit Ludwig zusammen und begrüßte ihn freundlich.

„Schön, daß Du kommst!“ — sagte er dabei. — „Ich habe heute Morgen eine neue Composition vollendet, die wollen wir mit einander durchgehen. Du weist ja, lieber Ludwig,“ — fügte er dann mit jener einschmeichelnden Stimme und Weise hinzu, die er eben noch an sich selbst gerühmt hatte, — „wie viel ich auf Dein Urtheil halte.“

Aber der junge Beethoven hatte andere Dinge im Kopfe; auch war ihm jede Verstellung so völlig fremd und unmöglich, daß er, seinem harten, starren und eckigen Charakter folgend gleich mit der Thüre in das Haus fiel.

„Laß das jetzt!“ — sagte er daher — „ich muß Dich um etwas befragen, was mir von großer Wichtigkeit ist.“

„Gut!“ — versetzte Leo, die Thüre seines Zimmers öffnend — „tritt ein.“

Als die Thüre sich hinter Beiden geschlossen, wollte Leo dem Freunde einen Stuhl bieten. Aber solchen Verzug ließ das stürmische Wesen des Anderen gar nicht zu. Gerade auf sein Ziel losgehend, erfaßte er Berton's Hand und rief:

„Leo, ich frage Dich auf Dein Ehrenwort! warst Du bei'm Churfürsten und hast Dich in eigener Per-

ſon um die Gnade beworben, zu Deiner muſikaliſchen Ausbildung nach Wien und Italien geſandt zu werden?"

Berton erſchrack ſichtlich und erblaßte; aber er fühlte dies auch und rief daher ſchnell gefaßt:

„Wie Du mich erſchreckt haſt, Ludwig!" .... Und eine ſolche Vermuthung, kannſt Du, mein beſter Freund, ... Du edle, große, herrliche Seele, ... Du, den ich über Alles liebe .... eine ſolche Vermuthung kannſt Du faſſen?"

„Nein, Leo, das kann ich nicht!" — entgegnete Beethoven entſchieden. — „Aber es wurde mir von Anderen mitgetheilt, daß Du dies gethan, und ſo mußte ich von Dir ſelbſt erfahren, was ich zu erfahren im Voraus überzeugt war."

„Mein Gott, welche Verläumdung!" — ſagte Berton mit dem Ausdrucke tiefer Indignation. — „Weiß ich doch, daß alle Deine Hoffnungen und Wünſche auf dieſer Vergünſtigung beruhen, und ich ſollte ſo ſchlecht ſein ...."

„Es iſt genug!" — verſetzte Ludwig, indem er dem Freunde wehrte, weiter zu ſprechen. — „Unter Ehrenmännern bedarf es nur ein Wort, um ſich zu erklären. Ich kenne das ſchon; es iſt die alte Bemühung, uns auseinander zu reißen. Gib mir die Hand und verzeihe mir, daß ich auch nur die Frage an Dich richtete."

„Ja!“ — ſagte Berton, und eine Thräne ſchwamm in ſeinem Auge — „ſie hat mich in der That gekränkt.“

„Berton!“ — rief Beethoven — „ſage das nicht. Ich ſchwöre Dir ja, daß ich ſelbſt nie an Dir gezweifelt.“

„So hätteſt Du nicht einmal fragen dürfen.“

„Ich war es mir und Andern ſchuldig.“

„Und meiner Liebe, meiner unbegrenzten Freundſchaft ſchuldeteſt Du das unbedingteſte Vertrauen.“

Beethoven ſchwieg und ging verlegen einigemale im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu Leo, reichte ihm mit dem Ausdruck der innigſten Herzlichkeit beide Hände und ſagte wiederholt mit bewegter Stimme:

„Vergib!“

„Es ſei!“ — verſetzte Berton zögernd und ein leiſer Vorwurf klang noch in ſeiner Stimme nach — „weil ich Dich ſo unendlich liebe.“

„Und ich ſchwöre Dir!“ — rief Ludwig mit dem Ausdrucke tiefſten, heiligſten Ernſtes — „ich ſchwöre Dir, daß es ihnen doch nicht gelingen ſoll, uns zu trennen.“

„Ach!“ — ſagte Leo — „vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Die Menſchen unſerer Tage haben ja keinen Begriff von einer Freundſchaft, wie ſie das große Alterthum kannte.“

„Das haben ſie auch nicht!“ — rief Ludwig —

„aber darum laß' uns deſto feſter zuſammenhalten. Sieh, Leo, ich könnte nicht mehr ohne Dich ſein. So wahr Gott lebt! könnteſt Du mich je hintergehen, ſo wäre — ich fühle es in mir — mein Lebensglück zerſtört, mein Vertrauen auf die Menſchheit unrettbar verloren."

Ludwig hatte dieſe Worte mit ſolcher Bedeutung geſprochen, daß ſie mit der vollſten Kraft der Wahrheit überzeugen mußten. Sie erſchütterten auch Leo; aber er faßte ſich raſch wieder, da er wußte, was an dem Augenblick hing. Das Gefühl ſeiner Verworfenheit, das Bewußtſein, einen heilloſen Verrath an dieſer edlen Seele, an ſeinem Freund und Wohlthäter zu begehen, durchzuckte ihn wie ein flammendes Schwert ... aber er war bereits zu weit gegangen .... hier konnte kein Schritt mehr zurück gethan werden.

Alſo Betäubung, Betäubung des ſich rührenden Gewiſſens in erhöhter Schlechtigkeit. Er beging ſie, indem er ſich in neuen Ergüſſen unwandelbarer Liebe und Treue erſchöpfte. —

Ludwig verließ das Berton'ſche Haus in einer gehobenen, freudigen Stimmung. Sie hatten Beide noch einmal die alte Freundſchaft beſchworen und ſich gegenſeitig gelobt: mit all' der ihnen innewohnenden Kraft alle Mittel zu entwickeln, welche ihnen die Vorſehung verliehen, um große edle Charaktere zu werden und der Menſchheit nach Kräften zu dienen.

Als Beethoven die Straße entlang ging — das vollſte, unbedingteſte Vertrauen auf Leo, [redacted] Hochgefühl einer edlen, großen Freundſchaft im Herzen — — — ſchauten ihm, halb hinter den Vorhängen verſteckt, zwei höhniſch lachende Geſichter nach. —

Ein Seelenmörd.

Sehr wichtige politiſche Angelegenheiten nahmen in der nächſten Zeit den Churfürſten ſo vollſtändig in Anſpruch, daß an die kleinen, mehr häuslichen Verhältniſſe — wozu auch alles gehörte, was die Hof-Capelle betraf — gar nicht mehr gedacht wurde.

Wie in der Weltgeſchichte große Begebenheiten nie abgeſondert daſtehen, ſo auch die franzöſiſche Revolution; ſie hat nicht blos in Frankreich, und nicht blos äußere Bewegungen hervorgebracht, ſondern auch ſehr tiefgehende innere, die Cultur- und Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit berührende. Iſt die Revolution, die Frankreich am Abende des letzten Jahrhunderts ſo gewaltig erſchütterte, doch von einer geiſtigen Revolution in der ganzen cultivirten Welt begleitet geweſen, welche theils die Urſache, theils die Folge dieſer Bewegung zu nennen iſt. Die bürgerliche, ſittliche, religiöſe und wiſſenſchaftliche Ordnung

haben deßhalb auch gleich große Veränderungen durch sie erlitten.

In Deutschland hat sich in der Philosophie, wie in den übrigen Wissenschaften, ein Streben in die Tiefe und zu den Ideen kund gegeben, wie es sich schon in den größten deutschen Dichtern offenbart hatte. Die Zeit ist davon durchdrungen worden, wie selbst das Ausland anerkannt hat. Es war vielleicht Gefahr, daß die Betrachtung und das Wort zu sehr auf Kosten des Lebens und der That gepflegt würden; da hat die neuere Zeit sehr heilsam die Thatkraft in Anspruch genommen und gezeigt, daß die Ideen auch Kraft zum Handeln geben.

Calonne, Finanzminister des benachbarten Frankreichs — durch die grenzenlose Schuldenlast des Staates und die Verschwendungen des Hofes in die äußerste Geldverlegenheit gebracht — hatte schon 1787 eine Versammlung der Notabeln der französischen Nation angerathen. Er mußte fliehen, und auch sein Nachfolger, Brienne, dankte 1788 ab. Jetzt berief Necker eine zweite Versammlung der Notabeln, um die Form des Reichstages zu bestimmen. Da aber der Bürgerstand nicht gleiche Stimme mit der Geistlichkeit und dem Adel haben sollte — der König hatte es bewilligt, der Adel verweigert — so erklärte sich der Reichstag zur Nationalversammlung.

Wie natürlich wurden schon alle diese Anzeigen

eines gewaltigen Sturmes in Deutschland und von den deutschen Höfen mit Argwohn und Beklommenheit beobachtet und verfolgt. Aber wie rasch auf einander folgende Donnerschläge erschreckten jetzt die Fürsten die Nachrichten auf: der König beordert Truppen nach Paris — Necker ist verwiesen, ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen und — die Bastille erobert!

Und nun die beginnende Emigration des Adels, die Aufhebung des Feudalsystems, die Errichtung einer Nationalgarde unter Lafayette und die Gefangennehmung der königlichen Familie ..... mußte dies alles nicht die größte Bestürzung bei den deutschen Fürsten, die größte Besorgniß um die eigenen Throne hervorrufen? Und standen nicht gerade die Churfürsten von Cöln, Trier und Mainz diesen bedrohlichen welterschütternden Ereignissen am nächsten?

Auch Maximilian Franz war daher eine lange Zeit lediglich mit diesen Dingen und der aufmerksamen und besorglichen Beobachtung alles dessen beschäftigt, was sich, so nahe jenseits der Grenzen seines Churfürstenthums, zutrug. Erst mit der ersten Constitution Frankreichs und der Erklärung der Unverletzlichkeit des Königs, trat, wenigstens vorübergehend, wieder eine ruhigere Epoche am Churfürstlichen Hofe ein, welche friedlicheren Gedanken für Momente Raum gab.

Auf Ludwig van Beethoven übte dieses fort-

während Hinausschieben der Erfüllung seiner liebsten Wünsche einen höchst ungünstigen Eindruck, und doch war bis jetzt um so weniger zu machen gewesen, als der Churfürst den Grafen Waldenfels fast beständig in politischen Sendungen verwendete und Beethoven keinen anderen Vertreter und Vermittler an höchster Stelle hatte. Aus Eigensinn sprach er mit Breuning's ohnehin gar nicht mehr über diesen Gegenstand. Er war finsterer und empfindlicher denn je; und je liebvoller er von Frau von Breuning und den übrigen Hausgenossen behandelt wurde, desto mehr war er zum Widerspruch gereizt: nicht etwa aus Lieblosigkeit, sondern im Gegentheil, weil er beständig in stiller Verzweiflung über seine Zukunft brütete, die ihm gar keine Aussicht gab, all' diese Liebe je vergelten zu können. Er fühlte dabei die Schroffheit seines Benehmens recht gut; ärgerte sich aber, daß er sich nicht bezwingen und meistern konnte und quälte sich nun auch noch mit dem Gedanken: er verdiene die Liebe nicht, die ihm Breuning's zubrächten, sie sei an ihm hinausgeworfen und verschwendet.

Aber dieses selbstquälerische Wesen ist ja gerade oft der Stempel der edelsten Seelen; es kann sogar nur, in außerordentlich zartfühlenden Gemüthern Platz greifen. In solchen ringt dann der relative Zwang, welchen das angeborene Temperament — die Mischung des Blutes, die individuelle Organisation —

der freien seelischen Bewegung auflegt, in erhöhtem Maße und mit gesteigerter Sensibilität gegen den Vernunftwillen, um zur Einheit des Seins, zur freien Selbstbestimmung zu gelangen.

Dieser innere Kampf aber, der von es selbst den besten und geistig kräftigsten Menschen oft sehr schwer wird, als Sieger hervorzugehen, umhüllt — gerade durch diese Erkenntniß — so manche schön aufstrebende Jugend, mit dem Schleier des Trübsinnes, manchen starken Charakter mit dem Panzer eines finsteren Trotzes.

Beides war nun bei dem jungen Beethoven der Fall. Er gehörte eben nicht zu den gewöhnlichen Menschen. Bei diesen freilich strebt die Seele nur in ruhiger Stetigkeit aus ihrem pflanzlichen Boden zum Reiche der Freiheit empor. Sie erwacht als organische Thätigkeit und gewinnt nach und nach Macht über sich selbst, — weil eben wenig Schwierigkeiten zu überwinden sind. Das dumpfe Gemeingefühl, in welchem die meisten Menschen anfänglich befangen sind, steigert sich dann an der Hand des Lebens und der Erfahrung zum Selbstbewußtsein, und aus dem blinden Triebe, der auf die Erhaltung und die Bethätigung des organischen Lebens ursprünglich ausging, erwächst endlich mit den Jahren der Reife der Vernunftwille, der den Grund des Lebens, den Kern

seines Wesens, das wahrhafte Selbst zu erhalten und zu bethätigen strebt.

So leicht aber wird es — wie gesagt — stark begabten Seelen nicht. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Einen [illegible]ch zu durchwaden vermögen Millionen; aber ein schwer befrachtetes Schiff mit fester Hand über den klippenvollen Ocean zu führen, — das ist nur Wenigen gegeben.

In Beethovens Innerem war dabei so manches räthselhaft; sogar für ihn selbst.

Er hatte für Eleonore — oder Lorchen, wie sie im Hause meist genannt wurde — nie eine weitere Neigung gehegt, als die eines Bruders. Eleonore dagegen verehrte mit Enthusiasmus in ihm den genialen Lehrer, mit der unbefangensten schwesterlichen Hingabe den Freund des Hauses, den Bruder. Als aber Ludwig jetzt zu bemerken anfing, daß sich ein innigeres Verhältniß zwischen Lorchen und seinem Freunde Wegeler zu gestalten begann, verdroß ihn dies auf's Tiefste. Er selbst liebte Lorchen nicht; ... aber er wollte auch nicht, daß sie ein Anderer lieben sollte. Sein ungerechter Unmuth darüber brachte ihn sogar jetzt mit Eleonoren in ein gespanntes Verhältniß *).

*) Sein Brief: Wien, den 2. November 1793. An Fräulein von Breuning.

Eleonore ward später wirklich Wegeler's Gattin.

Es gibt aber Zeiten, wo ſich alles nur erdenkliche Unangenehme, Peinliche und Niederdrückende auf uns häuft, — wo die ganze Welt gegen uns verſchworen ſcheint.

Ludwig van Beethoven fand jetzt gerade in einer ſolchen unſeligen Kataſtrophe. Gerhard Kügelgen ging nach Coblenz, um ſich bei dem vielbekannten Hiſtorienmaler Zick auszubilden; ſein Bruder Karl aber nach Frankfurt am Main zu dem um jene Zeit ſehr berühmten Landſchaftsmaler Schütz. Es fielen alſo nicht nur zwei Blätter aus dem alten Freundeskreiſe; Ludwig mußte auch zuſehen, wie beide junge Leute voll freudiger Begeiſterung ihrer weiteren künſtleriſchen Ausbildung entgegeneilten, während für ihn die Ausſicht dazu immer mehr ſchwand.

Am meiſten aber verdüſterte ſeine Jugend fort und fort der Lebenswandel ſeines Vaters. Ludwig fand ſich dadurch oft namenlos unglücklich. Sein ſo empfindliches Ehrgefühl wurde — bald hier, bald da — durch rohe Menſchen auf das Bitterſte verletzt, ſein Ehrgeiz gekränkt, ſein Selbſtbewußtſein in den Staub getreten, ſein kindliches Gefühl gemartert und zerfleiſcht, und das Alles fühlte er dann doppelt und dreifach um der armen Mutter Willen, die er ihrem Schickſal erliegend, unter Sorgen und Kummer dahinwelken ſah.

So nahm in der That das Leben des jungen Beethoven eine düſtere Färbung an; ja es würde

ihm — bei seinem eigensinnigen Zurückziehen von der Familie Breuning — unerträglich geworden sein, wäre ihm nicht sein Freund Leo geblieben.

Aber freilich! wenn er bei allen jenen herrlichen Menschen im Breuning'schen Hause, die es so unendlich gut mit ihm meinten, der argwöhnischste und empfindlichste Mensch war, so hatte ihn seine Schwärmerei für den Begriff „Freundschaft" hier so blind gemacht, daß er hundert Uebelstände übersah.

Ist doch die Jugend die Zeit der Gährung, in der das Herz für das Ideale schwärmt. „Meer!" „Meer!" — ruft der Jüngling entzückt; der erfahrene Schiffer aber, der schon mit Sturm und Wellen gekämpft hat, ruft bei dem Anblick des Hafens: „Land!" — „Land!"

Ludwig selbst, fast eine antike Natur, warf sich jetzt, da er sich überall zurückgesetzt und zurückgestoßen glaubte, den Alten ganz in die Arme. Seine große, gewaltige Seele bedurfte des Großen und Gewaltigen. Es drang ihn Großes und Gewaltiges zu schaffen; da aber die Möglichkeit hierzu noch fehlte, ergriff er die Ideale .... da die Liebe zur Freundschaft sich verklärte, umschlang er das Ideal der Freundschaft um so allgewaltiger. Orest und Pylades, Nisus und Eurvalus, Achilleus und Patroklus, Theseus und Pirithous, Scipio und Laelius, vor allen Dingen aber Plato's Lysis

und Lucians Toxaris ſtanden wie Sterne erſter Größe vor ſeinem Seelenauge.

Freilich verlor er alles Praktiſche dabei unter den Füßen; aber Naturen, wie die Ludwig's, ſind eben auch Alles in der Welt eher, als praktiſch.

Leo war ſein Pylades, und ſeine Freundſchaft zu dieſem wuchs, wie der Schatten am Abend.

Seine Freude war, ſich in Dienſten und Opfern für Leo zu erſchöpfen.

So war heute Leo's Geburtstag und Ludwig wollte den Freund überraſchen. Er hatte ihm ein hübſches Streichquartett zu dieſem Zwecke componirt und dedicirt und da er wußte, wie ſehr ſich Berton nach einem neuen Notenpulte ſehne — einen ſolchen für ſeine eigene kleine Erſparniß anfertigen laſſen. Der Pult war ſehr ſchön ausgefallen, und Ludwig konnte ſich nicht verſagen ihn ſchon den Morgen an den Mann zu bringen.

Er wählte daher eine Zeit, an welcher der Freund täglich Stunden zu geben hatte, nahm einen Träger und eilte mit ſeinen Geſchenken nach Berton's Wohnung. Sie war, zu ſeiner Verwunderung, nicht verſchloſſen — für den entgegengeſetzten Fall kannte er den Platz, wo Leo den Schlüſſel hinzulegen pflegte —; er trat alſo ein, ließ den Pult niederſetzen, verabſchiedete den Träger, legte ſeine Compoſition auf den Pult

und erwartete nun, das Gefühl einer reinen beglückenden Freude im Herzen, den Heimkehrenden.

Plötzlich hörte er Leo unter dem Fenster, das nach dem Garten ging, sprechen. In der Freude sprang er auf; aber was er hörte, berührte ihn wunderbar:

„So ist die Sache jetzt entschieden?" — frug eben der junge Berton.

„Ja! endlich und endlich!" — entgegnete eine weibliche Stimme, die Ludwig sofort für die der Schwester seines Freundes erkannte. — „Hier ist der Brief den mir der Graf so eben sandte. Der Churfürst hat sich entschieden erklärt. Du bist der Glückliche, dem er die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung angedeihen läßt. Aber, Brüderchen, es bleibt dabei: mit Italien ist es nichts. Du sollst nach Wien gehen und Dich bei Haydn, Albrechtsberger und Salieri im Contrapunkt und der Composition ausbilden."

Beethoven stand erstarrt. War das Wahrheit, was er hier aus dem Munde der Schwester seines Freundes hörte? .... oder war es nur ein Scherz? Aber horch ....

„Prächtig! Herrlich!" — jubelte jetzt Leo. — „Laß Dich umarmen Herzensschwester; ein schöneres Geburtstagsgeschenk, als diese Nachricht, hättest Du mir wahrlich nicht bringen können. Und der Graf?"

„Stille!" — rief Henriette lachend. — „Der

alte Narr hat sein Versprechen erfüllt, — ich muß nun auch das meine halten."

„Nun!" — entgegnete Leo ebenfalls lachend — „Du wirst schon dafür gesorgt haben . . ."

„Daß es Dir und mir nicht an dem Nöthigen gebricht!" — fiel die Schwester ein. — „Was ich thue, thue ich aus Liebe zu Dir."

„Dafür diesen Kuß!" — rief Leo. — „Aber etwas Verdienst neben dem Grafen bleibt mir doch auch."

„Warum nicht? Du siehst ja, daß der Churfürst Deine Verdienste anerkennt."

„So meine ich es nicht."

„Wie denn?"

„Hab' ich dem alten Herrn nicht genug geschmeichelt?"

„Sicher!"

„Hab' ich Beethoven nicht mit der Kunst eines vollendeten Schauspielers ein ganzes Jahr lang hinter das Licht geführt?"

„Allerdings."

„Und das war keine kleine Aufgabe. Ich mußte ihn taub und blind für alles Andere machen; — mußte ihn lösen aus den Banden der Breuning's; — mußte ihm ein Vertrauen einflößen, das unbedingt war; mußte alle Schritte, die ich wiederholt bei dem Churfürsten that, verbergen, ableugnen . . ."

„Du biſt ein Meiſter in der Verſtellungskunſt!“ ſagte Henriette. — „Aber wie wird es jetzt werden?“

„Ich werde meine Rolle aufrecht halten, bis die Sache bekannt wird und ſich nicht mehr leugnen läßt.“

„Und dann?...“

„Nun dann gibt es einen eclatanten Bruch unſerer Freundſchaft. Ludwig ſchlägt die Welt in Trümmer und ich ... lache in mein Fäuſtchen.“ — —

Aber Ludwig ſchlug in dieſem Augenblick die Welt nicht in Trümmer — — ſie war bereits in ſeinem Herzen in Trümmer zerfallen.

Langſam, faſt bewußtlos, wandte er ſich zur Thüre. Der Schmerz, den er empfand, war ſo furchtbar, ſo rieſengroß, daß er ihn betäubte. Er fühlte, daß ſein Lebensglück auf immer zerſtört, — — **ſein Vertrauen auf die Menſchheit unrettbar verloren ſei.**

Der Hülferuf.

Es waren seitdem vierzehn Tage vergangen, als der jungen Generalin von Greth von dem Kammermädchen, das sie auf ihrer Reise begleitete, zwei Briefe überreicht wurden. Der Postbote hatte sie eben in ihrem elterlichen Hause zu Cöln, wo sie noch weilte, abgegeben.

Jeannette ergriff beide Schreiben mit Hast, warf einen flüchtigen Blick auf die Schriftzüge der Adressen und rief:

„Von meinem Mann und von Eleonoren!"

Dann setzte sie sich nieder, legte den Brief des Gatten uneröffnet auf die Fensterbrüstung und erbrach mit freudiger Ungeduld das Schreiben der Freundin.

Eleonoren's Brief aber lautete:

„Liebe, theure Jeannette!

Du wirst staunen, daß meinem letzten Gekritzel, das ich erst vor vier Tagen an Dich abgehen ließ,

heute ſchon wieder eine ellenlange Litanei folgt; während ich, nach unſerer Verabredung, erſt Deine Antwort hätte erwarten müſſen.

Aber glaube nicht, es ſei dies nur eitle Mädchenlaune, die ſich darin gefällt, ein mit ſüßen Geheimniſſen beladenes Herz der lieben Freundin auszuſchütten. Ich habe Dir ohnedem in meinem letzten Briefe zu viel von den Empfindungen geſprochen, die mir bisher fremd waren und mich jetzt ſo ſehr beglücken. Aber: „weß' das Herz voll iſt, deß' läuft der Mund über!“ ... und zwiſchen uns muß ja leider die Feder den Mund vertreten. Aber davon jetzt nichts, als .... daß Wegeler doch ein guter, lieber Menſch iſt! — —

Ich komme heute indeſſen, um von einem anderen guten, wenn auch etwas eigenſinnigen und ungefügigen Menſchen zu ſprechen. Da wirſt Du nun ſchon wiſſen, wen ich meine. Kann es Jemand anderes, als Ludwig ſein?

Ach! liebe Jeannette, er macht uns Allen wieder recht, recht viele Sorgen, — ja mehr Sorgen, denn je! — — und — — wir entbehren Dich, die Du ihn, wie mit einem wunderbaren Zauber, zu beſänftigen, zu lenken und zu leiten weißt. Nicht einmal die Mutter vermag jetzt mehr etwas über ihn. Aber ich muß Dir die Sache geordnet vortragen.

Du weißt zur Genüge aus meinen Briefen, wie

es der junge Kammermuſikus Berton verſtanden hat, ſich dieſes großen und edlen Herzens ganz zu bemächtigen. Ich wiederhole hiervon nichts; erinnere Dich aber daran, daß ich Dir ſchrieb: Ludwig gleicht einem unvorſichtigen Kaufmanne, der ſein ganzes Vermögen auf eine Schiffsladung ſetzt. Scheitert das Schiff, iſt er zu Grunde gerichtet.

„Liebe Jeannette, ich habe nicht falſch geſehen, — auch nicht zu ſchwarz, wie Du in Deinem letzten Briefe meinteſt. Mutter und ich hatten immer eine gewiſſe Antipathie gegen dieſen Menſchen, in deſſen Angeſicht und Weſen ein unbefangenes Auge Hinterliſt und Scheinheiligkeit mit Leichtigkeit leſen konnte.

„Doch Du kennſt ja Ludwig! Wenn er einmal aus Caprice für Jemanden eingenommen iſt, hat er keinen Blick mehr für deſſen Schwächen. Die Freundſchaft mit Berton aber verdankt wenigſtens ihre Ueberſchwänglichkeit der reinen Oppoſition gegen uns, die wir Alle, auch meine Brüder, abriethen und warnten.

„Als ihm dies unſere gute Mutter — die mit ihrem ruhigen, klaren Blick Alles ſo ſchön überſchaut — ſagte, antwortete er: „Freundſchaft iſt keine vorübergehende Aufwallung; ſie iſt dauernde, angewöhnte Stimmung unſeres Weſens zur Zuneigung gegen eine gleichgeſtimmte Perſon. Freundſchaft iſt völlige Hingabe ſeiner ſelbſt an unſer zweites „Ich", das wir gefunden

haben. Sie muß dauern für Leben und Tod. Wir lachen über das Kind und über den kindisch gesinnten Menschen, die in einer Woche, in einer Stunde vielleicht, Freundschaften gestiftet zu haben glauben, die in der Stunde, in der Woche darauf vergessen werden."

Du kennst den Ton und die Härte, mit der er so etwas sagen kann. Mutter schwieg von jenem Augenblicke an. Aber ihre Prophezeihung erfüllte sich leider nur zu schnell: Berton hat ihn schmählich hintergangen; er hat bei dem Churfürsten, hinter Beethoven's Rücken, die Gunst, zu seiner Ausbildung nach Wien geschickt zu werden, erschlichen. Er hat, was Ludwig namentlich' zu Boden schmettert, ein elendes, fripoles Spiel mit dessen Vertrauen, mit dessen vollster Liebe und Freundschaft getrieben.

Denke Dir jetzt unseren edlen, vortrefflichen Freund; denn edel und vortrefflich bleibt er immer, auch unter seiner rauhen, oft selbst recht verletzenden Schale. Denke Dir ihn, um seinen höchsten Wunsch, um seine schönste Hoffnung, um die Möglichkeit einer tüchtigen, musikalischen Ausbildung unter Haydn's, Albrechtberger's und Salieri's Leitung — also um seine ganze Zukunft gebracht; — — — denke Dir ihn, in seinen heiligsten Gefühlen nicht nur verletzt, nein, sogar verhöhnt — — und vergiß nicht, daß Ludwig kein gewöhnlicher Mensch ist, — daß Alles in diesem Charakter in's Ungeheuerliche hinausgeht, Alles so

etwas Weltzertrümmerliches hat, und Du wirst mit mir gestehen, daß wir Recht haben, für Ludwig zu bangen.

Er läßt sich bei Niemanden mehr sehen, — er spricht fast kein Wort, — er ist noch finsterer, abstoßender und härter als bisher, und die gute Mutter bangt nur, daß bei seinem Charakter dieser unselige Vorfall für das Leben entscheiden könne. Auf einen ungemein herzlichen Brief meines Bruders Stephan antwortete er nichts, als die Worte: „Mein Lebensglück ist auf immer zerstört, — mein Vertrauen auf die Menschheit unrettbar verloren!“

Aber dies darf nicht sein, darüber sind wir Alle einig. Ludwig darf weder als Mensch, noch als Künstler, über die Schurkerei eines Elenden untergehen. Ich glaube, jetzt ist es an uns, zu zeigen, was Freundschaft sei. Aber wie? Auf welche Weise Ludwig wieder zu uns heranziehen? Auf welche Art die furchtbare Starrheit dieser, im Heiligsten und bis auf den Tod verwundeten, Seele wieder lösen?

Jeannette, liebe gute Jeannette, da mußt Du rathen und helfen! Wir bedürfen Deiner, als einer Zauberin — — — nur bitte ich mir aus, daß Du mir meinen Wegeler nicht auch be- oder verzauberst. Aber komme! komm bald; denn — Scherz bei Seite — auch die Mutter setzt auf Dein Hiersein ihre einzige und letzte Hoffnung. Dein Einfluß auf unseren edlen, unglück-

lichen Freund war ja auch das Letztemal, als Du hier warst, so außerordentlich beruhigend und erhebend.

Nun ich weiß, wir bitten gewiß nicht vergebens und erwarten Dich daher umgehend.

Deine treue, herzinnige Freundin

Eleonore von Breuning.

P. S.

Weißt Du kein schönes Muster für eine Weste, ich möchte Ludwig eine von Hasenhaaren stricken*). Wenn Du eines besitzest, so bringe es mit."

Jeannette hatte die Hand mit dem Briefe der Freundin in den Schooß sinken lassen, und dachte jetzt mit schmerzlicher Ergriffenheit über das traurige Schicksal des jungen Mannes nach, für dessen Wohl und Weh' noch immer eine Stimme in ihrem Herzen theilnehmend sprach. Ja sie klagte sich heimlich an: daß sie selbst einst ein großes Unrecht an ihm begangen habe, als sie so plötzlich von ihm gelassen und sich — ach, nur zu schnell! — mit ihrem jetzigen Gatten versprochen hatte. Schon damals war durch sie ein schwarzer Schatten über dies hoffnungsvolle junge Leben gefallen .... war es da nicht ihre Pflicht, diesen Fehler nach Kräften wieder gut zu machen?

---

*) Beethoven erwähnt dieser Weste noch in seinem Briefe vom 2. November 1793 aus Wien, und bittet Eleonore, ihn doch wieder mit einer solchen zu beglücken.

Aber wie? wie? — Plötzlich ſchien ſie ein lichter Gedanken zu durchzucken; ihre Züge heiterten ſich auf, ihre Augen leuchteten in unverkennbarer Freude, und ſich raſch erhebend, rief ſie laut:

„Ich hab's! ich hab's! So wird alles wieder gut und verweigern kann mir's der Churfürſt nicht, denn ..."

Aber die Freude erſtarb hier ebenſo plötzlich in Jeannetten's Zügen, wie ſie der Augenblick geboren hatte.

„Und wenn nun die Sache ſchon entſchieden wäre?„ — ſagte ſie langſam und mit gepreßter Stimme.

„Wenn nun der elende Berton die Zuſage ſchon ſchriftlich in den Händen hält?!"

Sie ſtand lange, die Fingerſpitzen der einen Hand nachdenklich an die Stirne haltend; dann hob ſie mit der anderen den Brief, ſah noch einmal in denſelben und rief:

„Warum die Bedenklichkeiten? Hier ſteht nur: er habe die Gunſt, nach Wien geſchickt zu werden, hinter Ludwigs Rücken erſchlichen. Das heißt noch nicht, er hat bereits Decret und Reiſegeld in der Taſche. Es iſt alſo immer noch eine Möglichkeit der Rettung vorhanden, und dieſe muß verſucht werden. Alſo fort .... und keinen Augenblick verloren."

Und Jeannette wandte ſich raſch, die nöthigen Vorkehrungen zur Reiſe zu treffen. Indem ſie aber dabei nach ihrem Taſchentuche griff, wel-

ches sie während des Lesens auf die Fensterbrüstung gelegt hatte, fiel etwas zu Boden. Sie sah darnach: es war der Brief ihres Gatten.

Eine dunkle Röthe überflog in diesem Momente ihr hübsches Gesicht, während sie sich so heftig auf die Lippe biß, daß diese nahe daran war, zu bluten. Sie hatte den Brief des Gatten über jenen, der von Ludwig handelte, ganz vergessen. Beschämt hob sie ihn jetzt auf und erbrach ihn.

Er war sehr kurz und aphoristisch gehalten: Herr von Greth, vor Kurzem aus dem türkisch-russischen Kriege zurückgekehrt, deutete flüchtig an, daß jetzt bei den Unruhen in Frankreich und dem Verfahren der Franzosen gegen ihren König, der demnächste Ausbruch eines Krieges gegen Frankreich fast mit Bestimmtheit anzunehmen sei. Oesterreich rüste bereits im Stillen, und da alsdann natürlich die Rheingrenzen den ersten und größten Gefahren ausgesetzt wären, so wünsche er, daß Jeannette sofort nach Wien zurückkehre.

Als Jeannette den Brief gelesen, umschattete Unmuth ihre hübsche Stirne. Nicht als ob ihr die Rückkehr zu ihrem Gatten eine Pein gewesen sei: denn wenn sie auch gerade nicht glücklich verheirathet war, so war doch ihre Ehe auch nichts weniger als unglücklich. Es fehlte in ihr nur Dasjenige, was in so vielen Ehen fehlt: wahre Liebe und ein rechtes Ver-

ſtändniß; jenes wonnevolle Streben nach beglückender Verſchmelzung zweier Herzen zu Einem; jenes Aufgehen des Einen in dem Anderem. Ihre gegenſeitige Lebensparole war ſchon nach dem erſten Jahre „Gleichgültigkeit“ geworden, die — bei Pflichttreue — ein ruhiges Nebeneinanderſein gelten ließ; um ſo mehr, als ihre Verbindung bis dahin kinderlos geblieben war.

Zu jeder andern Zeit würde ſich daher Jeannette dem Wunſche ihres Gatten ohne alles Weitere gefügt haben; in dieſem Augenblicke indeß, kam ihr der Ruf nach Wien ſehr ungelegen.

Aber war denn unter dem etwas militäriſch ſtrengen „ſofort“ gleich der nächſte Tag gemeint? Sie wäre ja ohnedem nicht nach Oeſterreich zurückgekehrt, ohne perſönlich von den Lieben in Bonn Abſchied zu nehmen. Alſo was ſtand im Wege? Es galt nur raſch und entſchieden zu handeln.

Jeannette traf daher ſogleich Anſtalten zu einem Beſuche bei Breuning's; ſetzte ihre Eltern von dem Wunſche ihres Mannes in Kenntniß und ſchrieb ſodann dieſem ſelbſt, daß ſie die Heimreiſe nach Wien mit größtmöglichſter Beſchleunigung antreten werde.

Mann kann ſich die Freude Eleonoren's und der Ihrigen denken, als Jeannette ſchon am Abend des anderen Tages im Breuning'ſchen Hauſe eintraf.

„Das habe ich mir gedacht!“ — ſagte die Hof-

räthin vergnügt — „Jeannetten's edles Herz konnte unserem Hülferuf nicht widerstehen."

„Sagen Sie lieber dem Rufe einer heiligen Pflicht!" — entgegnete die junge Frau erröthend. — „Vielleicht kann ich hier einigermaßen gut machen, was ich an ihm und mir selbst einst in jugendlicher Thorheit gesündigt habe."

„Ach ja!" — versetzte Frau von Breuning — „jetzt findet er gewiß erst recht, wie vereinsammt sein Herz dasteht."

„Wir müssen ihn vor allen Dingen der Welt und dem Leben wiedergewinnen."

„Und — mag es kosten, was es will — für sein bisheriges großes Streben wieder anfeuern."

„O, das findet sich gewiß von selbst!" — meinte Jeannette. — „Sein gewaltiger, thatendurstiger Geist wird auch diese peinliche Prüfungszeit überdauern und dann mit doppelter Macht nach doppelten Siegen ringen."

„Liebes Kind!" — sagte die Hofräthin mit dem Gaste in das Zimmer tretend — „ich habe auch keinen Augenblick gefürchtet, daß sich Ludwig von dem Vorgegangenen in seinen Strebungen auf die Dauer entmuthigen lassen werde. Dafür kenne ich ihn zu gut. Aber ich fürchte, sein Vertrauen auf die Menschheit leidet Schiffbruch und er wird in sich selbst dauernd unglücklich."

„Dafür möge ihn der Allgütige bewahren!“ — rief Eleonore.

„Nun!“ — sagte Frau von Breuning — „vielleicht ist dies Alles auch nur eine höhere Fügung. Unser Leben verliert seine Schnellkraft, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit in Lagen kommen, wo wir alle unsere Kräfte anspannen müssen, um mit Ehren zu bestehen; wo uns, wie bei einem kritischen Spiele, eine wohlthätige Angst befällt, die aber nicht niederdrückend, sondern erregend wirkt.“

In diesem Augenblicke traten die Brüder ein. Man begrüßte sich herzlich; dann aber setzten sich Alle zusammen, um einen Kriegsrath zu halten und die nöthigen Pläne für Wiederheranziehung Ludwig's zu entwerfen.

Ein Schutzengel.

Churfürst Maximilian Franz ging ärgerlich in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Die finsteren Wolken, die sich so furchtbar über Frankreich gethürmt hatten, schienen sich auch nach Deutschland hin entladen zu wollen.

In dem sonst so friedlichen Sachsen fingen bereits, verleitet durch die Nachrichten aus dem revolutionären Frankreich, die Bauern ebenfalls zu revoltiren an. Protestationen gegen ihre Patrimonialgerichtsbarkeit und gegen die Last, welche der große Wildstand dem Landmanne auflegte, ließen sich immer lauter und lauter vernehmen, und schon hatte man dort an verschiedenen Orten begonnen, thatsächlich aufzutreten: die Frohnen verweigert, die gutsherrliche Triftgerechtigkeit zurückgewiesen, und das in Heerden und Rudeln herumtreibende Wild niedergeschossen.

Was aber für den Churfürsten von Cöln noch schlimmer und bedenklicher war: im benachbarten Trierischen, Saarbrückischen und zu St. Ingbert hatte

man dieſe Auftritte bereits nachgeahmt. Außerdem aber brachte die Zeit noch ein anderes Uebel mit ſich: Der franzöſiſche Adel fing an das Vaterland zu verlaſſen und die revolutionären Bewegungen jenſeits der Grenzen des Churfürſtenthums warfen eine Unzahl von Emigranten nach Mainz, Coblenz, Cöln und Bonn.

Der vorſichtige und auf vernünftige Weiſe ſparſame Maximilian Franz beunruhigte ſich hierüber aber nicht wenig; denn außer den Koſten, welche dieſe ungeladenen Gäſte dem Lande verurſachen mußten, konnten ſie nicht leicht auch den Sturm der Leidenſchaften, die da drüben wütheten, herüber ziehen? Ein Krieg bereitete ſich ohnedem vor, und weſſen Lande und Unterthanen waren alsdann den traurigen Wechſelfällen des Schickſals mehr ausgeſetzt, als die der drei geiſtlichen Churfürſten?

Alle dieſe Sorgen beſchäftigten jetzt den edlen Maximilian Franz fortwährend, und ſie waren es auch die ihn eben jetzt wieder in eine trübe und ärgerliche Stimmung verſetzt hatten.

Mißmuthig fuhr er mit der Hand über die Stirne als ſein Blick auf den im Nebenzimmer ſtehenden Flügel fiel. Der Churfürſt liebte nicht allein die Muſik, er war auch ſelbſt muſikaliſch, und oft ſchon hatte dies Inſtrument in Stunden des Mißmuthes die Sorgen verſcheucht.

Maximilian Franz nahm es daher auch jetzt in Anſpruch. Aber er phantaſirte heute nicht, wie er dies gewöhnlich zu thun pflegte, ſondern ergriff ein kleines geſchriebenes Notenheft, das neben dem Flügel auf einem Marmortiſchchen lag, und fing an daſſelbe durchzuſpielen. Die Compoſition war ſehr ſchön; aber ſie bot Schwierigkeiten dar, die ſich ſelbſt für einen ſo gewandten Spieler, wie Max Franz, nicht ſo leicht überwinden ließen. Gerade dies war jedoch dem Churfürſten recht; die Anſtrengung zog ihn von ſeinen Gedanken ab und die baldige Ueberwindung der Hinderniſſe erfreuten ihn.

Jetzt ging es ſchon recht geläufig, als Graf Waldenfels eintrat. Unbemerkt blieb er an der Thüre ſtehen und hörte lange mit Wohlgefallen zu. Da blickte der Churfürſt zufällig um ſich und gewahrte ihn.

„Sieh' da, Waldenfels!“ — ſagte er ohne ſich ſtören zu laſſen. — „Es iſt mir lieb, daß Sie gerade jetzt kommen. Ich möchte Ihr Urtheil über dieſe Sonate hören.“

„Churfürſtliche Gnaden bedürfen meines Urtheils hierbei gewiß nicht!“ — verſetzte der Miniſter mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. — „Ich wüßte keinen competenteren Richter, als Sereniſſimus ſelbſt.“

„Nein, nein!“ — rief der Churfürſt immer weiter ſpielend. — „Sie ſind ein größerer Muſikkenner und

haben mehr Verſtändniß von der Sache, als ich. Ich bitte Sie alſo, ſagen Sie mir ganz unumwunden Ihre Meinung über dieſe Compoſition."

„Sie iſt vortrefflich!" — entgegnete Waldenfels.

„Hören Sie nur dieſe Paſſage!" — ſagte der Churfürſt. — „Wie herrlich! Aber ſie hat ihre Schwierigkeiten."

„Das liebt nun einmal Beethoven."

„Wer?"

„Beethoven."

„Falſch geſchloſſen!" — rief der Churfürſt, die letzte Paſſage, in welcher er gefehlt hatte, wiederholend. — „Die Sonate iſt eine Arbeit Berton's."

„Um Vergebung, Churfürſtliche Gnaden, Sie wollen ſagen, Beethoven's."

„Nein, nein, nein! Berton's."

„Aber ...."

„Nun, hören Sie nur dieſelbe genau an."

„Ich kenne ſie."

„Unmöglich! Berton hat ſie in meinem Auftrage geſchrieben und ſie mir vor einer Stunde mit der Verſicherung überbracht, daß ſie noch kein Menſch kenne."

„Dann hat Sie Berton belogen."

„Waldenfels!"

„Um Vergebung, ich muß aber meine Behauptung aufrecht erhalten, da ich zugegen war, wie

Beethoven dieſe Sonate componirte und nach ihrer Vollendung mir vorſpielte."

„Wann geſchah das?"

„Vor drei bis vier Wochen?"

„Und Sie täuſchen ſich nicht?"

„Ich beſitze ſogar das urſprüngliche Manuſcript von Beethoven's Hand."

„Aber Berton?"

„Darf ich fragen, wann Churfürſtliche Gnaden Berton den Auftrag, eine Sonate zu componiren, erheilt haben?"

„Geſtern frühe. Ich wollte ſehen, ob er auch im Stande ſei, ſeinem Talente etwas zuzumuthen. Das Genie muß blitzähnlich ſchaffen, nicht mit Bienenfleiß zuſammentragen."

„Dies aber gerade vermag Berton nicht. Er iſt ein ganz talentvoller junger Mann; aber ohne allen Anflug von Genialität."

„Und Sie glauben? . . . ."

„Er fühlte ſich nicht im Stande, dem Wunſche Eurer Churfürſtlichen Gnaden in der gegebenen kurzen Zeit zu entſprechen. Ich kenne das, Berton würde für dieſe Arbeit mindeſtens drei, vier Tage nöthig gehabt haben."

„Und ſo ſollte er? . . . ."

„Um nicht als ungeſchickt zu erſcheinen, hat er vielleicht . . . ."

„Laſſen wir die Sache!“ — rief hier der Churfürſt hier aufſtehend, und auf ſeiner Stirne hatten ſich die alten Unmuthsfalten wieder gelagert.

„Berton iſt ſonſt ein ausgezeichneter Kopf!“ — fuhr der Fürſt dann fort, als wolle er ſeine eigenen Zweifel beſchwichtigen. — „Ich habe ihm geſagt: daß ich ihn nach Wien ſenden will. Auch Graf Andechs hat ſich ſehr eifrig für den vielverſprechenden jungen Mann verwendet.“

Ein eigenthümliches Lächeln trat bei Anhörung dieſer Worte auf das Antlitz des Miniſters. Der Churfürſt bemerkte es und frug:

„Sie lächeln?“

„Ja, Churfürſtliche Gnaden, weil ich unwillkürlich an das denken muß, was den alten Grafen Andechs zu dieſer ſo eifrigen Empfehlung bewogen hat.

„Nun, das ſind doch nur die Gaben, die Berton beſitzt.“

„Vielleicht aber auch die Gaben, deren ſich ſeine ſchöne Schweſter rühmen kann.“

„Hat er eine ſolche?“

„Ein reizendes, verführeriſches Weſen.“

„Und Andechs?“

„Betet ſie an.“

„Aber in welcher Beziehung ſteht dies zu dem Bruder?“

„In einer ſehr nahen. Berton's Schweſter hat die Erhörung der Wünſche des Grafen, davon ab-

hängig gemacht, daß dieser die Sendung des Bruders nach Wien durchsetze. Gestern ist sie mit Andechs nach dessen Gütern abgereist."

Die Stirne des Churfürsten ward immer finsterer. Er ging jetzt in seiner inneren Aufregung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Nachrichten, die ihm Waldenfels eben mitgetheilt, berührten ihn höchst peinlich, da sie sein Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl tief verletzten und er doch in der That für Berton sehr eingenommen war.

Eine lange Pause entstand; dann blieb Maximilian Franz plötzlich vor Waldenfels stehen und sagte:

„Ich weiß, lieber Graf, daß Sie die Sendung nach Wien für Beethoven wünschten; ich muß auch anerkennen, daß Beethoven wirklich eminente Anlagen besitzt .... aber Berton hat auch solche .... und! ... ich habe ihm einmal mein Wort gegeben!"

Graf Waldenfels erwiderte nichts: er wußte mit welcher Strenge Max Franz an seinem gegebenen Worte hing. Mit leichter Verbeugung und einem kaum merklichen Zucken der Achseln deutete der Minister daher nur sein Bedauern an. Aber dies stumme Achselzucken eines so rechtlichen und ehrenfesten Mannes, wie Waldenfels, sagte doch dem Churfürsten genug, um das Peinliche seiner Stimmung noch zu erhöhen.

Er wußte in der That für einen Moment nicht, was beginnen, als der Kammerdiener eine Dame meldete.

„Wer iſt ſie?“ — frug der Churfürſt ärgerlich; denn er war ohnehin kein Freund von Damenbeſuchen, ſo artig und chevaleresque er bei anderen Veranlaſſungen ſein konnte.

„Sie will ihren Namen nicht nennen; aber ſie habe ein dringendes Anliegen an Churfürſtliche Gnaden.“

„Dann kann ich ſie auch nicht ſehen.“

Der Kammerdiener verbeugte ſich tief und ging hinaus.

„Wird am Ende wieder eine Emigrantin ſein!“ — ſagte, als ſich die Thüre hinter dem Diener geſchloſſen, Max Franz. — „Ich fürchte, wir bekommen noch halb Frankreich herüber.“

„Das fürchte ich auch!“ — entgegnete der Miniſter. — „Und von welcher grenzenloſen Arroganz ſind dieſe Menſchen beſeelt. Sie kommen als Flüchtlinge, leben auf unſere Koſten und gebärden ſich dabei, als ob ſie unſere Herren wären.“

In dieſem Augenblick trat der Kämmerdiener abermals ein.

„Nun?“ — frug der Fürſt unwillig — „Läßt ſie ſich nicht abweiſen?“

„Nein!“ — verſetzte der Diener. — „Sie bat mich dies Eurer Churfürſtlichen Gnaden zu überreichen.“

Aber in dieſem Augenblicke entfuhr Maximilian

Franz ein freudiges: „Ah!“ — Er hielt jene kleine, zierlich gearbeitete goldene Rose in der Hand, die er einst auf einem Faschings-Maskenballe jenem liebenswürdigen, blauen Domino gegeben, den er aus den Händen jugendlichen Uebermuthes befreit. War doch bis dahin all' sein Forschen nach dieser Dame vergebens gewesen, und jetzt — stellte sie sich selbst.

„Eintreten!“ — rief er daher in heiterem Tone dem Kammerdiener zu; legte aber zugleich seine Hand auf die Achsel des Ministers, der sich discret entfernen wollte und sagte lächelnd:

„Nicht doch, mein lieber Graf! — Es wäre zu gefährlich für einen geistlichen Herrn, ein solches Rendezvous allein bestehen zu müssen. Wir haben schon so oft miteinander die langweilige Dame „Politik“ empfangen, lassen Sie uns jetzt einmal einer holden Armida gemeinsam entgegentreten.“

„Churfürstliche Gnaden haben zu befehlen!“ — entgegnete Waldenfels mit leichter Verbeugung. — „Die Sache ist für mich ohnedem nicht gefährlich: wenn Maximilian Franz bei Damen auftritt, ist er in der besten und größten Gesellschaft doch nur immer der „Einzige“, der für die Schönen vorhanden ist.“

„Spötter!“ — rief der Churfürst mit dem Finger drohend; aber er ging zugleich nach der Thüre hin, die sich eben öffnete.

„Generalin von Greth!“ — rief der Churfürſt überraſcht. — „Und Sie waren jener blaue Domino?“

„Der Churfürſtlichen Gnaden ſeine Befreiung verdankte!“ — entgegnete die junge hübſche Frau mit einer tiefen graziöſen Verbeugung.

„Aber mein Gott, wie konnte ich damals ſo blind ſein, um Sie nicht zu erkennen?“

„Sereniſſimus glaubten mich wohl in Wien?“

„Richtig! Aber um ſo ſchöner iſt es, daß Sie jetzt kommen. Laſſen Sie uns Platz nehmen.“

Und Max Franz führte ſeinen Beſuch nach einem Fauteuil, der Generalin mit der Hand ein Zeichen gebend, ſich neben ihm niederzulaſſen. Auch Waldenfels folgte einem Winke des Churfürſten und that daſſelbe.

„Und nun,“ — hub der Fürſt auf's Neue an — „darf ich vielleicht fragen, was Sie zu mir führt?“

„Eine Bitte, Churfürſtliche Gnaden.“

„An deren verſprochene Gewährung mich die Roſe erinnert.“

„Darf ich alſo wagen? ....“

„Sprechen Sie immer.“

„Ich thue es mit um ſo leichterem Herzen, als Sie nicht mich, ſondern einen Ihrer trefflichſten und talentvollſten Diener betrifft, deſſen ganzes Lebensglück, deſſen ganze Zukunft in Ihren Händen ruht. Ein Wort von

Eurer Churfürſtlichen Gnaden, und Sie geben dem Leben einen jetzt tief gebeugten Menſchen zurück, aber auch der Zukunft einen großen Mann."

„Sie machen mich wirklich auf den Namen dieſes Mannes geſpannt. Ich ſollte ihn ſchon voraus einen Glücklichen heißen, da er ſich einer ſo liebenswürdigen Fürſprecherin zu erfreuen hat."

„O!" — rief hier die junge Frau mit leuchtenden Blicken. — „Seine beſten Fürſprecher ſind wohl: ſein edles Herz, ſein biederer Sinn und ſeine großen Talente."

„Wenn ſich freilich dieſe Dinge mit Ihnen, meine Holde, verbinden, ſo werde ich ſchwerlich widerſtehen können. Und wer iſt es, für den Sie in ſo ſchönem Vereine bitten."

„Ludwig van Beethoven!" — ſagte die Generalin mit leichter Verneigung. Ein freudiges Lächeln angenehmer Ueberraſchung flog bei dieſen Worten über des Miniſters Züge; aber es fand keinen Wiederglanz auf dem Antlitze des Churfürſten, das ſich im Gegentheile ein wenig verfinſterte.

„Und wie kommen Sie darauf, ſich für den jungen Beethoven zu verwenden?" — Sagte Max Franz nach einigen Secunden. — „Denn für was Sie ſich verwenden, kann ich mir denken, es iſt die Sendung nach Wien."

„In der That, ſo iſt es!" — ſagte Frau von Greth. — „Beethoven's ganze Zukunft hängt von der Mög-

lichkeit einer tüchtigen Ausbildung unter der Leitung der großen Wiener Muſiker ab."

Und ſie legte nun mit einer Beredtſamkeit, die ſie ſich ſelber nicht zugetraut, den ganzen Thatbeſtand auseinander; ſchilderte mit eben ſo viel Begeiſterung als Grazie das hohe Verdienſt Maximilian Franzens um die Wiſſenſchaften und die Künſte und malte Ludwigs Weſen, ſeine Anlagen, ſeine bisherige Hoffnung, ſeine Freundſchaft zu Berton und ſeinen namenloſen Schmerz über deſſen Verrath und die Vernichtung aller ſeiner glühendſten Wünſche ſo lebendig, ſo hinreißend aus, daß der Churfürſt, als ſie geſchloſſen, ſichtbar erregt war. Aber er war auch indignirt von Berton's Betragen.

„Und Sie können ſich für die Wahrheit alles deſſen verbürgen, was Sie, namentlich auch in Beziehung auf den jungen Berton, geſagt haben?" — frug er jetzt mit feſtem und ernſtem Blick.

„Ich kann es!" — ſagte die Generalin.

„Und ich auch!" — fügte Waldenfels hinzu.

„Gut!" — entgegnete der Churfürſt ſich erhebend. — „Ich werde die Sache noch ſelbſt unterſuchen; beſonders auch mit jener Sonate. Finde ich ſie ſo, wie ſie mir hier vorgeſtellt wird, ſo bin ich ſchmählich hintergangen, nehme mein Wort zurück — und Beethoven geht nach Wien."

Die Generalin und Waldenfels, die ſich gleich-

falls erhoben, strahlten vor Freude. Der Churfürst aber lehnte vor der Hand noch jeden Dank ab.

„Warten wir auf den Erfolg meiner weiteren Nachforschung!“ — sagte er. — „Jedenfalls, lieber Waldenfels, schicken Sie mir sofort Beethoven. Sie aber, verehrtes Frauchen, — nicht wahr, Sie gewähren mir nun auch eine Bitte?“

„Mit Freuden, wenn die Gewährung in meiner Macht steht.“

„So nehmen Sie zum zweitenmale diese Rose und bewahren sie zum Andenken an mich.“

„Wie gerne werde ich dies thun!“ — versetzte die Generalin, — „so oft ich sie erblicke, soll sie mich an die Wohlthaten erinnern, die Churfürstliche Gnaden auf das Haupt des edlen Beethoven gehäuft.“

Und sie nahm mit leiser Verneigung die kleine goldene Rose zum zweitenmale aus der Hand des geistlichen Herrn.

„Und nun noch eins: treten Sie auf ein halbes Stündchen in dies Seitengemach, Sie finden treffliche Bücher zur Unterhaltung. Wenn ich Ihrer wieder bedarf, werde ich öffnen.“

Die junge Frau gehorchte und Waldenfels empfahl sich, um nach Beethoven zu schicken.

Nach einer halben Stunde ungefähr meldete der Kammerdiener den Kammermusikus.

„Soll eintreten!“ — sagte der Churfürst.

Beethoven erſchien. Er war blaß und ſeine Züge athmeten eine erſchreckende Härte.

„Haben Sie vor Kurzem eine Sonate für das Klavier componirt?“ — frug, in dem Zimmer auf- und abgehend, der Churfürſt im Geſchäftstone.

„Zu dienen, Churfürſtliche Gnaden!“ — entgegnete der Gefragte kurz und kalt.

„Können Sie dieſelbe aus der Erinnerung vortragen?“

„Ja!“

„Setzen Sie ſich an den Flügel und laſſen Sie mich dieſelbe hören.“

Beethoven gehorchte. Es war bis auf die kleinſte Note dieſelbe Compoſition, die der Churfürſt vorhin geſpielt; nur klang ſie durch den vollendeten Vortrag des jugendlichen Meiſters noch viel herrlicher.

Der Churfürſt, der während des Vortrages immer auf und abging, konnte nicht genug hören; er war in der That entzückt. Aber die widerſprechendſten Gefühle durchzogen auch ſeine Bruſt: gerechter Zorn über Berton's elendes Betragen, — Reue, daß er dem Grafen Andech's ſein Wort gegeben, und doch auch wieder der Drang, hier, wie immer, ſtreng gerecht zu handeln.

Als Beethoven geendet, blieb er vor ihm ſtehen und frug ihn mit ſcharfem Blick:

„Haben Sie dieſe Compoſition geſchrieben?“

„Ja, Churfürſtliche Gnaden.“

„So laſſen Sie mir dieſelbe zukommen.“

„Das kann ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Das Manuſcript beſitzt Graf Waldenfels ....“

„Und haben Sie keine Abſchrift nehmen laſſen?“

„Doch.“

„Und kann ich dieſe nicht haben?

„Auch nicht! Sie iſt mir abhanden gekommen. Ich habe ſie wohl verlegt.“

Maximilian Franz ging ſchweigend nach dem Marmortiſchchen, nahm die Noten, von welchen er vorhin geſpielt, hielt ſie Beethoven vor und ſagte:

„Kennen Sie die Handſchrift?“

Ludwig ward leichenblaß. Schon die Erinnerung machte ihn in ſeinem Innerſten beben, und nun gar der entſetzliche Gedanke, der hinzutrat.

„Es iſt Berton's Handſchrift!“ — ſagte er kaum hörbar.

„Nun!“ — verſetzte der Churfürſt — „ſo erlauben Sie wohl, daß ich ſie behalte. Es iſt Ihre Sonate.“

„Gerechter Gott!“ — rief hier Ludwig ſich vergeſſend — „auch das noch?“ — und die hellen, ~~bitten~~ Thränen traten in ſeine Augen. Aber in demſelben Augenblicke ſchüttelte er ſie wild ab, und ſtand hart und kalt — wie eine antique Marmorſtatue — vor dem Fürſten.

Max Franz hatte ihn scharf beobachtet. Jetzt trat er ruhig auf den jungen Mann zu, legte seine Hand auf Ludwig's Schulter und sagte milde, fast mit väterlichem Tone:

„Beethoven, ich ehre Ihren Schmerz und bewundere die männliche Kraft, mit der Sie ihn tragen. Wer den Muth hat, mit dem Schicksale zu ringen, der ist ein geborener König unter den Menschen. Vergessen Sie einen falschen Freund und gehen Sie nach Wien, um während des Zeitraumes von drei Jahren sich unter Haydn's, Albrechtberger's und Salieri's Leitung zu einem großen und tüchtigen Musiker auszubilden."

„Churfürstliche Gnaden!" — rief überrascht Beethoven — „wie soll ich Ihnen danken."

Max Franz aber lächelte vergnügt, ging nach der Thüre des Nebengemachs, öffnete sie und sagte:

„Hier, junger Mann, — hier ist der Rechte, bei dem Sie sich zu bedanken haben."

In demselben Augenblicke trat die junge Frau hervor:

„Jeannette!" — rief Ludwig noch überraschter als zuvor.

„Sie ist Ihre Fürsprecherin" — sagte der Churfürst — „und Ihr guter Engel. Nehmen Sie ihren Segen und gehen Sie, um sofort Anstalten zur Reise

zu treffen; Sie müssen, um Ihres Gemüthszustandes Willen, Bonn so schnell als möglich verlassen."

Da drückte Ludwig van Beethoven glühende Küsse auf Jeannetten's Hand — eine Thräne aus des holden Weibes Auge fiel weihend auf sein Haupt — der Churfürst sagte „Amen!" — und führte die Generalin am Arme hinweg. —

Zwei Tage später war Ludwig van Beethoven auf der Reise nach Wien. —

Des zweiten Theiles zweite Abtheilung:

Jugendthaten.

Hier laßt uns Hütten bauen.

Riesige Alpenketten, — himmelstürmende Berge, — tief zerklüftete Thäler!? .... warum muß sie die Erde tragen? warum ist sie nicht lieber ein ebener Paradiesesgarten von gleichförmiger Schönheit?

Kein Mensch verstände den anderen, wenn nicht der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zu Grunde läge; wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Aehnlichkeit bei allen Menschen beibehielten, und wenn endlich nicht, unabhängig von allem objectiven Dasein, die Bezeichnung der Eindrücke — nach welcher wir gut und böse, recht und unrecht, schön und häßlich unterscheiden — in uns selbst, als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge.

Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese- oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen wird, das hängt von der Organisation und zum Theil

auch von der Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle, der Charaktere, und folglich auch der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben oder auf einen Vereinigungspunkt mit der Allgemeinheit zurückzuführen sind.

Menschen von ursprünglicher Originalität und geistiger Größe sind die himmelstürmenden Alpen der moralischen Welt. Sie gehören, so gut wie die wirklichen Alpen, in den Welthaushalt, auch wenn sich das Gewürm der Alltagsmenschen die Köpfe blutig daran stößt. Sie werden deßhalb doch groß und originell bleiben; sowie alle Menschengeschlechter zusammengenommen die Alpenketten nie abtragen und die Thäler damit ausfüllen werden!

Von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, könnte es allerdings nicht gleichgültig erscheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede fortdauern sollen, oder nicht. Es kann sogar — fassen wir das gesammte Völkerleben in's Auge — einen Anschein von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemen und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Willen herrschen und nur Ein Pulsschlag in der großen sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen, regelmäßig Alles im Umtriebe erhalten dürfte.

Und, in der That, die Culturgeschichte hat hierin Versuche gemacht.

Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit, dieses Abtragens sämmtlicher geistiger Höhen und Größen, hatten unstreitig diejenigen gefunden, die den großen Entwurf einer Universalmonarchie, mit dem kräftigsten Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers und an sein überirdisches Dasein, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen verschmolzen.

Ein Wille, eine Weisheit, eine moralische Größe, über Alles, deren Macht zu widerstehen, Thorheit, — deren Recht zu leugnen, Unvernunft, — deren Heiligkeit zu bezweifeln, Gotteslästerung ..... es war ein großer, ein gewaltiger, ein mächtiger Gedanke, vielleicht der größte, der in ähnlicher Beziehung in der Menschheit je aufgetaucht; — ein Gedanke, der, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf diesen Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst, ja allein das Ziel erreichen konnte, über alle die Tausende von Millionen vernünftiger Wesen, über Alles was sich regt, was hervorsproßt und was ruht auf dieser weiten Erde, den unumschränkt gebietenden Scepter auszustrecken.

Diese Macht wuchs in der Geschichte heran; aber

ſie ſcheiterte in ihrer Conſequenz an einem Grundgeſetze: an der, in der Natur des Menſchen begründeten, ewig fortſchreitenden freien Entwicklung.

Da ſetzte die Geſchichte noch einmal an und verſuchte: ob ein entgegengeſetztes Syſtem von republikaniſchen Grundſätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menſchengeſchlechtes zu einem umfaſſenden Staatenbunde bewirken könne, und ob ſich endlich alle Menſchen bequemen möchten, den allgemeingültigen Grundſätzen, die eine ſolche Verbindung vorausſetzt, ohne Widerrede zu huldigen?

Aber iſt denn eine ſolche Zuſammenſtimmung nicht noch viel unmöglicher? Haben denn die Menſchen überhaupt die Folgen einer ſolchen moraliſch-geiſtigen Nivelirung bedacht? Haben ſie bedacht, welche Einſeitigkeit und Beſchränktheit der Begriffe hier unvermeidlich wäre?

Nehmt die Berge hinweg und füllt die Thäler damit aus .... und Gottes ſchöne, herrliche Erde wird zur entſetzlichen, zum Wahnſinn treibenden flachen Kugelſchale!

Je auffallendere und mannichfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menſchen bemerken, um ſo viel reicher werden wir an Ideen. Ein großer Theil dieſes geiſtigen Reichthumes aber ginge unwiderbringlich für ein Zeitalter verloren, welches den Gedankengang der Menſchen, ihr Weſen, ihre Charaktere

niveliren wollte. Wie viele Kräfte unſeres Geiſtes fordern nicht zu ihrer Entwicklung außerordentliche Veranlaſſungen! Dort aber, wo alles einen gemeſſenen Schritt halten müßte, — dort würden dieſe Kräfte einſchlummern, oder doch nie zur Reife gelangen. Geiſter, wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäſar, eines Platon, eines Ariſtoteles, eines Friedrich, eines Leſſing, eines Voltaire, Kant, Herder u. ſ. w. hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Willkür der Handlungen wegfällt, fällt auch die Uebung der Verſtandeskräfte, die freie ſelbſtſtändige Entwicklung der Charaktere weg. Es muß überall Reibung und Kampf vorhanden ſein: Kampf iſt Leben, ohne Kampf iſt Tod! Nehmen wir die Contraſte der menſchlichen Charaktere hinweg, geben wir allen Einzelnen mehr Vereinigungspunkte und einerlei Beſtimmung, wo bleibt dann der Hochgenuß: einen großen Mann gegen das feindliche Geſchick ankämpfen zu ſehen?

Darum wohl uns, daß es Berge gibt und Thäler, in der geiſtigen und in der materiellen Welt; Alpen und Gletſcher, Stürme und Orkane, Reibungen und Kämpfe.

Buchſtaben, Formeln und Schlüſſe werden nie in dem jungen menſchlichen Schößling den mächtigen, dunklen Trieb überwiegen: durch eigenes Handeln die Eigenſchaften der Dinge zu erforſchen, und durch Er-

fahrung zur Weisheit des Lebens hinaufzusteigen. Ewig, — ewig wird sich in seinen Adern, ihm selbst unbewußt, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, — den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, — dem ihre Gewalt allein Schranken setzen und durch diese das Bewußtsein wechselseitiger Befugniß wecken kann.

Ewig wird daher auch der Mensch und das Menschengeschlecht zwischen Willkür und Regel schwanken. Und wenn in wenigen großen Seelen beide vereint liegen und aus Beiden in angeborener, originneller Harmonie große Gedanken und große Thaten hervorgehen, so werden diese große Seelen eben auch nur vereinzelt dastehen, — wie jene Himmel stürmende Bergkolosse — — angestaunt von der blödsinnigen Masse, — aufstarrend mit schroffen Kanten und Zacken in die stolzen aber einsamen Eisregionen; — in der Tiefe von Dunkel umgeben, aber den Gipfel in ewiges Licht tauchend!

Eine solche originelle große Erscheinung bereitete sich schon jetzt in Ludwig van Beethoven vor.

Jahre waren vergangen, seitdem er Bonn zum erstenmale für Wien verlassen: der Tod seiner Mutter rief ihn damals zurück, und wieder wollte es das ihm stets so feindliche Schicksal, daß eine lange Zeit verging, bis er wirklich zu seiner Ausbildung nach Oesterreichs

Kaiserstadt gelangte. Endlich! endlich! — es war im Jahr 1792 — erfüllte sich sein heißester Wunsch: und er betrat, als zweiundzwanzigjähriger junger Mann, das langersehnte Wien.

War aber auch unterdessen einer der schönsten Sterne für ihn dort verblichen — Jeannette hatte mit ihrem Gatten die Hauptstadt verlassen, da dieser als Commandant nach Temeswar versetzt worden war, — so lohnte doch schon bald nach seiner Ankunft der Wiener Aufenthalt sein langes muthiges Kämpfen und Ringen nach diesem Ziele.

„Hier laßt uns Hütten bauen!" — rief Ludwig schon nach den ersten Wochen: ja er war gleich Anfangs so überzeugt, daß er hier den rechten Boden für seine allseitige Entwicklung gefunden habe, daß er den Entschluß faßte: „Hier bleibst du und gehst nicht mehr zurück nach Bonn, und wenn dir auch der Churfürst die Pension entziehen sollte*)."

Und dies Gefühl hatte Beethoven nicht getäuscht: Wien war ja damals der Centralpunkt alles Großen und Erhabenen, was in der Tonkunst auf deutschem Boden geleistet wurde. Mozart, dieser lichtumflossene Genius im Reiche der Töne, der einst von Beethoven gesagt: „Dieser Jüngling wird noch viel in der Welt von sich reden machen!" — Mozart, ob-

*) Schindler: S. 25.

wohl bereits ein Jahr unter den Todten, lebte noch frisch im Andenken Aller, die sich für seine göttlichen Offenbarungen ein empfängliches Herz erhalten hatten. Gluck's Geist umkreiste ebenfalls noch in frischer lebendiger Erinnerung die Bewohner der alten Vindobona; Vater Haydn, Albrechtsberger, Schenk, Schuppanzigh, Kraft, Linke und so viele andere ausgezeichnete Männer in jeder Kunst und in jedem Fache des menschlichen Wissens lebten noch und wirkten traulich zusammen.

Aber die Zeit war auch damals überhaupt eine dem Auftreten musikalischer Genies günstige. In ganz Deutschland und vorzüglich in Wien legte man sich in jenen Tagen ganz besonders auf Musik und zwar größtentheils auf gute, weil man noch nicht so viel schlechte hatte. Erst die folgenden Jahrzehnten brachten der Welt hierin eine Sündfluth, als die unteren Stände sich mit dieser göttlichen Kunst immer mehr und mehr als Dilettanten zu befassen anfingen, dazu aber selten die nöthige höhere Geistesbildung und den rechten Begriff: was Musik und ihr erhabener Zweck sei, mitbrachten. Auch die Zahl der Componisten war damals noch nicht, wie jetzt, zur Legion angewachsen und beschränkte sich mehr auf die von der Natur wahrhaft Befähigten. Dagegen meinte man es mit der Kunst um so redlicher, was heutzutage nur selten der Fall ist; und es nur redlich meinen mit

einer Sache, der man seine Kräfte widmet, das ist schon geeignet, sie zu fördern. Die dichterischen und künstlerischen Größen des sich zu Ende neigenden achtzehnten Jahrhunderts: Herder, Wieland, Lessing und Göthe hatten dabei, nebst Gluck, Bach, Mozart, Haydn, Salieri und Andern auf die ästhetische und geistige Ausbildung, besonders der höheren Stände, einen so wohlthuenden Einfluß geübt, daß Kunst und Wissenschaft bei einem großen Theile des Adels mit zur höchsten Lebensaufgabe wurden. Die deutsche Oper, welche durch Gluck und Mozart eben den Culminationspunkt erreicht hatte, stand jetzt auf gleicher Stufe der Ausbildung und Achtung mit der italienischen, der selbst — wenigstens in jenen schönen Tagen — Wahrheit im Ausdrucke, Würde und Erhabenheit in Allem höher galt, als bloße Kehlenfertigkeit, hohler Pathos und Sinnenreiz.

Aber diese beiden Institute wirkten auch mächtig auf Alle, die Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne und Edle in ihrem Herzen trugen.

Dazu kam indeß noch etwas Anderes und dies war: eine edle Einfachheit, wie man sie jetzt nicht mehr kennt. Haydn's und Händel's Oratorien erfreute sich mit einer Besetzung von 150, höchstens 200 Mitwirkenden des außerordentlichsten Zulaufes und der richtigsten Würdigung; wo man in unserer überbildeten Zeit 600 bis 800, ja sogar über 1000

Mitwirkende ſehen und hören will, um .... ſich an dem Lärm, den dieſe Legion hervorbringt, zu ergötzen. Kurz man kannte damals noch das ſchöne Wort Genügſamkeit; nahm das Große, mit wenigen Mitteln gebotene, mit Dank an; ſuchte in der Muſik Geiſt und Seele als höchſte Befriedigung, und hatte keine Ahnung von dem, unſer jetziges Muſiktreiben beherrſchenden, Materialismus.

Der Dilettantismus jener Zeit blieb dabei beſcheiden an ſeinem Platze und wucherte nicht, wie heutzutage über alle Länder und Gauen; ehrte Kunſt und Künſtler wahrhaft, und maßte ſich nie eine Stellung an, die nur dem durchgebildeten Künſtler zuſteht und zuſtehen kann. Mit einem Worte: man liebte und ehrte die Muſik wirklich und ohne Oſtentation, man ließ ſie mit ihrem magiſchen Reize naturwüchſig auf ſich einwirken, gleichviel, ob ſie von vier oder von vierhundert Vortragenden kam, und wandte ſie dabei als ein ſicheres Mittel an, Geiſt und Gemüth zu bilden.

Das deutſche Volk verſtand es damals noch ganz: einfache Größe und ächte rein menſchliche Empfindungen aus ſeiner Muſik herauszufühlen. Es verſtand noch die Kunſt, das Unausſprechliche und geiſtig Erhabene aus dem Zauberreich der Töne abzuleiten und für ſich zu gewinnen.

In und mit jener Zeit nun, und unter ihren Edelſten und Beſten, lebte jetzt Beethoven in dem freund-

lichen Wien, wo sein Genius tausendfache Aufmunterung fand, sich völlig frei und selbstständig zu erheben. Es war dies ein herrliches, vielleicht nie wiederkehrendes Zeitalter der Kunst, in specieller Beziehung auf Beethoven: eine wahre goldne Zeit!*)

Aber vereinigte sich denn nicht auch Alles, um diese Zeit für Beethoven im Sinn und im Geiste des Wortes zu einer unvergeßlichen Epoche zu machen? Bot ihm nicht alsbald das gesellschaftliche Leben ebensoviel Angenehmes und Erfreuliches als das musikalische?

Während er bei Vater Haydn und Albrechtsberger Unterricht in der Harmonie und im Contrapunkte, bei Salieri aber in der dramatischen Musik nahm**), machte er die Bekanntschaft des berühmten van Swieten, eines höchst liebenswürdigen alten Mannes, der Kunst und Künstler nach ihrem Werthe zu schätzen wußte.

Van Swieten war gleichsam der Cicerone des neuen Ankömmlings; aber er wußte den jungen Beethoven auch auf eine wunderbare Weise an sich selbst heranzuziehen und an sein Haus zu fesseln. Freilich verdankte dies „der alte Papa" — wie man ihn

---

*) Siehe: A. Schindler's Biographie von L. v. Beethoven. S. 24 u. S. 41 bis 44.

**) Schindler: S. 32. Wegeler und Ries: S. 86. Oulibicheff: S. 58. Marx: L. v. B. I. Thl. S. 24.

nannte und wie er sich auch gern nennen hörte — vorzüglich den musikalischen Genüssen die sein Haus dem jungen Musiker bot. Wurden doch hier vorzugsweise die Werke Händel's, Sebastian Bach's und der großen Meister Italiens, bis auf Palestrina hinauf, zur Aufführung gebracht und zwar auf eine so exquisite Weise, daß sich die van Swieten'schen musikalischen Abende noch lange im Andenken Aller erhielten, die das Glück hatten, daran Theil nehmen zu können*).

Wie angenehm und nützlich für Beethoven, der auf diese Weise mit jenen Classikern genau bekannt wurde und zugleich die ausgezeichnetsten Künstler Wien's hier kennen und schätzen lernte.

Und doch sollte ihm, in gesellschaftlicher Beziehung, noch ein ganz anderer Glücksstern aufgehen: Fast gleichzeitig mit van Swieten machte Beethoven die Bekanntschaft der fürstlichen Familie Lichnowsky**).

Die Glieder dieser merkwürdigen Familie gehörten insgesammt jenen seltenen Naturen an, die für alles Große und Erhabene einen offenen und empfänglichen Sinn haben, daher auch die Kunst und Wissenschaft eben so pflegen und in Ehren halten, wie das Ritterliche.

---

*) Schindler: S. 25.

**) Marx: L. v. B. 1. Thl. S. 137.

Fürſt Karl Lichnowsky, Graf zu Werdenberg, Dynaſt zu Granſon, Mozart's Schüler und Freund, war ein ächter Edelmann und — wozu noch mehr gehört — ein Mäcen im weiteſten Sinne des Wortes; ja er mochte ſelbſt in jener Zeit, wo der öſterreichiſche Adel faſt durchgehends wahrhaft adelig war, kaum ſeines Gleichen an Bildung, Kunſtſinn und großartiger Freigiebigkeit finden. Von gleicher Geſinnung und Befähigung war aber auch ſeine Gemahlin, Fürſtin Chriſtiane, geborene Gräfin von Thun*). Sie war eine Frau: groß, ſchön, geiſtreich, und — wie es ſich von ſelbſt verſteht — vom feinſten Ton. Aber dieſer feine Ton war bei ihr nichts von außen Herangekommenes, ſondern etwas Innerliches: eine natürliche, zarte und richtige Auffaſſungsweiſe des Lebens; gehoben, getragen und verklärt durch einen poetiſchen, für alles Schöne und Edle mit Exaltation ſchwärmenden Geiſt. So vereinte die Fürſtin — eine höchſt eigenthümliche und ſeltene Erſcheinung — mit der Weſenheit einer hochgeſtellten, äußerſt feinen Weltdame, jene einer begeiſterten Kunſtjüngerin, und — da ſie dabei auch von unausſprechlicher Güte und Einfachheit war — diejenige einer trefflichen Gattin und Hausfrau. Allerdings umgab ſie dabei ein leichter Heiligenſchein von Schwärmerei, der ihr aus dem elter-

*) Schindler: S. 26. Wegeler und Ries: S. 28.

lichen Hauſe geblieben: woſelbſt ihr Vater, Graf Franz Joſeph von Thun, — ein Freund und leidenſchaftlicher Verehrer Lavater's, — durch die Kraft ſeiner rechten Hand Krankheiten an Arm und Reich heilte.

Beide Ehegatten, ſehr glücklich mit einander lebend, bildeten nun eines der erſten Häuſer Wien's, und zwar nicht nur, was Pracht und Gaſtfreundſchaft betrafen, ſondern auch in Rückſicht auf Pflege und Huldigung der Künſte, namentlich der Muſik, und in dieſem Freihafen der Humanität und feinen Sitten fand Beethoven ein Aſyl. Der Fürſt lernte ihn durch Haydn kennen, zog ihn zu ſich heran, ward ſein Gönner und endlich ebenſo ſein väterlicher Freund, wie die Fürſtin dem talentvollen Jünglinge eine zweite Mutter ward.

Konnte Ludwig van Beethoven mehr wünſchen? .... „Hier laßt uns Hütten bauen!“ hatte er gleich nach ſeiner Ankunft in Wien gerufen, und nun wohnte er im Palaſte des Fürſten Lichnowsky, der ihn wie ſeinen Sohn betrachtete, ihm im eigenen Hauſe Wohnung, einen Platz an ſeiner eigenen Tafel und ſechshundert Gulden Jahresgehalt gab, die Beethoven bis zu einer feſten Anſtellung beziehen ſollte.

Und mit welcher bewundernden Hingebung hingen hier Alle an ihm. Die Liebe des Fürſten und der

Fürstin verfolgte ihn gleichsam, und minderte sich selbst trotz des störrischen Wesens nicht, das Beethoven hier so wenig wie einst im Breuning'schen Hause verleugnen konnte. Besonders war es die Fürstin, die ihn wirklich durch allzugroße Liebe und Nachsicht verzog, da sie alles Thun und Lassen an dem gar oft launigen und finsteren Jünglinge schön, künstlerisch, originell ... und ... liebenswürdig fand*).

Trat dann auch wohl einmal der Fürst mit einem ernsten Worte dazwischen, so war die Gattin stets bereit, den Adoptiv-Sohn zu entschuldigen. Ach! Beide ahnten nicht, wieviel gerade diese übertriebene Liebe zu des jungen Mannes späterem Unglück beitragen sollte. Konnten denn die Folgen einer so überaus nachsichtigen Behandlung bei einem Temperament, wie das Ludwig van Beethoven's war, ausbleiben? — mußten sie nicht selbst auf die sichere und ungestörte Ausbildung seines Talentes nachtheilig einwirken? Mußte die unbegrenzte Bewunderung so hochgestellter Personen — an die sich natürlich die unbedingte Bewunderung des ganzen fürstlichen Hauses und seiner Besuche anschloß — den jungen, kühn und gewaltig aufstrebenden Künstler nicht übermäßig stolz machen? — konnte es ausbleiben, daß sich der Eigenwille Dessen, der im fürstlich Lichnowsky'schen Hause

*) Schindler: S. 27.

selbst wie ein junger Fürst hauste, nicht noch steigerte? Woher sollte da später für Ludwig in Conflicten mit dem äußeren Leben die nöthige Haltung kommen?

Aber daran dachte ja für den Augenblick Niemand; Ludwig van Beethoven hatte es noch nie besser gehabt; — Ludwig van Beethoven rief jetzt in Wien mit dem vollsten Rechte: „Hier laßt uns Hütten bauen!“

Im Palaste Lichnowsky.

Zwei Jahre waren seit Beethoven's Ankunft in Wien vergangen, als sich eines Morgens zwei junge Männer nach dem Palais des Fürsten Lichnowsky begaben, den jetzt schon berühmten Mästro Beethoven aufzusuchen. Sie hatten beide frische, blühende, interessante Gesichter, deren Aehnlichkeit zu groß war, um nicht sofort schließen zu lassen: es seien Zwillingsbrüder.

Und so war es denn auch in der That: Gerhard und Karl Kügelgen, von Rom zurückkehrend, standen im Begriff, den Jugendfreund zu besuchen.

Der kunstliebende Churfürst von Cöln, der edle und freigiebige Maximilian Franz, hatte sich ja auch dieser beiden tüchtigen jungen Männer mit Liebe angenommen, und sie — nachdem sich Gerhard bei dem Historienmaler Zick in Coblenz, und Karl bei dem Landschaftsmaler Schütz in Frankfurt, genügend ausgebildet — zu ihrer künstlerischen Vollendung

nach Rom geſchickt. Tüchtiges hatten ſie dort noch gelernt und kehrten nun, als ſchon renomirte Maler nach der Heimath zurück. Da ſie aber auf der Heimreiſe Wien berührten, konnten ſie es ſich nicht verſagen, ihren alten Jugendfreund Beethoven zu beſuchen, von deſſen Compoſitionen die Welt ebenfalls ſchon ſprach, und der, wie ſie erfahren hatten, gleich einem Prinzen im Hauſe und in der Familie des Fürſten Lichnowsky leben ſollte. Jetzt ſtanden ſie vor dem Palais des letzteren und Gerhard ſagte:

„Du glaubſt nicht, Bruder, wie neugierig ich bin, Ludwig wiederzuſehen, namentlich in ſeinen jetzigen Verhältniſſen. Er hatte immer ſo etwas gebieteriſches, fürſtliches an ſich, da iſt er denn jetzt wohl ganz an ſeinem Platze."

„Aber wird er uns auch noch kennen wollen?" — frug Karl.

„Wie kannſt du daran zweifeln!" — entgegnete der Bruder. — „Ludwig war, trotz eines gewiſſen Stolzes und trotz ſeiner vielen Eigenheiten, doch immer ein lieber guter Menſch, der es offen und ehrlich mit ſeinen Freunden meinte."

„Aber wie uns unſer Wirth berichtet hat, lebt er jetzt faſt nur unter dem höheren Adel und wird von dieſem auf den Händen getragen."

„Und doch unſtreitig auch mit ſeinen Kunſtgenoſſen?"

„Inſofern er ſie in den Salons der haute volée trifft.

Der Wirth meinte ja lachend: der Herr van Beethoven sei jetzt bei dem Adel in der Mode."

„Nun dafür ist mir nicht bange!" — versetzte Gerhard. — „Eine so tiefe und reiche Natur, wie die Ludwig's, mag auch in jenen Kreisen anziehend wirken; zum Spielzeug würdigt sie sich gewiß nicht herab. Aber wir werden dies ja bald sehen."

Die beiden Brüder traten mit diesen Worten unter den Thorbogen des Palais und auf den Schweizer zu, der, als Portier des Hauses, mit großen Schritten und gravitätischer Miene hier auf und ab ging.

„Können wir den Herrn van Beethoven sprechen?" — frug Gerhard.

Der Schweizer, der unter das Riesengeschlecht zu gehören schien, — denn er war einen guten Kopf größer, als Gerhard, der sich eben auch nicht unter die Kleinen rechnete, — strich sich mit ernster Miene den ungeheuren Bart, streckte den rechten Arm mit dem auf die Erde gestützten, mit einem gewaltigen silbernen Knopfe gezierten Stock weit aus, warf einen prüfenden Blick auf die ziemlich einfach gekleideten Künstler und ließ endlich ein gedehntes „Wohl!" hören.

„Und wohin haben wir uns zu wenden?" — frug Gerhard weiter.

Des Schweizers Haltung war noch immer dieselbe;

auch seine Blicke liefen noch immer forschend über die Gesichter und Gestalten der Reisenden.

„Wohl!“ — ertönte es jetzt wieder aus den Urwaldungen seines Bartes hervor: — „Darf ich um die Namen der Herrn bitten?“

„Gebrüder Kügelgen, von Rom kommend!“ — versetzte Gerhard ungeduldig.

„Wohl!“ — wiederholte der Riese; aber das „von Rom kommend“ mochte ihm doch imponirt haben. Ohne seine Stellung auch nur um einen Gedanken zu verändern, rief er daher einen sich in der Loge befindenden Diener, und befahl diesem: die Herren auf die Zimmer des Herrn van Beethoven zu führen.

„Wohl!“ — sagte der Schweizer, als die beiden Zwillingsbrüder jetzt weitergehend grüßten. — „Sehen anständig aus; aber verdächtige Aehnlichkeit; könnten einem ehrlichen Portier schöne Nasen drehen.“

Und er setzte kopfschüttelnd sein regelmäßiges Auf- und Abschreiten wieder fort.

Die beiden Kügelgen folgten unterdessen dem voranschreitenden Lakai über Treppen und Corridore. Es war dies ein munterer Bursche mit offenen Zügen und zuvorkommendem Wesen.

„Sie wollen also zu Herrn van Beethoven?“ frug er jetzt, sich umwendend.

„Allerdings!“ — versetzte Gerhard.

„So will ich Sie nach seinen Zimmern führen!“

fuhr der Diener freundlich fort — „ob der Herr aber da ist, kann ich nicht verbürgen.“

„Nun!“ — sagte der ältere Kügelgen — „wenn er ausgegangen sein sollte, so kommen wir wieder.“

Der Lakai lächelte hier sarcastisch, dann sagte er:

„Da könnten die Herrn wohl viele Gänge umsonst machen.“

„Wie so?“ — frug Karl.

„Weil der Herr Beethoven nicht immer hier wohnt.“

„Nicht immer?“ — wiederholte Gerhard Kügelgen. — „Wie soll ich dies verstehen, lieber Freund! er wohnt doch, so viel ich gehört, ganz in dem Palais des Fürsten Lichnowsky?“

„Ja und nein!“ — versetzte der Diener lächelnd. — „Unser gnädigster Fürst haben freilich schon seit den zwei Jahren, welche Herr van Beethoven jetzt in Wien ist, demselben eine allerliebste Wohnung in seinem Palais eingeräumt, in der auch Herr van Beethoven seit jener Zeit gewohnt hat und noch wohnt ....“

„Nun?“

„Nur kommen zuweilen Zeiten“ — fuhr der Diener schalkhaft lächelnd fort — „in welchen der junge Herr hier im Hause nicht bleiben mag; dann lauft er davon und wohnt sich sonstwo ein.“

Gerhard und Karl sahen sich hier gegenseitig

erſtaunt an. Ihre Blicke ſagten ſich: Er iſt alſo noch der Alte!

Sie waren indeſſen an die Zimmer gekommen, die der Freund inne hatte. Der Diener pochte an; aber kein „Herein!“ erſchallte. Er drückte auf die Schlinke, — die Thüre, die nicht verſchloſſen war, öffnete ſich und alle drei traten ein.

Es waren in der That zwei allerliebſte aneinanderſtoßende Zimmer, reich, geſchmackvoll und mit einer Behaglichkeit ausſtaffirt, die von der größten Aufmerkſamkeit Zeugniß ablegte. Das Bett, welches ſich in dem zweiten Gemache befand, konnte man ſogar koſtbar nennen, und ſeine ſchwellenden mit blendend weißer, äußerſt feiner Leinwand überzogenen, an den Seiten mit Spitzen garnirten Kiſſen, ſowie ſeine grünſeidene zierlich geſteppte Decke mit dem Plümeau von gleichem Seidenſtoff, luden wahrlich zur ſüßeſten Ruhe ein.

In dem vorderen Zimmer dagegen ſtand ein ſchönes und elegantes Inſtrument, aus der neu errichteten Streicher'ſchen Klavierfabrik — damals noch eine wahre Koſtbarkeit — und neben dieſem, an einem hübſchen Schreibtiſche, ein Seſſel, deſſen Stickereien eine kunſtgeübte weibliche Hand, wohl die der Fürſtin ſelbſt, verriethen. Sopha und Stühle, Schränke und Tiſche, kurz alles was ſich hier vorfand, war ſchön; ja die mütterliche Sorgfalt der Fürſtin hatte auch nicht

das Geringste vergessen, was zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten einer gut eingerichteten Wohnung gehört.

Und doch, wie sah es jetzt hier aus! Die Räume waren öde und leer; Alles lag untereinander; Bücher und Notenhefte fanden sich zerstreut auf dem Instrumente, den Stühlen und an dem Boden. Kleidungsstücke hingen über der Lehne des kostbaren Sessels, als ob sie eben ausgezogen worden seien, oder sahen auch aus der halbgeöffneten Schublade einer Kommode neugierig hervor; über alle Gegenstände aber hatte sich eine leichte Staubdecke gelagert, die am schlagendsten bewies, daß der originelle Bewohner dieser Zimmer sie schon seit einigen Tagen nicht betreten haben müsse.

„Meine Herrn!“ — sagte der Lakai jetzt mit seinem sarcastischen Lächeln — „Sie sehen, daß der Vogel wieder ausgeflogen ist, wie der Herr Fürst bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegen.“

„Und Sie wissen nicht, wann Herr van Beethoven wieder kommen wird?“

„Wiederkommen?“ — sagte der Diener. — „O, er ist trotz dem alle Tage im Hause. Heute Abend z. B. kommt er sicher, denn da ist musikalischer Abend; aber wann es ihm beliebt hier wieder einzuziehen? ... wer kann das wissen! Vielleicht in einer viertel Stunde, vielleicht auch erst in vier Wochen.“

„Und ſpeiſt er nicht hier?“

„Wenn es ihm einfällt, ja! Wenn er aber ſeinen Sparren hat, zieht er eine ſchmutzige Kneipe der fürſtlichen Tafel hier vor.“

Gerhard konnte nur den Kopf ſchütteln. Wie anders hatte er ſich Beethoven gedacht. Die Zeit hatte alſo in dieſer Beziehung nichts über ihn vermocht, und ſein alter „Raptus“ ſtand in Wien noch in der gleichen Blüthe, wie einſt in Bonn.

Als ſie die hübſchen und traulichen Zimmer verließen, frug Karl noch: ob man denn auch gar nicht wiſſe, wo Herr van Beethoven ſonſt zu treffen ſei?

„Warum nicht!“ — ſagte der Diener freundlich. — „Wenn ſich die Herren in das Gaſthaus zum „Jägerhorn“ begeben wollen, ſo werden Sie den Herrn van Beethoven gewiß treffen. Dort, in dem dritten Stocke, hat er, neben ſeiner hieſigen Wohnung ein kleines Zimmer für das ganze Jahr gemiethet, um — wenn er hier fortläuft — ſein Unterkommen dort zu haben. Wenn Sie ihn aber auch da nicht finden ſollten, ſo ſitzt er unten, in der hinterſten Stube, die, einem Keller gleich, am hellichten Tage erleuchtet werden muß, und lieſt die Zeitungen oder componirt. Aber er ſchließt ſich dann ein und Sie müſſen ihm Ihre Namen hineinrufen, wenn er aufmachen ſoll.“

Die beiden Brüder dankten dem Lakaien für dieſe

Auskunft, ließen sich den Weg nach dem „Jägerhorn" beschreiben, und machten sich sodann auf den Weg.

Als sie wieder an dem riesigen Schweizer vorbeikamen, nahm dieser seine Stellung von vorhin wieder ein, strich sich den Bart und sagte leise vor sich hin: „Wohl! — Müssen nothwendigerweise Zwillinge sein! — Immer eine gefährliche Sache für einen ehrlichen Portier!"

Und über die fatale Thatsache: daß es Zwillingsbrüder geben könne, den Kopf bedächtig schüttelnd, nahm er den alten gravitätischen Schritt wieder an und maß, auf- und abgehend, die Einfahrt des Lichnowsky'schen Palais.

Die beiden Maler begaben sich indessen nach dem „Jägerhorn." Hier angekommen, wurden sie richtig in den dritten Stock gewiesen. Mit Lebensgefahr stolperten sie denn auch die drei Treppen hinauf und fanden die angedeutete Zimmerthüre. Sie stand weit offen und gewährte ihnen daher den Einblick in das Gemach selbst. Es war unter aller Beschreibung schlecht und ärmlich eingerichtet. In der Mitte stand ein Tisch aus rohem Holze, an der Seite ein Bett, an welches seit der letzten Nacht — vielleicht auch seit mehreren Nächten — noch keine menschliche Hand gerührt hatte, drei ordinäre Stühle und ein ditto Kleiderschrank waren das ganze weitere Ameublement, außer einem alten, halb von den Würmern zerfressenen Spinett, an wel-

chem eben ein breitſchulteriger Mann ſpielend ſaß, den Rücken der Thüre zugekehrt.

Aber Himmel! was war das für ein Spiel! Niemand auf Gottes weitem Erdboden konnte der Spielende ſein, als: Ludwig van Beethoven!

Und er war es in der That; denn, mit einer prächtigen Fermate ſchließend, wandte ſich eben der Oberkörper der breitſchulterigen Geſtalt und die Freunde erkannten Ludwig's markige Züge.

„Hallo!" — rief Beethoven in demſelben Augenblicke mit ſeiner Stentorſtimme — „was ſeh' ich! Gerhard! ... Karl!" — und er ſprang jauchzend auf und ſchloß beide Freunde auf einmal in ſeine nervigen Arme.

Das war ein jubeln und ſich freuen! Mit herzlicher, aufrichtiger Liebe drückten ſich die Freunde die Hände, und nun ging es an ein Fragen nach der letzten Vergangenheit und der Gegenwart, welches die wirkliche Theilnahme bewies, die man gegenſeitig an einander nahm.

„Und Ihr kommt von Rom!" — rief jetzt Beethoven mit leuchtenden Augen — „von Rom, aus dem herrlichen Italien, dem Vaterlande ſo vieler Größen und ſo vieles Großen! Ihr glaubt nicht, wie ich Euch darum beneide, obgleich es hier, in dem alten Wien, auch ſchön iſt. Aber Italien, Italien! ... es iſt eben claſſiſcher Boden und ich meine immer

es müsse einem Alles dort mit dem Zauber jener großen Zeiten anwehen."

Lächelnd schüttelte Gerhard hier den Kopf, dann sagte er:

„Schön ist es dort und wir haben viel des Herrlichen angetroffen; aber wir sind auch oft enttäuscht worden, wenn es uns in jugendlicher Schwärmerei ging, wie Dir jetzt. Der Boden ist classisch, aber die Menschen und ihr Treiben sind oft recht prosaisch."

„Aber gesehen und gelernt habt ihr doch viel?"

„O ja!" — versetzte Karl. — „Wir haben wenigstens mit Begeisterung und unermüdlichem Fleiße die Antiken und namentlich auch Raphael und Michel Angelo studirt."

„Ihr Glücklichen!" — rief Beethoven, den zu seinen beiden Seiten Sitzenden die Hände auf die Kniee legend — „wie muß sich Eure Seele weiten, wenn Ihr in Gedanken stille steht, und die höchsten Gipfel des Gewonnenen überschaut!"

„Ja, das ist freilich ein erhebendes Gefühl!" — sagte Gerhard und das Entzücken großer Erinnerungen spiegelte sich in seinen Zügen. — „Wenn ich z. B. Venedigs gedenke, jenes großen Daseins, das, wie Göthe so herrlich sagt, dem Schooße des Meeres entsprossen, wie Pallas dem Haupte Jupiters; — oder wenn ich in meinem Geiste das Bild der Rotonda und des St. Peter in Rom wieder erwecke, bei deren

Anblick man erſt begreifen lernt, daß die Kunſt ſowohl, wie die Natur alle Maßvergleichungen aufheben kann: Das iſt Größe und Herrlichkeit, von welchen man bei uns freilich keinen Begriff hat!"

„Und nun Italiens Himmel dazu!" — fuhr Karl fort. — „Scheint es doch, als ob ſeine Klarheit und die befriedigende Ruhe, die ſein tiefes Blau in die Seele gießt, ſich in allen Werken der Kunſt, ja in dem eigenen Herzen wiederſpiegle; man wird bei einem längeren Aufenthalte in Italien ſelbſt klar, ruhig und befriedigt."

„Ja, ja!" — rief Beethoven wie im Traume — „und alle Tage friſche, große, herrliche Eindrücke! O ich muß auch noch nach Italien!"

„Nun, biſt Du hier denn nicht glücklich?" — frug Karl erſtaunt. — „Hier, wo die großen Meiſter der Töne leben: Haydn, Salieri ....."

„Doch ja, ich bin es!" — ſagte Beethoven, ſich raſch mit der Hand über die Stirne fahrend, — „und ich würde ein Undankbarer ſein, wenn ich es nicht wäre. Ich habe edle, herrliche Menſchen hier kennen gelernt, die mich auf den Händen tragen und tüchtige Meiſter, die ich achte, wenn ich auch wenig von ihnen lerne. Aber das liegt freilich an mir ſelbſt. Ich bin einmal ein ebenſo ſchlechter Schüler, als Lehrer. Der Teufel weiß, zu beiden fehlt mir die Geduld."

„Aber dein Name als Componiſt hat ſchon einen guten Klang.“

„Auch darüber kann ich nicht klagen; ich habe auf jede Sache ſechs, ſieben Verleger, und noch mehr, wenn ich es mir angelegen ſein laſſen will: man accordirt nicht, ich fordere und man zahlt.“*)

„Das iſt ſchön!“ — ſagte Gerhard — „denn es beweiſt, wie man Dein Streben anerkennt. Aber ſage, Menſch, warum ſteckſt Du denn hier in dem Eulenneſt, da Du doch wie ein Prinz wohnen könnteſt. Wir ſuchten Dich in dem Palais des Fürſten Lichnowsky auf ....“

Aber Gerhard konnte hier nicht weiter ſprechen, ſo furchtbar fing Beethoven zu lachen an; er mußte, um nicht zu erſticken, aufſpringen und in dem Zimmer auf und ablaufen.

„Und fandet den Vogel ausgeflogen!“ — rief er dann, noch immer lachend. — „Ja, ja! ſie werden dort wieder Geſichter ſchneiden, namentlich der Hausmeiſter mit ſeinem rothhaarigen Kopf und ſeiner unleidlichen Protectorsmiene .... Aber es hilft alles nichts! Ich kann nun einmal nicht anders. Meine Freiheit verkaufe ich nicht um alles Gold der Welt, und um ihnen zu zeigen, daß ich mir ſie noch erhalten

*) Beethoven's eigene Worte.

habe, laufe ich fort .... auf und davon .... wann und ſo oft ich will."

Und er lachte wieder, daß die Wände zitterten.

„Aber!" — bemerkte Gerhard beſcheiden — „wirſt Du dadurch den Fürſten und die Fürſtin nicht kränken?"

„Pah!" — rief Beethoven, noch immer auf und ablaufend — „die kennen mich ſchon! Sie wiſſen, daß ich ſie liebe und ehre, weil es gute Menſchen ſind. Der Fürſtentitel und das Geld machen dabei aber nichts, und ich ließe mir auch von dem Kaiſer meine Freiheit und Selbſtſtändigkeit nicht nehmen."

„Das ſollſt du auch nicht, lieber Freund!" — ſagte Gerhard — „aber ...."

„Aber ...." — wiederholte Beethoven ernſt — „ich muß meine Stellung hier kennen, und auch mein Lebenselement. Rang und Reichthum waren mir von jeher und ſind mir noch ganz gleichgültige Dinge, — Zufälligkeiten, für die ich keine beſondere Achtung haben kann. Ich ehre und erkenne in dem Menſchen nur den Menſchen. Vor dem Mammon aber und deſſen Hüter mich beugen, wäre in meinen Augen vollends Blasphemie!" *)

„Wie er nun gleich wieder das Kind mit dem Bade ausſchüttet!" — rief hier Gerhard mit heiterer Miene. —

---

*) Beethoven's eigene Worte.

„Sagteſt Du denn nicht ſelbſt, daß Du den Fürſt und die Fürſtin als gute, liebe und humane Menſchen ehrteſt?“

„Freilich, freilich!“ — entgegnete Beethoven — „und das ſind ſie auch in dem reichſten Maße, und nie kann ich Ihnen genug danken für all das Gute und Liebe, das Sie an mir gethan. Aber deßhalb bleibt mein Grundſatz doch der richtige: daß nur der Geiſt und das Talent — das wahrhaft Göttliche im Menſchen — nach ſeiner Potenz über alles Materielle und Zufällige emporragt. Hier liegt der wahre Adel und nirgends anders!*) .... Indeſſen“ — fügte Ludwig ruhiger hinzu und ſetzte ſich wieder zu den Freunden — „habe ich für mein zeitweiſes Wohnen außer dem Lichnowsky'ſchen Hauſe auch noch zwei andere Gründe. Einmal iſt es mir peinlich immer von anderer Leute Güte zu leben, und wenn mir dieſer Gedanke kommt, ſo drückt er mich dermaßen, daß ich davon laufen und eine Zeitlang von meinen eigenen Mittel leben muß; dann aber .... Ihr werdet lachen .... dann iſt es auch die allzugroße Güte des Fürſten und der Fürſtin, die mich oft zur Verzweiflung bringt. Ich ſage Euch, man verzieht mich dort mit einer wahrhaft großmütterlichen Liebe, die oft ſo weit geht, daß wenig fehlt, und die Fürſtin ließe eine

*) Schindler: Biographie Beethoven's. S. 30.

Glasglocke über mich machen, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche.*) — Verſteht Ihr jetzt mein Durchbrennen?"

„Vollkommen!" — rief Gerhard lachend. — „Was würde wohl Frau von Breuning dazu ſagen?"

„Die Gute!" — verſetzte Beethoven — „ſie würde ſagen: er hat wieder ſeinen Raptus."

„Du ſchreibſt wohl oft nach Bonn?" — frug hier Karl.

„Ich .... ſchreiben?" — wiederholte Beethoven. — „Nein, das kann man von mir nicht verlangen. Briefe ſchreiben iſt mir entſetzlich; ja wenn man ſie in Noten abfaſſen könnte .... Aber, Kinder, laßt uns jetzt zum Mittageſſen gehen. Wir bleiben doch beieinander?"

„Und ſpeiſt Du nicht bei'm Fürſten?"

„Selten! Das Ding iſt mir zu läſtig. Die Zeit des Dinirens iſt dort auf vier Uhr angeſetzt. Da ſoll ich nun täglich um halb vier Uhr zu Hauſe ſein; ſoll mich beſſer anziehen, für den Bart ſorgen u. ſ. w. Das halt ich nicht aus!**) Da lauf ich denn lieber in ein Gaſthaus, und wenn es noch ſo ſchlecht iſt, und ſpeiſe für mein Geld!"

---

*) Beethoven's eigene Worte.

**) Beethoven's eigene Worte

Karl und Gerhard sahen ein, daß hier nichts zu machen sei, als sich schweigend zu fügen. Sie gingen also mit Ludwig herab zur Tafel, wo sie eine sehr gemischte Gesellschaft trafen: Commis, Recensenten, einige niedere Beamten, aber auch den sanften, liebenswürdigen Schenk, den Componisten des „Dorfbarbier", den Beethoven als einen gründlichen Kenner der musikalischen Wissenschaften sehr hoch schätzte. Die Unterhaltung zwischen diesen vier wahrhaft gebildeten Männern belebte sich daher bald, man kam wieder auf Italien und seine Kunstschätze zu sprechen und durch diese auf die Grundverhältnisse des Schönen im Allgemeinen. Alle stimmten darin überein, daß das Schönheitsgefühl eine Vielheit von Eindrücken verlange und daß diese vielen Einzelheiten durch einfache, nach ewigen Gesetzen geregelten Verhältnissen verknüpft sein müßten, damit der Geist im Stande sei, sie als Ganzes zu fassen.

Schenk berief sich auf die Schwingungen, die von tönenden Instrumenten ausgehen und darauf, daß Höhe und Tiefe der Töne genau von der Schnelligkeit dieser Schwingungen und von der Länge der Wellen abhängen, welche sie erzeugen. Gerhard Kügelgen legte die Gesetze der Schwingungen des Lichtes auseinander und deutete auf das Wesentliche hin, das hier zwischen Auge und Ohr obwalte.

„Und was sehen wir aus allem diesem?" — sagte

jetzt Beethoven — „was anders, als daß das Grundweſen, alles deſſen, was wir ſchön nennen — auch des Geiſtigſchönen — ein Gleiches iſt. Dem Ohre müſſen Töne, dem Auge Geſtalten, die Gedanken auf analoge Weiſe zu führen; und zwar müſſen dies ganze und abgeſchloſſene Gedanken ſein, wenn ſie unſere Seele befriedigen ſollen."

„Sicher!" — verſetzte der ältere der Kügelgen — „darum verlangt auch das Auge nach Symmetrie und das Ohr nach Harmonie. Der Gegenſatz muß dabei überall das Halbe und Unvollendete ergänzen."

„O es iſt merkwürdig!" — rief hie Beethoven — „wie die Natur mit ihren ewigen Grundgeſetzen ſelbſt hervortritt."

„Wie ſo?" — frug Karl.

„Nun!" — fuhr Beethoven fort — „Es zeigt ſich ja überall. Bekundet nicht ſelbſt der Ton ſeine Reinheit ſichtbar durch Geſtalten?"

„Ich verſtehe Dich nicht! Der Ton kann ſich doch nicht ſichtbar geſtalten?"

„Denke nur an die Klangfiguren!" — bemerkte Gerhard.

„Wenn man eine mit feinem Sand beſtäubte Glasplatte mit einem Violinbogen ſtreicht," — ſagte Ludwig — „ſo zeigen ſich in dem durch die ſchwingenden Glastheile bewegten Sande bald ſymmetriſche, bald unſymmetriſche Figuren, je nachdem der klingende Ton

rein oder unrein war. Ist das nicht ein schlagender Beleg, das für Aug und Ohr' ein gleiches Harmoniegesetz besteht?"

„Sicher!" — meinten die Anderen.

„Nun," — sagte Beethoven — „wißt Ihr auch, was ich ebendeßhalb für die Lebensaufgabe jedes echten Künstlers halte?"

„Ohne Zweifel das unermüdliche Forschen nach diesem Grundgesetz der Harmonie in der Natur!" — meinte Schenk.

„Getroffen!" — rief Beethoven mit leuchtenden Augen — „das that auch schon Platon in rein geistiger Beziehung. Für uns Künstler hat es aber auch noch einen anderen außerordentlichen Werth. Dies ewige Beobachten und Forschen stärkt die Urtheilskraft des Auges und des Ohres, und dieser Urtheilskraft muß der vollendete Künstler immer gleich mächtig sein, damit er die einfachen, den Formen und Tönen zu Grunde liegenden Verhältnisse gleich leicht durchschaue. Wer das vermag, der steht auf der Höhe echten Künstlerthums."

In diesem Augenblicke stürmte ein junger bärtiger Mann in das Zimmer und auf Beethoven zu.

„Herr van Beethoven!" — rief er aufgeregt — „Sie wissen, daß ich Ihr Freund, Ihr glühender Verehrer bin. Sie werden mir also erlauben, daß ich mich ärgern, wüthend ärgern darf!"

„Bitte, bitte!" — sagte hier Beethoven lachend —

„geniren Sie ſich gar nicht; ich halte weder meine Freunde noch meine Feinde von einer ſolchen, für die Verdauung ſehr zuträglichen Arbeit ab.“

„Lachen Sie nicht!“ — rief jetzt der Andere wieder und ſuchte eifrig in ſeinen Taſchen nach etwas, was er augenſcheinlich aus lauter Eifer nicht finden konnte. — „Lachen Sie ja nicht, — Sie werden ſich zu Tode ärgern.“

„Will nicht hoffen!“ — meinte Beethoven.

„Eine miſerabele, eine elende, eine nichtswürdige Kritik über Ihre letzte Sonate!“ — rief der junge Mann ganz außer ſich. — „Sie müſſen den erbärmlichen Tropf von Kritiker in einer geharniſchten Entgegnung vernichten!“

Alles ſah bei dieſen Worten mit Beſorgniß auf Beethoven; von dem man recht gut wußte, wie leidenſchaftlich er werden konnte. Beethoven aber blieb ſo ruhig wie bisher, ja er ſagte mit überraſchender Gelaſſenheit:

„Es wird wohl nicht ſo ſchlimm ſein. Haben Sie vielleicht das betreffende Blatt?“

„Freilich! freilich!“ — rief der Andere. — „Ich habe es Ihnen mitgebracht, damit Sie antworten können .... Hier iſt es!“

Und zitternd vor Aufregung und Zorn reichte der junge Mann Beethoven ein Zeitungsblatt hin.

Beethoven nahm es und las es mit der größten

Ruhe und Gelaſſenheit. Anfangs verfinſterten ſich allerdings ſeine Züge; bald aber flog ein Lächeln über ſein Geſicht, das ihm einen wunderbarſchönen, durchgeiſtigten Ausdruck gab. Es lag dabei eine königliche Hoheit und ein an Verachtung ſtreifendes Mitleid in dem Ausdruck deſſelben, als er ſagte:

„Iſt ja nicht der Mühe werth!"

„Was?" — rief der junge Mann, der das Blatt gebracht hatte. — „Dieſer Elende . . . ."

„Weißt mir einen Platz im Tollhauſe an!" — ſagte Beethoven lächelnd. — „Nun warum denn nicht? Ich könnte dort vielleicht recht ſegensvoll wirken und die armen Geiſteskranken durch die Macht der Muſik dem geiſtigen Leben zurückgeben. Amüſirt es die guten Leute, Aehnliches von mir ſagen oder zu ſchreiben, dann laſſe man ſie immerhin gehen*)."

„Und Sie wollten ſchweigen?" — rief der enthuſiaſtiſche Freund des Mäſtro — „hier ſchweigen, wo man ſie, den erſten Componiſten unſerer Zeit, eben ſo ſchmählich als ungerecht heruntermacht?!"

„Ebendeßhalb!" — ſagte Beethoven milde und beruhigend. — „Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre Theilnahme; aber mein Grundſatz iſt: gegen Kritiken oder Angriffe, ſo lange ſie nicht gegen meine

*) Beethoven's eigene Worte.

Ehre, ſondern nur gegen mein Künſtlerweſen gerichtet ſind, ganz zu ſchweigen." *)

Und ſich freundlich gegen ſeinen begeiſterten Anhänger verneigend, nahm Beethoven das Geſpräch mit den Freunden in ungetrübter Heiterkeit wieder auf. Gerhard und Karl, ja die ganze Tiſchgeſellſchaft, ſtaunten und beugten ſich im Stillen vor dieſer liebenswürdigen Ruhe und Größe. Dieſe Seelenheiterkeit hatte freilich heute noch ihren ganz beſonderen Grund:

Ludwig van Beethoven hatte ſeit einigen Tagen — was er ſelbſt fühlte — ſeine erſten großen Meiſterwerke vollendet, die denn auch den Abend noch bei dem Fürſten Lichnowsky zur Aufführung kommen ſollten. Es waren dies jene Trios für Piano, Violine und Violoncell, welche bei ihrem Bekanntwerden ſo gewaltiges Aufſehen machten und ſeinen nachherigen die Welt erfüllenden Ruf eigentlich zu erſt begründeten. **) Das Bewußtſein aber, daß dies ſo kommen müſſe, lag eben jetzt wie ein ſonniger Frühlingstag über ſeiner Seele und hob ihn, wie auf leichten Schwingen, über den Quark der Erde, über Neid, Scheelſucht und alle die erbärmlichen Plackereien des Lebens.

---

*) Schindler: S. 29 u. 30. Marx, L. v. B. I. Thl. S. 242.

**) Oulibicheff; Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. pag. 59. 111.

Dazu die Aussicht für den Abend und der Besuch der Freunde; ... mußte sich Ludwig da nicht glücklich, nicht stolz wie ein König fühlen?

„Und daß Ihr es nur wißt!" — sagte er jetzt zu den beiden Malern. — „Ihr müßt heute Abend mit zu Lichnowsky. Der Fürst und die Fürstin werden sich freuen, Euch kennen zu lernen; zumal Tischbein, von Rom aus, schon über Euch geschrieben hat."

Die Freunde wollten sich weigern, da sie nicht eingeführt seien; aber es half nichts.

„Wenn ich, der ich so halb und halb der Adoptivsohn im Hause bin, Euch einführe," — rief Ludwig lachend — „bedürft Ihr wahrlich keines papierenen Wisches mehr. Ihr werdet mir's übrigens danken, denn liebenswürdigere Leute als die Lichnowsky's lernt Ihr nie mehr kennen; und ich denke, die Musik, die wir aufführen, soll Euch auch zusagen."

Die Sache war abgemacht. Man brachte noch einen köstlichen Nachmittag hin und Gerhard und Karl folgten den Abend zur bestimmten Stunde dem Freunde in das Lichnowsky'sche Palais.

Ludwig hatte nicht zu viel versprochen: die beiden Maler wurden, in ihrer doppelten Eigenschaft, als tüchtige Künstler und als Freunde Beethoven's, mit ungemeiner Liebenswürdigkeit aufgenommen und zwar mit einer Liebenswürdigkeit, die naturwüchsig war und aus dem Herzen kam; nicht aber — wie so oft

in großen Häuſern — als überzuckerte Herablaſſung den Mann von Verdienſt und Geiſt doppelt anekelt.

Die Geſellſchaft war dabei eine auserleſene: faſt der ganze hohe Adel Wien's und außer dieſem die muſikaliſchen Größen Haydn und Salieri. Auch die trefflichen Muſiker Schuppanzigh, Sina, Weiß und Linke waren zugegen, jene vier Celebritäten, die durch ihre Quartette die muſikaliſchen Cirkel des Fürſten Lichnowsky ſo ſehr verherrlichten.*) Man kann ſich denken, wie die neuen Trio's von Beethoven hier ausgeführt wurden, welchen unbeſchreiblichen Eindruck ſie machten und welche Lorbeeren der junge Componiſt erntete.

Fürſt Lichnowsky ſchloß ihn vor allen Anweſenden in ſeine Arme; die Fürſtin hatte ganz vergeſſen, daß der eigenſinnig Vogel aus dem traulichen Neſte, das ſie ihm doch ſo liebevoll bereitet, wieder ausgeflogen ſei; Haydn und Salieri ſprachen ihm ihre vollſte Anerkennung aus, und die übrige hohe Geſellſchaft erſchöpfte ſich in den größten Lobeserhebungen und Schmeicheleien.

Beethoven war bei dem Adel in der Mode, dies hatte ſchon der Wirth den beiden Malern geſagt,

---

*) Schindler: S. 39. Marx, L. v. B. I. Thl. S. 38.

und ſie fanden es hier in der That beſtätigt. Bald hier, bald dorthin hörend, gewahrten ſie, wie man Alles an ihm ſchön, liebenswürdig und genial fand und ſelbſt dasjenige belachte, was man an einem Anderen als eine grobe Unart ſtreng gerügt hätte. Und wie ſtand Beethoven unter dieſen in Gold und Diamanten funkelnden Menſchen? — — wie unter Seinesgleichen! Nur, daß das ſtolze Bewußtſein: heute Herrliches geleiſtet zu haben, und der Gedanke, noch viel Größeres in der Tiefe ſeines Geiſtes zu tragen, eine unſichtbare aber doch hellſtrahlende Krone auf ſeine breite und hohe Stirne drückte.

Wie ſich alle die ſchönen, vornehmen Damen jetzt um ihn drängen und drücken. Sie ſuchen ſchmeichelnd etwas von ihm zu erflehen. Da verfinſtert ſich ſeine Stirne plötzlich.

„O doch, doch! beſter Herr van Beethoven" — flüſtert jetzt die ſchöne, ſtattliche Gräfin Browne. — „Sie haben gewiß die Güte und tragen uns noch eine Phantaſie auf dem Piano vor. Sie ſpielen ſo entzückend, daß man glaubt, die lieben Engelein im Himmel zu hören!"

„Entſchuldigen Sie, gnädigſte Gräfin," — verſetzte Beethoven trocken — „wenn ich Ihrem Wunſche und dem Wunſche der übrigen Damen heute nicht entſpreche."

„Aber warum denn nicht, lieber Ludwig?" —

fiel hier die Fürstin Lichnowsky heiter ein, und legte mit mütterlicher Güte ihre Hand auf den Arm ihres Lieblings. — „Sieh Dich nur in dem Kreise um, der Dich umgibt, wie kann ein Mensch dem Flehen all dieser reizenden Augen widerstehen."

Aber Ludwig's Stirne wurde immer finsterer.

„Sie wissen meine Beste" — sagte er.

„Ich weiß" — versetzte die Fürstin — „daß Du uns eben durch Deine unübertrefflich schönen Trio's alle miteinander bezaubert hast. Aber, Du lieber Zauberer, wir wollen nicht nur in die Feengärten Deines Reiches hineingeschaut haben; Du sollst uns jetzt auch ein Wenig durch dessen Labyrinthe führen und seine Herrlichkeiten weiter kosten lassen."

„Das heißt" — sagte Beethoven wie vorhin — „ich soll noch ein wenig Musik machen, wie man Thee servirt."

Alles lachte über diese Antwort; die Fürstin aber, die diese derbe Originalität ebenfalls entzückend fand, schlug strahlenden Auges, dem Liebling mit dem kostbaren Fächer leise auf den Mund.

„Bösewicht!" — sagte sie dabei. — „Bist uns ohnedem wieder durchgegangen. Aber heute Abend halten wir Dich, und wenn dies meine mütterliche Liebe nicht kann, so mag es die Liebenswürdigkeit der reizenden Fürstin Esterhazy thun."

Und mit diesen Worten trat die Dame des Hauses

einen Schritt zurück, um der Fürstin Esterhazy Platz zu machen.

Es war dies eine wahre Götterschönheit, — eine Gestalt, wie die der Juno: hoch, stolz, kräftig, von vollen üppigen, unübertrefflich herrlichen Formen; — eine Gestalt, die, wie Gerhard schon dem Bruder zugeflüstert hatte, alle Antiken übertraf. Ein ebenso fein gewählte als prachtvolle Toilette hob diese Vorzüge noch hervor, während ihr Engelsgesicht von Jugend und kindlichem Uebermuthe strahlte. Sie war unbedingt um jene Zeit die erste Schönheit Wien's und bei allen Festen und Zusammenkünften des hohen Adels die angebetete Königin Aller. Es versteht sich von selbst, daß sich dies die reizende Fürstin auch bewußt war. Sie wandte sich daher auch jetzt, mit Siegesbewußtsein an den Maëstro und sagte mit bezauberndem Lächeln:

„Wer so wundervoll in Tönen dichtet, wie Herr van Beethoven, ist eine geweihte Größe im Reiche der Poesie. Die Poeten aber waren von jeher chevaleresque und die wärmsten Verehrer der Damen: werden Sie uns unsere Bitte abschlagen?"

„O, nicht doch, lieber Herr van Beethoven!" — ertönte es zugleich aus dem Munde einer Menge von Damen, die Ludwig wie ein prachtvoller Blumenstrauß umgaben.

„Sie sind unser Orpheus!“ — rief die Fürstin Esterhazy. — „Wenn Sie spielen, stehen wir wie die Symplegaden bezaubert still und lassen selbst die Argonauten vorüberziehen.“

„Ja sie sind unser Orpheus!“ — riefen eine Menge Stimmen.

„Aber ich bin nicht Ihre Drehorgel!“ — versetzte Beethoven finster — „die spielen und quicken muß, wenn man sie nach Laune handhabt. Jetzt ist meine Seele voll großer, heiliger Begeisterung und in dieser kann ich den Musikmacher nicht abgeben.“

Und mit einer entschlossenen Bewegung brach er sich Bahn und verließ zornig den Saal.

Diesmal lachte man nicht, sondern versuchte nur zu lächeln, während die Fürstin Lichnowsky in ihrer unerschöpflichen Güte und Nachsicht, das Benehmen ihres Lieblings zu entschuldigen suchte.

„Er ist eben ein Genie!“ — sagte sie mit etwas erzwungener Freundlichkeit, denn sie fühlte sich doch auch verletzt — „und einem solchen Kraft-Genie muß man seine Originalität nachsehen. Ludwig ist wie ein Komet, der seine eigene Bahn dahinfährt und nichts nach den Regeln frägt, welchen sich die übrigen Sterne und Sonnen fügen, wo er sich aber in seiner Herrlichkeit zeigt, da steht Alles vor Entzücken und Bewunderung still. Die Trio's waren doch göttlich!“

„O ja, das waren sie!“ — entgegnete die schöne Fürstin Esterhazy kalt und wandte sich dem Erzherzog Rudolph zu, der eben den Damen entgegentrat.

Der alte Papa und der Tempel der Muſen.

Beethoven war unterdeſſen fortgeſtürmt, die ganze Geſellſchaft ſammt den Freunden — an die er gar nicht mehr dachte — im Stiche laſſend; fortgeſtürmt in finſterem Ingrimm, darüber, daß man ihm ſeine ſchöne, reine, heilige Freude über die wundervolle Aufführung und das Gelingen ſeiner neueſten Tonſchöpfungen durch alberne Zudringlichkeit verdorben hatte. Kannten die Damen doch ſchon ſeinen Widerwillen gegen ein ſolches Spielen in Geſellſchaft. Warum mußten ſie ihn wieder auf's Aeußerſte bringen? Warum ihm den Abend ſo elend verderben?

Er rannte durch einige Straßen, aber ſein Unmuth und ſein Ingrimm wollten nicht ſchwinden, bis ihm der alte Papa einfiel.

„Ja!“ — rief er heftig — „zum alten Papa will ich, dort werd' ich noch verſtanden und dort allein find' ich meine Seelenruhe und innere Heiterkeit wieder!“

Der „alte Papa“ war aber Niemand anderes, als der alte van Swieten; jener prächtige, liebe Mensch, von dem die musikalische Welt Wien's noch jetzt mit Verehrung spricht. Ueberhaupt hatte der Name van Swieten damals einen guten Klang, und zwar nicht in Wien allein, sondern in ganz Europa.

Schon der Vater des „alten Papa“, Gerhard van Swieten, am 7. Mai 1700 zu Leyden geboren, war einer der ausgezeichnetesten Aerzte seiner Zeit. Der beste Schüler des weltberühmten Börhave's, ward er 1725 promovirt und fing bald darauf in Leyden seine praktische Laufbahn mit ungewöhnlichem Glücke an, so daß er nach kurzer Zeit, wahrscheinlich auf seines Lehrers und Freundes Börhave's Verwendung, zum Professor ernannt ward. Wie das Glück aber stets seine Neider hat, so fanden sich diese auch bei van Swieten; er ward von vielen Seiten angefeindet, seine katholische Religion dabei zum Vorwande gebraucht, und sah sich so gezwungen, seine Professur wieder niederzulegen.

Van Swieten's Ruf war indessen schon so begründet, daß ihn die Kaiserin Maria Theresia, sobald sie sein Schicksal erfuhr, sofort nach Wien kommen ließ und ihn hier zu ihrem Leibarzte ernannte. Mit ganzer Liebe gab er sich nun seiner Kunst hin, schuf die erste klinische Anstalt in Wien und trug dabei viel zur Verbesserung der dortigen Universität bei, an der er selbst die Aphorismen seines Lehrers erklärte.

Als Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek war er es ferner, der dieses segensvolle Institut dem Publikum öffnete und benutzbar machte. Aber die Kaiserin ließ auch seine Verdienste nicht unbelohnt: er wurde Rath, Präsident seiner Fakultät, Director sämmtlicher Medicinalanstalten des Kaiserreiches und zugleich Censor. Letzteres Amt übte er allerdings mit zu viel Strenge aus. Als er im Jahr 1772 starb, ließ die Kaiserin sein Andenken durch die Aufstellung seiner Bildsäule ehren; dem Leben aber blieb sein Sohn, Gottfried van Swieten, der als genauer Freund Haydn's, Mozart's und Beethoven's berühmt wurde, namentlich da er Haydn den englischen Text zu seiner „Schöpfung" umarbeitete, und jenen zu den „Jahreszeiten" schrieb. Größer noch war sein Verdienst um die Musik in Wien, da er es namentlich war, der die Werke Händel's und Bach's hier zur Aufführung brachte, und eine musikalische Gesellschaft von Mitgliedern des vornehmsten Adels zu diesem Behufe stiftete. Auch ist es bekannt, daß Mozart — von van Swieten angeregt — vier Händel'sche Oratorien (und unter diesen den „Messias") nach den Bedürfnissen seiner Zeit mit reicherer Instrumentation versehen hat.*)

---

*) Dieser Mäcen der Tonkunst starb in seinem 70. Jahre 1803 in Wien.

Jetzt war van Swieten einundsechszig Jahre alt. Jedermann in Wien kannte ihn: den freundlichen Mann im einfachen grauen Rocke, mit dem noch fast blühend aussehenden, offenen Gesichte und den schneeweißen Haaren. Jedes Kind wußte aber auch, daß er, — weil er Jedermann eine wahrhaft väterliche Liebe entgegenbrachte — den Beinamen „der alte Papa" führe und nannte ihn bei demselben, was van Swieten, der die Gemüthlichkeit selber war, jedesmal mit freundlichem Lächeln aufnahm.

Hier nun, im Hause van Swieten's, befand sich Beethoven während seines ganzen Aufenthaltes in Wien am liebsten. Hatte er doch dies Haus — der classischen Musik wegen, die einzig und allein dort zur Aufführung kam — den „Tempel der Musen" getauft; zumal ja der alte Papa auch Dichter war und es liebte, selbst Künstler anderer Fächer zu seinen Abendunterhaltungen zuzuziehen. Ein reiches, prächtiges Geistesleben entfaltet sich alsdann hier, in dem sich Ludwig van Beethoven wie in seinem Elemente bewegte; neue Gedanken aufnehmend und ausströmend, und immer Nahrung findend für seinen wissensdurstigen Geist.

Aber auch dies Verhältniß trug den Stempel der Originalität; denn Swieten war so gut ein Original, wie Beethoven; gab es doch in ganz Wien keinen

größeren musikalischen Währwolf und Nimmersatt, als den alten Papa.

Wenn den ganzen Abend bis tief in die Nacht musicirt worden war, und alle Freunde sich entfernt hatten, mußte Beethoven gewiß noch dableiben, und auf alles bis dahin Gehörte noch ein halb Dutzend Fugen von Bach zum „Abendsegen", — wie der alte Herr dann gemüthlich lächelnd sagte, — vortragen. Natürlich ward es dann oft so spät, daß für Ludwig an ein Nachhausegehen nicht mehr gedacht werden konnte und für solchen Fall stand dann auch immer ein Zimmer und ein Bett bereit.

Daß es so kommen würde, sah Swieten meist schon voraus und deutete es in seinen schriftlichen Einladungen an Beethoven an. Von einigen, von jenem merkwürdigen Manne an Ludwig gerichteten und von diesem bis in sein Alter sorgsam aufbewahrten Billets sagt eines: „Wenn Sie künftigen Mittwoch nicht verhindert sind, so wünsche ich Sie um halb neun Uhr Abends, mit der Schlafhaube im Sack, bei mir zu sehen*)".

O es waren dies herrliche Abende und Nächte für unseren Helden und an sie dachte er jetzt, als er durch die finsteren Straßen Wien's stürmte.

---

*) Siehe: Anton Schindler: Biographie von Ludwig van Beethoven. S. 26.

Da lag sie, die colossale Stadt, wie ein Riese, der sich in einen schwarzen Mantel gehüllt hat. Das tosende, eilende Gedränge war längst verstummt; — die Ruhe des Grabes dem Toben und Schreien, dem unsinnigen Gerassel der zahllos dahineilenden Wagen gefolgt.

Ludwig that die Stille, wohl. Sein Ingrimm und seine Aufregung legten sich allmälig; ja als er jetzt bei van Swieten, wie er erwartet hatte, noch Licht erblickte, waren beide völlig verschwunden.

Da es schon sehr spät in der Nacht war, fand Beethoven natürlich die Hausthüre geschlossen, aber das genirte nicht; denn für solche Fälle hatten die beiden originellen Menschen schon ihre Absprache und ihre Vorkehrungen getroffen. Beethoven zog ein Pfeifchen aus der Tasche und gab ein Zeichen; gleich darauf öffnete sich im zweiten Stock ein Fenster, eine kleine Gestalt in Schlafrock und Nachtmütze erschien und ließ, ohne ein Wort zu sagen, den Hausschlüssel an einer langen Schnur herab. Beethoven gab jetzt durch einen eigenthümlichen Ruck an der Schnur zu erkennen, daß er es wirklich sei, worauf der „alte Papa" oben losließ und Beethoven — nun im Besitz des Schlüssels sammt der Schnur — die letztere aufwickelte und vermittelst des ersteren in das Haus trat.

Auch heute erfolgten diese Manipulationen und

Ludwig stand nach wenigen Minuten in van Swieten's Zimmer.

Aber welch' eigenthümliches und liebliches Bild überraschte ihn hier. Der alte Papa, eingehüllt in seinen Schlafrock von großblumigem Zitz, die Nachtmütze auf dem schneeweißen Haupte, das freundliche frische Gesicht mit dem Ausdrucke der unendlichsten Güte, von dem Kerzenlichte wie von einer Glorie überstrahlt, die lange Pfeife im Munde, saß neben einem schlafenden Kinde, das er sorgfältig zwischen mehreren Kissen auf dem Sopha gebettet hatte. Das Kind, ein Mädchen von etwa sechs Jahren, schlief sanft und fest, wie Kinder in diesem Alter zu schlafen pflegen. Eines seiner fleischigen Aermchen hatte es unter den Kopf geschoben, den kleine blonde Löckchen umringelten, das andere lag frei über dem Kissen, mit dem es der alte Papa vorsichtig zugedeckt hatte. Und wie glühten nun die runden vollen Wangen so behaglich angeschlafen, welch' unschuldiges Lächeln zauberte eben ein heiterer Traum auf diese kindlichen Züge.

Beethoven, der van Swieten ohne Kinder wußte, und sich auch durchaus nichts aus solchen machte, war im höchsten Grade von diesem Anblicke überrascht; dennoch blieb er, von dem schönen Bilde gefesselt, einen Moment lang schweigend und staunend unter der Thüre stehen. Wie allerliebst gruppirten sich hier

Greisenalter und zarteste Jugend, Vergangenheit und Zukunft!

„Sie staunen, lieber Beethoven?“ — sagte jetzt van Swieten lächelnd. — „Glaub's schon; denn wenn ich auch in unserem guten Wien der Allerwelts-Papa bin, so weiß doch mein Haus sonst nichts von so kleinem Gewürm. Der Tempel der Musen, wie Sie es getauft haben, nimmt sonst nur geistige Kinder poetischer oder musikalischer Größen auf.“

„Allerdings bin ich einigermaßen überrascht!“ — versetzte Beethoven, jetzt nähertretend und dem alten Herrn die Hand zum Gruße bietend.

„Wie um's Himmels Willen kommen Sie denn zu der Kleinen. Sie werden doch nicht etwa!“ . . .

„Das Kind im Hause behalten wollen?“ — ergänzte van Swieten lächelnd. — „Nein! da würde am Ende der Tempel der Musen entvölkert werden und mein lieber Freund Beethoven keinen Schritt mehr über meine Schwelle thun. Ich weiß schon: Kindergeschrei ist ihm so ziemlich das Entsetzlichste des Entsetzlichen.“

„Ja, Papa,“ — rief Ludwig — „da haben Sie recht!“ — und schon der Gedanke an diese Art Musik durchrieselte ihn mit einer Art Unbehaglichkeit.

„Nun!“ — fuhr Swieten fort — „so nehmen Sie den Trost, junger Freund, daß das blonde Engels-

köpfchen ſchon morgen unter anderem Dach und Fach ſein wird."

„Aber wie kommen Sie zu dem Kinde?"

„Sehr einfach!" — ſagte Swieten. — „Als ich heute meinen täglichen Spaziergang machte, kam ich an einem kleinen Hauſe vorbei, aus welchem man eben eine Leiche brachte. Das Jammern einer Frau und vieler Kinder, das aus einem Gelaſſe des unteren Geſchoſſes ertönte, war ſo herzzerreißend, daß es mich tief erſchütterte. Willſt doch ſeh'n, ob da nicht ein Bischen zu tröſten und zu helfen iſt! dachte ich bei mir und ging hinein. Ach du lieber Gott, da ſah es ſchlimm aus. Der Mann war geſtorben und die Frau blieb nun, ohne alle und jede Hülfsquelle, mit acht Kindern zurück. Ich ſah mich um; die Kinder waren reinlich und ſchienen auch gut geartet, und ſo ſuchte ich mir den Lockenkopf da heraus, um ihn erziehen zu laſſen und Vaterſtelle an ihm zu vertreten."

„Das ſieht unſerem edlen Papa ganz ähnlich!" — ſagte Beethoven ergriffen und drückte Swieten die Hand.

„Das, mein lieber Sohn!" — entgegnete der Greis — „war Chriſtenpflicht; und ich weiß, daß Sie es an meiner Stelle, auch gethan haben würden."

„Ja!" — ſagte Ludwig — „vorausgeſetzt, daß ich das Kind nicht ſelbſt erziehen müßte."

„Das will und kann ich auch nicht!" verſetzte

der alte Herr. — „Mein Freund, del Rio, der in der Vorſtadt, Landſtraße Glacis, ein Inſtitut hat, will das Kind bei ſich aufnehmen und für meine Rechnung erziehen. Aber genug davon; Gott gebe ſeinen Segen dazu und mache, daß die Kleine gut und glücklich werde."

Und der alte Herr fuhr leiſe über die blonden Locken des lieblichen Kindes und ein Blick von unendlicher Güte ſchien der kleinen Schläferin ſagen zu wollen: Vertraue mir nur, ich will Dein zweiter Vater ſein, und mit Liebe und Treue für dich und deine Zukunft ſorgen.

Da lächelte das Kind im Traume wie ein Engel und Swieten küßte es leiſe, leiſe auf ſeine Stirne.

Die Unterhaltung nahm jetzt eine andere Wendung. Ludwig mußte berichten woher er komme, und der alte Papa errieth ſehr bald, was da wieder vorgefallen ſei.

„Kann mir's ſchon denken," — ſagte er — „Sie waren wieder einmal ſtarrköpfig und wollten auf die Bitten der Damen nicht ſpielen."

„Aber, lieber beſter Papa, ich hatte ja in meinen Trio's geſpielt."

„Nun, ſo hätte eine Phantaſie mehr oder weniger auch nichts gemacht!"

„Aber wie können Sie ſo reden, Papa!" — rief Beethoven, und van Swieten mußte auf die kleine

Schläferin deuten um seiner Stimme eine Dämpfung zu geben. Dann sagte er: — „Musiciren wir hier nicht oft bis an den hellen Morgen?"

„Allerdings!" — fuhr Beethoven fort — „aber nur vor Ohren, die die Sache verstehen. Bei Gott und allen Heiligen! es war nicht kindischer Eigensinn von mir; aber die Stimmung fehlte. Ich war begeistert, selig von dem Gedanken, daß mir die Trios so gut gelungen; ich fühlte in diesem schönen Momente, daß noch große, gewaltige Schöpfungen da innen ruhen. Chaotisch regte es sich in meinem Geiste, als sollten Welten entstehen .... und mitten in' all' diese heiligen Gefühle, wirft man das Verlangen: ich soll zur Unterhaltung einer schnatternden, schwätzenden, kokettirenden Gesellschaft noch ein Bischen Musik machen; das heißt, wie ein Dompfaff — dem man einige Trompeter-Stückchen eingelernt hat — diese Stückchen herpfeifen, wenn man den Ton angibt? Nein!" — rief hier Beethoven entschieden — „da ist mir doch die göttliche Musika zu heilig. Mögen sie's übel nehmen oder nicht! — mögen sie mir ihre Circle verschließen, — ich werde mich ihrem kindischen Verlangen nie fügen. Sie müssen den Adel des Geistes, die Weihe der Kunst, anerkennen, und diese beugen sich in ihrer gottentstammten Freiheit und Majestät auch nicht vor Fürstinnen und wären sie noch so zauberhaft schön!"

Swieten lachte über seines jungen Freundes

heiligen Eifer, während Beethoven mit großen Schritten im Zimmer auf und abging. Aber der Papa nahm zugleich auch seinen neuen kleinen Liebling mit den Kissen sorgfältig auf und trug ihn auf das Sopha des Nebenzimmers, um ihn vor Beethoven's Donnerstimme einigermaßen zu schützen.

„So!" — sagte er wiederkehrend — „jetzt mein junger Jupiter tonans weckt Er mir wenigstens meine Kleine nicht mehr."

„Und soll ich mich da nicht ärgern?" — fuhr Ludwig grollend fort. — „Am Ende kommen sie auch noch und verlangen, daß ich ihnen zum Tanze aufspiele oder gar selbst mit ihnen tanze!"

„Nun, nun!" — meinte der alte Herr lächelnd — „das wäre doch wohl kein Verbrechen. Sie sind ja doch ein so großer Verehrer des tiefsinnigen griechischen Weisen Platon; wissen Sie nicht, was der von der Kunst des Tanzens sagt?"

„Doch, doch!" — entgegnete Beethoven — „er nennt die Kunst des Tanzens eine holdselige und frohe Gabe der Götter! Aber das war auch etwas anderes, als unser Tanz: da war Grazie, edle Bewegung des Körpers, schöner Rhytmus .... bei uns ist er Raserei. Unter den Beschuldigungen, welche Sallust gegen Catilina erhebt, befindet sich auch die, daß er mit der Sempronia in Verbindung gestanden, einer Person, welche zierlicher zu tanzen verstanden

habe, als einer ehrliebenden Frau gezieme. Cato aber wirft es gerade zu dem Lucius Murena als eine schimpfliche Handlung vor, daß er in Asien getanzt, und der Kaiser Tiberius trieb die Tänzer aus Rom, weil er sie schädlich und gemeingefährlich erachtete ...."

„Und von Sokrates" — fiel hier Swieten ein — „berichtet Xenophon, daß er das Tanzen unter die disciplinas graves gezählt und sich nicht geschämt habe, im vorgerückten Alter noch tanzen zu lernen. Erst die harten und anmuthslosen Römer brachten den Tanz in Verruf. Aber lieber Beethoven Sie werden mir doch nicht auch so ein Stück Römer werden wollen? Bleiben Sie mir lieber bei Ihrem Platon und den phantasie- und schwungreichen Griechen."

„Lebten wir nur auch in den Zeiten, die Griechenlands Größe sahen!" — rief Beethoven mit einem Seufzer. — „Die dazu nöthige Poesie und Phantasie fühle ich schon in mir. Ach! gerade das ist es ja, was mich oft zur Verzweiflung treibt: daß das jetzige prosaische Menschenvolk keine Poesie und Phantasie mehr hat. Gar nicht mehr weiß, was das ist! .... O, die Alten waren doch in Allem unübertrefflich!" — rief hier Ludwig in strahlender Begeisterung und blieb vor van Swieten stehen. — „Wie hoch, poetisch, wie herrlich bezeichneten sie doch gerade die Phantasie. Wir sagen heutzutage mit unserer

kalten und nüchternen Weisheit: Neben Intelligenz und Willen steht die Phantasie, die vermittelnde Kraft, deren Bildern unsere Erkenntniß entspringt, und unser Handeln die Vorstellung seines Zieles verdankt. Bei den poetischen Alten war die Phantasie göttlichen Ursprungs: die Tochter des Zeus und der Mnemosyne, der göttlichen Schöpferkraft und des erhaltenden Gedankens, die aus den überirdischen Reichen des Ideals Formen und Gestalten für die Empfindung der menschlichen Seele herabholte. Ist das nicht schön?!"

„Das ist es!" — sagte der alte Herr und nickte beifällig. — „Und etwas wunderbares, räthselhaft Göttliches ist es allerdings um sie. Wenn sich das Auge des Körpers schließt, zeigt sie unserer Seele in tausend farbeprangenden Bildern die Welt ihres Lebens."

„Und dann fühlt sie sich erst recht ungehemmt von störenden Eindrücken" — sagt Beethoven — „und erhebt ihre Schwingen zu den lichtreichen Gefilden ihrer Heimath."

„Ja, ja!" — meinte der Greis — „was die Nerven und Muskeln sammeln und schaffen, was im Herzen und im Hirn keimt und treibt und gährt, das gaukelt sie dann in bunten Bildern unseren Sinnen vor."

„Halt!" — rief hier Beethoven und fuhr mit der Hand an seine Stirne — „da kommt mir ein

Gedanke: Hierin hat gewiß auch die schöne Sage von der Blindheit der alten Sänger ihren Grund! Wenn das Auge sich von dem Gewirre des Tages wendet und unser Gemüth einsam sich beschaut, wie suchen uns da die lieblichsten Träume, die süßesten Tröstungen, die erhabendsten Gedanken heim! Wo sah Apelles seinen Zeus? Wo Raphael seine Madonna? Wo sahen Pindar und Homer die Gestalten ihrer Helden und Götter? — Und" fuhr Ludwig van Beethoven glühend fort, indem er seine gewaltige Figur hoch aufrichtete, so daß sie wie eine antike Göttergestalt vor den Augen des Greises stand — „und .... hab' ich denn nicht selbst schon Aehnliches erlebt? Wenn ich in einsamen Stunden der Nacht das Treiben der Welt vergaß, schwang sie sich da nicht herab zu mir, die Göttin Phantasie, auf ihren lichtblitzenden Flügeln? Dann durchströmte, mit ihrem Flügelschlage, eine Fülle der Töne meine Seele. Wie Blitze aus höheren Sphären fing es an, mich zu durchzucken, bis es immer heller und heller ward und die Töne und Accorde immer breiter und gewaltiger anschwollen. Und wie es endlich im Sturme rauschte und wie Meereswogen brandete, da fühlte ich in seligem Beben, wie die Phantasie aus ihrem ewigen Borne schöpfte. Und was sie schuf, erleuchtete sie mit dem Lichte des Ideals. Aber .... dann, der nüchternen Wirklichkeit

spottend, führte sie auch, im Siegesrausche ihrer göttlichen Freiheit, den Geist in rasendem Fluge durch alle ihre Reiche!"

Beethoven stand hier wie ein Jesaias vor van Swieten, der ihn freudig anstaunte. Auch er fühlte in diesem Momente den Hauch des ewigen, göttlichen Geistes, wie er in geweihten Augenblicken die Auserlesenen der Sterblichen anweht. Hier — das wußte; das fühlte er jetzt unumstößlich — hier stand ein solcher vor ihm.

Beethoven's Blicke schauten unterdeß noch immer wie in eine Unendlichkeit; aber mit einer tief aus der Brust kommenden Stimme sagte er jetzt langsam:

„Vorwärts drängt sie dann den Gedanken, hinaus über den abgegrenzten Raum des wirklichen Lebens, zum verbessernden und veredelnderen Schaffen. Das also ist auch die Aufgabe der Kunst: nicht stehen zu bleiben bei der Realität, sondern einzugreifen in sie und die Formen ihrer vollendeten Reinheit entgegenzuführen."

„So ist es mein Sohn!" — rief van Swieten mit bewegter Stimme. — „Doch steht der Künstler hier an einem gefährlichen Abgrunde: Gerade hier gilt es, daß sich die Phantasie nicht von dem Verstande trenne; denn leicht hält der aufgeregte Mensch die Welt der Phantasie für die Welt der Wirklichkeit. In wildem Tanze führt dann der phantastische Reigen den Geist dahin, die leitende Kraft versagt, und,

den Blick von Wahnsinn umnachtet, sinkt er taumelnd zu Boden."

Beethoven's Züge waren in diesem Momente fest wie Marmor. Eine überwältigende Hoheit lag auf seiner Stirne und als er sprach, klang es mit siegreicher zwingender Ueberzeugung:

„So muß der Gedanke ihr zur Seite gehen; der Gedanke aber ist Gott selbst, der alles zügelt, alles lenkt und bändigt .... auch die wildeste Phantasie!"

Und er ging schweigend zu dem Instrumente, öffnete es und phantasirte wundervoll. Alle Schleußen der Seele sprangen auf; alle Höhen und Tiefen der Lust und des Schmerzes erklangen, bis sich die Töne immer mehr und mehr verschlangen und in wilden seltsamen Harmonien umherflogen, wie Kometen durch die Räume der Unendlichkeit.

Da schlug es zwei Uhr. Beethoven stand auf, nahm eines der ganz herabgebrannten Lichter, sagte: „Gute Nacht!" und ging ohne ein weiteres Wort nach dem ihm bekannten Schlafzimmer.

Mit dem Kopf durch die Wand.

Ludwig van Beethoven wohnte wieder im Lichnowsky'schen Palais; die beiden ihm befreundeten Maler hatten die Freude, ihn schon den Tag nach jenem Vorfalle, der auch sie in die größte Verlegenheit gebracht hatte, wieder dort einziehen zu sehen. Wahrscheinlich fühlte er doch, daß er, namentlich der Fürstin, die ihn so mütterlich liebte, wehe gethan, und so wollte er diesen Fehler damit wieder gut machen, daß er sich auf's neue ganz unter die Flügel ihrer Protection begab.

Indessen überstieg die Güte dieser edlen Frau alle Grenzen der Erwartung Gerhard's und Karl's. Hatte sie doch noch an demselben Abende ihren Liebling überall entschuldigt und selbst zu Gerhard gesagt:

„Wenn Sie an Ihrem Freunde vielleicht auch finden, daß seine äußere Haltung zuweilen des feineren Schliffes ermangelt, so liegt der Grund zunächst, wie

Sie wohl auch selbst schon gefunden haben, in seiner gewaltigen Natur, die alle Schranken durchbricht, und, alle Salons-Conveniemzen bei Seite schiebend, fesselos einhergehen will."

Und diese Nachsicht, ja selbst diese Bewunderung einer — allerdings auch durch ihr Wesen und ihre Schöpfungen imponirenden — Originalität pflanzte sich von der Fürstin auf alle übrigen Anwesenden fort. Es dauerte keine Viertelstunde und man hatte den ersten kleinen Aerger über Beethoven's rücksichtsloses Betragen vergessen, und lachte durchweg über die bizarren Eigenheiten des genialen jungen Mannes. Allerdings wäre dies wohl nicht geschehen, wenn man in Ludwig nicht auch den Liebling des Fürsten und der Fürstin berücksichtigt hätte. Neider nannten dies ein unmenschliches Glück; verständigen Freunden, wie van Swieten, machte es viele Sorgen. Konnte doch diese Stellung nicht für die Dauer des Lebens so bleiben, und wohin sollte alsdann dies „mit dem Kopf durch die Wand" führen. Freilich ließ es van Swieten nicht an Rath und Ermahnungen fehlen; aber Ludwig war bereits schon so verwöhnt, daß diese unbeachtet blieben, und so war der alte Papa schon zufrieden, wenn der Himmelstürmer nur zu seinen Abendmusiken kam. *)

*) Schindler: S. 28.

Fleißig war indessen Beethoven ungemein. Haydn, Albrechtsberger, Salieri und Schenk wurden behufs der Vervollkommnung im Generalbaß und der theoretischen Studien überhaupt, besucht. Vater Kraft und Linke lehrten ihn den Mechanismus des Violoncells, Punto jenen des Horns und Friedlowsky (Vater) den der Clarinette kennen *). Aber freilich trat auch hier die alte Erscheinung zu Tage: alle diese Celebritäten schätzten Beethoven sehr; aber alle stimmten auch darin überein, daß es bei dessen eigensinnigem und selbstwollendem Charakter unendlich schwer sei, mit ihm auszukommen **). Die trockenen Regeln konnten natürlich diesen vorwärtsdrängenden, gewaltigen Feuergeist nicht ansprechen und so setzte sich ein dauernder Widerwillen gegen dieselben in ihm fest. Aber kann denn auch das Genie die Bahn des gewöhnlichen Talentes gehen? Lagen nicht in dem Kinde Mozart schon alle Regeln der Kunst, ehe man sie demselben lehrte? und bedurfte es nicht auch hier nur ein leichtes Ansprechen, um dasjenige der Seele zum Bewußtsein zu bringen, was — angeboren — in ihr lag?

Ganz derselbe Fall fand bei Beethoven statt; wenn auch bei diesem die volle Blüthe später zur

---

*) Schindler: S. 39.

**) Wegeler und Ries: S. 86.

Entfaltung, die ganze Fülle des innersten Wissens und Könnens erst in reiferen Jahren zum vollen Bewußtsein kam.

Viele seiner Eigenheiten sollten aber auch die beiden Kügelgen – so kurz ihr Aufenthalt in Wien war — noch kennen lernen.

So interessirte sich namentlich Gerhard als Porträtmaler, für eine besondere Eigenthümlichkeit des Freundes: wenn Beethoven nämlich in tiefe Gedanken versunken, sich selbst vergaß; oder sich mit der ganzen Kraft der Seele der Anhörung einer trefflichen Musik hingab, erstarrten die Zügen seines bedeutsamen Gesichtes zu Marmor, und nichts verrieth alsdann die Bewegungen seines Inneren, als das blitzartige Leuchten seines Auges. Besuchte er eine classische Oper, so saß er von Anfang bis zu Ende schweigend und unbeweglich, wie eine Statue; aber dies war auch der schlagendste Beweis seiner Anerkennung. Gefiel ihm die Musik einer Oper oder eines Concertes nicht, so stand er plötzlich auf und lief, ohne ein Wort zu verlieren, davon*).

Auch heute war das letztere in einem Concerte geschehen, welches er mit Gerhard und Karl Kügel-

---

*) Oulibicheff: Beethoven ses critiques et ses glossateurs. pag. 60. — Ignaz, Ritter von Seyfried: Beethoven's Studien.

gen zugleich besucht hatte; da ihn der Concertgeber, ein durch alle Zeitungen außerordentlich empfohlener Violinvirtuose gar sehr um seinen Besuch gebeten hatte. Aber schon nach dem ersten Vortrage dieses Maestro sprang Beethoven plötzlich auf, drückte mitten in dem Saale den Hut auf den Kopf, warf den Freunden einen furchtbaren Blick zu, und lief — beide wie gewöhnlich sitzen lassend — ohne ein Wort zu sagen davon, als ob es hinter ihm brenne.

Auf alle Gesichter stahl sich unwillkürlich ein Lächeln und das Urtheil über den unglücklichen Concertgeber war gesprochen.

Auch die Freunde sahen sich lächelnd an; da sie aber wußten, daß sie Ludwig bei dem „alten Papa" finden würden, bei welchem dieser sie auch eingeführt hatte, so begaben sie sich gleich nach der Vollendung der ersten Abtheilung des Concertes dorthin.

Da saß er denn, der Himmelstürmer, und spielte Bach'sche Fugen. Er hatte aber mit van Swieten seit seinem Hereinstürmen in das Zimmer noch kein Wort gewechselt; auch saß ihm der Hut noch auf dem Kopfe, wie er ihn sich vorhin im Zorne aufgedrückt.

Als die beiden Freunde eintraten, sah er sie an, spielte aber weiter, bis die Fuge zu Ende. Erst dann stand er auf, grüßte die Anwesenden und nahm den Hut ab.

„Ist die Rennbahn geschlossen?“ — frug er dann kurz.

„Was? .... Die Rennbahn?“ — wiederholte Gerhard staunend.

„Nun ja!“ — sagte Beethoven. — „Was das Rennpferd in der vierbeinigen, das ist der Virtuos in der zweibeinigen Welt! Auch er durchläuft zum hundertsten Male dieselbe breitgetretene Bahn, macht stets dieselben Biegungen, setzt stets über dieselben Hindernisse hinweg und stolpert auch gewöhnlich über denselben Graben. Nur sind mir die Renner lieber, als die Virtuosen; den ersteren kann man doch aus dem Wege gehen, den letzteren nicht, wenn man nur im Entferntesten da wohnt, wo Menschen wohnen.“

Papa Swieten und die Freunde lachten! aber in Ludwig grollte es noch gewaltig.

„Ist es vielleicht nicht so?“ — fuhr er fast ingrimmig fort. — „Kann sich denn eine ehrliche Haut vor diesen Menschen retten? An allen Straßen hängen die vielfarbigen Zettel, welche den Namen des Unsterblichen mit mannshohen Lettern Einem gleichsam vor den Kopf werfen; und sie schließen sich in so ununterbrochener Reihe an einander an, daß man fürchtet, sie liefen Einem nach; denn bei jedem Blick rechts oder links findet man dieselben Gespenster wieder! Und erst, wenn sie einen selbst aufsuchen ....! Beim Orpheus! mögen mir es die dünngesäeten wah-

ren Jünger der Kunst verzeihen, welche die reinen, echten Perlen des musikalischen Genusses mit geweihter Hand in unser armes, gequältes Dasein streuen; aber ich frage Euch, Freunde, was gibt es Unleidlicheres, als diesen Typus reisender Virtuosen, namentlich derjenigen, die ihre „eigenen Compositionen" spielen."

„Ja, ja!" — sagte hier der alte Papa — „ihre Arroganz ist gewöhnlich unerträglich und ihre Machwerke sind meist zum Erbarmen."

„Es kann eine an sich unerträgliche Eitelkeit" — polterte Beethoven fort — „durch den vollendeten Vortrag eines Meisterwerkes nachgesehen werden; man kann den Menschen über sein Instrument vergessen und die heraufbeschworenen Geister der großen Meister können alle Extravaganzen der complicirtesten Rumpf- und Armverdrehung entschuldigen ...."

„Namentlich" — fiel hier Papa Swieten ein — „wenn man, wie ich, die Vorsicht gebraucht, in den Gipfelpunkten solcher convulsivischen Experimente die Augen zuzumachen!"

„Alles gut!" — fuhr Beethoven fort — „aber die eigene Compositionen! — — Herr, du mein Gott, da soll Feuer aus dem Geiste fahren! ... ja den Teufel auch! Opus 11,999! ... und endlos! endlos!"

Und er hielt sich mit beiden Händen den Kopf und lief wie verzweifelt im Zimmer auf und ab.

„Ruhig! ruhig!“ — ſagte jetzt lächelnd van Swieten.

„Da bleibe ruhig wer kann!“ — rief Beethoven. — „Ich ſehe ſchon, wie es in der Zukunft kommt! Das Virtuoſenthum wird, zumal hier in Wien, uns Allen über den Kopf wachſen. Trittſt du in ein Haus, ſo entgehſt du Nirgends den Fallſtricken, die Vater, Mutter, Sohn und Tochter Dir ſtellen; mit jedem Händedruck bleibt Dir ein Billet zwiſchen den Fingern; aus jedem graziöſen Lächeln der Hausfrau grinſt Dir ein noch unbeſetzter Sperrſitz entgegen. Aber wehe Dir, dreimal wehe! wenn Du den Unſterblichen ſelber kennſt, ihm vielleicht in einem Deiner unbewachten Augenblicke ein Wort der Anerkennung geſagt haſt. Biſt Du ſelbſt Muſiker, ſo plagt er Dich zu Tode, bis Du ſeine Dudelei durch Deine Anweſenheit verherrlichſt; biſt Du aber kein Muſiker ſo ſchickt er Dir gewiß 50 Billets in's Haus und die ſollſt Du Armer wie ein gährend Drachengift in die Milch der frommen Denkart Deiner Bekanntſchaften hineinſchütten, daß Dir Alles, was Dir lieb und theuer iſt, vierzehn Tage lang mit ſaurem Geſichte aus dem Wege geht!“

Der Eifer Beethoven's war jetzt ſo tragiſch-komiſch geworden, daß Alle lachen mußten! ja er ſelbſt — ſich an das Klavier ſetzend und mit verkehrter Hand wild

über deſſen Klaviatur fahrend — fing zornig zu lachen an, daß die Wände ſchütterten *).

„O!“ — rief er dann — „wir lachen? weinen ſollten wir; denn ich ſage Euch, dieſe Virtuoſenwirthſchaft wird ein Gift für die edle Muſika werden, an dem ſie, im Sinne des Wortes, den Geiſt aufgeben wird!“

„Lieber!“ — ſagte hier Papa Swieten — „Sie ſehen wieder, wie gewöhnlich, zu ſchwarz!“

„Nein, nein, nein!“ — rief Beethoven aufſpringend, und der alte Sturmlauf durch das Zimmer ging wieder an. — „Nein! ich ſehe nicht zu ſchwarz. Es wird noch viel ſchlimmer kommen.“

„Möge uns der liebe Gott davor behüten, daß Sie recht behalten!“ — meinte der alte Herr.

„Es wird noch dazu kommen“, — fuhr Beethoven eifernd fort — „daß man ſich en bloc oder à forfait zum Genius erheben laſſen kann.“

„Die Art, wie dies geſchehen ſollte, möchte ich aber doch kennen!“ — ſagte Gerhard.

„Nun!“ — rief Beethoven — „man kann doch wahrlich, von dem, was wir jetzt in Wien erleben, auf die Zukunft ſchließen. Wie hat es denn unſer heutiger Folterknecht gemacht? Er war noch in Paris, oder Petersburg, oder Calcutta, — was weiß ich, — da

*) Oulibischeff: Beethoven, ses critiques etc. p. 60.

ging es ſchon wie kurzer Lerchenſchlag durch alle Blätter: er kommt, er kommt, er beglückt Euch, der gefeierte Künſtler Labowsky! — Dann las man von Brillantnadeln und goldenen Doſen, die ihm als Huldigungen einzelner Potentaten zu Füßen gelegt worden ſeien .... und jetzt hier: Zettel, Programme, Paucken und Trompeten! — Himmel-Herr-Gott! und was für ein Quark war das, was er gab .... Und ich will wetten, es gab am Schluſſe ein donnerähnliches dacapo! bravo! brava! bravi! ſchockweiſe aus Dur und Moll, Füßegeſtampf und Geklatſch, — natürlich alles bezahlt!"

Und Beethoven warf ſich wieder an den Flügel und fuhr wie vorhin mit der verkehrten Hand ein paarmal über ſämmtliche Taſten; dann ſchlug er plötzlich volle prächtige Accorde an und ging in ein Händel'ſches Thema über.

„Gott! Gott!" — rief er dabei — „das iſt doch Muſik! Das ſind Schöpfungen, die den Stempel ewiger Blüthe tragen; .... da iſt Reichthum der Ideen, ... da iſt Wiſſen .... da iſt Kunſt und doch alles auch wieder Natur! .... Und wie unendlich beſcheiden waren jene Männer: Händel, Bach, Mozart .... und jetzt" — — eine Diſſonanz ſchlug durch — — aber er führte ſie wunderſchön zurück und phantaſirte noch lange auf eine prächtige Weiſe über das vorhin aufgenommene Thema.

Als Beethoven vom Inſtrumente aufſtand, hatte

er allen Aerger vergeſſen. Eine heitere Befriedigung lag in ſeinen Zügen, und lange war er nicht ſo gemüthlich und luſtig geweſen, als bei dem kleinen Abendeſſen, das der „alte Papa" jetzt improviſirte. Es waren aber auch die letzten Stunden, die er mit Gerhard und Karl bei ihrem diesmaligen Beſuche in Wien zubringen ſollte; denn ſchon auf morgen war die Abreiſe der beiden Maler für München feſtgeſetzt, und von da ſollte Gerhard nach Riga und Petersburg gehen, woſelbſt ihn Aufträge des Kaiſerhofes erwarteten.

Noch einmal gedachten ſie der Jugend, des Breuning'ſchen Hauſes, der unvergeßlichen Reiſe nach Mergentheim ... Jeanetten's und Eleonoren's ... und laut und harmoniſch erklangen die Gläſer auf das Andenken dieſer ſchönen Zeiten und dieſer lieben Menſchen.

Es war tief in der Nacht als die Freunde ſich trennten, um auf lange Zeit — vielleicht auf immer — von einander Abſchied zu nehmen.

Mißverſtändniſſe.

Um dieſelbe Zeit — es ging gegen Mitternacht — herrſchte in dem Palais des Grafen Browne eine ungewöhnliche, ſeltſame Aufregung. Nicht, als ob die Säle des großen alterthümlichen Hauſes von ſtrahlenden Gäſten gewimmelt und Treppen, Corridors und Vorzimmer durch Schaaren ab- und zueilender Lakaien belebt geweſen wären .... nein! .... die Aufregung die eben jetzt hier Platz gegriffen, erſchien ganz anderer Art, da ſie ſich nur auf wenige Bewohner des Hauſes, erſtreckte und einen beklemmenden Charakter trug. War doch ſelbſt der Ausdruck der Geſichter Derer, die man bei dem allarmirenden Vorfalle, der eben die nächtliche Ruhe ſtörte, in Betheiligung gezogen, eine wahrhaft Geſpenſtriſche.

„Gnäd'ger Herr! gnäd'ger Herr!“ — liſpelte eben die Stimme des Kammermädchens der Gräfin, indem ſie, in der einen Hand einen ſilbernen Leuchter mit einer faſt herabgebrannten Kerze haltend, mit der an-

deren eifrig aber leise an der Thüre des gräflichen Schlafzimmers anpochte. Ihre Stimme zitterte dabei auffallend und ihr Antlitz war bleich wie der Tod.

„Gnäd'ger Herr! gnäd'ger Herr!“ — wiederholte sie jetzt etwas lauter und unter stärkerem Pochen. Wie bemüht indessen das Mädchen dabei war, alles Aufsehen zu vermeiden, ging schlagend daraus hervor, daß sie sich, während sie lauschend das Ohr an die Thüre drückte, sorgfältig umsah, ob sie auch sonst Niemand im Hause bemerkt habe. Aber alles blieb still, selbst in dem Schlafzimmer des Herrn Grafen, aus dem sich lediglich ein mächtiges Schnarchen hören ließ.

„Er schläft und hört mich nicht!“ — sagte daher die Kleine zu sich selbst, und die Hand, die den Leuchter hielt, zitterte vor Aufregung. — „Ich muß die Thüre öffnen.“ — Und sie drückte leise auf die Schlinke und die Thüre gab nach.

„Herr Graf!“ — wiederholte die kleine Zofe jetzt abermals; aber indem sie den Mund an die Spalte brachte, überflog ein leises Roth ihre Wangen.

„Wer ist da!“ — erwiederte jetzt mit der raschen Art, mit der man aus dem Schlafe auffährt, die Stimme eines Mannes.

„Vergebung!“ — flüsterte das Kammermädchen; aber ein überrascht ausgestoßenes: — „Wie? — Babette?“ — schnitt ihr die Rede ab.

„Ich muß um Vergebung bitten!“ ....

„Nun!“ — entgegnete die Stimme des Grafen voll freundlicher Herablassung — „die kann Dir werden“ . . . .

„Nicht! nicht!“ — flehte die Kleine. — „Die gnädige Frau Gräfin schickt mich: es ist wieder da . . !“

„Was ist wieder da?“

„Das Wunder! . . . die Erscheinung!“

„Bei meiner Tochter?“

„Zu dienen, gräfliche Gnaden! Sie und die Frau Gräfin wollten's mir immer nicht glauben; jetzt können Sie sich mit Aug' und Ohr überzeugen.“

„Gut!“ — sagte der Graf und man hörte diesem kleinen Wörtchen die peinliche Ueberraschung an, die ihn bei dieser Nachricht erfaßt hatte. Er fügte daher in einem zwischen Aerger und Befehlen schwankendem Tone hinzu:

„Ich werde kommen!“

Babette, noch immer vor der gekleften Thüre stehend, [illegible]igte sich und eilte leise, eine Hand vor das Licht haltend, zu den Zimmern ihrer Gebieterin zurück. Aber dieser Gang, der über einen langen Corridor von dem einen Flügel des Hauses zu dem andern führte, war ihr heute schrecklich, obgleich es natürlich nicht das erstemal war, daß sie ihn, selbst bei Nacht, zurücklegte. Nur mochte die Stimmung jetzt eine ganz andere, als sonst sein; denn fast bei jeder der altmodischen Halbsäulen aus Marmor, welche von

zehn zu zehn Schritten zollbreit aus der Mauer traten, um die mit dem gräflichen Wappen schließenden Spitzbogen zu tragen, — — fuhr sie entsetzt zurück, als ob sie ein Gespenst sehe. In der That beflügelte denn auch die Furcht ihre Schritte bald so sehr, daß sie athemlos bei der Gräfin ankam, und kaum die Nachricht: — „Der Herr Graf werden sogleich erscheinen!“ — herauszustoßen vermochte.

Aber auch die Gräfin, diese sonst so lebensfrohe und heitere Frau, stand in diesem Augenblicke mit dem Ausdrucke da, den nur die unerwartete Auferstehung eines Todten, — oder der Anblick eines Geistes den menschlichen Zügen geben kann. Sie war noch angekleidet, und das neben ihr am Boden liegende Buch, war wohl eben erst ihrer Hand entglitten. Jetzt lehnte sie mit dem einen Arm gegen den Sessel, von dem sie sich vor wenigen Minuten entsetzt erhoben, während ihr anderer Arm schlaff an der Seite herabhing. Den Oberkörper etwas zurückgebogen, starrten ihre Augen dabei nach der ihr gegenüberliegenden Flügelthüre, auf welche auch das Kammermädchen ängstlich hinblickte, obgleich nicht das Geringste dort zu sehen war. Aber dies starre Dorthinschauen war eigentlich nur der Ausdruck des Entsetzens und der Furcht vor dem, was sich hinter dieser und den nächstfolgenden Thüren zeigen werde, sowie eine Unterstützung der Gehörorgane: denn in der That zogen ganz

eigenthümliche, wie aus dem Grabe kommende Töne aus der Entfernung daher.

In diesem Augenblicke trat der Graf durch die Hauptthüre ein. Es war ein hübscher, kräftiger Mann in den Vierzigen, dessen sonst so militärische Haltung man freilich jetzt unter dem seidenen Schlafrocke und bei der Aufregung, die ihn in diesem Momente erfaßt hatte, nicht würdigen konnte.

„Es wäre also doch so?“ — flüsterte er jetzt, die Thüre, durch die er gekommen, leise und vorsichtig hinter sich zumachend. — „Babette hätte sich also doch nicht getäuscht?“

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ — entgegnete kaum hörbar die Gräfin; indem sie nach der Gegend zeigte, nach welcher ihre Augen unverwandt hinstarrten.

Alle drei lauschten jetzt gespannt.

Wirklich ließen sich fort und fort dieselben geisterhaften Töne vernehmen. Sie waren glockenrein und gehörten einer jugendlich-frischen Stimme an; aber die Art und Weise des Gesanges hatte doch etwas Absonderliches, eigenthümlich Getragenes, fast konnte man sagen Träumerisches.

Wie aus der tiefsten Tiefe einer mächtig erregten Seele stiegen sie auf, und — so gedämpft sie auch durch die Entfernung klangen — so deutlich erkannte man doch die eigene innerliche Ergriffenheit der Singenden. Es war das Beethoven'sche Lied: „Wenn

ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt'! flög' ich zu dir!" Eine wunderbare Sehnsucht sprach aus demselben; aber es klang fast wie die Sehnsucht einer Abgeschiedenen, deren Geist klagend über Gräber fährt.

Die Lauschenden standen lange unbeweglich: ihr Herz pochte so laut, daß man den Schlag desselben fast hören konnte; — den Athem anhaltend, glichen sie Bildsäulen, und diese Aehnlichkeit erhöhte noch zum Erschrecken die Todtenblässe ihrer Gesichter.

Endlich ermannte sich der Graf, und auf den Zehen nach der in die Nebengemächer führenden Flügelthüre, durch welche die Töne drangen, hinschreitend, gab er den beiden Anderen ein Zeichen, ihm zu folgen. Das folgende Zimmer war das eigentliche Schlafgemach der Gräfin, aus diesem führte eine zweite Thüre in ein reizendes Boudoir, an welches sich dann die Gemächer der Comtesse Eugenie anschlossen.

Geräuschlos durchschritt man Schlafgemach und Boudoir, — geräuschlos öffnete sich jetzt die Thüre des anstoßenden Zimmers ... als allen Dreien ein halblauter Ruf der Ueberraschung entfuhr.

Comtesse Eugenie saß halb aufgerichtet in ihrem Bette. Ihre zarte Gestalt umhüllte sorgfältig ein weißes Nachtgewand von feinem Batist mit reichen geschmackvollen Stickereien, an Hals und Aermeln mit Spitzen besetzt. Ihr linker Arm stützte den Körper, ihr rechter

lag leicht auf der Decke von carmoisinrother Seide. Ein zierliches Häubchen umschloß die Fülle blonder Locken, die sonst das zarte Oval ihres reizenden Köpfchens umwallten, und von welchen sich jetzt nur die Vorwitzigsten herausgestohlen hatten, als könnten sie es nicht lassen, die Wangen des holden Kindes zu kosen. Und ein Kind war Comtesse Eugenie wirklich noch, — ein Kind von vierzehn Jahren, was auch die Züge ihres schönen regelmäßigen Gesichtchens sagten. Aber dies liebe kleine, sonst immer so freundliche Antlitz war jetzt, zum Entsetzen der Eltern, starr und bleich, als habe der Engel des Todes seinen letzten Weihekuß demselben aufgedrückt. Auch die Augen waren geschlossen, und doch bewegten sich die Lippen leise und über sie hin zogen jene wunderbar geisterhaften Töne, welche Vater und Mutter bis in das Mark ihres Innersten erschütterten. Eugenie schlief und sang im Schlafe das schöne Lied ihres angebeteten Lehrers, Beethoven: „Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir!"

Machte aber schon dies Singen im Schlafe einen peinlichen Eindruck auf die erstaunt Lauschenden, so steigerte sich dieser Eindruck durch die Beleuchtung des Zimmers wirklich zum Gespenstischen. Da nämlich die, in der Mitte des Schlafgemaches von der Decke herabhängende Nachtlampe, zur Mäßigung des Lichtes, von einer Glocke aus dunkelgrünem Glase umgeben

war, warf ſie einen matt-grünlichen Schein über das ganze Gemach, der — an und für ſich fahl und unheimlich — auf dem weißen Nachtgewande und dem bleichen Antlitz der Singenden einen wahrhaft erſchreckenden, todtenähnlichen Effect hervorbrachte.

Alles dies wirkte denn auch auf das Mutterherz ſo gewaltig, daß ſich die Gräfin kaum aufrecht zu erhalten vermochte und vergeblich gegen ihre Thränen ankämpfte. Sie traten ihr hell in die Augen und nur ein ernſter Blick ihres Mannes hielt ſie von einem lauten Ausbruche zurück.

Aber auch der Graf war tief erſchüttert, während Babette an Arm und Beinen zitternd, ein Ave-Maria nach dem anderen leiſe betete.

Jetzt verhallten die Töne und eine lautloſe Stille trat ein. Comteſſe Eugenie blieb unbeweglich.

Plötzlich ſchien es, als ob ſie ſich rege. Alle hielten den Athem an.

Da ſchoben ſich langſam die zarten Füßchen unter der Decke hervor, der Oberkörper folgte: Eugenie ſtand auf.

„Um Gottes Willen!“ — flüſterte die Gräfin, bereit ihrem Kinde entgegen zu eilen; aber der Graf hielt ſie mit ſtarkem Arme zurück, indem er, ebenfalls flüſternd, ſagte:

„Ich bitte Sie, laſſen Sie ſie gewähren. Wenn wir helfen wollen, müſſen wir ſehen, was noch ge-

ſchieht. Babette ſoll augenblicklich Doktor Czerny rufen, dem ja zu dieſem Zwecke ein Zimmer im Hauſe angewieſen iſt."

Während ſich aber Babette eiligſt entfernte, hatte ſich Comteſſe Eugenie völlig aus dem Bette erhoben. Ihre Bewegungen waren dabei träumeriſch langſam, ihre Augen blieben geſchloſſen, und zwar auch dann noch, als ſie — von dem bis zu den Füßen herabwallenden weißen Batiſtgewande umſchloſſen — langſam und feierlich über den weichen Teppich hinſchritt, der das Schlafgemach und das anſtoßende Zimmer deckte. Eugenie glich dabei jenen wunderbaren Geſtalten, welche ältere Maler oft den Engeln zu geben pflegten, nur daß ihr die Flügel fehlten; die aber die aufgeregte Phantaſie beider Eltern jetzt unwillkürlich dazu ſetzte.

Jetzt hatte die Comteſſe den Flügel erreicht, der, behufs ihres Studiums, im Nebenzimmer ſtand. Leiſe und behutſam öffnete ſie ihn, ſetzte ſich und fing zu ſpielen an. Immer noch waren die Augen geſchloſſen, — immer noch umhüllte Schlaf die Seele des Mädchens ..... aber Eugenie ſpielte mit einer Fertigkeit, mit einem Ausdruck, wie ſie Vater und Mutter noch nie hatten ſpielen hören. Zwar war ſie eine der beſten Schülerinnen des im gräflich Browne'ſchen Palais als Hausfreund eingeführten Beethoven .... aber ihr jetziger Vortrag im Schlafe übertraf doch alles, was ſie bis dahin wachend geleiſtet.

Sprachlos vor Staunen horchten die Eltern und Entzücken würde sie erfüllt haben, wenn sie nicht die kalten Schauer, die sie zeitweise überliefen, an das Unheimliche der Situation erinnert hätten.

Jetzt war sie zu Ende! .. Doch nein! ... noch einmal schlug Eugenie Accorde an, noch einmal rauschten wunderbar göttliche Töne auf: es war die herrliche Composition Beethoven's: „An die Hoffnung" aus Tiedge's Urania.

Todtenstille herrschte unter den Zuhörern; denn zu dem gräflichen Ehepaare hatten sich längst, auf den Zehen heranschleichend, Doctor Czerny und Babette gesellt.

Graf und Gräfin, mit fieberhafter Aufmerksamkeit dem Beginnen der Tochter zugewandt, bemerkten sie nicht.

Alle lauschten der Comtesse, — alle staunten, bebten .... da endete Eugenie, erhob sich langsam, schloß den Flügel und kehrte, wie vorhin, nach ihrem Lager zurück. Als sie sich gelegt, trat nach einigen Minuten ein ruhiges und regelmäßiges Athmen ein und bewies, daß sie sanft schlafe.

In diesem Augenblicke gewahrte der Graf den Arzt; dieser aber gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß sich die Anwesenden in die Gemächer der Gräfin zurückziehen möchten. Graf Browne willigte durch ein leichtes Köpfnicken ein und reichte der Gräfin den Arm; aber

dieſe Artigkeit oder Vorſicht war auch ſehr nöthig geweſen; denn noch ehe die Gräfin in ihr Ankleidezimmer zurückgelangen konnte, fing ſie zu wanken an und brach, als ſie kaum den Seſſel erreicht, ohnmächtig zuſammen. Die eben erlebte Scene mit dem geliebten einzigen Kinde, und die Bilder und Gedanken, die ſich an dieſelbe geknüpft, ſo wie die ungeheure Aufregung und der Schreck, den ſie verurſacht, hatten ihre Nerven im höchſten Grade afficirt.

Der Arzt deutete dies auch zur Beruhigung dem Grafen an, während er die Schläfe der Ohnmächtigen mit kaltem Waſſer netzte, ihr ein Fläſchchen mit Eau de Luce unter die Naſe hielt, und von Babetten Kleid und Schnürleib lüften ließ.

So kam es denn, daß der Gräfin nach wenigen Minuten die Sinne zurückkehrten und ſie ſich — nachdem ein kurzes, aber heftiges Weinen eine Erleichterung ihres Herzens bewirkt — bald wieder erholte.

„Aber lieber Doktor!“ — ſagte jetzt der Graf, der ſich neben ſeine Gattin niedergeſetzt und ihre Hand wie zum Troſte und zur Beruhigung ergriffen hatte, während Babette ihr einen Shwal über die Schultern warf, — „aber lieber Doktor, nun ſetzen Sie ſich zu uns und erklären Sie mir einmal dieſe unſelige Erſcheinung.“

„Vor allen Dingen,“ — entgegnete Doktor Czerny“ — „dürfen beide gräfliche Gnaden ganz be-

ruhigt sein. Hier ist vor der Hand nichts zu fürchten; denn es ist weder von einem übersinnlichen magischen Einflusse die Rede, wie Aberglaube wähnen könnte, noch von jenem tollen Spuck, wie ihn Mesmer und d'Eslon treiben. Wenn ich aber über den Vorfall richtig urtheilen soll, so muß ich zunächst um die Beantwortung einiger Fragen bitten."

„Fragen Sie nur!" — sagte die Gräfin, noch immer angegriffen, aber durch des Arztes zuversichtliches Wesen doch etwas beruhigter.

„Sind diese Vorfälle schon öfter vorgekommen?"

Ein Blick der Dame des Hauses forderte Babette zum sprechen auf, diese sagte daher:

„Ja Herr Doktor."

„Wie oft?"

„Es mag heute zum dritten- oder viertenmale sein, daß die gnädige Comtesse im Schlafe so geisterhaft singen; aber aufgestanden und gespielt haben Sie heute zum erstenmale."

„Und theilten Sie dies gleich der gnädigsten Frau Mutter mit?"

„Nein! die erstenmale blieb die Comtesse ruhig liegen, so daß ich glaubte: sie träume nur."

„Sie schlafen wohl im anstoßenden Zimmer?"

„Ja, zwischen den Schlafzimmern der Frau Gräfin und jenem Fräulein Eugenien's."

„Und hat man in der letzten Zeit am Tage nichts Besonderes an der Comtesse bemerkt?“

„Nichts!“ — versetzte das Kammermädchen — „als daß ihre Gnaden fast übermäßig fleißig Klavier spielten und sangen.“

„Und woher kam dies?“

„Das will ich Ihnen sagen!“ — ergriff hier die Gräfin das Wort — „Eugenie, die ein sehr schönes Talent für Musik überhaupt besitzt, ...“

„Wovon sie eben eine glänzende Probe abgelegt hat!“ — unterbrach der Arzt die Sprecherin mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung.

„Hat bei Beethoven, unserem Hausfreunde, Unterricht!“ — fuhr die Gräfin nach leichter Gegenverbeugung fort. — „Nun kennen Sie dieses eminente Talent genügend; aber vielleicht weniger seine Strenge im Unterricht und die hohen Forderungen, die er an seine Schüler und Schülerinnen stellt, von welchen er ohnehin nur wenige aus den höchsten Familien annimmt und diese nur, bei großen Anlagen.“

„So habe ich vernommen.“

„Nun!“ — sagte die Gräfin — „Eugenie hat ein ebenso großes Ehrgefühl, als Liebe zur Musik und schwärmerische Begeisterung für ihren großen und herrlichen Lehrer. Was liegt nun näher, als daß sie, um diesem Freude zu machen und zu gefallen, ihren Fleiß verdoppelte.“

„Hm!" — machte der Arzt, die beiden Hände auf seine Kniee stemmend und Kopf und Oberkörper nachdenklich und leise vor- und zurückwiegend. — „Und was waren das für Lieder und Piecen, die Comtesse Eugenie in der letzten Zeit nächtlich sang und spielte?" — frug der Arzt weiter.

„Es waren Lieder und Piecen von Beethoven's Composition" — entgegnete die Gräfin.

„Nur von Beethoven?"

„Ja, nach dem was ich selbst hörte und Babette berichtete."

„Hm!" — machte Doktor Czerny abermals und bewegte seinen Oberkörper wie vorhin. — „Sämmtlich von Beethoven's Composition. Er ist eine gewaltige Natur, physisch und geistig. Sollte Mesmer" — aber Czerny unterbrach sich hier rasch und sagte — „und haben die Frau Gräfin nicht bemerkt, daß Comtesse Eugenie die Lieder mit einer ganz außerordentlichen Innigkeit vortrugen?"

„O gewiß!" — rief die Gräfin und Thränen der Rührung und schmerzlicher Freude traten ihr in die Augen.

„Hm!" — machte Czerny zum drittenmale und jetzt verharrte sein Körper in Ruhe. Nach einer kleinen Pause sagte er dann:

„Gnädigste Frau! Wenn Sie mir die Sache anvertrauen wollen, können Sie ruhig und unbesorgt

um das Wohl Ihrer liebenswürdigen Tochter ſchlafen. Vielleicht waltet hier ein kleines Mißverſtändniß im Inneren dieſes kindlichen Weſens vor, welches man heben muß; jedenfalls aber ſind die Erſcheinungen, die wir ſoeben beobachtet, Folgen einer krankhaften Ueberreizung des ſenſibelen Lebens."

„Alſo doch ein krankhafter Zuſtand!" — rief die Mutter beſorgt.

„Nur eine Ueberreizung der Nerven!" — antwortete beruhigend die Arzt — „die leicht gehoben ſein wird, wenn Sie es dahin bringen, daß die Comteſſe weniger Beethoven'ſche Piecen ſpielt und ſingt."

„Warum aber gerade Beethoven'ſche?"

„Sie ſind gar ſchwer und tief .... und regen daher ſehr auf!" — meinte der Doktor Czerny mit einem feinen Lächeln, das jedoch die Gräfin nicht bemerkte, da ſie zu viel mit den Gedanken an ihr einziges Kind beſchäftigt war.

„Nun denn!" — ſagte hier der Graf aufſtehend — „ſo mag ſich die Frau Gräfin jetzt getröſtet zur Ruhe begeben. Sie bedürfen dieſer ohnedem ſehr!" — ſetzte er mit einem Kuſſe auf ihre Hand hinzu. — „Gute Nacht alſo, meine Liebe! Babette ſoll bei Eugenien wachen und wenn der Fall wieder eintritt ..."

„Das wird er nicht!" — ſagte der Doctor — „jetzt ſchläft ſie ruhig bis zum Tage."

„Dann um ſo beſſer!" — fuhr der Graf fort —

„wir beſprechen alsdann Morgen frühe das Weitere und unſer braver Czerny wird ſchon helfen.“

„Sein Sie deſſen verſichert, gräfliche Gnaden!“ — ſagte der Arzt, — „und nehmen Sie nochmals die Beruhigung entgegen, daß die Erſcheinung nur eine Folge überreizter Nerven iſt. Vermögen wir dieſe in ihre normale Stimmung zurückzuführen — was nicht ſchwer fallen wird — ſo heben ſich dieſe eigenthümlichen Erſcheinungen von ſelbſt.“

Czerny ließ nun die Gräfin noch einige von ihren Nerven ſtärkenden Tropfen nehmen, empfahl ſich dann zu Gnaden und verließ mit dem Grafen das Zimmer.

Als die beiden Männer ſich allein ſahen, ſagte der Graf:

„Czerny, habe ich Ihr Lächeln und Ihre Bemerkung über die Beethoven'ſchen Compoſitionen verſtanden?“

„Nach dieſer Frage zu urtheilen, glaube ich es wohl!“ — entgegnete der Hausarzt.

„So glauben Sie, daß Beethoven ....“

„Ich glaube, daß dieſer Mann, in phyſiſcher und geiſtiger Beziehung, eine der gewaltigſten Naturen iſt, die es gibt. Sein Auftreten, ſein Weſen, ſein Wirken und Schaffen ... alles an ihm iſt imponirend; und wen ſollten ſeine muſikaliſchen Leiſtungen und Schöpfungen nicht hinreißen? Uebt er nicht ein faſt zau-

verhaftes Uebergewicht über alle Menschen aus, die mit ihm umgehen? Gestehen Sie es selbst ein, Herr Graf, haben Sie dies in seiner Nähe nie empfunden?"

„Doch!" — sagte Graf Browne kopfnickend — „und ich will noch mehr gestehen: ich verehre und liebe ihn, trotz seines rauhen, selbst oft verletzenden Wesens. Er ist im Sinne des Wortes, unser Hausfreund!"

„Nun", — fuhr der Arzt fort — „dann wird es Sie gewiß auch nicht wundern, wenn dieser gewaltige Geist durch seine herrlichen Schöpfungen einen tiefen Eindruck auf Comtesse Tochter gemacht hat. Eugenie schwärmt für Musik überhaupt; sollte sie da nicht für die meisterhaften Compositionen ihres großen Lehrers und für diesen selbst doppelt schwärmen?"

Der Graf erblaßte: — „Sie erschrecken mich!" — sagte er dann.

„Nicht doch!" — fuhr der Arzt fort. — „Es handelt sich hier nicht von Liebe. Davon kann ja überhaupt bei dem noch so sehr kindlichen Wesen der Comtesse gar nicht die Rede sein. Aber wie hier der Körper überreizt ist, so ist es gewissermaßen auch der Geist. Das Wesen ihrer Tochter geht in dem Wesen Beethoven's auf. Es liegt dies um so näher, als Eugenien's geistiges Leben mehr ein Seelenleben ist, d. h. sie gehört zu den zarten weiblichen Organismen,

deren geistige Thätigkeit weniger eine Trennung zwischen Willensbestimmtheit und individueller Empfindung in sich schließt. So vermag das gute Kind seine begeisterte Bewunderung und die daraus erwachsene individuelle Stimmung nicht zurücktreten zu lassen, so daß sich allerdings eine Neigung zu ihrem großen Lehrer — aber auch nur eine rein geistige, aus Kunstenthusiasmus entsprungene — gebildet hat, von der jener indessen sicher nicht das Entfernteste ahnt."

„Dennoch ist die Sache höchst gefährlich und unangenehm!" — meinte der Graf.

„Sie könnte es werden!" — versetzte der Arzt — „und Mesmer würde hier gleich wieder Magnetismus und Somnambulismus, geistigen Rapport und wie er seine hirnverbrannte Schwärmerei sonst noch nennt, wittern. Wenn Eure gräfliche Gnaden aber meinem Rathe folgen, so stehe ich dafür, daß die ganze Erscheinung spurlos vorüber geht."

„Sie haben mein ganzes Vertrauen und meine Zustimmung zu Allem, was Sie in dieser Beziehung verordnen."

„So veranlassen Sie die Frau Gräfin, morgen schon mit der Comtesse für einige Wochen auf das Land zu gehen. Die Klavierstunden müssen auf eine zeitlang ausfallen und Eugenie darf nicht mit ihrem Lehrer in Berührung kommen. Wir müssen, wie

Charlatan Mesmer sagen würde, den Rapport brechen."

„Aber Beethoven? Er hängt wie ein Sohn an meiner Familie, und wird, wenn er erfährt wo meine Frau und Tochter auf dem Lande weilen, sie besuchen wollen."

„So gehe ich zu ihm und stelle ihm die Sache wahrheitsgetreu vor. Er ist ein vernünftiger Mann, der, um Eugenien Willen, Hand in Hand mit uns gehen wird."

„Thun Sie das, lieber Czerny!" — sagte der Graf. — „Doch noch Eines: Ihrer Discretion vertraue ich mich ganz; aber auch Beethoven müssen Sie Schweigen auferlegen. Es darf Niemand auf der Welt etwas von dem erfahren, was heute Nacht hier vorgegangen."

Czerny sagte auch dies zu und die beiden Männer trennten sich, um ihre Zimmer zu suchen. Aber der Graf war zu erregt, um schlafen zu können. Nachdem er noch eine Viertelstunde in seinem Gemache auf und abgegangen war, hüllte er sich tiefer in seinen Schlafrock, sagte zu sich: „Ich muß noch einmal sehen, was Eugenie macht!" und verließ abermals sein Zimmer. Doch schlug er diesmal, um seine Gattin nicht zu stören, einen directen Weg nach den Gemächern der Comtesse ein! — — —

Als Doktor Czerny am anderen Morgen Beet-

hoven im Palais Lichnowsky aufſuchen wollte, traf er ihn ſchon auf der Straße. Der Meiſter war eben im Begriff auszugehen und bat daher den Arzt, ihn ein Stückchen zu begleiten und ihm im Weitergehen ſein Anliegen mitzutheilen. Czerny willigte mit Freuden ein und legte nun Beethoven die Geſchichte dieſer Nacht und des Grafen Bitte vor. Aber wie erſchrack der gute Doktor, als er am Ende ſeiner Rede — Beethoven hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen — in das Angeſicht des Letzteren ſah. Es war bleich und ſtarr wie Marmor; aber die Augen ſchoſſen Blicke wie Dolche.

„Alſo das iſt der Lohn für alle meine Güte!“ — rief er jetzt ſo laut, daß ſich alle Leute auf der Straße umſahen und der Doktor in Verzweiflung nach einer kleineren Gaſſe einlenkte — „daß man mir die Thüre weißt? Hab' ich das vielleicht durch die Sorgfalt verdient, mit der ich der jungen Gräfin Unterricht ertheilte?“

„Aber, Herr van Beethoven!“ — fiel hier Czerny flehend ein. — „So nehmen Sie doch Vernunft an. Ich ſchwöre Ihnen . . . !“

„Laſſen Sie das, Herr!“ — ſchrie der erzürnte Mäſtro weiter. — „Sie hätten überhaupt Ihre alberne Schwätzerei ganz ſparen können. Halten Sie mich für einen Narren, daß ich an Ihren Unſinn glauben ſoll?“

„Aber Liebſter, Beſter . . . .“

„Der Teufel bin ich!“ — wetterte Beethoven fort — „aber nicht Ihr Liebſter, Beſter! ... Keines Menſchen Liebſter, Beſter will ich ſein. Es ſind alle undankbare Creaturen!“

„Sie täuſchen ſich ....“

„Ich täuſche mich nicht! ....“

„Es iſt ein Mißverſtändniß.“

„Es iſt auch kein Mißverſtändniß!“ — rief Beethoven und ſeine Blicke drohten den Doktor zu vernichten. — „Ich verſtehe Sie und den Herrn Grafen recht gut. Nachdem ich mit unendlicher Nachſicht und Ausdauer, ja mit Vorliebe, die Comteſſe zu einer für ihr Alter ungewöhnlichen Stufe der Ausbildung gebracht habe, glaubt man meiner nicht mehr zu bedürfen, und wirft mir den Bettel vor die Thüre.“

„Aber, lieber Herr van Beethoven, — ſo laſſen Sie mich doch einmal zu Wort kommen.“

„Herr!“ — rief hier Beethoven ſtehen bleibend und ſchon fingen die Gaſſenjungen ſich um die beiden Männer zu gruppiren an. — „Herr! Sie haben der unnöthigen Worte genug gemacht. Sagen Sie dem Grafen, daß ich jetzt wüßte, woran ich wäre; ich verachte ihn und ſeine ganze Sippſchaft. Wir werden uns nie wieder ſehen!“

Und mit dieſen Worten ſich raſch umdrehend, gab er dem nächſten beſten der Gaſſenjungen, die ihm den Weg verſperrten, eine Ohrfeige, daß es ſchallte und

die anderen auseinander flogen, und schritt wie ein zürnender Löwe um die Ecke.

Doktor Czerny aber stand vor Schreck und Entsetzen wie angebannt.

Die Erscheinung.

Und doch war Ludwig van Beethoven ein edler Charakter und trug ein liebevolles Herz in seiner Brust.

Vierzehn Tage waren nach jenem Vorfalle vergangen, als der Meister, durch das herrliche Wetter des Spätsommers angelockt, einen weiteren Spaziergang unternommen. Er war selbst heute sehr heiter gestimmt, denn er hatte den Morgen Revision gehalten über alles, was er seit seinem Aufenthalte in Wien schon Tüchtiges geschaffen; und wahrlich, er konnte sich sagen: auf seine Jugendträume waren bereits Jugendthaten gefolgt.

Beethoven's Name war jetzt schon bekannt und berühmt, wie kaum ein anderer, und unter seinen Schöpfungen leuchteten gar viele als Meisterwerke hervor; so namentlich: die drei, Haydn dedicirten

Sonaten; jene drei berühmten Trios, deren wir schon früher gedachten; einige Quartette für Streichinstrumente; dann zwei Concerte für Piano-Forte; ein großes Septett; vierzehn herrliche Sonaten und der Entwurf zu einer Symphonie. Und wie viel hatte er zu seiner eigenen Ausbildung gethan; wie fühlte er sich an Geist, Wissen und Schöpferkraft gewachsen!

Sollte dies Bewußtsein den strebsamen, lebenskräftigen Mann nicht mit einer wohlthuenden Heiterkeit der Seele lohnen? Und wirklich war dies heute der Fall: Ludwig van Beethoven fühlte sich in seinem Inneren und in Gottes freier herrlicher Natur so recht glücklich. Wenn das alltägliche Leben oft auf seiner Seele wie ein drückender Alp lastete, so war ihm heute unendlich frei und leicht zu Muthe: der Gedanke an das, was er im Reiche seiner Kunst bereits gethan, und an jenes, was er noch in sich ruhen fühlte, richtete ihm Herz und Haupt hoch auf. Der Geist athmete die Bergluft seiner Heimath und schaute, ein zweiter Moses, von Horebs Höhen in das gelobte Land unsterblichen Ruhmes. Aber es sollte sich heute auch wieder eine Wahrheit an ihm bethätigen, die sich ihm schon tausendmal geltend gemacht hatte: daß nämlich die Musik eine höhere Sprache als die Wortsprache sei, und daher ihr Reich beginne, wenn uns in erhöhter Seelenstimmung der Ausdruck des Wortes zu schwach scheint, und wir verzweifeln die feineren

Nüancen der Empfindung noch durch Worte ausdrücken zu können.

Ludwig mußte vor Behagen ſingen und als das Singen verſtummte, arbeitete ſein Geiſt an einer neuen muſikaliſchen Idee weiter, welche die heutigen Morgenſtunden in ihm geboren hatten. Es war die Idee zu einem freudigen Marſche, durch das luſtige Vorwärtsſchreiten in Gottes freier Natur angeregt.

Er war weit von Wien hinweggekommen, als es in einem nahen Dorfe Mittag läutete; auch ſein Magen erinnerte ihn nach dem langen Spaziergange an dieſe Zeit. Beethoven kehrte daher in einem freundlichen Bauernwirthshauſe ein, ließ ſich den Tiſch in den kleinen Garten vor dem Hauſe tragen, und that, als die ſaubere Wirthin das frugale Mahl auftrug, dieſem alle Ehre an. Er war gerade mit dem Eſſen zu Ende, als ſich ihm in demüthiger und gebeugter Haltung eine arme Frau nahte, an deren Seite ein trübe ausſchauender, ärmlich gekleideter Menſch ging.

„Haben Euer Gnaden Erbarmen!“ — ſagte jetzt die Frau — „es iſt mein einziger Sohn und er iſt taub und ſtumm!“

Der Taubſtumme, durch eine Handbewegung der Mutter aufmerkſam gemacht, ſah den Meiſter in dieſem Augenblicke mit einer ſtieren Miene an, während ſein trüber, nichts ſagender Blick die furchtbare Oede ver-

rieth, die wie ein Leichentuch für die Zeit seines Lebens über seine Seele gebreitet war.

Ludwig van Beethoven schauerte unwillkürlich zusammen, und ein unerklärliches Entsetzen erfaßte ihn. Er dachte an das furchtbare Geschick, nichts hören zu können — ewig zu schweigen schien ihm weniger entsetzlich —; aber nichts hören — — keinen Ton der schmetternden Lerche, — keinen Laut des beflügelten Wortes, — kein frohes Lied, — keine Musik ..., der Gedanke war für ihn, den Musiker, den Mann der Töne, den Schöpfer so wunderbar herrlicher Melodien und Harmonien, ein zur Verzweiflung treibender.

„Entsetzlicher Fluch des Himmels!" — dachte er und seine Hand fuhr nach einem Almosen in die Tasche. Aber plötzlich durchzuckte seine große edle Seele ein schöner Gedanke.

„Kannst du aus den Gaben, mit welchen dich Gott gesegnet, diesem Unglücklichen nicht ein größeres Stückchen Sonnenschein in das arme öde Leben werfen?" — sagte er zu sich, und als es „Ja! ja!" in seinem Innern aufjauchzte, stand ein so schöner, als origineller Entschluß in seiner Seele fest.

Mutter und Sohn mußten sich auf einer etwas entlegenen Bank niedersetzen, wohin ihnen Beethoven zu essen und zu trinken schickte. Dann ließ er seinen Tisch abräumen, zog ein kleines wohlver-

ſchloſſenes Tintenfaß, das er immer bei ſich trug, aus der einen, ein Stück Notenpapier aus der anderen Taſche und nahm gleichfalls Platz.

„Jetzt kommt, ihr Ideen, die der heutige herrliche Morgen geboren!“ — rief er dann — „ihr ſollt mir aufmarſchieren zu einem freudigen Opfer der Liebe und Menſchlichkeit!“

Und er fing zu componiren an. Es waren gewaltige Kratzfüße, die da auf das Notenpapier kamen, oft auch nur Striche, Haken oder Zahlen; aber die Kratzfüße, die Striche, die Haken und die Zahlen klangen und tönten und ſchmetterten in den Ohren des Meiſters und bald ..... ſtand ein prächtiger Marſch auf dem Papiere. Beethoven las ihn durch; er änderte hier, er verbeſſerte dort noch etwas, ... dann rief er endlich ſtrahlenden Geſichts: „So, nun wird's recht ſein!“ — Und dies ſagend ſchrieb er mit rieſigen, für andere Menſchen kaum lesbaren Buchſtaben darunter: „Ludwig van Beethoven, und unter ſeinen Namen:

„An das Adjutanterl Haslinger in der Steiner'ſchen Muſikalienhandlung in Wien*). Gegen Ab-

---

*) Tobias Haslinger — Beethoven ſehr befreundet und von dieſem nur ſein Adjutanterl genannt — war Mitbeſitzer der großen Steiner'ſchen Muſikalienhandlung in Wien, welche um jene Zeit den Verlag faſt aller Beethoven'ſchen Werke beſorgte.

lieferung dieſes Marſches ſind dem Ueberbringer unwiderleglich ſechs Ducaten zu zahlen."

L. v. B.

Als dies geſchehen, ſchöpfte er von dem Boden eine Hand voll Sand, warf ſie über das Geſchriebene, ſchnellte den Sand mit einem Klaps der Finger wieder ab und winkte der Frau mit dem Taubſtummen.

„Hier!" — ſagte er dann, dem Letzteren das Papier reichend, zu der Frau. — „Seid Ihr in Wien bekannt?"

„Ja, Euer Gnaden!"

„Wißt Ihr die Steiner'ſche Muſikalienhandlung?"

„Nein, Euer Gnaden."

„Könnt Ihr denn den Namen behalten?"

„Ja, Euer Gnaden."

„Nun ſo geht in die Stadt und fragt Euch nach der Steiner'ſchen Muſikalienhandlung zurecht, und habt Ihr ſie gefunden, ſo gebt das Papier ab. Ihr werdet dann ſechs Ducaten bekommen, die ſind für Euren Sohn."

„Was? — wie? — wieviel?" — frug die Frau halb beſtürzt, halb mißtrauiſch.

„Sechs Ducaten!" — ſagte Beethoven lächelnd.

Der Frau aber ſchien die Sache doch etwas gar unglaublich. Sie blickte daher erſt auf das Notenblatt mit den Kratzfüßen, Punkten, Strichen und

Haken und dann auf den Mann ſelbſt, der es ihr gegeben.

„Nun?“ — frug Beethoven.

Aber die Alte hielt das Blatt noch immer ungläubig vor ſich hin und ſagte:

„Sechs Ducaten für das Ding da?“

„Ja!“ — rief Beethoven mit einem gewiſſen freudigen Stolze. — „Und nun macht, daß Ihr fort kommt, und holt Euch das Geld.“

„Und haben uns Euer Gnaden auch nicht zum Beſten?“

„Nein, gute Frau!“ — rief Beethoven in mildem Ernſte. — „Mit dem Unglück ſcherzen, das könnte nur ein Schurke! Geht und holt Euch das Geld!“

Aber welche ſtille Freude kehrte nun in ſein Herz ein, als ſich die Beiden entfernt hatten. Freilich mochte bei der Frau die Ueberzeugung noch nicht ſo ganz feſt ſtehen: daß ſich das ebenerhaltene große Verſprechen erfüllen werde; Ludwig aber wußte, daß dies geſchehe, und dachte ſich nun das Staunen und Entzücken der Unglücklichen, deren trübes, ſchmerz- und ſorgenvolles Daſein dadurch auf lange Zeit mit dem Schimmer eines nie geahnten Glückes übergoſſen wurde. O! er war ſelig! Wohlthun wird ja ewig die höchſte und reinſte Freude eines liebevollen Menſchenherzens bleiben, und daß Ludwig ein ſolches beſitze, das hatte er gewiß hier ſchlagend bewieſen.

Weiterſchreitend auf ſeiner Pilgerfahrt durch Gottes herrliche Natur, empfand er jetzt deutlicher denn je, wie das Gefühl, in das Herz eines unſerer leidenden Mitmenſchen auch nur einen einzigen Tropfen erquickenden Freudenweines gegoſſen zu haben, allen Stolz und alle Freudigkeit des kalten Selbſtvergnügens im eigenen Glücke tauſendfach aufwiegt. Ja! ja! rief ihm ſein Inneres zu: ſei noch ſo überfüllt mit Genüſſen der Eigenfreude; wenn dieſe, in dich ſelber zurückgedrängt, ſich nicht mit Anderen theilen darf, wird ſie in ihrem eigenen Uebermaße erſticken.

Die Freuden des Wohlthuns ſind ein flüchtiger Liebesblick, den ein Herz dem anderen zuwirft, das ihn in den Wirbeln des Lebens begegnet und mit Sturmwindeile vorüberſtreift; es hilft ein Gefangener dem anderen die Eiſenfeſſeln tragen, weil die ſeinen ihm nicht völlig ſo ſchwer ſind, wie dem Bruder; es will ein Wiederhall dem anderen antworten und ein Wiederſchein den anderen beleuchten, da doch beide nur Wiederhall und Wiederſchein ſind von dem unbekannten ewigen göttlichen Urton und Urlicht. Bedenkt das alle wohl, ihr Geſegneten, denen das Schickſal den Zauberſtab in die Hand gab, durch deſſen Berührung ſich die Menſchenherzen der Freude öffnen! —

Ein herrlicher Nachmittag und Abend folgte dem ſchönen Morgen. Beethoven dachte dabei an ſeine angefangene Symphonie und gar manchmal blieb er

ſtehen, zog einen Streifen Notenpapier aus der Taſche und notirte irgend einen ſchönen muſikaliſchen Gedanken mit Bleiſtift auf demſelben.

Nur eines war dabei ſchlimm! Je mehr ſich der Sohn der Muſen in die eliſeiſchen Felder ſeiner Kunſt verlor, deſto mehr ſchwand ihm das Bewußtſein ſeiner körperlichen Exiſtenz und dinglichen Umgebung. Er ward dadurch bald der Welt ſo ganz enthoben, daß er in Gottes Namen immer weiter ging, ohne auch nur ein einzigesmal daran zu denken, wohin ihn der Weg führe oder welche Zeit es ſei. Immer hielt er wieder an und machte Notizen; ja endlich ſetzte er ſich auf einen großen Stein und kam ſo in das Schreiben, daß es völlig Nacht wurde; aber auch dies bemerkte der jetzt Hochbegeiſterte nicht, da der früh aufgegangene Mond ihm Licht zu ſeiner Arbeit gab.

Endlich! endlich! war die Arbeit vollendet. Beethoven ſprang mit einem Jubelrufe auf — — aber er wollte ſeinen Sinnen nicht trauen, als er jetzt bemerkte, daß es Nacht ſei und er ſich an dem Rande eines Waldes befinde.

Es gehörte denn auch in der That einige Zeit dazu, bis er ſich ſo weit beſann, um zu wiſſen, wie er hierhergekommen. Aber da war nun guter Rath theuer: wo befand er ſich? in welcher Gegend lag Wien? So weit er beim Mondſchein blicken konnte ſah er auf der einen Seite nur Hügel und Wald, auf der anderen

Fruchtfelder. Kein Hof, kein Dorf, am wenigſten auch nur eine Spur der Stadt; und nun wollte es gar ſein böſes Geſchick, daß ſich auch noch Wolken vor dem Monde in dichten Maſſen anhäuften, womit der letzte Hoffnungsſtrahl erloſch.

Was war zu machen? die Nacht war ziemlich milde und irgend zu einer bewohnten Stätte mußte der Weg, auf dem er ſich befand, doch einmal führen, mochte er ihn nun vor oder rückwärts gehen. Raſch entſchloſſen, drehte er ſich alſo um, und ſchritt wacker darauf los, obgleich er herzlich müde war. Aber es wollte weder ein Hof noch ein Dorf kommen; auch keine menſchliche Seele ließ ſich blicken, nicht einmal ein Lichtchen ſchimmerte tröſtlich durch die Dunkelheit.

So verging Stunde auf Stunde; Beethoven brach faſt vor Müdigkeit zuſammen und dachte ſchon allen Ernſtes daran, heute auf freiem Felde übernachten zu müſſen, als ſich die Wolken etwas theilten und in nicht allzugroßer Entfernung ein hübſches Landhaus in dem Scheine des Mondes ſichtbar ward.

„Gott ſei Dank!“ — rief Beethoven bei dieſem Anblicke. — „Möglicherweiſe findet ſich hier doch ein Unterkommen.“

Aber je näher er dem Hauſe kam, deſtomehr ſchwanden ſeine Hoffnungen, denn aus keinem einzigen Fenſter ſtahl ſich ein Lichtſtrahl und außerdem umſchloß

auch noch eine Mauer den, das palastähnliche Haus umgebenden Garten.

Aber: „Noth bricht Eisen!" — Ludwig's Situation war in diesem Augenblicke so außerordentlich unangenehm, daß er fest entschlossen war, Alles zu versuchen. Schlimmsten Falles boten die Veranda des Hauses oder irgend ein Tempel oder Hüttchen des Gartens immer noch eine bessere Stelle zum Uebernachten, als das offene Feld. Sein erstes war also, um die Gartenmauer herumzugehen, um einen natürlichen oder vielleicht auch einen außergewöhnlichen Eingang zu finden. Glücklicherweise hatte er nicht lange zu suchen; ein großer Haufe von Schutt und Steinen, dicht an der Mauer, ließ diese leicht erklimmen, während das Obstspalier der anderen Seite das Herabsteigen erleichterte. In wenigen Minuten befand sich Ludwig in dem Innern des Gartens.

Rasch ging er jetzt auf das Haus zu: es war verschlossen. Auch von einer Klingel war keine Spur, und sollte er anpochen und Lärm machen? Wie, wenn man dies — für den Fall, daß es doch Bewohner beherbergte — übel deuten, ihn am Ende gar für einen Dieb nehmen würde.

„Nein!" — sagte hier Ludwig; aber in demselben Momente fiel sein Blick auf ein gegenüberliegendes Gartenhäuschen, das — aus Moos und Stroh

gebildet — eine Art Eremitage vorstellte. Ein besseres Nachtquartier konnte er sich in seiner Lage gar nicht wünschen. Rasch eilte er daher auf dasselbe zu und fand zu seiner nicht geringen Freude eine prächtige Moosbank; was ihn aber noch mehr entzückte, war eine bunte Decke, die über den runden steinernen Tisch gebreitet war, und die sein erfinderischer Geist sofort zu einer vortrefflichen Hülle für die Nacht bestimmte, wenn diese kühler werden sollte. Er wickelte sich also in dieselbe, legte sich auf die Bank und machte Anstalten zum Einschlafen. Es schlug gerade auf der großen, über dem Portal des Hauses angebrachten Uhr Mitternacht.

Ludwig zählte erstaunt die Schläge; dann schloß er die Augen und der Schlaf senkte sich bald auf den Müden herab.

Aber es war kein erquickender Schlaf: Beethoven hatte sich übermüdet und die Moosbank war eben doch kein Bett. Halb wach, halb träumend wand er sich bald hier bald dorthin, ... als plötzlich Töne sein Ohr trafen.

Ueberrascht lauschte Beethoven — — — überrascht fuhr er empor: es war ein von ihm componirtes Lied, gesungen von einer ihm wohlbekannten Stimme.

Ludwig fuhr sich mit beiden Händen an die Stirne, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume;

dann rieb er ſich die Augen ..... aber er wachte, — er wachte wirklich, — er hörte aus der Ferne ſein Lied ſingen und zwar kamen die Töne aus dem, ihm gegenüberliegenden Landhaus.

Aber wie? — ſah er recht? — jetzt öffnete ſich langſam die auf den Balcon führende Thüre und ... einer geiſterhaften Erſcheinung gleich, trat eine Geſtalt ſtill und feierlich heraus. Sie ſchwebte mehr als ſie ging; ein weißes Gewand umhüllte ihre zarten Glieder, lichte Locken aber umfloſſen das bleiche liebliche Geſicht, das ſich, halb erhoben, dem Monde zu kehrte, der voll und ſtrahlend an dem jetzt wolkenloſen Himmel ſtand.

Beethoven erkannte ſie ſogleich: es war Comteſſe Eugenie. Doktor Czerny hatte alſo doch recht gehabt, und er ... ein ſchreiendes Unrecht an ihm und der gräflichen Familie begangen. Aber nur wie ein Blitz durchzuckte ihn dieſer Gedanke; denn jetzt hub die Geſtalt wieder zu ſingen an. Aber ... o Gott! ... welche ſeelenvolle Töne, ... wie entquollen ſie der Tiefe eines wunderbar erregten Gemüthes, ... wie eigenthümlich-geiſterartig griffen ſie an des Meiſters Herz, — doppelt mächtig, da er ja noch gar nicht lange das Gedicht ſelbſt für ſeine liebe, begeiſterte Schülerin componirt hatte. Und horch! — horch! — wie ſang ſie es ſo ganz dem Meiſter aus der Seele, als ob ſie Eines ſei mit ihm in Gedanken und Ge-

fühl! O! hier mußte doch wohl ein innerer geheimnißvoller Rapport ſtattfinden, — ein eigenthümlich Ineinanderſchlagen der Wogen zweier Seelenleben:

Leiſe rauſcht es durch die Bäume,
Liebe zitternd ſteht der Hain,
Und in ſtill beglückte Träume
Wiegt mich das Geflüſter ein.

Unter tiefen Seelenſchmerzen
Sucht' ich Frieden, ſucht' ich Ruh,
Und hier weht dem kranken Herzen
Spielend die Natur ſie zu.

Beethoven ſprang vor Entzücken und Begeiſterung auf. Sein „Ich" war in dieſen Tönen lebendig geworden; und doch durchzog ihn ein ſeltſames Weh. Unwillkürlich fühlte er an ſein Herz und an ſeine Stirne; denn es kam ihm in dieſem Momente plötzlich vor, als habe ihm ein böſer Zauber ſein eigenes, tiefinnerſtes Weſen geraubt und entfremdet. Aber ſein leidenſchaftliches ſtürmiſches Weſen riß ihn fort; in wenigen Minuten ſtand er unter dem Balcon und rief, die Hände auf die Bruſt gedrückt: „Eugenie!"

In dieſem Momente durchzuckte es die bleiche zarte Geſtalt, — die Töne verſtummten, — ſie ſtand ſchweigend und regungslos, das kindliche Antlitz mit geſchloſſenen Augen dem Monde zukehrend.

Aber ſchon hatte auch Beethoven ſein unüberlegter — nur der meiſterhaften Ausführung ſeiner Compoſition geltender — Ausruf gereut. Eben wollte er ſich wieder leiſe zurückziehen, da ſchlug ein flüſterndes, faſt tonloſes „Meiſter!“ an ſein Ohr. Er ſchaute auf .... ja, ſie war es, die geſprochen .... aber ſie verharrte noch immer bewegungslos und mit geſchloſſenen Augen in derſelben Stellung wie bisher.

Beethoven war wie an den Boden gewachſen.

„Meiſter!“ — flüſterte das Mädchen abermals — „warum kommſt Du erſt heute? Es war eiſig kalt um mich bis daher; aber jetzt iſt mir wohl .... ſo wohl .... ſo ſelig! denn Du biſt da, ... Du ... mein großer herrlicher Lehrer, mein angebeteter Meiſter! — Ach!“ — fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort — „ich weiß es: ſie haben Dir nicht geſagt, wo ich ſei; und doch war ich immer bei Dir, wenn ſie mir auch verboten haben, Deine Schöpfungen zu ſpielen und Deine Lieder zu ſingen. Aber ich kann nicht anders, ... ich muß es doch thun .... ich athme nur, ich lebe nur in Dir!“

Sie ſchwieg. Beethoven überkam unwillkürlich ein Schauer. Er hatte über die Streitigkeiten, die damals die mediciniſche und äſthetiſch gebildete Welt — von Meſmer angeregt — entzweiten, immer gelacht, und über thieriſchen Magnetismus und Somnambulis-

mus als über die tollſten Schwindeleien geſpottet. Jetzt ſtand doch ein Stück ſolcher Lebenserfahrung vor ihm und er konnte nicht leugnen: es packte ihn; — es war, als ob eine Stimme aus dem Grabe zu ihm ſpräche.

„Fürchte Dich nicht!“ — ſagte das Mädchen weiter, und trotz der Tonloſigkeit, mit der es ſprach, lag etwas kindlich Wehmüthiges in der Stimme. — „Ich bleibe nicht lange bei Dir; aber komme Du wieder, damit ich Friede finde! .... und wenn ich im Schatten verſchwunden bin“ — — fuhr ſie fort — — „dann ſei vorſichtig .... Ich ſehe zwei Schlangen an Deinem Herzen, die Du liebkoſeſt und hegſt und pflegſt ... und .... die Dich mitten in's Herz ſtechen.“

Sie ſchwieg und ein Schauer überrieſelte ſie ſichtbar.

„Armer Meiſter!“ — ſagte ſie dann — „ein ſchwarzer, ſchwerer Schleier ſinkt auf Dich .... deckt Dich! ... ach! .... ich kann ihn nicht heben! .... Niemand kann ihn heben!“

„Aber wie?“ — flüſterte es oben weiter — „tröſte Dich! .... Du leuchteſt durch ihn hindurch. — Ha! .... welche Pracht .... Du ſteigſt auf, wie eine Sonne, ... groß, majeſtätiſch .... und die Welt liegt zu Deinen Füßen! — — — — — Wie wohl mir iſt .... ich bin unendlich glücklich!“

In dieſem Augenblicke trat der Mond wieder hinter

Wolkenmaſſen. — — „Leb' wohl!" — flüſterte es noch einmal... und langſam, wie ſie gekommen, verſchwand die Geſtalt.

Beethoven ſtarrte ihr unbeweglich nach: es ſchlug ein Uhr.

Werft die Perlen nicht vor die Schweine.

Die Folgen dieſer Nacht waren für Beethoven in phyſiſcher Beziehung ſehr unangenehm. Er hatte ſich in ihr eine Erkältung und durch dieſe einen gar nicht unbedeutenden Kolikanfall zugezogen, der ihn durch die heftigſten Schmerzen peinigte und ihm lange nachging. Moraliſch waren ſie ſehr verſchiedener Natur. Vor allen Dingen ſagte ihm ſein Rechtlichkeitsgefühl, daß er Doktor Czerny und namentlich auch den edlen Grafen Browne und ſeine vortreffliche Gattin, ſchmählig, ja ganz unverantwortlich durch ſein mißtrauiſches und heftiges Weſen gekränkt und beleidigt habe. Aber in Ludwig van Beethoven's Charakter lag neben einer ungemeinen Empfindlichkeit und Gereiztheit, neben Mißtrauen und einem höchſt leidenſchaftlichen Weſen, doch auch wieder — wenn er ruhig geworden und ſeinen Fehler eingeſehen hatte — das

Schöne, daß er sich nicht schämte, diesen Fehler anzuerkennen und dem oder den Beleidigten Versöhnlichkeit entgegenzubringen. Er bat dann — gewiß ein vollgültiger Beweis für ein gutes, edles Herz — fast jedesmal weit mehr ab, als er gefehlt*).

So ging es denn auch jetzt: zwei Briefe, einer an den Arzt und einer an den Grafen gerichtet, baten diese um Vergebung, da er zur Einsicht seines Unrechtes gekommen sei. Auf welche Weise, blieb dabei sein Geheimniß; aber er bat so offen und ehrlich um Verzeihung, beschuldigte und verklagte sich selbst so schwer und reichte die Hand wieder so versöhnlich dar, daß man sie um so eher annehmen mußte, als man seine schwachen Seiten bereits genügend kannte und seine guten im vollsten Maße zu schätzen wußte.

Die Sache war also abgemacht, und sobald dies geschehen, war sie auch, wie bei allen ähnlichen Fällen aus Beethoven's Kopf. Es kam ihm dann kein Gedanke mehr an das Vergangene.

Nicht so schnell sollten die übrigen moralischen Eindrücke und Folgen jener abenteuerlichen Nacht verwischt werden. Was er erfahren, fesselte ihn mit väterlicher Zuneigung an Comtesse Eugenie und doch hatte sie von jener Nacht an etwas Unheimliches

---

*) Wegeler und Ries: S. 32. 133.

für ihn; ihre räthſelhaften prophetiſchen Fernblicke aber laſteten centnerſchwer auf ſeiner Seele und erhoben ihn doch auf der anderen Seite wieder gewaltig.

Es war jetzt wirklich zwiſchen Beethoven und dem aufkeimenden Kinde ein Seelenrapport entſtanden, deſſen Baſis freilich bei ihm lediglich die Theilnahme für ein Weſen war, das ſich ſchon ſo früh, ſo herrlich und mit ſolch' ungewöhnlicher Hingebung der Kunſt erſchloß. Nicht unbedeutend wirkte hierbei allerdings auch eine kleine Eitelkeit mit, da Comteſſe Eugenie unter Muſik ſeltſamer Weiſe nur „Beethoven'ſche Muſik" verſtand und von keiner anderen etwas wiſſen wollte. Aber darin lag bei Eugenie auch gerade das Krankhafte; hier verirrte ſich die Begeiſterung für die Sache in eine unbewußte Begeiſterung für den Träger derſelben. Aus dieſer Vermiſchung aber entſtanden, bei ihrem, durch die geiſtige und körperliche Entwicklung erhöhten, Nervenleben jene Zuſtände, die allerdings in ihren Conſequenzen gefährlich werden konnten.

Darum hatte ja Doktor Czerny Mutter und Tochter nach dem Lande geſchickt; darum hatte der beſorgte Vater zu dieſem Aufenthalte nicht das eigene Gut gewählt, ſondern ein eben freiſtehendes Landhaus eines Freundes dazu erkoren. Eugenie ſollte von der Muſik und ihrem Muſiklehrer auf einige Zeit ent-

fernt werden, und Beethoven keine Gelegenheit finden, — wenn auch ihm selbst ganz unbewußt — der aufkeimenden Doppelneigung Nahrung zu geben.

Wer konnte nun dafür, daß es die Gräfin auf dem Lande nicht auszuhalten vermochte und daher öfter auf einzelne Tage und Nächte zur Stadt zurückkehrte? Wer konnte dafür, daß Babette, bald an die erst so schreckhaften nächtlichen Vorfälle gewöhnt wurde und nun im Nebenzimmer meist so fest schlief, daß sie nichts mehr von denselben hörte? — Wer konnte dafür, daß in jener mondhellen, also auf die Leidende einflußreichen, Nacht Ludwig durch eine seltsame Verkettung der Umstände, der holden Schläferin so nahe geführt wurde?

Und doch schien es fast wieder, als solle für Beide — den gewaltigen riesenstarken Geist und das erst zum Leben heranreifende Kind — dies ätherische Verhältniß nur wie ein kurzer wunderbarer Traum vorüberschweben. Eugenie hatte ein ähnliches Schicksal wie Beethoven getroffen. Eine bedeutende Erkältung warf auch sie nieder; aber während der lebenskräftige Mann sich bald wieder erholte, hielt eine schwere, lebensgefährliche Krankheit das zarte Mädchen jetzt schon seit Wochen auf dem Krankenlager gefesselt.

Diese Nachricht gab dem Wiedererscheinen Beethoven's im Palais des Grafen Browne eine sehr trübe Färbung. Freilich ahnte hier Niemand, woher

die Krankheit komme; aber Ludwig konnte es sich nur zu gut denken und machte sich jetzt — in übertriebener Gewissenhaftigkeit — Vorwürfe darüber. Er glaubte sich mit seiner Musik und seinem Unterricht an Allem Schuld und verfiel dadurch thatsächlich in Trübsinn und Schwermuth.

Aber wie kehrten sich da auch die scharfen Ecken und Kanten seines schroffen Wesens wieder heraus. Freilich gaben ihm die Albernheiten und Schwächen der Menschen oft genug Veranlassung dazu; — das geistig verkrüppelte Wesen jener kleinen und kleinlichen Menschen, die ihm von seinem hohen geistigen und künstlerischen Standpunkte herab gesehen, wie armselige Würmchen vorkommen mußten.

Auch heute sollte die Welt eine Probe davon erleben.

Beethoven hatte einem tüchtigen jungen Musiker, der auch sein Schüler war, ein Engagement als Klavierspieler bei dem Grafen Browne verschafft, da er selbst, aus naheliegenden Gründen und im Einverständnisse mit Eugenien's Vater und dem Arzte, hier nur noch selten spielte.

Da Graf Browne ein offenes Haus hielt und sich daher fast jeden Abend eine kleinere oder größere Gesellschaft in den Sälen des Hotels befand, so mußte der junge Klavierspieler häufig Beethoven'sche Sachen vortragen, was er theils von Noten, theils aus dem

Kopfe that. Auch heute war dies der Fall; aber des Auswendigſpielens müde, ſpielte er endlich auch, ohne irgend eine andere Abſicht, einen Marſch nach eigener Erfindung und wie er ihm gerade in den Kopf kam.

Natürlich glaubten die Anweſenden Beethoven-Verehrer, auch dieſer Marſch ſei von ihrem Abgotte; — ja die alte Gräfin von Pallhorſt, die Beethoven mit ihrem Enthuſiasmus bald umbrachte, gerieth über dieſe vermeintliche neue Compoſition ihres großen Lieblings ſo ſehr in Begeiſterung, daß ſie der muthwillige Künſtler auch bei ihrem Glauben ließ.

Aber welch' ein Entſetzen für dieſen, als Beethoven in demſelben Momente eintrat und nun die Gräfin auf den Meiſter zueilte und ihm mit ſchwärmeriſchem Entzücken von dem äußerſt genialen, herrlichen Marſche ſprach, den er wieder hervorgezaubert, — einem Meiſterwerke, wie es eben nur ein Beethoven ſchaffen könne!

Der Mäſtro, den in ſeinem Trübſinne jetzt alles doppelt reizte, ſah hier bald die Gräfin, bald ſeinen Schüler mit grimmigen Blicken an, bis Letzterer, zitternd vor Angſt, ihm zuflüſterte: er habe ſich, da Beethoven die Gräfin nicht leiden möge, in ſofern einen Spaß mit ihrer Albernheit erlaubt, als er ſie bei ihrer Meinung, der Marſch ſei von Beethoven, gelaſſen.

Zu des jungen Mannes Glück nahm der Mäſtro

— aus Ingrimm über die Gräfin — die Sache ruhig auf; aber er wollte nun den Marsch auch hören, der jedoch zum zweitenmale und unter dem Einflusse der peinlichsten Verlegenheit, viel schlechter gerieth. Trotzdem überschüttete man Beethoven mit Lob und kannte in seinem Entzücken und seiner Bewunderung keine Grenzen.

Da brach der Sturm in dem Meister mit einemmale los und unter einem convulsiviſchen, ingrimmighöhniſchen Lachen rief er:

„So sind sie nun, diese Menschen! das sind die großen Kenner, welche jede Musik so richtig und so scharf beurtheilen wollen. Man gebe ihnen nur den Namen ihres Lieblinges; mehr brauchen sie nicht!“*)

Eine allgemeine Stille trat ein; die alte Gräfin Pallhorst war unter ihrer Schminke erblaßt und begab sich jetzt mit zornigen Blicken zu ihrem Sohne in das anstoßende Zimmer.

Unterdessen kam aber glücklicher Weise auch der alte Papa heran, klopfte Beethoven lächelnd auf die Achseln und sagte: — „Alles wahr; aber wieder sehr grob.“

Beethoven war indessen diesmal selbst für van Swieten wenig zugänglich, und der kluge Alte mußte diplomatisch zu Werke gehen, um den gereizten

*) Beethoven's eigene Worte.

Löwen nur wieder zu beſänftigen. Dies verſtand indeſſen auch Niemand beſſer, als gerade der alte Papa. Er brachte das Geſpräch auf richtige Kunſturtheile, von dieſen auf die Kunſt ſelbſt, von der Kunſt auf die älteren italieniſchen Muſiker, und zettelte hier ſo geſchickt einen kleinen Streit mit Beethoven über Paleſtrina's Missa Papae Marcelli an, daß ſich dieſer, um zu beweiſen, wie Recht er in ſeinen Behauptungen habe, unaufgefordert an das Inſtrument ſetzte und eine Stelle aus jener Tonſchöpfung vortrug.

Nun hatte Swieten gewonnenes Spiel. Er führte auch hier Beethoven von dem Einen zu dem Anderen; bis er ihn auf den wirklich von ihm componirten Märſchen hatte.

Alle Umſtehenden baten jetzt — gleichſam als Act der Verſöhnung — Beethoven möge doch einige derſelben vortragen. Er ließ es ſich, wenn auch finſter knurrend, gefallen, rief den jungen Klavierſpieler heran und das vierhändige Spiel begann.

Aber der junge Graf Pallhorſt und ſeine Mutter hatten die Beleidigung von vorhin nicht vergeſſen.

Während die beiden Mäſtro's ſpielten, ſprach der junge Graf in der Thüre des Nebenzimmers ſo laut mit der alten Gräfin, daß Beethoven, da mehrere Verſuche, Stille herbeizuführen, erfolglos blieben, ſeinem Gefährten plötzlich mitten im Spiele die Hand von dem Klaviere wegzog, und — ſelbſt aufſpringend — laut rief:

„Für ſolche Schweine ſpiele ich nicht!“*)

Aber diesmal war der Effect ein anderer als vorhin: ein lautes Gelächter brach aus.

Der „alte Papa“ hatte in ſeiner Geiſtesgegenwart die Situation raſch überſchaut und zur Rettung des Freundes, der Convenienz und der allgemeinen Stimmung zuerſt das Gelächter angeſtimmt; ſo war der Sache — die ſehr ernſt und unangenehm hätte werden können — eine möglichſt komiſche Wendung gegeben.

Nur die alte Gräfin Pallhorſt und ihr Sohn verließen ſofort das Palais, nachdem Beide dem Meiſter noch unheilſchwere, vernichtende Blicke zugeworfen hatten.

Dagegen blieben alle Verſuche, Beethoven wieder an das Klavier zu bringen, jetzt vergeblich. Wild und zornig blickte er um ſich, und es war nur gut, daß ſich der Graf und die Gräfin Browne nicht hier in dem Muſikzimmer, ſondern gerade in dem größeren Saale befanden. Selbſt van Swieten beſtrebte ſich umſonſt den Erzürnten zu beſänftigen.

„Laſſen Sie mich, Papa!“ — ſagte er finſter. — „Sie wiſſen nicht was in mir vorgeht. Ich laſſe die Majeſtät der Kunſt nicht beleidigen, am wenigſten von Hohlköpfen!“

---

*) Hiſtoriſch: Beethoven's eigene Worte.

Und er ging mit großen Schritten nach einem der Seitengemächer. Aber auch hier fand Beethoven keine Ruhe. Als er sich in einer dunklen Ecke niedergesetzt, kamen ihm die Gedanken an seinen kranken Liebling, der jetzt — da man ihn zur Stadt zurückgebracht hatte — mit ihm unter einem Dache weilte und den er doch nicht sehen konnte. Die arme Eugenie, sie litt ja für ihn und durch ihn!

Ueber eine Stunde saß Beethoven so da, fern von der Gesellschaft und in sich gekehrt. Plötzlich sprang er auf, verließ heimlich die Gesellschaftszimmer und schlich sich nach den ihm wohlbekannten Gemächern der Comtesse. Hatte er hier doch so manche Unterrichtsstunde ertheilt.

Babette, die er in dem Vorzimmer traf, erschrack bei seinem Eintritte nicht wenig und wollte ihn anfänglich nicht in das Krankenzimmer einlassen. Aber welchen Entschluß eines Kammermädchens macht ein Ducat nicht schwankend? Wenige Minuten später stand Beethoven vor Eugenien.

Da lag sie in ihrem weichen kostbaren Bette mit geschlossenen Augen; aber nicht bleich war jetzt ihr liebliches Antlitz, wie in jener verhängnißvollen Nacht, sondern hoch geröthet von einer bösen Fiebergluth. Auch jetzt hatte der Schlaf sie umfangen; aber nicht jener starre und doch gleichzeitig mit der Welt in Beziehung bleibende seltsame Schlaf, sondern ein

unruhiger, von wilden, wirren Träumen durchflochtener.

Beethoven — dem starken, dem gewaltigen, die Welt sammt allen ihren Convenienzen unter die Füße tretenden Manne — stahlen sich Thränen in die Augen. Leise rückte er einen Stuhl heran, setzte sich an dem Bette des lieben Kindes nieder, erfaßte eine seiner glühenden Hände und hielt sie schweigend in den seinen. So saß Beethoven wohl an zwei Stunden.

Bei der ersten Berührung hatte es Eugenie leise durchzuckt, von da an gingen ihre phantastischen Träume weiter, aber sie legten sich augenscheinlich mehr und mehr, ja das Fieber ließ wirklich nach, ... und endlich trat ein ruhiger Schlaf an seine Stelle. Sie lächelte sanft und glücklich wie ein Engel.

Da erhob sich der Meister, beugte sich über die Schlummernde, drückte ihr einen leisen, väterlichen Kuß auf die Stirne und verließ unbemerkt Zimmer und Haus.

Vier Kunstseelen.

Aber die Besserung in Eugeniens Zustande war nur eine sehr vorübergehende. Das Fieber zwar war geschwunden und auch die nächtlichen Zufälle stellten sich — außer einem leisen, kaum vernehmbaren Singen Beethoven'scher Lieder — nicht mehr ein; dagegen ward das holde Kind auffallend schmäler und bläsſer, so daß die ganze Erscheinung bald etwas fast Durchsichtiges erhielt.

Wenn Eugenie so da lag in ihrem duftig-weißen Nachtgewande, um das zart geschnittene liebliche Gesichtchen mit der feinen zarten Haut, durch welche die kleinsten Aederchen bläulich durchschimmerten, — die blonden naturkrausen Löckchen; — eine unaussprechliche Milde und Güte in den Zügen, die blauen träumerischen Augen in die Ferne gerichtet, das kleine müde Haupt auf die mit breiten Spitzen besetzten Kissen gelegt, umhüllt von den bis zu der Decke des Zim-

mers hinaufreichenden durchsichtigen Bettvorhängen, mochte es einem poetischgestimmten Auge wohl bedünken, Titania — die zarte, luftige, duftige Gattin Oberon's — habe sich hier zwischen Lilien und Maiglöckchen gebettet.

Aber Eugenien's Existenz war auch in der That beinahe eine geisterhafte; denn was sie an Speise und Trank genoß, war fast gleichbedeutend mit Nichts; der Schlaf wich mehr und mehr einem fortwährend träumerischen Zustande und das Sprechen schien sie ganz verlernt zu haben. Auch keine Klagen kamen mehr über ihre Lippen, nur deutete sie öfter in räthselhaften Worten an, daß sie etwas wie eine ferne, schwarze Wolke sehe. Dann ward es ihr angst und beklommen, und sie streckte die Arme von sich, als wolle sie es verhindern, daß diese Wolke sich mit tödtlicher Wucht über sie lagere.

Was aber am auffallendsten erschien, war ihr häufiges Verlangen nach ihrem bisherigen Musiklehrer; und da Doktor Czerny bald gewahrte, daß jetzt — im Gegensatze zu früher — des Meisters Anwesenheit beruhigend auf die Nerven der Leidenden einwirke, so bat der gebeugte Vater selbst den Hausfreund um häufige Besuche.

Beethoven gehorchte gern; denn wenn ihn auch jeder dieser Besuche schmerzlich bewegte, so lag doch auch wieder etwas ganz eigenthümlich Erhebendes,

Beruhigendes .... trotz allem Peinlichen seltsam Wonniges in diesem Zusammensein mit dem merkwürdigen Kinde.

Auch heute trat Beethoven zu der bestimmten Stunde in das Krankenzimmer. Die herabgelassenen grünseidenen Vorhänge ließen das Licht des Tages nur schwach eindringen, so daß kaum ein matter Dämmerschein in dem stillen Raume herrschte. Selbst die Tritte des Herannahenden verhallten durch den weichen kostbaren Teppich, der den Boden des Gemaches deckte, das die liebende Fürsorge der Eltern in einen wahren Tempel des feinsten Geschmackes umgeschaffen hatte.

Wenn man aber auch nicht das leise Auftreten des sonst eben nicht gar ätherischen Mästro's hörte (hier war er merkwürdigerweise die Aufmerksamkeit selbst); wenn Babette auch nur stumm grüßte: Comtesse Eugenie, die mit geschlossenen Augen dagelegen hatte, wußte sogleich wer eingetreten war. Schon ehe sich die Augenlieder langsam hoben, flog ein Lächeln über ihre Züge, während sie dem Herantretenden die kleine weiße durchsichtige Hand freundlich hinhielt. Beethoven erfaßte sie und drückte sie leise; dann setzte er sich nieder und hielt sie schweigend in seiner Hand.

Kein Wort kam dabei über Beider Lippen. Beethoven schaute auf Eugenien wie ein liebevoller Vater auf sein geliebtes krankes Kind; die Comtesse

aber blickte den großen, berühmten Meiſter, der jetzt an ihrem Bette ſaß und ihre Hand hielt, mit ſtrahlendem Stolze, mit wonnigem Entzücken an.

Und doch war die ſtumme Unterredung zwiſchen den beiden merkwürdigen Weſen eine lebhafte. Sie dachten beide an die Kunſt. Eugenie, indem ſie dieſelbe in dem großen Meiſter bewunderte und — als in Beethoven verkörpert — nahe wußte: jener, indem er mit Schmerz ein Weſen hinwelken ſah, das wahrhaft in der Kunſt auf- und in ſeiner übergroßen Begeiſterung für ſie unterging.

So ſaß Beethoven — der draußen in der Welt ſo rauhe, rückſichtsloſe Mann, der titanenartig den Himmel zu ſtürmen drohte — gar häufig mit gewinnender Milde an dem Bette des Kindes. War dies ein halbes Stündchen geſchehen, dann ging er wohl zu dem noch immer im Nebenzimmer ſtehenden Inſtrumente und phantaſirte eine Zeit lang; aber ſein Spiel war dann ſo zart, ſo hingehaucht, daß die ringsumher herrſchende Stille und das feine Gehör der Leidenden nöthig waren, um es zu vernehmen.

Auch heute war dies der Fall, als plötzlich vom Bette der Kranken her der Schmerzensruf erſchallte:

„Die Wolke! die Wolke!“

Entſetzt ſprang Beethoven auf und eilte zu Eugenien. Auch Babette war herbeigeſprungen: Da lag die Comteſſe, die Hände abwehrend vor ſich

hingeſtreckt, die Augen ſtarr blickend und augenſcheinlich von einer furchtbaren Angſt gequält.

„Die Wolke! die ſchwarze Wolke!“ — rief ſie jetzt und dicke Tropfen kalten Schweißes traten auf ihre hohe weiße Stirne. — „Sie erdrückt mich und Dich, Dich, Meiſter! — — Dir droht Unglück — — hüte Dich! hüte Dich!“ — Mehr vermochte ſie nicht hervorzuſtoßen. Die Arme ſanken erſchlafft, die Augen fielen matt zu. Eugenie winkte Beethoven und Babetten, ſich zu entfernen.

Als Beethoven aus dem Palais Browne in trüben Gedanken verloren heraustrat, fuhr er plötzlich entſetzt zurück. Ein Mann in ſeinem Alter, mit blonden Haaren war an ihm vorübergegangen. War es Täuſchung, war es Wahrheit? Die Züge ſchienen ihm nur zu bekannt; die Erinnerung an ihren Träger aber durchzuckte ihn wie ein dreiſchneidiges Schwert.

Dennoch blieb es vor der Hand bei dieſem einmaligen Begegnen; Ludwigs weitere Nachforſchungen führten zu keinem Ergebniß. Zu deſto ſchöneren Reſultaten aber führte ſein großes, gewaltiges Streben auf der begonnenen Bahn.

Wer etwas Großes in der Welt leiſten will, der muß ſich nur nicht vor dem Namen eines Schwärmers, Enthuſiaſten oder Phantaſten fürchten, der gewöhnlich mehr Diejenigen entehrt, die ihn ertheilen, als den, dem er von kleinen Seelen beigelegt wird. Auch

Leonidas war ein Enthusiast, und Lykurg und Solon, und Christus und Huß und Luther und Friedrich der zweite, und Schiller und Göthe und tausend andere Männer, die das Salz der Erde waren.

Kalte Herzen und trockene Köpfe mögen als Zahlmeister, Lieferanten, Marschkommissäre und Quartiermeister dienen, zum Führer in der Schlacht und zu jedem großartigen Unternehmen wird etwas Anderes erfordert. Dies Andere aber ist die seltene und wunderbare Vereinigung von Kalt und Heiß; des kühlen Urtheils und der glühenden Einbildungskraft; des unbeugsamen Willens und der innigsten Hingabe; des Vertrauens und Mißtrauens, des Glaubens und Zweifels; und mit allem dem muß sich ein reiches Gemüth vermählen, das alle diese Eigenschaften zusammenhält, sie durchdringt, und — wenn man so sagen darf — im Flusse erhält.

Die Gluth des Enthusiasmus allein macht freilich den großen Mann noch nicht, so wenig als die flammende Lohe des Hochofens aus lockerem Kalkstein ein edles Metall schmilzt; aber ohne sie kommt auch aus dem reichhaltigsten Gestein das edle Metall nicht an den Tag.

Daß Beethoven ein solcher Mann war, bewies er um jene Zeit mehr denn je. Sanft wie ein Kind, mit einer Hingebung, so wahr und warm, wie die des edelsten Mutterherzens, blieb er in den Stunden,

die er an dem Bette Eugenien's zubrachte, und dieſe Stunden und dies geheimnißvollwunderbare Seelenleben zwiſchen ihm und dem holden Kinde, machten jetzt in der That und im Stillen ſein Glück aus. Er gewöhnte ſich mit dem Andauern des Leidens ſo ſehr an dieſe Stunden und die Leidende ſelbſt, daß er nicht mehr ohne beide ſein konnte und gerade hier oft die höchſten und ſchönſten Ideen fand.

So kam es, daß ihm aus dieſem — gewiß einzig daſtehenden Umgange — nach gerade eine ſtille Freudigkeit erwuchs, die wiederum in einem geſteigerten Streben die herrlichſten Früchte trug. Beethoven's Weſen gewann hier unendlich an Innerlichkeit und Tiefe, ſein Streben an Weihe und Heiligkeit.

Wie ein prachtvoller, hellfunkelnder Stern leuchtete und ſtrahlte er jetzt in der muſikaliſchen Welt Wiens. Die Circle des Fürſten Lichnowsky waren es dabei, in welchen faſt alle Werke Beethoven's, die in jener Zeit entſtanden, zuerſt verſucht und dann in größeren Kreiſen auch ausgeführt wurden. Aber Beethoven trug auch dem gebildeten Geſchmack des Fürſten, ſo wie deſſen gediegenen muſikaliſchen Kenntniſſen ſo ſehr Rechnung, daß er ſich in Hinſicht auf Aenderungen oder Verbeſſerungen, bei ſeinen Compoſitionen, dieſes oder jenes willig von ihm ſagen und rathen ließ. Eine Nachgiebigkeit, die er — außer

bei dem alten Papa — sonst Niemand so leicht zugestand*).

Aber welche Abende und musikalische Genüsse waren dies auch bei Lichnowsky und van Swieten.

Das schon erwähnte herrliche Quartett: Schuppanzigh, erste Violine, — Sina, zweite Violine, — und Kraft abwechselnd mit Linke, Violoncelle — das späterhin unter dem allgemeinen Namen das „Rasumowsky'sche Quartett" die ausgebreitetste und wohlverdienteste Berühmtheit erlangte — dieses, in gleicher Art nie wieder entstehende, Quartett verherrlichte ja jene Abende und diesen vier echten Kunstseelen hauchte Beethoven nach und nach seinen erhabenen Geist ein**). Sie waren mit dem Meister eine Seele und seine echten Schüler und Jünger.

Wie man den Finger auf das Instrument setzt, wie man schwere Gänge darauf machen lernt, das können wohl Tausende lehren, ohne auch nur einen einzigen Geistesfunken hinzuzuthun. Nicht aber die Handhabung der Technik, sondern der Geist allein ist die Wahrheit, das innere Leben und Sein jeglicher Kunst. Und dieser Geist erstarkte hier in jenen vier Kunstseelen, — erstarkte in Beethoven selbst; ja er erhob sich in jenem Quartett-

*) Schindler: S. 38.

**) Schindler: S. 39. Marx: L. v. B. I. Thl. S. 38.

Bunde nach und nach zur vollsten, schönsten Erkenntniß und erhielt sich sogar in demselben bis nach des Meisters Tod*).

Aber auch als Menschen und Freunde standen diese vier Männer zusammen; Beethoven war auch hierin ihr Ideal; nicht seiner äußeren Rauheit nach, wohl aber in Betracht seiner unantastbaren Seelenreinheit und seines echt deutschen biederen Charakters.

So kam es, daß diese Männer eine Art musikalisch-ästhetischen Bund schlossen, der darauf hinausging: mit Kraft und Erfolg nicht nur ihre Kunst, sondern alle Mittel zu entwickeln, welche ihnen die Vorsehung verliehen, um sich den Menschen nützlich zu machen.

Beethoven selbst hatte die einfachen Statuten entworfen, die einen tiefen Blick in sein Inneres gewährten und Früchte seines stillen Gedankenlebens mit Comtesse Eugenie waren. Sie lauteten ganz einfach:

§. 1.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch Andern nicht.

---

*) Schindler: S. 40. Dieser Quartett-Verein, für dessen musikalisch-reine Sitten Beethoven nie aufhörte Sorge zu tragen, galt lange mit Recht für die einzig wahre Schule, die Quartett-Musik Beethoven's — diese neue Welt voll erhabener Bilder und Offenbarungen — kennen zu lernen.

§. 2.

Benutze die hohe Bedeutung deiner Kunst, um diese aus heiliger, reiner Liebe zu üben, dich und Andere zu veredlen und das Feuer einer hohen Begeisterung für das ewig Schöne und Große in den Herzen Aller zu entzünden.

§. 3.

Verzeihe, als Mensch, selbst deinem Feinde und vergelte ihm nur durch Wohlthun. Diese großmüthige Aufopferung wird dir die herrlichsten und reinsten Freuden gewähren. Erinnere dich daher immer, daß dieses der schönste Sieg ist, den die Vernunft über den Naturtrieb erhalten kann, und daß der edle Mensch Beleidigungen aber nie Wohlthaten vergißt.

§. 4.

Widmest du dich so dem Wohle Anderer, so vergiß dabei nicht deine eigene Vervollkommnung. Oft blicke in dein Herz, um dessen geheimsten Falten zu ergründen. Selbsterkenntniß ist die Grundlage nicht nur aller Weisheit, sondern auch alles Wohlergehens.

§. 5.

Reine und strenge Sitten seien stets deine Begleiter. Dein Herz sei lauter, gerade, wahr und bescheiden, wie das Herz eines Kindes. Der Stolz ist der gefährlichste Feind des Menschen, er umstrickt ihn mit allzugroßem trügerischem Vertrauen auf die eigenen Kräfte.

§. 6.

Siehe nicht zurück von wo du ausgegangen bist, es würde deinen Lauf verzögern; sondern blicke auf das Ziel, welches du erreichen sollst und willst; die kurze Zeit deines Lebens läßt dir ohnehin kaum Hoffnung, es zu erreichen. Entziehe dabei deiner Eigenliebe die gefährliche Nahrung, dich mit Jenen zu vergleichen, welche hinter dir sind; dich sporne vielmehr die glühendste Nacheiferung, wenn du vollkommene Muster vor dir siehst. — —

Wie herrlich zeigte sich hier Beethoven's Gemüth. Sind diese einfachen Lebensregeln nicht das Spiegelbild einer großen, edlen, erhabenen Seele? Und sie wurden auch dafür von den Freunden erkannt und, schon aus Verehrung für den großen Meister, geübt.

So war es denn im Vereine mit diesen vier echten Kunstgenossen, daß Beethoven als Meister und als Künstler das Höchste und Schönste anstrebte. So war es gerade durch diese Vereinigung und die still verborgene Triebfeder, die aus dem wunderbaren Seelenleben mit Eugenien in sein Leben hineingriff, daß sein Genius sich im stolzesten und kühnsten Flügelschlage hob.

Haydn und Mozart hatten die Epoche des freien Styles herbei geführt; ein neuer Genius des freien Geistes war jetzt in Beethoven aufgetreten.

Gleichstarkes und nach allen Seiten sich erstreckendes innerliches Fühlen sowohl der Anziehung als der Abstoßung zwischen Subject und Object war das Charakteristische des Beethoven'schen Genius.

Es ist das volle Herz in ihm, das dem Leben freudig, kräftig, mit feuriger Liebe, mit Begeisterung für alles Große und Schöne entgegenschlägt und bald diese Stimmungen, bald auch die Wirklichkeit selbst, welche sie hervorgerufen, in Tönen ausspricht, schildert, malt und feiert. Dasselbe Herz hat aber auch schon den feindlichen Zusammenstoß zwischen sich und dem Schicksal schmerzlich genug empfunden und spricht daher auch die Entzweiung des „Ich's" mit sich selbst und der Welt — jedoch immer mit Entschiedenheit und Kraft — aus. Aber trotz Schmerz und momentaner Zerklüftung, kommt es immer wieder auf herrliche Weise zur Versöhnung, zum Triumphe über die Wehmuth, zum reichsten Humor, zur herzensfreudigen Feier des Bruderbundes mit der Menschheit, zur dankbarsten, solennsten Verherrlichung der höheren, die große Weltharmonie aufrecht erhaltenden und jeden Einzelnen beglückenden Ordnung der Dinge.

Und wie setzt dieser großartig-mächtige und vielseitige, ebenso im tiefsten Ernste und lebendigster Ergriffenheit empfundene Gefühlsinhalt die musikalische Phantasie in eine gleich großartige und schwungvolle

Bewegung! Vollere und tiefere Harmonien treten hervor, Tonkräfte und Klangfarben ungekannter Art werden lebendig, die Formen wachsen in die Weite und Breite, Orchester und Klavier werden zu Organen für den vollen Wiederhall des erregten, in seine Stimmungen sich immer tiefer hineinarbeitenden, überall unendlich großfühlenden Gemüthes erhoben. Die ganze Fülle von Tonbewegungen und Toncombinationen, deren die Musik fähig ist, scheint offenbar werden zu wollen.

Und sie wird es! Aber tief eingreifend muß hier erst ein furchtbares Schicksal den edelsten der Menschensöhne bis zur Verzweiflung prüfen. „Die Wolke!“ — „die schwarze Wolke!“ — .... ein kindlich-ahnungsvolles Herz hat sie im Geiste gesehen, und .... dies kindliche Herz hat aufgehört zu schlagen — — — Ludwig van Beethoven steht finster, ernst und schweigend, in den Marmorzügen den Ausdruck eines namenlosen Schmerzes, an dem Grabe Eugenien's. Und .... „die Wolke!“ — „die Wolke!“ tönt es mit Geisterstimmen dumpf und entsetzlich aus der sich schließenden Gruft, wie ein unseliger prophetischer Ruf, und eine eiserne Faust hält über das lorbeerbekränzte Haupt Ludwig van Beethoven's eine schwere, schwere Dornenkrone!

Eugenie schläft süß! ... o Meister! Meister! was wird das Leben Dir noch bringen! — — Dies

kleine, liebe, treue Herz hat Ruhe und Friede gefunden ..... welch' Entſetzliches ſoll das Deine noch durchkämpfen!

Doch .... wer die Zukunft fürchtet, hat ſchon das Leben verloren, und wer den Schmerz nicht kennt, hat Seligkeit nie geahnt!

Bayerische Staatsbibliothek München

Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Landesbibliothek

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

P. o. germ. 1125 f 9
(3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

III. Das Drama beginnt.

(Beethoven als Mann.)

		Seite
1.	Das böſe Princip	1
2.	Das Paradies	24
3.	Zwiſchen zwei Eichſtämmen	45
4.	Nicht finden und doch finden	56
5.	Mephiſtopheles	71
6.	Der Donner grollt	99
7.	Geiger und Harfnerin	122
8.	In der Höhle	154
9.	Ein Attentat	166
10.	Das Teſtament	190
11.	Narren und Halunken	203
12.	Sinfonia eroica	232

Seite

13. Donna Giulietta Guicciardi 249
14. Fidelio 261
15. Die Hauptprobe 272
16. Nie wieder 302

III.

Das Drama beginnt.

(Beethoven als Mann.)

Das böſe Prinzip.

Wenn uns ſchon bei dem Erbleichen jedes einzelnen Jahres die Mitternachtſtunde, die es verſchlingt, ein feierliches memento mori entgegenruft; wenn bei dieſer Gelegenheit ſchon der Gedanke, daß wieder ein nicht unbedeutender Zeitabſchnitt unſeres Lebens unwiederbringlich in das unerſchöpfliche Meer der Vergangenheit hinabgeglitten ſei, uns unwillkürlich mit tiefem Ernſt erfüllt, um wieviel gewaltiger muß dann jeden denkenden und fühlenden Menſchen der Scheidegruß eines verſinkenden Jahrhunderts berühren?

Und in der That! die Menſchheit ſteht ja dann an einer ungeheuren Gruft, bereit, eine Rieſenleiche einzuſargen. Und um die Rieſenleiche ſchaaren ſich die bleichen Geiſter all der zahlloſen Wünſche und Hoffnungen, die das erblich'ne Säculum der Menſchheit gab, und die das unerbittliche Geſchick dennoch

zum großen Theil mit seiner kalten Marmorfaust zerdrückt und mitgebettet hat in des Jahrhunderts Sarg.

Ja! wie Vieles, was den Einzelnen, den Völkern und der Menschheit als groß, ehrwürdig, lieb und theuer galt, sank mit zu Grabe?

Jeder Einzelne ruft daher wohl beim zwölften Glockenschlage: Schlaft wohl, ihr Theu'ren, die die Zeitenwellen hinabgespült in der Vergessenheit unersättlichen Schlund! — schlummert fort in der Erinnerung Schooß, ihr großen Menschen, die ihr euch durch erhabene Thaten und mit eurem Tode die Liebe der Nachwelt erkauft; — ihr Hoffnungen und Wünsche die ihr, noch kaum geboren, starbt, ... lebt wohl! Denn flüchtig und vorübergehend ist ja Alles hier in Zeit und Raum.

Aber ... wie vor Alters in Frankreich die Sage ging: „der König stirbt nicht!" und wie man daher den Tod eines Königs von Frankreich dem Volke mit den Worten verkündete: „Le roi est mort! vive le roi!" — so ist es auch bei der Königin des Lebens, der Zeit. Denn kaum ist das Jahrhundert mit der Mitternacht letztem Glockenschlage begraben, so erhebt sich — mit dem funkelnden Diadem der Morgenröthe einer neuen Zeit geschmückt, das neue Jahrhundert gleich einer jugendlichen Königin. Und die Menschheit jubelt ihm entgegen, und in seinem Gefolge fliegen den Völkern neue Wünsche, neue Erwartungen, neue

Hoffnungen zu und neues Glück oder Unglück schießt unter seinen Tritten auf. In solchem Wechsel ziehen denn Jahrtausende dahin:

Und Völker kommen, Völker geh'n,
Wie Blätter grünen
Und im Sturm verweh'n!

Wenn sich aber jemals bei dem Scheiden eines Jahrhunderts und dem Anbruch eines neuen solche Gedanken und Gefühle in den Herzen und Geistern der Menschen regten, so war dies gewiß um jene Zeit der Fall, von der wir hier schreiben, — nämlich bei dem Schlusse des achtzehnten und dem Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts, die beide der Welt einen einzigen Namen entgegendonnerten; aber einen Namen, zu dem die Völker entweder aufjauchzten, oder vor dem sie bis in das Mark ihrer Seele erbebten; und dieser Name war: Napoleon Buonaparte!

Den 23. August 1799 war Napoleon, nach dem Siege bei Abukir, von seinem denkwürdigen Feldzuge in Egypten nach Frankreich zurückgekehrt, das ihn, als den Retter der Republik, mit Jubel empfing und im Triumphe nach Paris führte. „Ich habe die Republik siegreich und mächtig verlassen und finde sie besiegt und unmächtig wieder!" waren die Worte, die er hier mit vollem Rechte dem Directorium in das Antlitz schleuderte; denn England, im Vereine mit Rußland und der Pforte, hatte nebst Oesterreich den Krieg so

energiſch fortgeſetzt, daß die Fahnen der Republik wieder über den Rhein zurückgedrängt waren. Auch aus Italien waren ſie vertrieben worden, und zu dem allen kamen noch innere Kriege und Empörungen.

Da ſchien Frankreich und allen der Freiheit und dem Völkerrechte ſchlagenden Herzen in Napoleon, dem Republikaner, ein Stern der Hoffnung aufgegangen zu ſein. Laut verlangte daher die öffentliche Meinung nach einer Veränderung der Regierungsform, und wahrlich, das neue Jahrhundert ſollte ſie bringen. Der Rath der Alten übertrug voll Vertrauen Napoleon den Oberbefehl über die Truppen; kaum aber war Buonaparte zu dieſer Würde gelangt, ſo vernichtete er am 9. November (18 Brümaire) die Directorialgewalt und ſchwang ſich an die Spitze der drei proviſoriſch ernannten Conſuln. Die vierte Conſtitution der Republik ward am 15. Dec. (22 Frimaire) 1799, proclamirt und Napoleon Buonaparte mit einer faſt königlichen Gewalt auf zehn Jahre zum Oberconſul erwählt.

Mit dieſem Ereigniſſe von unberechenbarer Wichtigkeit und Tragweite ſchloß das achtzehnte Jahrhundert; war es da ein Wunder, daß die ganze civiliſirte Welt dem neunzehnten mit einer nie dageweſenen Spannung entgegen ging? Wie vor dem Antichriſt zitterte vor Buonaparte das Königthum und die ganze Partei der Royaliſten und der Legitimität; als dem Begründer

einer neuen großen Zeit der Freiheit und des Völkerglücks jauchzte ihm nicht nur das republikanische Frankreich, sondern auch gar viele edle Männer und Frauen anderer Länder entgegen, die in ihm das Urbild eines echten Republikaners sahen. Niemand aber war in dieser Beziehung begeisterter für ihn, — Niemand staunte ihn mehr an, — Niemand hoffte glühender durch ihn das siegreiche Durchdringen einer Platon'schen Republik, als: Ludwig van Beethoven.

Und er und Frankreich und so viele edle und vernünftige Männer und Frauen schienen sich anfänglich nicht getäuscht zu haben.

Tüchtige Männer standen dem ersten Consul an der Seite; sein scharfer Blick hatte sie sofort gefunden und erkannt, sein ungemeines Feldherrntalent stellte sie sogleich an den rechten Platz. Wohl kann man daher behaupten, daß der Zeitraum der Consularregierung — also der Anfang und Sonnenaufgang des neunzehnten Jahrhunderts — einer der segensreichsten für das französische Volk gewesen. Ein neues Gesetzbuch ward ausgearbeitet, Handel und Wandel blühten auf's Neue, Künste und Wissenschaft fanden Aufmunterung, Ackerbau und Fabrikwesen erhoben sich, die Emigrantenliste ward geschlossen und ein allgemeiner Friede versprochen.

Und wer weiß, wie sich die Verhältnisse Europa's gestaltet haben würden; wer weiß, welche ganz andere

Richtung der Genius Napoleon's eingeschlagen hätte, — wenn sich nicht England, Oesterreich, das deutsche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte jeder neuen Einrichtung, die auch nur im Entferntesten einen republikanischen Anstrich zeigte, starr widersetzt haben würden. „Lieber mit der Hölle Frieden, als mit Napoleon!" — war das Losungswort in dem Lager der Royalisten und der Legitimität, und so blieben diese sämmtlichen Reiche zum Kriege gegen Frankreich gerüstet. Was lag nun näher, als daß sich ein Mann, wie Buonaparte, den Frieden, der ihm auf dem Wege der Güte verweigert wurde, mit dem Schwert erkämpfte, und so begann — ein trauriger Frühgruß des neunzehnten Jahrhunderts — der Schlachtendonner auf's Neue.

Ein zweiter Hannibal drang Buonaparte über den großen Bernhard in Italien vor und stellte die cisalpinische Republik wieder her. Am 14. Juni 1800 entschied die blutige Schlacht bei Marengo das Schicksal Italiens zu Gunsten Frankreichs.

Merkwürdiger, furchtbarer Tag! — — — Schon waren die Franzosen auf beiden Flügeln geschlagen, da erneute sich am Abend, unterstützt von Desaix's Reserve, der heiße, der wüthende Kampf, und das Wort Napoleon's: „Kinder, ihr wißt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen!" führte seine Schaaren nach dreizehnstündigem Kampfe zum

Siege, der freilich durch den Tod Desaix's und so vieler Tapferer theuer genug erkauft wurde.

Jetzt aber verließ auch Buonaparte das italienische Heer, dessen Oberbefehl er an Massena übergab und eilte — ein Schrecken der europäischen Kabinete — geschmückt mit den Lorbeeren von Marengo nach Paris zurück.

Im Siegestaumel empfing ihn das französische Volk, und hier in Paris schrieb er jetzt den Gesandten der fremden Staaten demüthigende Gesetze vor. Endlich — den 15. Juli 1800 — kam zu Parsdorf ein Waffenstillstand zuwege. Er kostete freilich dem deutschen Reiche seine südwestlichen Kreise, die Frankreich überlassen werden mußten; aber die Hauptsache war, daß darauf hin ein Friedensvertrag entworfen wurde, auf den sich sofort alle Hoffnungen Deutschlands richteten.

Man kann sich daher kaum die Freude denken, welche die Nachricht von diesem Waffenstillstande überall verbreitete. Auch in Wien ward sie mit Jubel aufgenommen und alle Welt war hier schon des abzuschließenden Friedens gewiß, während im Geheimen an demselben Tage von Wien aus neue Rüstungsbefehle ausgingen und Erzherzog Johann in größter Stille mit dem Oberbefehle betraut wurde.

Dennoch feierte der Hof mit der ganzen Bevölkerung die frohe Botschaft, und zwar — da es ein

wunderherrlicher Julitag war — durch eine so glänzende Praterfahrt, wie diejenige am ersten Mai gewöhnlich zu sein pflegt.

Keine Verordnung, keine Ankündigung war zu diesem Zwecke erschienen; der Gedanke war wie von selbst in den jubelnden Seelen aufgetaucht; verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt, ja bis zum Hofe, und fand einen solchen Anklang, daß die Ausführung im glänzendsten Maße und wie verabredet erfolgte.

Nun aber muß man wissen, was der erste Mai in Wien bedeutet? und was eine Praterfahrt an diesem Tage heißt!

Der erste Mai ist für Wien ein Festtag, wie kein anderer. Hunderte der schönsten, der glänzendsten Equipagen und viele, viele Tausende von Menschen eilen an diesem Tage durch die Jägerzeile nach dem Prater, dem großen Schauspiele seiner Einweihung beizuwohnen. Und dieses Schauspiel ist, wenn es das Wetter einigermaßen begünstigt, ein prächtiges, ein imponirendes.

Bekannt ist es ja, daß keine Stadt der Welt einen Vergnügungsort hat, durch den sie sich so trefflich charakterisirt, als Wien durch seinen Prater. Entfaltet sich hier doch in den Tagen des Frühlings der ganze Reichthum, der volle Glanz des österreichischen Adels auf die prächtigste und verschwenderischste Weise. Bis

gegen Ende des Monates Mai währen hier von Nachmittags drei Uhr an bis in die Nacht hinein die berühmten Praterfahrten. Von den glänzenden kaiserlichen Hof-Equipagen an, bis herab zu den einfachen schwerfälligen Miethkutschen folgte bei diesen Gelegenheiten schon damals Wagen auf Wagen, die bald im Schritt, bald im Trab die Hauptalleen dieses herrlichen Parks durchfuhren. So auch war es heute! Zu beiden Seiten Reiter und Fußgänger und — aus den Wiesen und Gebüschen der nächsten Umgebung freundlich hervorschauend — unzählige Wirthschaften und Kaffeehäuser, um welche sich die bunte Menge in ungetrübter Heiterkeit und Freude drängte.

Bei Gott! herrlicher wie eben jetzt hatte sich das Bild des Praters wohl noch niemals zu einem bezaubernden, an prächtigen Farben überreichen Ganzen zusammengefügt!

Auf die eigentliche Praterfahrt hingewendet, hatte das Auge Mühe, die rasch sich vorüberdrängenden Einzelbilder, wenn auch nur flüchtig, festzuhalten. Die prächtigen Pferde, die man schon damals in solcher Anzahl und Pracht nur in Wien fand, — die eleganten, trefflich gebauten Wagen, in deren Innerem sich die reichsten Toiletten entfalteten, folgten sich zu Hunderten, auf der linken Seite hinunter, auf der rechten hinauf, in der Mitte von reitenden Gensdarmen auseinander gehalten.

Und welchen auffallenden Glanz, und welche faſt theatraliſche Pracht boten gerade die Toiletten jener Tage! Prangten doch damals auf den Häuptern aller Damen von Rang und Vermögen ſorgfältig gewundene, künſtlich geſteckte Turban's, meiſt von weißer Gaze, oder auch von weißem und von ponceau Crep, mit Clinquant und vorn mit einem ſanft von der Linken zur Rechten gebogenen leichten Rheierbuſche — dem ſogenannten Eſprit — verſehen. Auch mit Silberflittern reich geſtickte Schleier à l'Iphigenie mit einem Kranze von Roſen oder Hyacinthen waren häufig vertreten. Dabei umſchloſſen — ein ſeltſames Zeichen der muſelmänniſchen Alliance — türkiſche Roben, von ponceau Seide mit Gold geſtickt und Tunicen von ſchwarzem Crep und gleicher Stickerei die reizenden Körper der Schönen; während die Enden der Aermel weiße Spitzen zeigten, welche auf die, bis über die Ellenbogen reichenden Handſchuhe leicht herabfielen. Prächtige Cachemir Shwals, die man, in Folge des egyptiſchen Feldzuges Napoleon's, Shwals d'Égypte nannte, hüllten den Oberkörper ein; während Ohrringe, Halsbänder und Aigretten von Diamanten blitzten *).

---

*) Eine 1800 erſchienene Zeitſchrift für Theater, Kunſt und Mode ſagt. „Der Stubenkehrigt wird jetzt theuer bezahlt, weil die Damen ſo viele und reiche Stickereien von Gold- und Silberflittern an ihren Schleiern, Turban's und Kleidern tragen, daß

Welcher Glanz und welche Pracht! welch' herrlicher Anblick jetzt im reinsten Sonnenglanze!

Aber auch dort welches Leben, wo die Volksbelustigungen sich unter Jubel geltend machen.

Aus den waldigen Baumgruppen und Wiesengründen, erquickt von dem frischen Donauwasser, welches den Park durchströmt, tönten die verworrenen Laute der ausgelassensten Freude; weit über hundert Wirthschaften hatten dabei Mühe, die versammelte Masse genügend zu bedienen. An den im Freien aufgeschlagenen Tischen saßen Jung und Alt, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Vornehme und Geringe fröhlich bei einander, während Italiener mit ungeheuren Tragkörben und dem unausgesetzten, eintönigen Rufe: „Salami! Salamini Signori!“ die Reihen langsam durchschritten, Gaukler ihre Künste machten und Musikanten aller Art Proben ihrer Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit ablegten.

Durch dieses heitere Gewirre nun schritten eben auch zwei junge Männer, von welchen der eine höchstens sechsundzwanzig der andere wohl vierundzwanzig Jahre alt war. Beide mußten Brüder sein, dies erkannte man auf den ersten Blick; dagegen schienen ihre pekuniären Verhältnisse sehr verschieden, da der

---

Zimmer und Säle nach Gesellschaften und Bällen ganz mit solchen Flittern übersäet sind“.

ältere höchst stattlich, der jüngere aber fast ärmlich gekleidet war. Dieser trug einen grauen, sehr einfachen Anzug, jener glänzte in der für damals modischsten Kleidung: einem blauen Frack, auf dessen riesigen Revers je sieben gewölbte Knöpfe von gelbem Metall wie Sterne erster Größe funkelten. Das Scharlach-Gilet — welches den zierlich gefältelten Chapeau neckisch sehen ließ — war mit einer breiten goldenen Schnur eingefaßt. An den kurzen Beinkleidern von schwarzer Seide hingen in der Gegend der Kniee, durch goldene Schnallen gezogen, zwei kleine goldene Quasten auf die schwarzseidenen Strümpfe herab; die Schuhe schmückten ebenfalls Schnallen, von gleichem Metalle, während der breitgekrempte Hut und der mit einem gemalten Porzellanknopfe gezierte Stock das Ganze vollendeten. Wohl hätte nun diese zierliche, für die damalige Zeit ganz moderne und reiche Erscheinung leicht auf einen Mann von Vermögen und feiner Erziehung schließen lassen; allein schon eine flüchtige Beobachtung mußte den Schärfersehenden sagen: daß die Manieren dieses jungen Mannes keineswegs seine Bildung verriethen; auch sprachen die stolzen Mienen, der zusammen gekniffene Mund, die von oben herabfallenden Blicke und der übermäßig gehobene Kopf mehr von dem Hochmuth und Dünkel eines Parvenü, als von dem Bewußtsein inneren Werthes oder der

behaglichen Gewißheit einer, durch die Geburt erlangten, ſicheren und angenehmen Lebensſtellung.

Ueberhaupt lag in den Zügen dieſes jungen Mannes etwas ungemein Zurückſtoßendes; obgleich man eigentlich nicht gut ſagen konnte, was dieſen peinlichen Eindruck hervorrief: der ſcharf ausgeprägte Stolz, der Anflug von Geckenhaftigkeit oder der falſche Blick der kleinen liſtigen Augen.

Weniger unangenehm war die Erſcheinung des jüngeren Mannes, ſchon weil ſein Aeußeres einfacher, ja man konnte ſagen gedrückter und daher von jedem Stolze völlig frei erſchien.

Das liſtige der Augen freilich und das falſche des Blickes hatte er mit jenem gemein. So viel iſt gewiß, daß ſich wohl kein Menſch dieſe Beiden — die jetzt, in vertrautem Geſpräche begriffen, Arm in Arm durch die einſamen Nebengänge des Parkes ſchritten — freiwillig zu Freunden erwählt haben würde. Es lag zu viel mephiſto-artiges, namentlich in dem Aelteren. Deſto inniger ſchienen Beide mit einander zu ſtehen, was jedem Lauſchenden auch ſogleich ihre Unterhaltung verrathen haben würde.

„Aber, mein lieber theurer Bruder Johann“ — ſagte eben der modiſch Gekleidete — „jetzt habe ich dir die Freude gemacht und dich in unſer prächtiges Wiener Leben eingeführt, — nun biſt du aber auch wohl ſo gut, mir ein paar verſtändige, ernſte Worte

über unsere eigene Lage, oder vielmehr über die deine, zu gönnen."

„Von Herzen gern, lieber Caspar!" — sagte der Jüngere; aber der Andere unterbrach ihn rasch, indem er mit gerümpfter Nase und finsterer Stirne rief:

„Nenne mich nicht bei diesem widerlichen, gemeinen Namen! Du weißt, ich konnte ihn schon im elterlichen Hause nicht leiden und Mutter rief mich auch immer Karl."

„Ja, und wenn dich der Vater Caspar rief, dann wußten wir Alle schon, wieviel Uhr es geschlagen hatte: dann brannte es ihn nach durchschwärmten Nächten im Kopfe und unsere Rücken wurden die Blitzableiter seines Zornes."

„Erinnere mich nicht an diese Zeit!" — sagte hier Karl noch immer finster. — „Gott sei Dank, daß sie vorüber ist. Hier darf kein Mensch von diesen Dingen etwas erfahren."

„Ja freilich!" — meinte Johann — „du hast gut: Gott sei Dank! sagen; du lebst in diesem herrlichen Wien, wie der Vogel im Hanfsamen; — bist, durch Ludwig's Vermittelung, Kassirer bei der Nationalbank, also ein gemachter Mann, — hast eine wunderschöne, blutjunge Frau . . . ."

„St!" — sagte Karl bei diesen Worten, und seine Stirne umwölkte sich noch mehr. — „Man sieht, daß du noch ein schrecklicher Neuling in der Welt bist!

Man muß nie einen Mann, um seiner Frau Willen, glücklich preisen! ...."

„Aber Karl" — rief der jüngere Bruder — „deine Betty ist ja ein wahrer Engel ..."

„Schweige mir davon!" — sagte hier der Aeltere so entschieden und gebieterisch, daß der jüngere Bruder sofort gehorchte und nur leise den Kopf zu schütteln wagte.

„Aber" — fuhr Johann nach einer kleinen Pause schüchtern fort — „es geht dir doch sonst gut in Wien."

„O ja! recht gut. Und damit es dir auch gut gehe, und du endlich einmal aus deiner elenden Bonner Stelle als Apothekergehülfe herauskommst, hab' ich dich hierher kommen lassen."

„Ich dachte, Ludwig hätte mich kommen lassen?" — sagte der jüngere Bruder naiv.

„Wer hat dir geschrieben: Ludwig oder ich?"

„Geschrieben hast du freilich; aber das Reisegeld und die Deckung für meine kleinen Schulden kommen doch wohl von Ludwig?"

„Nun ja!" — rief Karl ärgerlich — „aber ich war es, der ihm beides abgepreßt und der ihn überhaupt dazu bewogen hat, dich nach Wien zu rufen."

„Dann bin ich dir doppelt dankbar!" — sagte Johann, obgleich er wohl ahnte, daß Karl — der selbst hülflos nach Wien gekommen und fast ganz durch den ältesten Bruder, Ludwig van Beethoven, in

seiner Existenz begründet worden war — sich hier mit fremden Federn schmücke.

„Aber was soll ich nun hier machen?“ — fuhr Johann fort — „soll ich wieder ohne alle Aussicht auf dereinstige Selbstständigkeit in einer Apotheke als Provisor oder Gehülfe eintreten? dabei wäre nichts gewonnen.“

„Ludwig wünscht dies allerdings!“ — nahm Karl das Wort — „wenigstens möchte er, daß du dich noch ein oder zwei Jahre in einer Wiener Apotheke ausbildetest. Dazwischen sollst du dann auch noch Collegien hören. Das ist aber nichts! Er muß dir auf der Stelle eine Apotheke ankaufen.“

„O ho!“ — rief hier Johann lachend. — „Du sprichst das so aus, als wenn das gar nichts wäre. Weißt du denn, was eine Apotheke kostet?“

„Warum nicht?“ — entgegnete Karl. — „Es würde wenig brüderlichen Sinn beweisen, wenn ich mich nicht schon in dieser Beziehung umgesehen hätte. Freilich kann von keiner der großen Stadtapotheken die Rede sein; aber es gibt in der nächsten Umgebung Wiens auch kleinere derartige Geschäfte, die sich gut rentiren und dir durch ihren Besitz Selbstständigkeit geben, — und — selbstständig mußt du vor allen Dingen werden, wenn mein Plan ....“

„Welcher Plan?“

„Davon ſpäter. Vor allen Dingen: würdeſt du dich zur Uebernahme einer Apotheke gewachſen fühlen?“

Johann zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann ſagte er: — „Ich glaube am Ende, daß ich ein Geſchäft übernehmen könnte, wenn es ſein muß; geſtehe dir aber offen, daß es beſſer wäre, ich machte es wie Ludwig wünſcht ....“

„Nein, nein, nein!“ — rief hier Karl, und die entſchiedene Art und Weiſe, wie er dies „nein!“ ausſtieß und der Ton mit dem er es that, bewieſen nur zu deutlich, wie herrſchſüchtig der Charakter dieſes Menſchen ſei, und wie ſich die Gewohnheit des Herrſchens ſchon bei ihm feſtgeſetzt. — „Nein!“ — rief er jetzt noch einmal. — „Das ſind wieder ſolche unpraktiſche Ideen von Ludwig. Aber ich ſehe ſchon, ich muß dich vor allen Dingen und ehe du mit dem Bruder zuſammentriffſt, in den Stand der Dinge hier einweihen.“

Johann war damit ſehr einverſtanden; beide Brüder ſetzten ſich daher auf eine Bank und Karl hub an:

„Du weißt, wie unſer Bruder Ludwig von jeher ein unbändiges Glück gehabt hat. Während wir ſchon in Bonn den häuslichen Scandal immer mitdurchmachen mußten, und bei dem dürftigſten Leben von der Welt unſere Schläge die Menge bekamen, lebte er, wenigſtens zur Hälfte, in dem Hauſe der Frau von

Breuning wie ein Prinz, kam in alle vornehme Häuser und sogar zu Hofe."

„Aber, lieber Karl," — sagte der jüngere der Brüder hier lächelnd — „an letzterem war doch wohl nur sein Verdienst, seine Kunst schuld."

„Ei was!" — rief Karl, und tiefe Falten lagerten sich auf seine Stirne, während sich ein Ausdruck der Mißgunst in seinen Zügen unverkennbar kund gab. — „Kann er vielleicht für seine Kunst etwas? Ist es für ihn ein Verdienst, daß ihn der Himmel mit einem großen Talente begabt hat?"

„Nun!" — meinte Johann — „so viel muß man doch zugestehen, daß Ludwig, hätte er seine schönen Anlagen nicht mit ganz unermüdlichem Fleiße und großer Anstrengung ausgebildet, nicht zu dem gekommen wäre, was er jetzt ist."

„Ebenso würde es bei uns gewesen sein", — sagte Karl — „hätte uns der Himmel sein Talent bescheert."

Johann schüttelte lächelnd mit dem Kopfe: „Brüderchen!" — rief er dann — „unter uns gestanden, wir waren beide recht wilde und böse Jungens und von Fleiß habe ich nie etwas in unseren Zeugnissen gelesen, wohl aber sehr viel von neben die Schule laufen und Lumpenstreichen."

„Hm!" — machte Karl mit fest zusammengekniffenen Lippen; dann setzte er mit einem gewissen Stolze hinzu — „etwas Geniales hat Jedes aus unserer Fa-

milie! Ich rechne daher auch das große Talent Ludwig's für einen Familienſchatz. Der Himmel hat es nicht ihm, ſondern uns Allen gegeben, und ſomit liegt Ludwig auch die Pflicht ob, den Vortheil, den er daraus zieht, mit uns zu theilen."

„Meinſt du dies im Schmerz oder im Ernſt?" — frug hier Johann.

„Im größten Ernſt!" — verſetzte der Aeltere der Beiden." — „Ich habe über dieſen Gegenſtand viel nachgedacht und mich längſt überzeugt, daß ich in dieſer Anſicht recht habe. „Ja" — fuhr er dann fort und ſeine kleinen Augen leuchteten pfiffig auf — „wenn du es wiſſen willſt, es liegt ſogar uns Brüdern eine moraliſche Verpflichtung ob, einen Theil von dem, was Ludwig durch ſein Talent erobert, bei uns zu kapitaliſiren."

„Eine Verpflichtung?" — wiederholte Johann — „ich muß geſtehen ....."

„Daß du mich nicht verſtehſt, nun ja! dafür kennſt du unſern Ludwig auch noch zu wenig. Siehſt du, Ludwig war immer ein Schwärmer, ein Phantaſt, ein höchſt unpraktiſcher Menſch ....."

„Das iſt wahr!" — ſagte Johann.

„Nun denn" — fuhr der Andere fort — „jetzt iſt er dies alles noch hundertmal mehr, als ſonſt. Dabei lebt und webt er in dem großen weiten Reiche der Einbildungen, der luftigen Utopien, der ſphärenrau-

ſchenden Begeiſterung — wie er ſich ſelbſt in ſeinem muſikaliſchen Raptus ausdrückt — und iſt eben ſo excentriſch in ſeinen Ideen, wie in ſeinen Handlungen. Das Schlimmſte aber iſt, daß er weder Geld noch Geldeswerth, noch irgend welche haushälteriſchen Verhältniſſe kennt, und, da ſein Geiſt ſich ſtets auf Tonwellen ſchaukelt, er auch nie und nimmer feſten Fuß in der Wirklichkeit faſſen kann."

„Das iſt freilich ſchlimm!" — meinte Johann — „ſelbſt für ihn."

„Das ſage ich ja!" — rief Karl und heftete die liſtigen Blicke ſcharf auf das Antlitz ſeines jüngeren Bruders — „darum wird er auch alle Tage und von allen Menſchen übervortheilt und betrogen, — darum muß er bevormundet werden und darum iſt es auch eine unabweisbare Verpflichtung für uns, als ſeine Brüder, die es redlich und gut mit ihm meinen, daß wir dieſe Bevormundung auf uns nehmen."

„Freilich, —" ſagte hier Johann im Tone aufrichtiger Ueberzeugung — „wenn es ſich ſo verhält, kann ich dir nicht Unrecht geben."

„Aber" — fuhr jetzt Karl fort — „die Sache iſt nicht ſo leicht, wie du dir vielleicht denkſt. Ludwig iſt einmal, wie du weißt, ein ſtörriſcher, eigenſinniger, übellauniſcher Menſch, der immer mit dem Kopfe durch die Wand will und mit dem zurechtzukommen eine wahre Höllenarbeit iſt. Dann haben ſich zudringliche Men-

ſchen, wie Fürſt Lichnowsky, der alte Narr, van Swieten, u. ſ. w. ſeiner bemächtigt, die ihn unter dem Vorwande der Freundſchaft in ihrem Intereſſe gängeln, ja ſelbſt von mir, ſeinem eigenen Bruder, entfernt zu halten ſuchen. Jetzt wirſt du begreifen, warum ich dich von Bonn hierher wünſchte; aber du wirſt zugleich auch einſehen, daß wir unſeren Zweck, den Bruder zu retten, nur dann zu erreichen vermögen, wenn wir in allen Dingen Hand in Hand gehen."

„Ja, das ſehe ich ein!" — ſagte Johann überzeugt.

„Nun denn!" — fuhr Karl fort und legte ſeine Hand ſanft auf die des Bruders — „alles, was wir alſo in Vermögensangelegenheiten thun, iſt gewiſſermaßen gemeinſame Sache unter uns drei Brüdern: wir betrachten unſere Vermögen als eine gemeinſame Familienanlage."

„Das heißt das Vermögen Ludwig's!" — meinte Johann — „denn wir beide haben ja doch eigentlich nichts!"

„Ach!" — rief Karl ärgerlich und mit einem verächtlichen Blick auf den Bruder — „begreifſt du mich denn noch nicht! Eben weil uns, die Vernünftigeren, der Himmel nicht bedacht hat, wollen wir in ſtiller Vorſorge ſo viel als möglich von Ludwig's Einnahmen bei uns kapitaliſiren. Dies Kapital gehört uns dann gewiſſermaßen allen Dreien."

„Wie so?“

„Nun, z. B. Ludwig muß dir jetzt eine Apotheke kaufen. Das Geld, was er dazu schießen wird, ist allerdings sein; dadurch aber, daß ich die Sache veranlaßt habe, sie in's Reine bringen und somit Ludwig seine Gelder, erhalten werde, fällt mir ein gerechter Anspruch darauf zu, sowie dir in der Vermehrung des Kapitals durch eine kluge Bewirthschaftung der Apotheke selbst. Verstehst du mich jetzt.“

„Vollkommen!“ — sagte Johann leise lächelnd und auch aus seinen Augen leuchtete jetzt ein verschmitzter Blick.

„So ist die Sache also abgemacht?“

„Abgemacht.“

„Wir geben in Allem was ich vorschlage Hand in Hand?“

„Natürlich!“

„Und da ich die Verhältnisse hier und den Bruder besser kenne, vertraust du dich vor der Hand meiner unbedingten Führung an?“

„Das versteht sich von selbst.“

„Und bist einverstanden, daß dir Ludwig eine Apotheke kaufen muß?“

„Sehr gerne.“

„Wirst ihn auch zu überzeugen suchen, daß dies seine Pflicht als Bruder ist?“

„Mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften.“

„Und daß du ſonſt namenlos unglücklich würdeſt?“

„Ja!“

„Endlich geſtehſt du mir, als dem Begründer deines Hausſtandes, deiner Selbſtſtändigkeit und deines Glückes zu, daß ich auch die gerechteſte Anſprüche auf deine brüderliche Dankbarkeit habe?“

„Gewiß, lieber Karl!“

„Und wirſt mir, wenn ich dann hie und da wieder deiner Freundſchaft bedürfen ſollte, mit Freuden unter die Arme greifen?“

„Ich werde dies ſtets gern und freudig thun.“

„Nun denn“ — rief jetzt Karl freudeſtrahlend, indem er aufſtand — „ſo iſt unſer Bund geſchloſſen. Die Hand darauf, Bruder, daß du in allem Wort hälſt!“

„Hier iſt ſie!“ — entgegnete Johann und reichte ſeine Rechte dem Bruder.

„Und nun in Ludwig's Wohnung. Wie wird er ſich freuen, dich zu ſehen. Das iſt noch das einzige Schöne an ihm, daß er an ſeinen Brüdern mit großer Liebe hängt.“

Und Karl und Johann van Beethoven verließen Arm in Arm den Prater um den geliebten Bruder aufzuſuchen.

Das Paradies.

Als die beiden Brüder den Lichnowsky'schen Palast erreicht hatten und nach Herrn Ludwig van Beethoven fragten, erfuhren sie schon bei dem in Gravität hoch aufgerichtet dastehenden riesigen Portier unter verschiedenen „Wohl!" — „Wohl!" daß der Herr van Beethoven seit einigen Tagen nach Hetzendorf übergesiedelt sei.

Karl schüttelte bei dieser Nachricht sehr verdrießlich und mißbilligend den Kopf.

„Da lernst du nun gleich eine von Ludwig's albernen und unverzeihlichen Verschwendungen kennen!" — sagte er im Weggehen zu dem jüngeren Bruder. — „Heißt das nicht geradezu sich selbst und somit auch uns um das Geld bringen? Da gibt ihm Fürst Lichnowsky eine herrliche Wohnung in seinem Palaste, freien Tisch, freie Wäsche, freie Bedienung, Pferde zum Reiten so viel er will und Gott

weiß, was noch alles!..... und was meinſt du, was Ludwig thut?"

„Nun?" — frug Johann neugierig!

„Er miethet ſich bald hier bald dort in Privat- oder Wirthshäuſern ein, und wirft das Geld für Miethe, Mittagstiſch und ſo weiter geradezu zum Fenſter hinaus!"

„Das iſt freilich thörigt!" — ſagte Johann. — „Allein iſt nicht Hetzendorf ein ländlicher Aufenthalt?"

„Allerdings!" — verſetzte Karl — „und ein ſehr ſchöner. Das Dorf iſt äußerſt freundlich und liegt dicht an dem herrlichen Garten des kaiſerlichen Luſtſchloſſes Schönbrunn."

„Nun!" — meinte der jüngere Bruder — „da dürfte doch auch Ludwig nicht zu tadeln ſein, wenn er einige Wochen des Sommers dort zubringt. Vielleicht bedarf er der Erholung? — vielleicht kann er da draußen auch beſſer componiren!"

„Unſinn!" — rief Karl ärgerlich. — „Beſtärke ihn auch noch in ſeinen Tollheiten! Er ſoll fein zu Hauſe bleiben, wie andere ehrliche Menſchen auch. Zu Hauſe arbeitet man am beſten; auf dem Lande aber gibt es tauſend Zerſtreuungen, die einem von der Arbeit abziehen, und ſo wird — durch ganz unnöthige Ausgaben und durch Zeitverſchwendung — der Verluſt ein doppelter."

„Du biſt zu ſtreng, Karl!"

„Ich will nur das Beste des Bruders."

„So mußt du ihm aber auch seine Freiheit lassen."

„Damit er sie mißbrauche? nein!"

„Laß uns den Erfolg wenigstens erst einmal abwarten."

„Ich kenne das schon" — rief hier Karl mit Entschiedenheit. — „Das Schlimmste dabei ist, daß er sich meiner wohlgemeinten Beaufsichtigung dadurch entzieht. Aber ich weiß recht gut, wer ihn, eben darum, zu diesen sogenannten Sommerausflügen anspornt: der alte Halunke Swieten, und der Fürst und die Fürstin Lichnowsky. Das übermäßige Vertrauen Ludwig's zu diesen Menschen zu untergraben, ist daher und bleibt eine unserer ersten und wichtigsten Aufgaben."

Johann wagte nicht etwas Weiteres zu sagen, da er die Verhältnisse des Bruders zu diesen Leuten nur oberflächlich, ja fast gar nicht kannte. Demohngeachtet fing er — trotz seiner geringen geistigen Befähigung — doch nachgerade im Stillen an, seinen Bruder Karl und dessen unlautere Grundsätze zu durchschauen. Er mußte sich auch sagen: daß diese Grundsätze — namentlich dem Bruder gegenüber, der doch Karl aus dem Staube gehoben — perfid seien. Und doch sprach auch wieder etwas in seinem Inneren für dieselben, und dies war auf der einen Seite der Neid

über Ludwig's Glück, von dem auch er nicht frei war; auf der anderen aber der, durch Karl erregte Wunsch, wie dieser nun auch zur Selbstständigkeit und Wohlhabenheit zu gelangen.

Bei einem so schwachen Charakter aber, wie der Johann's — er war einer von denjenigen Menschen, die man, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln kann — und dem Einflusse des überwiegend geistigeren älteren Bruders konnte der Kampf zwischen Rechtlichkeitsgefühl und Egoismus nicht lange dauern. Letzterer siegte denn auch um so rascher, als ihm die Trägheit und die Sinnlichkeit zu Hülfe kamen, die in Johann's Wesen von Kindheit an eine große Rolle gespielt hatten, und so bedurfte es auf dem Wege nach Hetzendorf kaum noch der guten Lehren Karl's um Johann ganz für seine Pläne zu gewinnen. Lange ehe sich das freundliche Dörfchen in der Nähe zeigte, waren beide Brüder von Grund der Seele aus einverstanden.

Ludwig van Beethoven ahnte indessen nicht im entferntesten den Besuch der Brüder. Da er fast nur nach Innen lebte, war er stets geneigt, äußere Ereignisse und Vorkommenheiten leicht und schnell zu vergessen, und so dachte er in der That jetzt schon gar nicht mehr daran, daß er seinen jüngsten Bruder von Bonn nach Wien hatte bescheiden lassen, um ihm hier mit der Zeit eine eigene Existenz zu gründen.

War doch ohnedem sein Geist in diesen Tagen mehr denn je in schöpferischer Thätigkeit, da er mit einer größeren Composition „Christus am Oelberge" beschäftigt war. Wie herrlich ließ sich aber auch hier in der paradiesischen Umgebung componiren; wie unaussprechlich glücklich machte Ludwig diese Einsamkeit und Zurückgezogenheit des Landlebens. Nur gerade heute war er nicht allein: sein lieber treuer alter Freund, Papa Swieten, hatte ihn aufgesucht, um ihm zuerst die große Nachricht von dem Parsdorfer Waffenstillstande und den Friedenshoffnungen Europas zu überbringen.

Aber Swieten und Beethoven waren hier durchaus nicht ein und derselben Meinung; während der alte Papa diese große Nachricht seinem Lieblinge freudestrahlend mittheilte, zuckte dieser fast ärgerlich die Achseln und meinte: nun wäre es wieder einmal um die schönsten Hoffnungen der Menschheit geschehen.

Obgleich nun van Swieten längst Beethoven's Bewunderung für Napoleon Buonaparte kannte, vermochte er ihn hierin doch nicht zu verstehen: Friede! Friede! war ja jetzt der Ruf der ganzen Welt; — und sollte und mußte ein dauernder Friede denn nicht namentlich dem Künstler willkommen sein?

Die Sache aber verhielt sich hier wie folgt: Swieten dachte als ein in Wien in den besten Verhältnissen lebender Musikfreund und Künstler, als

alter ruhiger Mann und guter Bürger; — — Beethoven aber nahm, in der Größe seines Wesens und mit der Jugendkraft seines Herzens, den viel höheren Standpunkt eines, die ganze Menschheit umfassenden, Kosmopoliten ein.

Ludwig van Beethoven war seinen politischen Gesinnungen nach, ein echter feuriger Republikaner. Platon's „Republik" war bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er beurtheilte daher auch nach jenen Principien alle Verfassungen der Welt. Seiner Meinung nach sollte Alles so eingerichtet sein, wie es der griechische Philosophe vorgeschrieben hat. Und so lebte er denn auch in dem festen unumstößlichen Glauben: Napoleon gehe mit keinem anderen Plane um, als Frankreich nach ähnlichen Principien zu republikanisiren. Es sei daher auch durch das Consulat und Auftreten Napoleon Buonaparte's als erster Consul der Anfang zu einem allgemeinen Weltglück gemacht. *)

Es versteht sich von selbst, daß der weltklugere Swieten, diese schöne aber sehr utopische Ansicht des Freundes stets mit aller Macht bekämpfte, und so kam es denn auch ganz natürlich heute wieder über den Waffenstillstand und zu hoffenden Frieden zwischen Beiden zu einem heißen aber unblutigen Kampfe.

---

*) Historisch: Schindler: S. 56. Oulibicheff: pag. 68.

Beethoven schwärmte für den Sieger von Marengo und hatte eben mit glühenden Worten dem still vor sich hinlächelnden alten Papa alle die Herrlichkeiten einer platonischen Republik auseinander gesetzt, als dieser sagte:

„Und Sie glauben wirklich, lieber Beethoven, daß der Buonaparte so hochherzig wie Sie denke und Frankreich mit einer Republik nach Platon's Grundsätzen beglücken werde?

„Ja, ja! das glaube ich, davon bin ich sogar überzeugt!“ — rief Beethoven ernst.

„Würde er sich dann aber die Usurpation der ersten Consul-Würde erlaubt haben?“

„Warum nicht? Er sah ein, daß Frankreich nur durch ihn zu retten sei.“

„Kein echter Republikaner darf eine Würde im Staate mit Gewalt an sich reißen.“

„Jeder gute Bürger ist verpflichtet, wenn es darauf ankommt, den Staat um jeden Preis zu retten. Napoleon machte sich allerdings selbst zum Dictator Frankreichs: allein man darf nicht vergessen, daß dies die augenblickliche Lage seines Vaterlandes forderte.“

„Aber es scheint dem kleinen Corsen gar nicht allein um Frankreich zu thun zu sein. Mir kommt es fast vor, als ob er zur Beglückung seines Vaterlandes ohnedem schon zu viel Macht habe.“

„Daß Buonaparte mehr Macht beſitzt, als ſich mit der Freiheit Frankreichs verträgt, iſt unleugbar; aber, mein alter lieber Freund, daß er mehr Gewalt habe, als zum Schutze der Republik und zur Vernichtung ihrer Feinde nöthig iſt, leuchtet mir nicht ein.“

„Lieber Beethoven!“ — rief hier van Swieten — „ich bin ein alter Mann und habe viel in der Welt erlebt und beobachtet; glauben Sie mir, Ihr Buonaparte denkt anders, als er ſcheint. Er iſt ein großer Feldherr; aber ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, er iſt ein ſchlechter Republikaner. Wenn wir jetzt Friede bekommen, ſo wendet er vielleicht ſein Herz und ſeinen Geiſt dem Glücke und der Wohlfahrt Frankreichs zu; kommt aber der Friede nicht zu Stande, kann Napoleon wieder das Schwert ziehen ... glauben Sie mir, dann iſt es bald aus mit dem Republikanismus. So bald der Löwe Blut geſchmeckt ...“

„Nein!“ — rief hier Beethoven aufſpringend und vor der Gartenbank auf und ablaufend, auf der van Swieten ſaß — „nein! Papa! da haben Sie Unrecht; ein Heuchler iſt Napoleon nicht!“

„Aber jedenfalls ein Menſch!“

„Ein großer, ein herrlicher Menſch; als Feldherr ein Alexander, als Republikaner ein Cato.“

„O ja!“ — ſagte Swieten trüb lächelnd — „und vielleicht bald, als Cäſar, ein Dictator perpetuus!“

„Ich weiß wohl“— fuhr Beethoven erregt fort, — „daß man ihn für einen Menschen ohne Grundsätze, ohne Religion ausschreit; aber das ist lächerlich. Weil er groß denkt, verstehen ihn die Kleinen nicht. Ist er es denn nicht gerade der den Frieden will? Hier halte ich noch das Zeitungsblatt in der Hand, das Sie mir eben mitbrachten. Soll ich Ihnen die neueste Proclamation von Paris vorlesen?“

„Thun Sie das immer!“ — sagte der alte Papa. gutmüthig lächelnd.

„Nun denn!“ — rief Beethoven, stellte sich vor Swieten und las:

„Franzosen! Söhne der Republik! Der erste Consul ruft euch im Namen des Friedens auf, euere ganze Sorgfalt der Abreise der Conscribirten, welche noch nicht der Stimme der Ehre folgten, zuzuwenden. Nun, da Europa die Unterpfänder der Kraft und der Weisheit der französischen Regierung vor Augen hat, da der Sieg und das Glück Frankreich krönen, da heldenmüthige Armeen die neue Regierung vertheidigen und die wiederholte Zustimmung der ganzen Nation sie laut anerkannt hat, so werden die kriegführende Mächte wahrscheinlich den Frieden nicht von sich stoßen, welcher ihnen von neuem und unter solchen Bedingungen angeboten worden ist, die ihre Unfälle nicht härter gemacht haben. Wenn jedoch der Eigensinn der Ueberwundenen größer wäre, als die Mäßigung der

Ueberwinder, — wenn die kriegführenden Mächte, zum Unglück aller Nationen, es wagten, den Krieg fortzusetzen, so müßte noch eine letzte Anstrengung geschehen; und man müßte endlich den Frieden gebieten, welchen wir jetzt anbieten*)."

Beethoven hielt inne, sah van Swieten triumphirend an und sagte:

„Heißt das nicht ehrlich den Frieden wollen? Napoleon Buonaparte will ihn der Welt aus seinen Siegen erblühen lassen. O! er ist ein großer, ein herrlicher Mensch! Ein Mann, wie ihn nur die schönsten Zeiten des Alterthums kannten!"

„Beethoven!" — rief hier der alte Papa erstaunt — „lassen Sie sich doch nicht ganz durch Ihre Begeisterung für das Große dieser Erscheinung blenden. Kennen wir denn die Bedingungen, die Frankreich stellt? Wie, wenn diese anscheinende Bereitwilligkeit zum Frieden nur Schlauheit wäre, man aber die Bedingungen so gestellt hätte, daß sie die verbündeten Mächte gar nicht annehmen könnten?"

„Und warum diese unwürdige Voraussetzung!"

„Weil der Degen am Fuße der Friedensproklamation schon wieder aus der Scheide fährt. O! er ist ein stürmischer Kamerad, dieser Napoleon. Ich wollte

---

*) Proklamation: Paris, den 13. Juli 1800.

ich dürfte ihm ein einziges Wörtchen auf ſeinen Lebensweg mitgeben.“

„Und welches?“

„Das köſtliche Wort piano!“

Beethoven lachte, ſetzte ſich wieder und ſagte: — „Ich glaube nicht, daß Napoleon ſehr muſikaliſch iſt, obgleich er prächtige Schlachten-Symphonien mit obligatem Kanonendonner componirt. Ich muß ihm das Ding im Reiche der Muſik einmal nachmachen; aber da wird freilich wenig piano darin vorkommen.“

„Und doch iſt piano mein Lieblingswort und würde ſicher für Ihren großen Corſen von gewaltigem Nutzen ſein.“

„So laſſen Sie hören, was Sie darüber denken.“

Der alte Papa nickte freundlich, lehnte ſich behaglich auf der Gartenbank zurück und ſagte dann:

„Piano iſt in allen Bedeutungen und Anwendungen ein gar vortreffliches Wörtchen. Ich würde ſchon das kleinſte Kind damit bekannt machen. Kein Weſen — könnte ich über Geiſter herrſchen — müßte es vermiſſen, denn es gibt nicht leicht irgend ein Geſchäft, irgend eine Lage des Lebens, wohin nicht dies Wörtchen, ſammt dem daraus entſtandenen: Chi va piano, va sano, chi va sano, va lontano! paßt. Hörte dann das ſanftere Weib, wie der rauhere Mann mit „finſterem Zorne die Untergebenen von ſich ſcheucht, ſo ſagte ihm ihr Blick: „Piano, mein Theurer!“ Wollte der an den Stock vermählte Terroriſt der Schule um ſich

ſchlagen und es ſtände mein Wörtchen „Piano!“ als Deviſe mit großen goldenen Buchſtaben über der Thüre und an der Wand, ſo müßte ihm die Hand ermatten.“

„Trefflich!“ — rief Beethoven lachend.

„Lief eine allzubehende Damenzunge“ — fuhr der alte Papa gemüthlich fort — „durch Reihe und Glieder der Geſellſchaft, und knikte leichtſinnig die Blumen der Ruhe und Freude an der ſorgloſen Bruſt der Geſpielinnen, und die beſſere Nachbarin winkte ihr ein warnendes „Piano!“ zu, ſo würde das Auge der Unſchuld ſeltener durch Thränen getrübt werden. Erhübe die Hausfrau ſchon die herbe Stimme gegen Geſinde und Kinder ..... ein Blick in den Spiegel und ihr eigenes zornflammendes Antlitz müßte ihr mein: Piano! piano! zurufen.“

„Köſtlich! köſtlich!“

„Würde ein gewiſſer Componiſt mit Namen Ludwig van Beethoven“ — fuhr van Swieten ruhig fort — „bei den freundlichſten Bitten ſchöner Damen, ſich hören zu laſſen, gleich wild und bißig wie ein Brummbär, und er dächte an mein Wörtchen Piano! ſo bin ich überzeugt, ſein Zörnchen legte ſich!“

Beethoven drohte lachend mit dem Finger.

„Hörte das ſchöne Mädchen, das hingeriſſen von der Luſt des Tanzens, wie raſend die Reihen durchfliegt, — der junge Mann, der ſich wie blind dem Vergnügen in die Arme ſtürzt, — die Jungfrau, der

eine Leidenschaft den wahren Gesichtskreis der Dinge verhüllt — hörten sie mein wohlgemeintes liebes Wörtchen „Piano!“ aus dem Munde ihres Schutzgeistes, sie wären gewiß gerettet.“

„Und Diejenigen“ — fiel hier Beethoven ein — „für deren Gebrauch Welschland das Wort zunächst geschaffen hat? Was würde Papa Swieten zu diesen, zu den Musikern, in Betreff seines Wörtchens sagen?“

„Ich würde ihnen zurufen: Ihr, die ihr dem Orchester Wohllaut und Begeisterung, dem lauschenden Ohre aber des Dichters Geist zubringen sollt, euch sage ich: fleht jeden Morgen zu Apoll: Führe uns nicht in Versuchung, ein P. für ein F. anzusehen, damit sich am jüngsten Gerichte nicht alle Diejenigen klagend gegen uns erheben, deren ausdruckvolles Lied wir überschrieen, deren Lunge wir geschadet, und deren Aerger wir erregt haben, weil wir alle Productionen der sanftesten der Künste durch unser immerwährendes Forte verunstalteten.“

„Bravo, bravissimo!“ — rief Beethoven entzückt; aber der alte Herr war noch nicht zu Ende:

„Und dem großen Componisten Ihrer Schlachten-Symphonien mit obligatem Kanonendonner“ — fuhr er feuriger fort — „dem könnte eben auch mein Wörtchen Piano! nichts schaden. Wenn er, in der großen Pause nach seinen Schlachten, die Augen aufmachte und die Tausende anschauen wollte, die er nach den

Noten ſeiner Kanonen dahingeſtreckt, Menſchenkinder wie er: Väter, Brüder, Bräutigame und Söhne ..... dann würde ihm vielleicht — vorausgeſetzt, daß er überhaupt ein Herz hat — das Winſeln der Verwundeten, das Todesröcheln der Sterbenden, der Jammerruf der Hinterbliebenen ein furchtbar ernſtes „Piano!“ „piano!“ entgegentragen. Oder ..... wenn er hinblicken wollte auf die Geſchichte, würde ihm da nicht der furchtbare Sturz ſo manchen Eroberers, das Schickſal ſo vieler Ehrgeizigen, der blutige Schatten Cäſars, ein warnendes „Piano!“ „Piano!“ entgegenſchmettern? Aber ich fürchte, ich fürchte! der Kanonendonner ſeiner gewonnenen Schlachten, und das Siegesjauchzen ſeines eigenen Egoismus, haben beide ſein moraliſches Gehör ſchon ſo ſehr geſchwächt, daß er ſelbſt das Piano nicht mehr hört, das ihm die Gottesſtimme in der eigenen Bruſt und in der Menſchheit zuruft!“

Der alte Swieten war aufgeſtanden. „Es iſt genug!“ — ſagte er jetzt noch — „ich bin ja nicht nach Hetzendorf gekommen, um Ihnen, mein lieber Beethoven, trübe Gedanken zu machen. Laſſen wir daher alle Politik ruhen und zeigen Sie mir lieber das freundliche Paradies näher, in welchem Sie jetzt Ihre herrlichen muſikaliſchen Gedanken wie reife köſtliche Früchte von den Bäumen brechen.“

„Mit Freuden!“ — rief Beethoven, der ebenfalls froh war, auf ein anderes Thema zu kommen,

da er wußte, daß er ſich über ſeine politiſchen Anſichten nie mit van Swieten einigen werde. Er reichte daher dem alten Papa ſeinen Arm und führte ihn erſt in dem kleinen aber hübſchen Garten herum, der an das Haus ſtieß, in welchem er gemiethet hatte. Dann aber lenkte er die Schritte nach dem wundervollen Parke des Schönbrunner Schloſſes.

Hier freilich befand man ſich wie im Paradieſe. Der Himmel lachte im reinſten Blau, die Sonne erſtrahlte in ſüdlicher Gluth und dennoch wehte in den ſchattigen Gängen und unter dem prächtig-grünen, faſt undurchdringlichen Laubdache der hochſtämmigen Bäume eine ſo erquickende, wohlthätige Kühle, daß man, tief aufathmend, die würzige Luft mit Behaglichkeit einziehen mußte.

Und nun die herrliche Gruppirung der Bäume ſelbſt, der Wechſel der Ausſichten, die verſteckten, plötzlich hervortretenden Wieſen und Waſſer und alle die prächtigen Anlagen — wie erfreuten ſie jedes für Naturſchönheiten empfängliche Herz.

„Aber das iſt alles noch nicht die Hauptſache!“ — ſagte Beethoven jetzt mit dem Ausdruck wahrer innerer Glückſeligkeit. — „Das alles hier, lieber Papa Swieten, haben Sie ja ſchon oft genug geſehen. Jetzt aber ſetzen Sie ſich einmal zu mir auf dieſe, faſt ganz von Gebüſch umſchloſſene Moosbank, und ſprechen Sie kein Wort.“

Swieten that es und beide Männer schwiegen eine lange Zeit.

O Gott! welche lautlose Stille, welche unaussprechliche selige Ruhe umgab sie da! Es war, als liege die ganze Welt ringsum sie in einem wonnigen, wollüstig-süßen halbwachen Zauberschlafe. Kaum bewegten sich, von einem leisen Lüftchen angehaucht, die leichten Blätter der Birken und nur die Tausende und Abertausende von schwärmenden Käfern und Mücken ließen ein schwaches melodisches Schwirren und Summen vernehmen.

Und diese großartige Ruhe der ganzen Natur, der Friede, den sie athmete, wie goß er sich in die Herzen der beiden edlen Männer. Wie hob sich ihre Brust voll unaussprechlicher Wonne und Andacht — wie fühlten sie beide in heiligen Schauern die Nähe des ewigen, göttlichen, das Weltall durchfluthenden Geistes.

Aber die Augen beider Männer flammten auch jetzt in Wonne und Begeisterung auf. Tief bewegt ergriff Swieten die Hand Beethoven's, drückte sie innig und sagte:

„Ja, Freund, jetzt verstehe ich, warum Sie Hetzendorf Ihr Paradies nennen und hier so wundervoll componiren."

„Und nun sollen Sie auch mein eigentliches Componir-Plätzchen, meinen delphischen Dreifuß, mein apollisches Heiligthum sehen!" — rief Beethoven

freudeſtrahlend. — „Und darauf können Sie ſich etwas einbilden; denn außer Papa Swieten bekommt dies Niemand zu ſchauen.“

Und er griff abermals Swieten unter den Arm und führte ihn einer Anhöhe zur linken Seite des Glorietts zu. Plötzlich aber blieb er ſtehen. Es war ein ungemein heimliches Plätzchen, an dem ſie ſich befanden, dicht umlaubt und ſo von den Aeſten zweier Eichen überdacht, daß es einem kleinen grünen Tempel glich. Die beiden Eichen aber waren ein und derſelben Wurzel entſproſſen, ſo daß ſie ſich ungefähr zwei Fuß von der Erde von dem Hauptſtamme trennten.*)

„Hier iſt er, mein delphiſcher Dreifuß!“ — rief jetzt Beethoven heiter und ſetzte ſich zwiſchen die beiden himmelanſtrebenden Säulen auf den Hauptſtamm, wie auf einen Thron.

„O das iſt prächtig!“ — meinte Swieten. — „Wie freue ich mich auf das, was hier noch entſtehen wird.“

Die beiden wackeren Menſchen gingen jetzt zurück. Swieten war dabei im Stillen überglücklich, ſeinen jungen Freund und Schützling ſo ſtill vergnügt, ſo

---

*) Schindler: S. 47. Herr Kapellmeiſter Schindler ſelbſt ſah in Begleitung Beethoven's dieſe Doppeleiche, an die ſich für den großen Meiſter der Töne ſo viel liebe Erinnerungen knüpften, noch im Jahr 1823.

heiter und lebensfroh zu sehen, wie dies in der Stadt kaum jemals der Fall war. Ach! er dachte nicht daran, daß zu dem Paradiese auch die Schlange gerechnet wird, und eben .... waren Karl und Johann van Beethoven in Hetzendorf angelangt.

Die Ueberraschung war für Ludwig groß; aber sie war für ihn auch eine eben so freudige; denn Niemand konnte mit einer innigeren und aufrichtigeren Liebe an seinen Brüdern hängen, als gerade er.

Wie mußte da Johann über seine bisherigen Verhältnisse berichten; wie frug ihn Ludwig über die Heimath und die Bonner Freunde und Bekannte aus. Freudige und traurige Erinnerungen wurden wach. Vor Ludwig's Seelenauge trat die ganze Kindheit und Jugend, und er — der sonst nie ein Freund von vielem sprechen und erzählen war — theilte Papa Swieten unaufgefordert einen ganzen Abriß jener Zeit mit. Mit welcher Verehrung gedachte er dabei seines Großvaters, dessen Bild ihm auch Johann aus Bonn hatte mitbringen müssen; mit welcher innigen, kindlichen Liebe erwähnte er seiner frommen und sanften Mutter.

Als hierauf aber Johann auch ihn über manches, zumal über sein jetziges Leben befrug, — Himmel! wie öffneten sich da die Schleußen seiner Seele, welche Blicke hätte da ein anderer Mensch, als der Apotheker,

in das große und tiefe Geistesleben werfen können, dessen Abglanz hier aufleuchtete.

Johann und Karl hörten freilich nur zu. Für den ersteren hatten des Bruders Worte kein Verständniß, obgleich sie an ihn gerichtet waren; Karl aber hörte gar nichts davon, denn er dachte nur an seine Pläne und hätte vor Aerger sterben mögen, daß ihm Swieten heute in den Weg gekommen. Der alte Papa aber, der Karl längst mißtraute, freute sich, hier zu sein und dem Einflusse des ihm widerlichen Menschen möglicherweise entgegentreten zu können.

Dennoch war dies heute nicht ausführbar, da nachgerade und natürlicherweise nun auch die Rede auf des jüngsten Bruders Zukunft kam.

Ludwig bestand auf seinem Plane: daß Johann erst nach zwei Jahren in einer Wiener Apotheke als Gehülfe arbeiten und dabei zu seiner Ausbildung einzelne Collegien besuchen solle. Karl stellte sich, abgeredetermaßen, als sei er mit dieser Ansicht ganz einverstanden, und bedauerte nur, daß sein Bruder noch nicht selbstständig genug sei, eine Apotheke zu übernehmen, da man gerade im Augenblick eine solche, ganz in der Nähe Wiens, um einen wahren Spottpreis kaufen könne, und Johann mußte thun, als fühle er sich bei dem Gedanken, wieder Gehülfe werden zu müssen, namenlos unglücklich. Ja, in so weit war er schon von Karl einstudirt, daß er bald darauf das

Zimmer verließ und er, als ihn Ludwig aufſuchte, dieſem weinend und mit den Worten um den Hals fiel:

„Ludwig! lieber Ludwig! wenn ich hier wieder die in alten peinlichen Abhängigkeitsverhältniſſe kommen ſoll, dann laß mich lieber wieder nach Bonn zurückkehren, da hab' ich doch eine Stelle, wo ich mich in einſamen Stunden ausweinen kann — das Grab der Mutter!"

Dies aber war an dem heutigen ſchönen Tage, gleich nach der Freude des Wiederſehens, und bei der inneren faſt heiligen Erregtheit Ludwig's, zu viel für ſein edles brüderliches Herz.

„Nun, nun!" — ſagte er daher tröſtend — „ſo lange dein Bruder Ludwig lebt, ſollſt du an dem Grabe unſerer guten ſeligen Mutter nicht über Verlaſſenheit klagen. Karl weiß ja da etwas von einer billigen Apotheke .... wenn du dir getrauſt ...."

„Bruder!" — rief Johann entzückt.

„Still!" — ſagte Ludwig — „ich will nachher mit Karl reden. Es kommt freilich darauf an, ob das bischen Geld, was ich zurückgelegt habe, zum Ankauf eines ſolchen Etabliſſements reicht."

„Aber ...."

„Jetzt kein „Wenn" und kein „Aber" mehr. Wir ſind Brüder und lagen unter einem Herzen — — ſo wollen wir denn auch im Leben ein Herz ſein. Nur eine Bitte noch: ſprich vor Herrn van Swieten

nichts davon; ich liebe bei solchen Dingen das öffentliche Wesen nicht."

Und Beide gingen zurück. Der eine in seinem Inneren von dem Gedanken: mit Freuden für den geliebten Bruder ein Opfer zu bringen, gehoben und getragen, der andere — wenn auch erfreut über die glänzende Aussicht, die sich so mit einemmale und so rasch ihm für die Zukunft eröffnete — doch tief ... tief ... tief ... beschämt über seine eigene Erbärmlichkeit und des Bruders Liebe und Größe.

Zwiſchen zwei Eichſtämmen.

Wenn jede große Künſtlernatur — ſagt Ernſt von Elterlein in ſeinem trefflichen Buche über „Beethoven's Symphonieen nach ihrem idealen Gehalt" — eine Welt in ſich iſt, eine Welt in ſich trägt, ſo gilt dieſes vor Allem von Beethoven: denn ſeine Welt iſt die des eignen Selbſt für ſich, ſein innerſtes Eigenthum.

Die Bedeutung dieſer Welt kommt uns nun aber erſt zum vollen Bewußtſein, wenn wir ihr die Welt eines Künſtlers wie Mozart gegenüber ſtellen.

Wer wollte leugnen, daß Mozart ein Weltall in ſich trug und in ſeinen Werken niederlegte. Betrachten wir ſeine Opern. Findet man bei einem anderen Tondichter eine reichere Welt wirklicher Geſtalten? Gewiß nicht. Aber wir haben hier eine Welt nicht des Subjects für ſich, wie es auf ſich, ſein inneres Selbſt bezogen iſt; wir haben eine Welt wirklicher, objectiv für ſich beſtehender Geſtalten.

Dagegen ist die Welt Beethoven's eine Welt tiefster Innerlichkeit des eigenen Selbst.

Folgen wir Mozart in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens, so werden wir durch Beethoven in eine innere Welt, unabhängig von der äußeren, geführt; eine Unendlichkeit des Geistes thut sich auf; die Tiefe der eigenen Subjectivität, die Unendlichkeit der eigenen Brust erschließt sich. Die Musik wird dabei in ihm Darstellung der Subjectivität, des in sich vertieften Ich's im vollsten und wahrsten Sinne des Wortes. Weit entfernt aber, daß diese innere subjective Welt, weil sie keinen Raum hat für eine objective Gestaltenwelt, wie die Mozart'sche — weit entfernt, daß sie sich darum als eine beschränkte und einfach unterschiedslose darstellt, ist sie vielmehr von größtem innerem Reichthum, ist sie in sich ein großes Universum, eine Fülle von inneren Momenten offenbarend.

Die unendliche Welt der Gefühle aber schließt mit Nothwendigkeit eine unendliche Mannigfaltigkeit der Stimmungen in sich; diese reiche Welt kann sich ja nicht in bestimmten beschränkten Bestimmungsgebieten verwirklichen, sie bedarf nothwendig ein gleiches Universum von Stimmungskreisen. Je mächtiger aber einerseits die Welt der Gefühle vermöge ihrer Unendlichkeit ist, um so gewisser wird sie, wenn sie in eine bestimmte Stimmungssphäre eingeht, diese in das Unendliche steigern und in ihrer ganzen Tiefe entfalten.

So bei Beethoven. Der Allgemeinheit und Unendlichkeit seines Fühlens überhaupt steht eine entsprechende Allgemeinheit und Unendlichkeit des einzelnen Stimmungsmomentes gegenüber.

Sehr vergeblich würde es daher bleiben, die Welt des Beethoven'schen Fühlens mit wenigen Worten aussprechen zu wollen. Diese Welt der Freude und des Schmerzes, der Lust und der Trauer, des Glückes und des Leides, der Liebe und des Hasses, des Kampfes und des Sieges, der Entzweiung und der Versöhnung, sie lebt unsterblich in seinen Tönen allein; sie entzieht sich dem Ausdruck des Gedankens, und wenn es uns auch gelingt, von dem einzelnen Weltbilde eine bestimmte Anschauung zu geben, so werden wir uns im Stillen bescheiden, daß wir durch solche Deutung der Lösung des Räthsels zwar sehr nahe gekommen sind, aber dem innersten Kerne noch fern genug stehen.*)

Um aber Beethoven's Wesen und Wirken hier und im weiteren Verlaufe des vorliegenden Werkes richtig zu beurtheilen, bedarf es noch einiger Worte:

Als der Genius Beethoven's die Schwingen seiner Phantasie zu regen begann, war er noch nicht

---

*) „Beethoven's Symphonieen nach ihrem idealen Gehalt, mit besonderer Rücksicht auf Haydn, Mozart und die neueren Symphoniker." Von Ernst von Elterlein, 2. Auflage S. 21—24. (Dresden: A. Bauer, 1858.)

die allgewaltige Persönlichkeit auf die wir so eben hindeuteten. Auch dieser große, gewaltige Mensch bedurfte, wie jede Individualität, einer Zeit der Entwicklung und einer Zeit des inneren Reifens. Letztere aber mußte natürlich um so größer sein, je tiefer die Natur hier angelegt war, je mehr Keime der Entwicklung sie in sich barg.

So treten uns bei Beethoven in Beziehung seines künstlerischen Strebens drei Hauptepochen entgegen: Die erste Epoche zeigt Beethoven, wie er bei aller entschieden hervortretenden Eigenthümlichkeit im Ganzen sich doch noch im Styl und Charakter seiner Compositionen Haydn und Mozart nähert — und dies ist die Epoche in welcher sich unser Held mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bewegt, in der zweiten Epoche erscheint seine Richtung vollständig ausgeprägt; die dritte Epoche endlich ist diejenige, wo überwiegend nur die Seelenzustände eines ganz Vereinsamten, allem menschlichen Verkehr Entfremdeten zur Darstellung kommen, — die Epoche seiner krankhaft in sich zurückgezogenen Subjectivität. *)

Der ersten Periode gehört, was den Symphoniker betrifft, die erste Symphonie an, auf dem Uebergange zur zweiten, steht die zweite Symphonie; die dritte bis achte Symphonie fallen ganz in die zweite Epoche;

*) Schindler, Oulibicheff, Brendel, Elterlein u. s. w.

die letzte Symphonie endlich, liegt innerhalb der dritten Periode.*) — — Treten wir nun unserem, in solcher Entwicklung begriffenen Helden wieder näher:

Der Morgen stand noch frisch und rosig am östlichen Rande des Himmels, als Ludwig van Beethoven, wie immer, schon munter war, und — vor einem Tische am geöffneten Fenster sitzend — componirte.

Aber es war nicht sein „Christus am Oelberge" — er hatte diese beinahe vollendete Composition zurückgelegt,**) da ihm ein neuer großer Gedanke gekommen war. Pflegte er doch immer mehrere Sachen zugleich im Kopfe zu tragen und zu componiren.***) Sein jetzt so freudiges inneres Leben, — das Gefühl seiner, im frischen Mannesalter stehenden Kraftfülle, das kühne, nicht nur auf die Machtvollkommenheit des Genies, sondern auch auf ein solides Wissen gestützte Selbstbewußtsein ..... alles dies trieb ihn zu derjenigen Gattung von Tonschöpfungen, die ihm Ideal war: zur Symphonie.

Schon hatte er eine solche in C-dur geschrieben. Aber sie genügte ihm jetzt fast nicht mehr; er war

*) Elterlein: S. 27.

**) Wurde erst drei Jahre später fertig und den 5. April 1803 zum erstenmale aufgeführt.

***) Thatsächlich. Schnieder, S. 69.

merklich reifer geworden und so kam sie ihm zu „gemüthlich“ vor: ein Bild naiver Freude, idyllischer Zufriedenheit. Jetzt verlangte er mehr; er fühlte, wie sein Genius die Flügel schlug. Warum sollte er den Adler hindern zu den Wolken aufzusteigen?

Aber im Zimmer wollte es heute nicht gehen; er warf daher die Feder weg, schlüpfte in seinen Rock, ergriff den Hut und stürmte hinaus in den Schloßgarten. Wie herrlich war es da wieder! wie frisch und kräftig wehte ihn die Morgenluft an. Bäume, Sträuche und Kräuter sandten köstliche Düfte aus; überall glänzten und funkelten die Thautropfen in den Strahlen der majestätisch aufsteigenden Sonne, und über der ganzen Natur lag jener Hauch unaussprechlich holdseliger Jungfräulichkeit, der nur der Morgenbeleuchtung eigen ist. Auch jetzt war wieder alles so friedlich, so still, daß Ludwig das Herz vor Entzücken springen wollte. Nur hoch in den Lüften, dem menschlichen Auge kaum mehr sichtbar, schwebten singend Hunderte von Lerchen; durch alle Zweige schlüpften zwitschernde Vögel und fern im Aetherblau zog ein Falke seine Kreise.

Die Stimmung eines unaussprechlich freudigen Jugendmuthes kam über ihn, das Vorgefühl des Vertrauens auf die eigene Kraft.

Plötzlich hielt Ludwig van Beethoven an der Biegung eines unbesuchten Weges überrascht an;

zwei junge Damen, gefolgt von einer älteren Dienerin, kamen ihm entgegen und waren ihm bereits so nahe, daß er sie in seiner stürmischen Weise fast umgerannt hätte. Nur sein überraschtes Anhalten behütete ihn vor dieser Unschicklichkeit.

Aber Himmel! in welches Antlitz blickte er da! welche zauberhafte Mädchengestalt stand vor ihm! Denn er sah von beiden Damen nur eine, und diese Eine war nur zu schnell an ihm vorüber. Dennoch blieb Ludwig wie angewurzelt stehen, das aufgefangene Bild im Geiste festhaltend.

Welch' reizendes Gesichtchen im reinsten Oval, welche schwarze zauberhafte Augen bei dem blassen Teinte und jenem süßen mädchenhaften Anhauche von Röthe auf den Wangen. Wie durchgeistigt die Züge, wie schlank der Wuchs? Und wie schön stand ihr das ganz einfache Kleid von weißen Linon, dicht unter dem Busen von einer rosa Schleife gehalten, deren Enden bis zu den Füßen herab fielen und daher leicht im Morgenwinde nachflatterten. Wie zierlich saß auf dem dichten schwarzen, in einem Chignon endenden Haare, der leichte Pamela-Strohhut, den lediglich ein Band und ein kleiner Strauß künstlicher Veilchen schmückten.

Ludwig starrte dem Mädchen nach; es war nur ein einziger Blick, der ihn getroffen; aber in diesem Blicke lag jene wunderbar zwingende Gewalt, welche die Herzen selbst der Kalten und Lauen aufthut und

ihnen einen Blick gestattet in die Geheimnisse des warmen, pulsirenden Seelenlebens, in den süßen Zauber der Poesie. Noch nie hatte ein weibliches Wesen einen so tiefen Eindruck auf Beethoven gemacht, als diese milde, weiche, sittige Erscheinung, das tiefe, schöne Auge und die einfache Lieblichkeit und Anspruchslosigkeit derselben.

Welch' tiefes und inniges Gemüthsleben mochte dies Herz bergen — welche reiche mannichfaltige Entwickelung der Seele.

Ludwig schaute noch wie betäubt nach, als das Mädchen mit seinen Begleiterinnen längst hinter den Büschen und Krümmungen des Weges verschwunden war; ja es bedurfte in der That lange Zeit, bis er sich selbst erst wieder fand.

Aber wie hoch gingen nun die Wogen seines inneren Lebens! Mächtig und allgewaltig rauschten sie empor und trugen auf ihren silbergekrönten Kämmen das zauberhafte Bild einer aus dem Schaume des Meeres aufsteigenden Aphrodite. Und es hüpfte in ihm auf, wie die Töne eines Liebe athmenden Larghettos und er konnte sich ihrem Zauber nicht entwinden, der ihn immer tiefer und tiefer in ein Meer von Entzückung hinabzog, bis die Wogen holdesten Selbstvergessens über ihm zusammenschlugen.

Plötzlich brach ein großer Gedanke in seiner Seele durch. Es war, als ob ein Wolkenschleier zerrisse und

die Sonne vom blauen Himmel hineinſchaue: eine zweite Symphonie ſtand im Reiche der Gedanken vor ſeiner Seele.

Raſch, wie im Fluge, eilte Beethoven jetzt nach ſeinem delphiſchen Dreifuße, und ſchon wenige Minuten ſpäter ſaß er zwiſchen den beiden Eichſtämmen, zog mit Haſt Notenpapier und Bleiſtift aus der Taſche und fing zu ſchreiben an. Es war ſeine zweite Symphonie (in D-dur), die er hier zu componiren begann, und es ſollte nicht die einzige ſein, die hier entſtand.

Hörſt du ihn vorüberrauſchen, den Strom dieſer göttlichen Melodien?

Der Meiſter gibt uns das Bild eines vollen reichen Jünglingsleben in muthiger Kraftäußerung und holdem Liebesſtreben. Mit kühnen Klangfarben wirft er es hin, das Bild einer Individualität, welche nicht in einſeitiger beſchränkter Richtung des Fühlens ſich offenbart, nein, ihr Fühlen iſt wirklich allſeitig, vollſtändige Selbſtoffenbarung des Innern. Dieſe Grundſtimmung, wie reich und manichfaltig iſt ſie in allen ihren Momenten entwickelt. Feſt und ſicher, voll ſtolzen Selbſtbewußtſeins tritt in der gehaltenen Einleitung zum erſten Satze die ideale jugendliche Geſtalt uns entgegen. In ruhiger Bewegtheit zeichnen ſie die erſten Töne, noch rauſchen nur leiſe die Fittige muthiger Kraft, bald aber löſen ſich die Schwingen und

mächtig rauschen die Flügel empor, durchbrechen die engenden Schranken und der Strom verfolgt nun ungehindert seinen Lauf.

Das Allegro gewährt uns das Bild dieser fesselloſen inneren Bewegung.

Da durchleben wir mit, die ſtarken männlichen Regungen der jugendlichen Individualität in ihrem ganzen Umfange, und ſehen ſie ſelbſt momentan in Kampf und Streit verſtrickt. Doch ſind es nicht die tiefen Seelenkämpfe der Manneskraft, wir fühlen nur den minder herben Widerſtreit im Innern des Jünglings, nur Schattenbilder gleiten flüchtig über die Scene, die Stimmung freudigen Muthes, das Vollgefühl im Vertrauen auf die eigene Kraft gewinnt ſtets wieder die Oberhand und ſteigert ſich in wirklich großartiger Weiſe bis gegen den Schluß hin.

Da ſchlägt der erſte Anklang aus dem Reiche der Liebe an unſer Ohr.

O lauſcht, lauſcht ihnen nur, den Tönen des Larghetto in A-dur! Wer kann ſich ihrem Zauber entziehen? Wer wird hier nicht — gleich dem jugendlich ſeligen Componiſten ſelbſt — immer tiefer in ein Meer der Entzückung hinabgezogen, bis die Wogen holden Selbſtvergeſſens über ihm zuſammengeſchlagen?

Aber es iſt ja ſo ſchnell, ſo ſpurlos verſchwunden, das zauberhafte Bild der Liebe! Ein leiſer Klageton

des Herzens dringt in unſere Seele, leichte Nebelwölkchen ziehen an dem heiteren Lebenshimmel vorüber. Da bricht mit einemmale (im hellen F-dur Dreiklang) die Sonne wieder durch und muthig hebt ſich die Bruſt des in Liebe ſelig aufathmenden Helden.

Und nun wieder hinauf, hinauf aus dem verborgenen Heiligthume des Herzens an das helle Licht des Tages in die volle weite Welt der allgemeinen Luſt und Regſamkeit. Schallen ſie uns denn nicht im Scherzo entgegen: der fröhliche kecke Lebenshumor, die ſprudelnde unverwüſtliche Laune? Mitunter klingt auch eine Stimme ruhigen heiteren Behagens hindurch, oder es bricht ſich ein Gefühl ſtiller, ruhiger Einkehr in ſich ſelbſt Bahn.

Doch die Wogen der jugendlich ſorgenfreien Lebensluſt ſchlagen alsbald wieder darüber zuſammen; ihr Rauſchen wird ſtärker und ſtärker, alle Lebenspulſe ſchlagen ſchneller, die Bewegung erreicht den Gipfel und das köſtliche, das reiche, das prachtvolle Tongemälde tönt uns in mächtigen Accorden entgegen — der jugendliche Held hat ſein Inneres ganz und voll offenbart!

Welcher Prachtbau einer Tonſchöpfung, und welchen Zauber erhält er durch jene farbenreiche, lichtvolle Inſtrumentation, die uns entgegenjauchzt ... das iſt ein Werk ... Ludwig van Beethoven's! *)

*) Siehe: „Beethoven's Symphonien nach ihrem idealen Gehalte" von E. v. Elterlin, 2te Symphonie (D-dur), S. 31 u. ff.

Nichtfinden und doch finden.

Es ist etwas ganz eigenes um weibliche Bildung, die leider nur zu oft in Verbildung umschlägt. Und doch liegt die Wahrheit so nahe: das wesentliche der weiblichen Bildung beruht in der zweckmäßigen Gestaltung der Kenntnisse und Fertigkeiten zu einem harmonischen Ganzen und auf ihrer praktischen Verwendung für Kopf und Herz.

Diese wenigen Worte schließen so Vieles ein, ja sie umfassen die ganze Idee der weiblichen Ausbildung. Kopf und Herz sind die beiden Elemente, auf deren gemeinsamer und gleichmäßiger Ausbildung die Bildung des Weibes beruht.

Wie wenig aber wird diese Wahrheit im Leben befolgt! Bei den unteren Ständen läßt man sich — wie es die Natur der Sache mit sich bringt — eine gewöhnliche Schulbildung genügen; eine Schulbildung, bei der es auf den Zufall ankommt, ob das

lehrende Perſonal, ſei es männlich oder weiblich, Geſchick, Beruf und Liebe für die Erziehung hat. Aber auch dieſe Schulbildung, ſo dürftig ſie oft ausfällt, wird noch ſo viel als möglich abgekürzt, um, dem eiſernen Scepter der Nothwendigkeit gehorchend, die heranreifende Tochter dem Hausweſen oder irgend einer Verdienſt bringenden Beſchäftigung zuzuführen.

Man ſieht, das harte und traurige: „Es muß ſo ſein!“ läßt hier keinen Einwand zu; verpflichtet aber um ſo ernſter den Staat, für tüchtige Lehrkräfte zu ſorgen.

Ganz anders verhält es ſich aber mit den mittleren und höheren Ständen, welchen die vollſte Freiheit und Möglichkeit einer guten Erziehung gegeben iſt. Nur Schade, daß hier gerade eine gute weibliche Erziehung faſt durchweg mit einer *glänzenden*, aber ebendeshalb meiſt auch um ſo *äußerlicheren* verwechſelt wird.

Was fragen die meiſten der Mädcheninſtitute nach Ausbildung des Herzens und des Gemüthes? Im höchſten Falle bietet man dafür eine verſchrobene Religioſität; dagegen werden die Köpfe mit einer Menge oberflächlicher Kenntniſſen angefüllt, ohne zu fragen, ob dieſe auch in Fleiſch und Blut der Schülerinnen übergehen und welche Wirkung ſie auf den Geiſt üben. *Etwas* Geſchichte, *etwas* Literatur, *etwas* Naturwiſſenſchaft, *etwas* Geographie, und ſo viel von neueren Sprachen und Muſik, daß man zu Hauſe

und in Gesellschaften glänzen kann ... das ist Alles.

Aber welche Folgen hat auch dies weibliche Erziehungssystem für das Leben? — Selten, sehr selten, wird die Frau die wahre Freundin, die Vertraute ihres Mannes, die mit ihm — vorausgesetzt natürlich, daß er selbst gebildet sei, — das gleiche geistige Leben durchlebt und so das höchste Glück der Ehe und ihre ganze volle herrliche Bedeutung faßt. Aber auch davon abgesehen, erheben sich ja auch die wenigsten Frauen zu selbstständigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Wesen. Zwei Extreme sind es, die hier herrschen. Entweder lebt die Frau in stumpfer Unterwürfigkeit, nur als die Haushälterin ihres Gatten, oder sie geht als emancipirte Frau ihren eigenen Weg, während zugleich der Mann ungestört den seinigen verfolgt: Salondamen, deren Gott die Mode und deren Lebenszweck die Toilette ist. Die, zwischen diesen beiden Extremen liegende schöne, edle, beglückende Häuslichkeit ... wie selten trifft man sie! Wo bleibt aber alsdann das Familienleben, diese erste und einzige Pflanzschule wahrer Weiblichkeit? Wann z. B. sieht sich in den höheren Kreisen die Familie? wann finden sich die beiden Gatten? — Vielleicht nur bei Tische! Den Tag nehmen ja die Geschäfte in Anspruch, den Abend die Vergnügungen. In den unteren und mittleren Ständen absorbiren zumeist Club und Wirths-

haus die Abende der Männerwelt, in den höheren Schichten treten Theater, Gesellschaften und noch schlimmere Dinge hinzu. Kommt dann der Ehegatte spät zurück, so ist er meist übler Laune, je nachdem ihm das Glück, sei es im Spiele oder sonst, gelächelt hat oder nicht. So bleibt es der Frau, und wenn diese zu den Salondamen gehört, dem untergeordneten Personale überlassen, den Saamen des Guten und Edlen in die Brust der Kinder zu streuen. Glücklich sind alsdann noch diejenigen zu preisen, welchen der Himmel eine Mutter beschеert hat, die ihre heiligsten Pflichten nicht verräth und die jungen, für das Gute wie für das Böse so empfänglichen Herzen nicht dem Gesinde oder auch besoldeten Lehrern und Gouvernanten überläßt, denen nur zu oft die so nöthige Liebe und thatsächliche Befähigung zu ihrem Berufe fehlt.

Eine ganz vortreffliche Erziehung unter den Augen einer ebenso allseitig als fein gebildeten Mutter war nun Julie Guicciardi geworden.

Das Kind reicher und sehr hochgestellter Eltern, wurde bei ihr — wie es sich von selbst versteht — nichts versäumt, die nach Außen hin herrliche und reizende Erscheinung auch geistig schön und liebenswürdig darzustellen! Und wieviel hatte auch hier schon die Natur durch Anlagen und Tiefe des Gemüthes vorgearbeitet.

Jetzt ſtand Julie in ihrem einundzwanzigſten Jahre. Mit welcher Allgewalt aber ſchon ihr Aeußeres wirkte, hatte Ludwig van Beethoven empfunden, als er ihr, wenn auch nur auf einen Moment, im Parke des Schönbrunner Schloſſes in das wunderliebliche Antlitz geſchaut; wieviel mehr würde ihn, den tiefſinnigen Mann, ihre geiſtige Schöne, ihr edler Charakter, ihr tiefes Gemüth entzückt haben.

Es war in der That ein ganz beſonderer Liebreiz, den ihr ruhiges, beſonnenes und richtiges Denken und die Fähigkeit, in klaren Worten klar zu ſprechen, über ſie ausgoß. Dabei imponirte ſie nicht etwa durch eine compendiöſe Gelehrſamkeit; wohl aber übten die ihr eigene Geiſtesfülle, der Gedankenreichthum, über den ſie mit Leichtigkeit gebot, und die richtige Beurtheilungsgabe, die ihr angeboren, eine mächtige Anziehungskraft auf Jeden aus, der mit ihr in Berührung kam. Was ihr ganzes Weſen aber verklärte, war die in ihr ſich verkörpernde Verſchmelzung des Lebens mit der Poeſie. Alles an und in ihr war poetiſch, edel, ausdrucksvoll und ſchön, und der ihr innewohnende unendlich feine Tact, verbunden mit einem unabläſſigen Ringen und Streben nach dem Wahren und Rechten, hatten ihr ganzes Weſen ſo ſchön, ſo harmoniſch abgeſchloſſen, daß ihr Umgang auf Jeden, der ſo glücklich war, ſich deſſen zu erfreuen, unendlich beruhigend und beſeligend einwirkte.

Und durch was hatte Julien's Mutter — die verwittwete Gräfin Guicciardi — dies große Erziehungsresultat erreicht? — Vorzugsweise durch Musik und Poesie.

Die Wirkungen der Poesie und ihrer Schwester, der Musik, auf das menschliche Gemüth, sind ja, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, unberechenbar, da das Leben des Weibes in seiner Totalität ein Gemüthsleben ist. Die Wahrheit hievon bekundete auch Julie.

Ferne von dem wildbrausenden Strome eines stürmisch bewegten Weltlebens, in der stillen Zurückgezogenheit des häuslichen Kreises, geliebt und geleitet von einer zärtlichen Mutter, ward Julie schon frühe empfänglich für alle edle Regungen des Gemüths, somit auch für Poesie und Musik.

Poesie und Musik stehen aber zur Bildung des Menschen in einer zweifachen Beziehung: in einer der Form, indem sie die Wahrheit und Lehre durch Einkleidung rhythmischen Ausdrucks der Einbildungskraft näher zu bringen suchen: und in einer des Inhaltes: indem sie — überall das Erhabenste, Reinste und Schönste aufsuchend — dem Menschen das Höchste und Geistigste seiner Natur anzueignen bemüht sind. Aber sie thun noch mehr! sie halten ihm beständig vor Augen, daß er den vorübergehenden Genuß der dauernden inneren Genugthuung, das Ma-

terielle dem Geistigen, nachsetzen und im Widerstreite der Neigungen und Pflichten Alles — durch Selbstbeherrschung und Erhebung über das Niedere und Gemeine — dem Adel und der Reinheit der Gesinnung opfern muß.

Unter solchen Ansichten und Gesinnungen wuchs Juli auf und ward .... nicht etwa eine Dichterin und Virtuosin .... o nein! wohl aber eine entzückend holde Priesterin der Poesie und der Musik. Sie hu'digte beiden Künsten mit mädchenhaft reinem Herzen und trieb sie zu ihrem Vergnügen und zu ihrer höheren Ausbildung mit vielem Geschmack.

Daher hatte vor kurzem auch die Mutter ihren stillen Wittwensitz in der Provinz verlassen und war mit der Tochter nach Wien gekommen, das ja damals in der That eine Hoheschule der Musik genannt werden konnte.

Beide fanden in der gräflich Gallenbergischen Familie die liebenswürdigste Aufnahme, da Julien's Mutter und die alte Gräfin Gallenberg Jugendfreundinnen waren. Am liebsten aber kam dieser Besuch dem jungen, vier und zwanzigjährigen Grafen; der sich von dem ersten Augenblicke an, da er Julie gesehen, sterblich in dieselbe verliebte. Schade nur, daß ihn — der Militär war — schon nach den ersten drei Tagen die Pflicht von Wien abrief. Ja sein böser Stern wollte es, daß er nicht einmal heute mehr die

Luſt-Fahrt nach Schönbrunn mitmachen ſollte, die Fürſt und Fürſtin Lichnowsky arrangirt und an die ſich der alte Graf Gallenberg mit ſeiner Frau, ſeiner Tochter, den beiden Guicciardi's, Graf Franz von Brunswick, die Barone von Gleichenſtein und Pasqualati und eine Menge anderer Herren und Damen des hohen Adels anſchloſſen.

Des herrlichen Wetters und der am Tage herrſchende Julihitze wegen, war man denn auch in aller Frühe abgefahren und hatte das allgemeine Frühſtück bereits an einem der ſchönſten Plätzchen des Schloßgartens unter Scherz und Heiterkeit eingenommen, als ſich der Fürſt Lichnowsky in Begleitung des Barones Pasqualati aufmachte, Freund Beethoven aufzuſuchen, der bei dieſem ländlichen Feſte ſeiner Gönner nicht fehlen ſollte und durfte. Zugleich ſchlug Julie ihrer Freundin einen Spaziergang durch den Garten vor, der denn auch unter Zuziehung einer älteren Kammerfrau angetreten wurde.

Aber der Zufall ſpielt oft gar ſonderbar im Leben; während die Mädchen Ludwig van Beethoven, den ſie nicht kannten, begegneten, ſuchten ihn die beiden Freunde vergebens.

Er war nicht zu finden: nicht in ſeiner Wohnung, nicht im Schloßgarten, nicht in der Umgegend ..... ja er kam nicht einmal zum Mittageſſen heim .... denn, Ludwig van Beethoven ſaß ja in dem

Dickicht des Parkes auf ſeinem delphiſchen Dreifuße zwiſchen den beiden Eichen und componirte — im Schwunge höchſter Begeiſterung und ohne auch nur das Geringſte von der Welt zu hören und zu ſehen — an ſeiner D-dur Symphonie.

Die Erde war für ihn vergangen, ſein körperliches Ich gar nicht mehr vorhanden; er lebte effektive nur noch in der Muſik. Und welcher von den ausgeſandten Dienern hätte denn auch das heimliche, ſo köſtlich verborgene Plätzchen finden ſollen, an dem der große Meiſter jetzt ſchaffend ſaß! Und dennoch fand ein Bild ſeinen Weg dahin: es war das Bild Julien Guicciardi's, das ſich wie durch Zauber in Beethoven's Herz und Geiſt feſtgeſetzt hatte und nun in ſeiner Schöpfung in ſüßen Zaubertönen aufging.

Ach! er ahnte ihre Nähe nicht; .. ahnte nicht, daß ſeine Freunde ihn ſuchten, nicht nur, um ihn zu begrüßen und zu dem Feſte zu ziehen, ſondern namentlich auch, um ihn gerade Julie Guicciardi vorzuſtellen, die als große Verehrerin ſeiner Compoſitionen unendlich begierig war, den gewaltigen Beethoven kennen zu lernen, von dem ſie durch die Fürſtin Lichnowsky wußte, daß er ſich hier befand.

„So haben Sie ihn denn nicht gefunden?“ — frug Julie jetzt, als der Fürſt Lichnowsky mit Baron Pasqualati allein zurückkamen.

„Nein, meine Beſte!“ — ſagte der Fürſt ärgerlich. — „Wir waren in ſeiner Wohnung und erfuhren, daß er ſchon früh ausgegangen ſei — wohin? das wußte Niemand, doch hatte er das Mittageſſen nicht abbeſtellt, ein Zeichen, daß er keineswegs beabſichtigte, ſich von hier zu entfernen. Auch keiner von den Dienern fand ihn auf, und doch ſetze ich meinen Kopf zum Pfande, daß er in irgend einer Ecke des Parkes, im dickſten Dickicht verborgen, ſitzt und componirt.“

„Mein Gott!“ — rief hier Julie und berührte mit den Fingerſpitzen der einen Hand ihre ſchöngebaute Stirne, als ob ihr hier plötzlich ein Gedanke aufgehe; — „am Ende bin ich ihm ſelbſt, ohne es zu wiſſen, begegnet!“

„Wie? wo?“ — rief Lichnowsky.

„Als Sie, Herr Fürſt, mit Baron Pasqualati vor etwa einer Stunde vom Frühſtück aufſtanden, um den großen Meiſter der Töne aufzuſuchen und ihn der Geſellſchaft zuzuführen,“ — entgegnete Julie — „bat ich Comteſſe Aurelia mir die Parkanlagen etwas näher zu zeigen. Unweit des Glorietts trafen wir nun, bei dem Umbiegen eines Weges, auf einen raſch daherſchreitenden Mann. Ich beachtete ihn natürlich kaum; wenn ich mir aber jetzt den flüchtigen Eindruck ſeiner Erſcheinung zurückrufe, gewinnt ſie Bedeutung, ja ſie ſtimmt mit der Beſchreibung überein, die mir

die Frau Fürstin von Beethoven's Aeußerem machte." —

„Darauf können Sie sich nicht verlassen!" — rief Lichnowsky lächelnd — „denn wenn Ihnen meine Frau eine Beschreibung Beethoven's gegeben hat, so erkennen Sie ihn schwerlich nach derselben."

„Wie so?"

„Weil sie ihren Liebling allzusehr mit den Augen einer zärtlichen Mutter ansieht!"

„Und doch glaube ich ....."

„Lassen Sie hören. War es ein Mann von untersetzter kräftiger Gestalt?"

„Ich denke, ja! Einfach gekleidet."

„Ganz recht."

„Dennoch lag, wenn ich mir den momentanen Eindruck zurückrufe, etwas Imponirendes, Hoheitsvolles in der Erscheinung."

„So ist es! Sein Kopf ....?

„War etwas breit und von einer Fülle brauner Haare umwallt."

„So etwas wie eine Löwenmähne?" — sagte der Fürst heiter.

„Daran dachte ich nun gerade nicht!" — fuhr das Fräulein ebenfalls scherzend fort — „und doch mögen Sie nicht ganz unrecht haben. Ich entsinne mich zum mindesten, daß ich ein klein wenig erschrack;

wohl aber mehr über die Majeſtät und gewiſſermaßen wilde Energie des Angeſichtes, als über den Haarwuchs."

„Er war es!" — rief der Fürſt — „da bleibt gar kein Zweifel. Seine Stirne breit, oberhalb dicht beſchattet von dem braunen Haare, unterhalb begrenzt von dicken buſchigten Augenbrauen, die ſich in großen Bogen wölben. Die Augen ..... aber Sie lächeln?"

„Weil fürſtliche Gnaden mich für gar zu talentvoll halten!" — meinte Julie ſcherzend. — „Mit ſolchen Beobachtungsgaben könnte man ja Polizeiminiſter werden."

„Nun!" — ſagte der Fürſt — „wer, wie Sie, als geübte Malerin ſein Auge geſchärft hat, faßt in einer Secunde mehr und richtiger auf, als ein anderer Sterblicher in einer Stunde."

„So will ich Ihnen geſtehen, daß ich in dem Momente, in dem der Ebenbeſprochene an mir vorüberkam, dieſe Augen wenigſtens wunderbar aufleuchten ſah, und daß dies Leuchten der Augen den Zügen des Mannes einen ſeltſam durchgeiſtigten Ausdruck gab."

„Nun, nun!" — rief der Fürſt — „es ſcheint doch nicht, daß ich mich, was Ihren ſchnellen und ſcharfen Blick betrifft, getäuſcht habe. Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel: Sie haben Beethoven, ohne ihn zu kennen, begegnet, während wir ihn vergeblich ſuchten."

In dieſem Augenblicke trat der Erzherzog Rudolph und die Fürſten Lobkowitz und Kinsky

aus dem Schloſſe und ſchritten auf die Geſellſchaft — die ſie erkannt haben mochten — zu. Man erhob ſich allgemein und die Converſation bahnte ſich, nach der gegenſeitigen Begrüßung, einen anderen Weg.

Fürſt Lichnowsky ſchickte noch einmal im Stillen die Diener aus, Herrn von Beethoven in der Nähe des Glorietts zu ſuchen; aber auch diesmal kamen ſie unverrichteter Sache zurück.

Der Tag verſtrich indeſſen der Geſellſchaft in ungetrübter Heiterkeit, während der Aufenthalt in Hetzendorf der Mutter Julien's und dieſer ſelbſt ſo gut gefiel, daß ſie ſich entſchloſſen, einige Wochen hierher zu ziehen und zwar um ſo mehr, als ſie dadurch kaum von der Hauptſtadt entfernt wurden.

Graf Gallenberg verſprach ſchon in den nächſten Tagen die nöthigen Vorkehrungen hierzu zu treffen; Fürſt Lichnowsky aber behielt ſich vor: ſeinen Schützling Beethoven alsdann bei den Damen einzuführen.

Als man ſpät Abends wegfuhr und an Hetzendorf vorüberkam, trafen die Töne einer Violine die Ohren der Heimkehrenden.

„Das iſt Beethoven!“ — rief Fürſt Lichnowsky, der auf ſeinem Rappen an den Wagen herangeſprengt kam, in welchem die Gräfin Gallenberg mit Julien und ihrer Mutter ſaß. Und er gab dem Kutſcher ein Zeichen, die Pferde anzuhalten.

Der Wagen hielt und während die Anderen der Hauptstadt zu rollten, lauschten hier die Zurückbleibenden mit fast ehrerbietiger Scheu, den wunderbar herrlichen Klängen des Meisters, die wie Grüße aus einer anderen, geistigeren Welt in die Dämmerung hinaus- und in die Herzen hineinzogen.

Julie fühlte sich wunderbar poetisch angeregt. Sie ahnte wohl noch nicht, daß auch die Leidenschaften poetische Freiheiten sind, die sich die moralische Freiheit oft nimmt. Sie achtete Beethoven schon lange aus seinen Werken; — heute war diese Achtung durch seinen, wenn auch nur sehr flüchtigen, aber imponirenden Anblick und jetzt durch das Anhören seines herrlichen Spieles bedeutend gewachsen. Achtung ist nun freilich nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe wächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift.

Und Ludwig van Beethoven? — Er stand mitten in seinem dunklen Zimmer, die alte treue Freundin, seine Lieblingsvioline, an die Wange gelegt, das Fenster weit geöffnet und in Gedanken verloren hinausschauend in die weite, in Dämmerung versinkende Welt. Aber nur er verstand, was seine liebe Violine jetzt klagte und dann wieder jauchzend aufschrie. Es war eine dithyrambische Hymne an zwei wunderschöne schwarze zauberhafte Augen, die einem holden, reizenden Gesichtchen angehörten; es

war eine dithyrambiſche Hymne an jene zarte, ſchlanke Mädchengeſtalt, die heute an ihm vorübergeſchwebt — es war ein elegiſches Aufſeufzen über das ſo ſchnelle Entſchwinden einer ſeligen Minute.

Alle lauſchten athemlos. Julie aber ward es unausſprechlich wunderbar zu Muthe. Ihr Herz klopfte plötzlich ſo ſtürmiſch, daß ſie die Hand darauf drücken mußte, und faſt kam es ihr vor, als ob irgend Jemand darnach greife. Sie ſchauerte zuſammen.

„Iſt dir kühl, liebes Kind?“ — frug beſorgt die Mutter. Der Fürſt aber gab dem Kutſcher ein Zeichen, wandte grüßend ſein Pferd und der Wagen rollte davon.

Mephiſtopheles.

Die Glocke ſchlug gerade zwölf Uhr Mittag, als Karl van Beethoven — Ludwig's älteſter Bruder — der damals in Wien wohnte, zu ſeiner Gattin in das Speiſezimmer trat. Es war dies eine hübſche noch ſehr junge Frau, lebensfriſch und lebensfroh, rothwangig und von ungemein munterem Geiſte, der aus den kleinen braunen, lüſtern funkelnden Augen faſt etwas zu auffordernd hervorblitzte und jedenfalls einen guten Theil derbſinnlichen Weſens verrieth.

Von dieſer Natur war denn auch ihre ganze übrige Erſcheinung. Ihre Figur war nicht groß, aber die runden vollen Formen des Körpers ſtanden dennoch in einer ganz hübſchen Proportion zu demſelben, nur hob ſie zum Theil die damals eben nicht allzuängſtliche Mode etwas gar verführeriſch hervor.

Frau van Beethoven trug nämlich nach derſelben ein Kleid, welches, am Halſe weit ausgeſchnitten,

und unmittelbar unter dem Busen durch eine Schleife gehalten, die wirklich hübsche Büste den Blicken durchaus nicht entzog. Aber auch alle übrigen Formen des Körpers mußten bei jeder Bewegung verrätherisch hervortreten, da der Rock des Kleides — dem damaligen Schnitte gemäß — so eng war, daß er den Körper in der That umspannte. Von den Aermeln hatte die Kleidermacherin auch nur eine Spanne Zeug an den Achseln stehen lassen, wodurch sich die runden fleischigen Arme mit den Grübchen an den Ellenbogen gar vortheilhaft präsentirten. Dazu die frischrothen, leicht geschwellten Lippen, die bei jedem Lächeln eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließen und die Tausende von Löckchen ihres à la Titus frisirten Haares und man konnte, ja mußte sagen: Frau van Beethoven sei eine etwas derbe, aber gewaltig verführerische Erscheinung, und zwar um so verführerischer, als der Trieb zum Vergnügen, der so tief in ihrer Seele wurzelte, einen ganz unzweifelhaften Ausdruck in ihren Blicken und Zügen fand.

Wenn man sie so ansah, mußte einem in der That das Herz im Leibe lachen; denn in ihrem von jugendlicher Frische und einer Ueberfülle von Gesundheit strotzendem Gesichte stand geschrieben: Was will ich mehr, als Vergnügen, da ich, allem Ansehen nach, zum Vergnügen gemacht bin? Und was fehlt mir an Vergnügen, wenn ich mir nichts versage?

Und dieſen Grundſatz machte denn auch das junge Weibchen in ihrer Sphäre geltend, wie ihr Gemahl in der ſeinen. Jedes von dieſen Beiden calculirte und philoſophirte auf folgende Weiſe für ſich: Wenn ich mir die ſüße Betäubung vorſtelle, in welcher eine beſtändige Abwechslung von Freude, Luſt und Genuß mich durch die kleine Dauer dieſes Lebens hindurchführen kann, und wenn ich dieſe Vorſtellung verwirkliche: ſo dünkt mich, bleibt mir weiter nichts zu wünſchen übrig. Narren und Phantaſten ſind diejenigen, die für überſinnliche Dinge ſchwärmen. Warum hat denn die Natur die Begierde in mich gelegt, mir den Reiz der Sinnlichkeit für dies Leben mitgegeben? Doch gewiß nur, damit ſie Befriedigung finden und mich dadurch im Genuße glücklich machen. Warum ſoll ich alſo mit einer Begierde, die in mir aufſteigt, erſt zu hadern anfangen, da ſie mir ja doch naturgemäß, zum Lohne ihrer Erfüllung, ein unfehlbares Ergötzen verſpricht? Warum ſoll ich entfernte, ungewiſſe, vielleicht eingebildete Folgen, durch die Furcht aus der Zukunft herbeiholen, um mir die Zeit, die ohnehin ſo flüchtig iſt, zu vergiften; während ich ſie unterdeſſen doch anwenden kann, neuen Vergnügen nachzuhängen!

Freilich! .... es war dies eine höchſt bequeme und angenehme Philoſophie, und beide Eheleute folgten ihr auch ohne alle weitere Scrupel. Ob ihnen dabei wohl jemals die innere Stimme zurief: eine

ſolche Denkungsweiſe iſt unwürdig, iſt gemein; denn gemein iſt Alles, was nicht zu dem Geiſte ſpricht, und kein anderes, als ein ſinnliches Intereſſe erregt. Noch eine Stufe unter dem Gemeinen aber ſteht dann das Niedrige, welches ſich von jenem darin unterſcheidet, daß es nicht blos Negatives, nicht blos Mangel des Geiſtreichen und Edlen, ſondern etwas Poſitives, nämlich Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt.

Karl van Beethoven's hübſche, junge Frau hatte wohl eine ſolche Frage nie an ſich geſtellt. Sie war auch wirklich weit davon entfernt, gemein und niedrig zu ſein; .... ſie war nur grenzenlos leichtſinnig und genußſüchtig. Wohin das führen mußte, das war freilich eine andere Frage!

Dagegen war Bruder Karl wirklich eine niedere und gemeine Seele. Er handelte grundſätzlich und mit vollem Bewußtſein gemein, weil er alles Höhere und Edele verachtete und bei allen Gelegenheiten und zu jeder Zeit nur und allein auf ſeinen pecuniären Nutzen bedacht war. In ſo fern ſtand er denn auch jedem edlen Menſchen — und namentlich ſeinem Bruder Ludwig — geradezu entgegen, da dieſer ſich mit Leichtigkeit und Freude ſelbſt vergeſſen konnte, um einem Anderen einen Genuß, ein Glück zu verſchaffen. Aber Karl war dabei auch niedrig, weil er ſeinem Nutzen auf Koſten ſeiner Ehre nachging.

Dennoch ſuchte der Thor Ehre, und weil er ſie nicht in ſeinem Inneren, in ſeinem Bewußtſein, in Wirkſamkeit und Thaten und der dadurch erworbenen Achtung Anderer fand, — — ſuchte er ſie nach außen hin: in Glanz, Luxus und Verſchwendung, die er ſämmtlich auf Koſten ſeines Bruders trieb.

So war ſein ganzes Dichten und Trachten, auf zwei Dinge gerichtet: einmal, auf die fortwährende Befriedigung ſeiner ſinnlichen Bedürfniſſe, und den leichtmöglichſten Erwerb der dazu nöthigen Mittel; und dann, auf ein prahlendes Glänzen nach Außen hin.

Beiden Gelüſten ſollte auch heute wieder, bei einem zwar kleinen aber feinen und delicaten Mittageſſen entſprochen werden, zu welchem außer Bruder Johann noch einige Freunde geladen waren. Frau van Beethoven war daher gerade noch mit der Anordnung des Mittagtiſches beſchäftigt, als ihr Gemahl mit der ihm eigenen anſpruchsvollen Miene eintrat. Ohne ein Wort zu ſagen blieb er ſtehen, warf den Kopf in den Nacken, kniff den Mund zuſammen und überſchaute mit von oben herabfallenden Blicken das Werk der Hausfrau.

„Nun, geſtrenger Herr Gemahl!“ — ſagte dieſe endlich — „habe ich meine Sache euer Gnaden zu Dienſten gemacht?“

„Ja!“ — verſetzte Karl trocken — „hier ſcheint alles in Ordnung; wenn der Braten nicht wieder anbrennt und der Compot verſalzen iſt...“

„Das ſind Angelegenheiten der Köchin!“ — entgegnete die Frau kurz — „zahle einen höheren Lohn und ſolche Dinge werden nicht mehr vorkommen.“

„Ich dächte ſie würden auch nicht vorkommen“, — meinte der Hausherr, indem er den großen gemalten Porzellanknopf ſeines Stockes mit erkünſtelter Würde an den Mund legte — „wenn Madame ſich ſelbſt etwas mehr um die Küche bekümmern wollten.“

„Danke ſchön!“ — entgegnete Frau Betty, mit einer Verbeugung in der ein Anflug von Spott und Malice lag. — „Da mein vielgeliebter Gemahl ſich ſo oft in die Küche begibt, um nachzuſehen, ob Eva ihre Sachen recht macht, würde ich doch nur überflüſſig ſein.“

Bruder Karl ſchien dieſe Worte nicht gehört oder aber begründet gefunden zu haben, denn er ſagte nichts darauf, ſondern räuſperte ſich nur ſehr vernehmlich und legte mit gravitätiſchem Ernſte Hut und Stock ab, während Madame — mit einem verbiſſenen Lächeln und einem ſchelmiſchen Seitenblicke nach dem Gemahl — die Servietten zu den Couverts fügte.

„Betty!“ — ſagte jetzt in einem weit milderen Tone als vorhin Herr Karl van Beethoven —

„du biſt eine kluge und verſtändige Frau; komm, ſetze dich auf ein paar Minuten zu mir auf das Sopha.“

„Danke für das Compliment!“ — ſagte die ſo höflich Angeredete lächelnd und genügte der Aufforderung. — „Und was ſteht zu Befehl?“

Statt aller Antwort aber zog ſie der Gemahl an ſich, legte ſeinen linken Arm um ihre Taille, griff ihr mit der rechten Hand unter das Kinn, hob ihr Köpfchen etwas empor, ſchaute ihr in die kleinen lüſternen Augen und ſagte:

„Herzchen! ich denke wir verſtehen uns beide einander und ſind ſo vernünftig, uns nicht mit Eiferſucht zu plagen. Haben wir doch viel wichtigere Dinge zu thun, als uns das Leben durch ſolche Narrenspoſſen zu verderben. Man braucht viel und will doch angenehm leben; da gilt es denn einen beſtändigen Eroberungskrieg und den werden für uns nur dann Siege krönen, wenn wir bei demſelben Hand in Hand gehen“

„O ho!“ — rief die Frau heiter — „das klingt ja ganz Napoleoniſch. Es wird doch dabei kein Blut vergoſſen?“

„Will's nicht denken!“ — ſagte der Hausherr und es flog etwas wie ein ſarkaſtiſches Lächeln über ſeine Züge. — „Es kommt dabei ganz auf dich an, ob die Pfeile die auf dein Herz abgeſchoſſen werden, dich verwunden ſollen oder nicht.“

„Das wird ja immer tragiſcher.“

„Vielleicht auch komiſcher.“

„Ich bitte dich, Karl, erkläre dich näher.“

„Wenn du mir einen Kuß gibſt.“

Betty that es, Karl erwiederte ihn und das Geſpräch blieb einige Zeit unterbrochen.

„Aber jetzt laß' die Poſſen!“ — ſagte das hübſche Frauchen endlich, indem ſie mit der Hand über die glühende Stirne fuhr und die kleinen Löckchen ihres Titusköpfchens wieder ordnete. — „Von was für Pfeilen und Wunden ſprachſt du eigentlich vorhin.“

„Die Sache iſt folgende: du weißt, daß Bruder Ludwig in der vorigen Woche die Apotheke für Johann gekauft hat.“

„Ja wohl! Johann iſt ja ſchon in deren Beſitz!“

„Du weißt aber auch ferner, daß mir Johann, im Geheimen, einen Antheil an dem Reingewinn des Geſchäftes ſchriftlich zugeſagt hat.“

„Gewiß! der dumme Tölpel, du mußt mir's nicht übel nehmen, aber Johann iſt wirklich dumm — ließ ſich ja fangen, als du ihm den Kopf mit deinem Tockayer verdreht hatteſt.“

„Er that nur in fröhlicher Weinaufregung, was er nüchtern zu thun auch verpflichtet war!“ — ſagte Karl ruhig. — „Ich habe ihm ja die Apotheke verſchafft und ſeine Selbſtſtändigkeit und das Glück ſeiner Zukunft gegründet.“

„Nun und was iſt weiter?“

„Da alſo das Geſchäft uns Beiden gehört, ſo haben wir natürlich auch Beide das gleiche Intereſſe daran, es auf jede mögliche Weiſe zu heben und zu pouſſiren.“

„Das iſt klar.“

„Geht nun auch das Geſchäft an Ort und Stelle ziemlich gut, ſo will das doch nicht viel heißen. Wir bedürfen vor allen Dingen eines renomirten Wiener Arztes, der ſeine Patienten in den Sommermonaten nach Johann's neuem Aufenthaltsorte ſchickt. Das Neſt muß eine Art Bad werden und da es kein Waſſer hat, macht man ein Luftbad daraus.“

„Und das glaubſt du fertig zu bringen?“

„Warum nicht? wenn du mir helfen willſt, Betty?“

„Ich?“

„Ja du!“

„Da bin ich nun wirklich begierig auf welche Weiſe!“

Wenn du dir deine ſchönen Arme ein wenig tätſcheln, deine vollen Wangen ein wenig kneipen laſſen willſt!“ — ſagte der Hausherr lächelnd.

Aber Betty's Züge verfinſterten ſich bei dieſen Worten: — „Karl!“ — rief ſie mit einer gewiſſen gut gegebenen Empörung. — „Ich verbitte mir ein für allemal ſolche Anträge!“

Und die kleine Frau wollte aufſpringen; aber ihr Gatte faßte ſie noch rechtzeitig an dem Kleide und zog ſie auf ſeinen Schooß.

„Nun, nun!“ — ſagte er dabei und jener ſarkaſtiſche Zug um die Mundwinkel machte ſich wieder geltend. — „Es war ja nur Scherz und ganz unſchuldig gemeint. Der Arzt, den ich vorſchlagen wollte, iſt der einundſechszigjährige Doktor Fenchel.“

„Der alte verliebte Narr!“ — rief Betty noch immer grollend.

„Du ſiehſt alſo, daß ich dir nichts zumuthen wollte,“ — ſagte Karl, ſeine Frau noch immer auf dem Schooße feſthaltend, — „als ein wenig ſcherzhafte Coquetterie. Da du indeſſen in dieſer Beziehung ſo ſtreng biſt, ſo wollen wir die Sache ganz fallen laſſen und von etwas anderem reden.“

„Ich meine auch!“ — entgegnete die Frau.

„Hm!“ — fuhr Karl van Beethoven fort, indem er wie ſchmeichelnd mit der flachen Hand leiſe über das ſeidene Kleid ſtrich, das die ſchönen vollen Formen des Körpers ſeiner Frau ſo eng umſpannte, daß ihre Geſtalt faſt plaſtiſch hervortrat, — „du biſt doch ein gar ſchönes Weibchen! ... und wie du dich zu kleiden verſtehſt! ... Aber wie? ... da haſt du ja ein ganz neues ſeidenes Kleid an, das ich noch gar nicht geſehen habe?“

„Und das bemerkſt Du erſt jetzt?“ — frug Betty und ein tiefes Roth lief plötzlich über ihr Angeſicht.

„Und was das ſchön und koſtbar iſt!“ — fuhr der Ehegatte fort — „ganz nach der neueſten Mode.“

„Ich weiß, daß Du es liebſt, lieber Karl, wenn ich anſtändig erſcheine.“

„Und da haſt Du es Dir bei Herrn Crenelli, dem reichen hübſchen Seidenhändler, beſtellt, der jüngſt in der Theaterloge hinter Dir ſaß?“

„Ja, zufällig!“ — meinte Betty und neſtelte emſig an ihrer Schleife, die ſich verwickelt hatte.

„Gewiß, zufällig!“ — wiederholte Karl mit ironiſchem Ernſte. — „Einer ſo pflichttreuen, ſittſamen Frau, wie Du, war das ſicher unangenehm. Nun, mein Herz; laß Dir keine grauen Haare darüber wachſen; Du weißt ja, daß ich nicht eiferſüchtig bin. Aber es iſt außerordentlich ſchön und artig von Herrn Crenelli, daß er es Dir auch noch eigenhändig brachte, als ich gerade wegen dem Apotheken-Ankauf einige Tage von Wien abweſend war.“

„Sag' einmal, Männchen!“ — rief hier Frau Betty, indem ſie ſich mit ihrer ſchönen Büſte ſanft an den Gatten anſchmiegte und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte — „wenn Du meinſt, daß eine kleine ſcherzhafte Coquetterie mit dem alten Doktor Fenchel nicht gegen den Anſtand iſt und ich Dir

einen Gefallen damit thue, so will ich mir die widerlichen Possen des alten Gecken gefallen lassen."

„Aber Du darfst Dich nicht zwingen!" — sagte der Hausherr mit tief sarkastischem Ausdruck in Ton und Gebärde.

„Karl!" — rief Betty hochroth.

„Nun denn!" — fuhr jener fort, indem er seine süße Bürde frei ließ und ebenfalls aufstand. — „Doktor Fenchel speist heute Mittag bei uns und wird wohl gleich hier sein. Ich will noch einiges besorgen. Wenn der alte Geck kommt, sei ihm artig und mache ihn so verliebt in Dich, als möglich; dann wird er alles für uns und die Apotheke thun; wir nehmen das Geld ein und haben noch einen köstlichen Spaß dabei."

Und Karl van Beethoven nahm Hut und Stock und ging ohne Weiteres zu der Thüre hinaus.

Betty sah ihm nach, indem sie sich auf die Lippen biß: — „Er weiß es!" — sagte sie dann langsam vor sich hin; aber plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus und rief:

„Und was thut es? Hab' ich ihn nicht auch in der Hand? Nur Narren, Pedanten und Phantasten plagen sich einander mit Eifersucht. Ich bin nun einmal mit einer heiteren und leichter Auffassung des Lebens geschaffen und finde in ihr mein Glück!" — —

Eine Viertelſtunde früher hatte ſich Doktor Fenchel auf den Weg gemacht, um bei Herrn Karl van Beethoven zu Mittag zu ſpeiſen.

Fenchel liebte es nämlich ſehr: das gute Speiſen und namentlich, wenn es ihn nichts koſtete; denn Fenchel — das kleine wußliche Männchen — war geizig bis zum Exceß, ſo geizig, daß er ſich überall, obgleich er Vermögen beſaß, bettelarm ſtellte; ja er pflegte ſeine abgeſchabten und ſchmutzigen Kleider mit Vorbedacht ſo lange zu tragen, bis ſie unanſtändig wurden und eine gutmüthige Seele — ſeinen beſtändigen Nothſeufzer: „die Praxis iſt mager!“ glaubend — ihm dieſes oder jenes Kleidungsſtück: Handſchuhe, Weſte, Hut oder Stock zum Geſchenk machte.

Fenchel war überhaupt eine ganz originelle Erſcheinung: klein und ſchmächtig, hatten die einundſechszig Jahre, die er bereits als Junggeſelle zurückgelegt, ſeiner ganz unbeſchreiblichen Lebendigkeit nichts anhaben können. Alles, alles lebte an ihm: die kleinen ſchelmiſchen Augen; die Füße, die ſelbſt beim Stilleſtehen unaufhörlich tänzelten; die Hände, die ſich, wenn er ſprach, beſtändig wellenförmig umeinander bewegten und rieben; ſelbſt das Haarzöpfchen, das, der damaligen Mode ſchon entfremdet, noch den Endpunkt und Auslaufer ſeiner gepuderten Haare bildete. Auch in der Kleidung war er den Moden aus den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges treu geblieben, und da er nie eine

andere Farbe zu derselben wählte, als grau, so war er in ganz Wien, nur unter dem Namen „Grau-Fenchelchen bekannt.

Uebrigens war „Grau-Fenchelchen" in seinem Fache ein ganz geschickter Mann, der sogar, trotz seiner zahllosen Eigenheiten, eine sehr bedeutende Praxis sein nannte. Zu dieser großen Praxis hatte ihm aber zweierlei verholfen: einmal sein nicht unbedeutendes Wissen und dann seine nicht zu erschütternde Freundlichkeit gegen alle Menschen.

Der kleine Doktor Fenchel kam nie aus der Fassung, er ward nie ungeduldig, nie finster, nie zornig. Wo dies andere Menschenkinder wurden, spielte nur ein muthwilliges im höchsten Falle spöttisches Lächeln um seinen Mund; — wo sich Andere ärgerten, wo sie fluchten, tobten und zankten: widerlegte oder beschämte er seine Gegner, indem er regelmäßig dem Gegenstande des Zankes eine komische Seite abgewann. Dann trippelte er auf seinen kleinen, dürren Beinen so possierlich, rieb sich die Hände so gemüthlich, spottete unter Lächeln so köstlich und sah so pfiffig mit seinen lebhaften Aeuglein d'rein, daß sich der Zorn des Zornigsten und die Grobheit des Gröbsten unter Lachen legen mußten.

Nur wenn man seine Ehre angriff, konnte er unter allem Lächeln und Gemüthlich-scheinen giftig werden;

dann ſtachen aber auch ſeine Blicke wie ſeine Witze oft tödtlich.

Die Eigenheiten Grau-Fenchelchen's aufzuzählen, wäre dabei eine Unmöglichkeit geweſen, ſo viele beſaß er. So ſetzte er ſich bei ſeinen ärztlichen Beſuchen niemals; ja er verſchrieb ſogar ſeine freilich gegen die damalige Uebung ziemlich kurzen und rationellen Recepte ſtets im Stehen, wenn er auch den Oberkörper in einem rechten Winkel über den Tiſch beugen mußte. Ferner charakteriſirte ſein Weſen dieſelbe Unruhe, die ſeinen Gliedmaßen eigen war. Konnte er einem Patienten im Vorüberlaufen etwas durch das Fenſter zurufen, that er es gewiß, und waren die Uebel der Leidenden, die er beſuchte, nicht ſehr bedeutend, ſo pflegte er nur wie eine abgeſchoſſene Kugel in das Krankenzimmer zu ſchießen, um — ehe man es ſich verſehen konnte — wieder hinaus zu rennen; ... aber .... er hatte auch einen merkwürdigen Blick, eine Geſchicklichkeit in dem Stellen der Diagnoſe und eine Entſchiedenheit im Receptiren, die allerdings ihres Gleichen ſuchte.

Nur bei einer Gelegenheit konnte er das Sitzen vertragen und hatte Geduld dazu und zwar: wenn er bei Freunden zum Mittag- oder Abendeſſen eingeladen war; denn zu Hauſe pflegte er — der Unverheirathete — ſo einfach wie ein Eremit zu ſpeiſen: ein Stück-

chen Käſe oder Wurſt, ein paar Eier und ein Glas Waſſer, bildeten alsdann den ganzen Schmaus.

Kein Wunder war es daher, daß er ſich jetzt — es ging ſchon auf halb ein Uhr — ſehr beeilte zu Herrn Karl van Beethoven zu kommen, der ihn ja zu einem feinen Mittagsmahle eingeladen hatte, und Doktor Fenchel wußte: daß es bei dem Bruder des berühmten Componiſten, dem Kaſſirer der Nationalbank, immer flott hergehe.

Immerhin lagen noch einige Beſuche auf dem Wege, die zuvor abgemacht werden mußten; Fenchel beflügelte daher noch ſeine Eile. Jetzt eben ſchoß er in ein ziemlich elegantes aber nicht großes Haus, das einer älteren, ledigen Dame gehörte, die er zu beſuchen hatte. Halblaut vor ſich hinſprechend und ſchon im Voraus über ſeine Patientin ſpöttelnd, die mehr an Langweile und Einbildung als an wirklichem Unwohlſein litt, polterte der kleine Mann die Treppe hinauf und in das Zimmer.

„Guten morgen! guten morgen!“ — rief er zugleich mit der ihm auch im Sprechen eigenen Haſt, indem er, freundlich lächelnd und die Hände reibend, mit dem Kopfe wohl hundertmal nickte, ſo daß das Haarzöpfchen wie der Schwanz einer Bachſtelze beſtändig taktmäßig auf dem Rockkragen auf- und abfuhr. — „Wie ſteht's, meine Beſte, wie ſteht's?“

„Ach!“ — ſeufzte die Matrone, in ihrem Seſſel zurückgelehnt. — „Nicht gut, ich bin ſo müde.“

„Kommt vom vielen ſitzen .... ſitzen!“ — rief Fenchel, im Zimmer hin- und hertrippelnd.

„Auch habe ich keinen Appetit.“

„Müſſen weniger eſſen .... weniger eſſen!“

„Der Schlaf flieht mich.“

„Stehen Sie nur recht früh auf!“

„Das geht aber nicht, beſter Doktor, es liegt mir in allen Gliedern.“

„Müſſen mehr ſpazieren gehen .... ſpazieren gehen .... iſt eine Hauptſache.“

„Und wie iſt es mit der Nahrung? der Wein macht mich träge.“

„Waſſer trinken! ..... ſehr gut, ſehr gut, ganz vorzüglich, das Waſſer trinken!“

„Ich leide aber auch an Unverdaulichkeit.“

„Diät! .... meine Beſte! .... Diät!“

„Und das gewiſſe unſelige ewige Jucken .... Sie wiſſen ja, Doktor ....“

„Kratzen! .... gibt nichts beſſeres dafür, als kratzen!“

„Ach, und dann mein Gehör! es wird ſo ſchwach.“

„Müſſen ja nicht Alles hören!“

„Und meine Augen!“

„Dafür iſt die Brille!“

„Aber haben Sie denn gar nichts für mich?“

„Doch! doch!“ — rief der Doktor — „die alten Pillen nehmen.“

„Aber sie helfen ja nicht?“

„Doppelte Portion! und dann: Spazieren gehen, Wasser trinken und Diät . . . . . Adieu! adieu!“

Und damit war er dem Zimmer draußen und polterte die Treppe hinab: „Dummes Volk!“ murmelte er dabei — „als wenn der Arzt ein Spielzeug wäre . . . . . Spielzeug wäre! . . . . . für Langweile, Faulheit und Einbildung. Habe mehr zu thun . . . . mehr zu thun! . . . .“ und wie ein Pfeil ging es der ziemlich einsamen und abgelegenen Straßen hinab. Plötzlich hielt er vor einem unansehnlichen Gebäude, griff nach der neben der Thüre befestigten Schelle und zog sie. Sofort öffnete sich auch im dritten Geschosse langsam ein Fenster und der, mit einer Zipfelmütze geschmückte Kopf eines älteren Mannes schaute heraus.

„Wie geschlafen?“ — rief Fenchelchen hinauf.

„Erträglich!“ — schallte es herab.

„Keine Schmerzen mehr?“

„Nein!“

„Zunge?“ — rief Grau-Fenchelchen wieder.

Der Patient öffnete den Mund und streckte das angedeutete Glied ruhig heraus.

„Gut! ganz gut, ganz gut!“ — rief der Arzt —

„Wieder ausgehen!“ — und er lief abermals, halblaut für ſich hinſchwatzend, davon.

Nach einer viertel Stunde trat Doktor Fenchel bei Frau Betty ein.

„Willkommen! willkommen!“ — rief er dabei im freudigſten Tone und ſeine pfiffigen Aeugelchen rollten zugleich wie Räder bald nach dem gedeckten Tiſche, bald nach der ſchönen jungen Frau.

Frau Betty konnte ſich kaum des Lachens enthalten:

„Ja, wenn ich nur wüßte,“ — ſagte ſie — „wem das „Willkommen“ gelte? mir oder dem Tiſch?“

„Welche Frage!“ — rief der kleine wußliche Arzt, Hut und Stock ablegend und ſeine Blicke verſchlangen jetzt wirklich nur die allerdings ſehr verlockende Erſcheinung, die vor ihm ſtand. — „Welche Frage! Glauben Sie, meine Beſte, ein Arzt ſei ein Tiger, der kein Herz in ſeinem Buſen trage? .... Unſeres Herrgotts „Menſchenflicker“ mögen Sie uns immerhin ſchimpfen, da liegt Wahrheit drinnen! .... aber Gefühl für die Schönheit, das laß ich mir nicht abſtreiten!“

Und mit dieſen Worten ergriff er Frau Betty's Hand und beugte ſich, dieſelbe küſſend, ſo inbrünſtig darüber, daß ſein Haarzöpfchen einen Reif ſchlug, wie der Schweif eines Löwen. Die Hausfrau mußte mit

der anderen Hand das Schnupftuch vor den Mund halten, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Aber Grau-Fenchelchen war nicht der Mann, dasjenige so geschwind wieder herzugeben, was er einmal in Besitz genommen. Er hielt daher auch die Hand der jungen hübschen Frau fest, während er den schönen, vollen und runden Arm mit dem zierlichen Grübchen am Ellenbogen einen Augenblick entzückt anschaute; dann aber konnte er sich nicht mehr halten, und mit der anderen Hand leise und sanft über die weichen Flächen des Armes hinstreichelnd, rief er einüber das andermal:

„Sie haben einen wunderschönen Arm ... wunderschönen Arm!"

Und ehe es sich die junge Frau versah, brannten auch auf ihrem Arme diverse Küsse Grau-Fenchelchen's.

„Aber Herr Doktor!" — rief jetzt Frau Betty, anscheinend schmollend, — „ich hätte nicht von Ihnen gedacht ..."

„Daß ich die Wahrheit sage? ... Wahrheit sage? —" entgegnete Fenchelchen und seine Augen leuchteten in feuchtem Glanze. — „Simplex sigillum veri! sagt der Lateiner. Das heißt: das Einfache ist das Siegel der Wahrheit; und was ist einfacher, als wenn die Natur den Mann treibt, das Entzücken, was er bei

dem Anblicke der weiblichen Schönheit empfindet, durch einen Kuß zu beſiegeln."

„Aber, um Gottes Willen, wenn das mein Mann erführe!" — ſagte jetzt die junge Frau halb verwirrt, halb verſchämt.

„Pah!" — rief Fenchelchen immer entzückter und legte ſeinen Arm um Betty's Taille. — „Muß der Mann denn Alles wiſſen? Ich werde doch als Arzt Ihren Puls fühlen dürfen? . . . Puls fühlen dürfen?"

„Das wohl!" — verſetzte das Frauchen ſchelmiſch — „aber es fehlt mir ja nichts?"

„Bſt! Bſt!" — machte Fenchelchen, beugte ſeinen Kopf etwas nach vorn und that, als ob er dem Pulſe der ſchönen jungen Frau lauſche.

„Nun?" — frug dieſe heiter.

„Gefährlich! ſehr gefährlich!" — rief der Doktor, auf ſeine Uhr ſchauend und zählend — „neunzig, einundneunzig, zweiundneunzig, dreiundneunzig, vierundneunzig, fünfundneunzig . . ."

„O ho!" — lachte Betty.

„Und die Hitze!"

„Am Ende gar Fieber?"

„Ja, ja, ja, ja!" — rief Grau-Fenchelchen. — „Ei, ei! — was iſt da vorgegangen? Sie ſind ſehr aufgeregt."

Betty ward abermals blutroth: — „Sie ſind ein Narr, Doktorchen!" — ſagte ſie dann.

„Kann ſein, kann ſein!“ — rief Fenchel und zog das Frauchen ſanft an ſich. — „Wenn man Sie ſieht, meine Beſte, kann einem die Vernunft ſchon durchgehen.“

„O!“ — rief Frau Betty, indem ſie that, als wolle ſie ſich von dem Doktor losmachen — „jetzt ſehe ich erſt ein, wie recht mein Mann hat.“

„Worin?“

„Wenn er ſagt: es iſt keinem Arzte zu trauen.“

„Pfifficus, das! Pfifficus!“ — ſagte lachend und mit glitzernden Augen Fenchelchen, während er mit dem einen Arm Betty leiſe zum Sopha zog und mit der andern Hand ihren Arm tätſchelte. — „Hat aber recht, der Mann, ... hat recht! Soll ich Ihnen einen Beweis liefern?“

„Nun?“

„Einem alten Arzte hatte der Tod aus Dankbarkeit für die vielen Lieferungen, die der Medicus auf den Kirchhof beſorgt, verſprechen, daß er ihm an jedem Krankenbette erſcheinen wolle, und zwar, wenn der Kranke ſterben müſſe, an der Stelle, wo des Kranken Haupt liege, — zu deſſen Füßen aber, wenn er geneſen werde. Der Arzt wurde dadurch ſteinreich! ... ſteinreich! ....“ Endlich mußte ſich der Doktor ſelbſt niederlegen, und — o Schrecken! — der Tod erſchien ihm zu Häupten.“

„Und ...“

„Da warf ſich der Arzt ſchnell herum, und der Tod rief: Ein Narr, der einem Doktor traut!“

„Da ſehen wir's!“ — ſagte Betty kichernd und ſchlug Fenchelchen auf die etwas keck gewordene Hand.

Aber das kleine Männchen wurde jetzt immer wärmer. Seine Aeugelchen, ſeine Lippen, ſeine Hände und ſein Haarzöpfchen kamen nicht mehr aus der Bewegung, und als Frau Betty dieſe Beweglichkeit etwas zu mindern ſuchte, glitt Grau-Fenchelchen auf ſeine Kniee, umfaßte die der Frau Betty und rief:

„Himmliſche! . . . haben Sie Gnade, . . . Gnade! . . . . ich bin ſo verliebt in Sie, wie eine Meerkatze. Beſtimmen Sie mir, wann und wo ich Ihnen dies ruhig ſagen kann . . . ruhig ſagen kann!“

„Aber, Herr Doktor!“ . . . .

„Wann? wo?“ — wiederholte Grau-Fenchelchen leidenſchaftlich, und ſeine kleine, knieende Figur in dem abgeſchabten Röckchen, mit dem gepuderten Haare, dem Zöpfchen, den vor Liebesgluth funkelnden Augen und den ſchmachtenden Zügen gab ein Bild zum todtlachen. Wirklich vermochte ſich die Dame ſeines Herzens auch kaum mehr zurückzuhalten. Raſch drückte ſie daher — ihr Lachen zu verbergen — das Schnupftuch vor das Geſicht. Gerade dies aber nahm Grau-Fenchelchen für ein verſchämtes Zugeſtändniß, ſprang auf und ſchloß Betty in ſeine Arme.

„Aber um Gottes Willen!“ — rief jetzt Frau van Beethoven — „was machen Sie?“

In diesem Augenblicke hörte man Herrn Karl van Beethoven's laute Stimme, der, im Gespräche mit mehreren Anderen begriffen, die Treppe herauf kam.

„Um aller Heiligen Willen, lassen Sie mich los!“ — rief mit anscheinendem Schrecken die Frau des Hauses.

„Nicht eher!“ — entgegnete der kleine Doktor — „bis Sie mir sagen ....“

„Was? was?“

„Ob ich hoffen darf ...“

„Sie kommen! Lassen Sie mich los!“

„Ob ich hoffen darf ....“

„Wenn wir uns wiedersehen mehr darüber; aber jetzt schonen Sie großmüthig mein armes Herz!“

Der Doktor ließ entzückt nach; Betty aber entsprang durch die Seitenthüre, um sich in einem Nebenzimmer auszulachen.

Während dessen war die Gesellschaft auf dem oberen Corridore angelangt und trat eben, von Herrn Karl van Beethoven geleitet, in das Zimmer. Ein einziger Blick des Letzteren auf den Arzt unterrichtete ihn, von dem was hier geschehen. Ein satanisches Lächeln umspielte daher seinen Mund, als er den Doktor mit großer Höflichkeit in seinem Hause willkommen hieß.

Aber Grau-Fenchelchen hatte ſchon wieder ſeine Faſſung gefunden; glühte auch ſein Köpfchen noch etwas, ſo ſtand ihm ſeine ſchlaue Spaßhaftigkeit doch ſchon wieder zu Gebote. Mit den Beinen trippelnd, die Hände reibend und vergnügt lächelnd, rief er daher:

„Herr Karl und Herr Johann van Beethoven!..... Charmant! man darf nur zu dieſen lieben, braven, ausgezeichneten Leutchen kommen und man fühlt ſich ſo behaglich, wie zu Hauſe.“

„Das freut mich ſehr!“ — entgegnete der ältere der Genannten — „und ich würde mir kein größeres Glück denken können, als wenn ſich ein ſo berühmter Arzt, wie Herr Doktor Fenchel bei uns ganz zu Hauſe finden würde.“

„Wirklich?!“ — rief der Doktor mit pfiffiger Miene und heimlichem Triumphiren.

„Je mehr Sie mein Haus mit Ihren Beſuchen beglücken werden!“ — fuhr der ältere der Brüder im höchſten Ernſte und mit einem tiefen Bücklinge fort — „deſto dankbarer werde ich Ihnen ſein.“

Grau-Fenchelchen lachte entzückt in ſich hinein: — „Iſt das ein Eſel!“ — dachte er dabei für ſich, — „er ladet mich ſelbſt ein, ihm Hörner aufzuſetzen.“

„Iſt das ein Gimpel!“ — dachte Herr Karl van Beethoven — „er geht wie blind in die Schlinge. Hat er erſt den Wohnort meines Bruders in Renomée

gebracht, ſchicke ich ihn mit einer ellenlangen Naſe nach Hauſe."

Und beide drückten ſich zärtlich die Hände und verbeugten ſich lächelnd vor einander.

Der Hausherr ſtellte nun noch die übrigen Gäſte vor, worauf Betty wieder eintrat und, nach kurzer Begrüßung der neu Eingetretenen, die Geſellſchaft zu Tiſche bat.

Das Eſſen machte der Küche der Hausfrau alle Ehre: Der Braten war koſtbar, der Compot nicht verſalzen, der ſchöne Donau Fiſch excellent und der köſtliche Vöslauer rothe Wein floß in ſo reicher Fülle, daß bald alle Köpfe glühten.

Fenchelchen ließ es ſich ausgezeichnet ſchmecken. Unter lauter Scherzen und Witzen nahm er ſich von jeder Schüſſel zwei- oder dreimal; und während ſeine verliebten Blicke — unbemerkt, wie er glaubte — nach Betty flogen, ließ er mit ungeheuerem Behagen ein Gläschen Vöslauer nach dem anderen ſeiner Kehle hinuntergleiten.

Aber auch Karl ließ den Zweck dieſes Mittageſſens nicht aus den Augen. Je mehr der kleine wußliche Doktor ſeine Kehle feuchtete, deſto beredter ward Karl, — deſtomehr pries er die köſtliche Luft des Wohnortes ſeines Bruders, — deſto eifriger ſtellte er dem kleinen Fenchel vor, welch' einen Freundſchaftsdienſt für ihn und ſeinen Bruder Johann es

wäre, wenn ein so berühmter Arzt, wie Herr Doktor Fenchel, etwas für diesen Ort thun würde.

Und von Flasche zu Flasche und von einem feinen Gericht zum anderen steigerten sich die gegenseitigen Freundschaftsversicherungen, so daß sich — als die Tafel vorüber war und einige Flaschen Champagner den Tisch zierten — Herr Karl van Beethoven und Grau-Fenchelchen als Brüder und Hausfreunde in den Armen lagen und letzterer beim Aesculap und allen übrigen Götter der Ober- und Unterwelt schwur: der jetzige Wohnort Bruder Johann's müsse in vier Wochen in ganz Wien, als unübertreffliches Luftbad, in der Mode sein.

Frau Betty hatte sich entfernt. Es hatte ihr ein Kind ein duftiges Billetchen von Herrn Crenelli gebracht; Karl erfuhr es, als die Gäste weg waren, von Eva; aber, im Andenken an das seidene Kleid, lachte er nur darüber. Seine Gedanken waren ja ohnedem auf etwas viel Wichtigeres und Praktischeres als Eifersucht gerichtet.

Nach einer Stunde gemüthlicher Erholung, und nachdem er sich, als guter Haushalter, überzeugt, daß Eva alles aufgeräumt und gehörig aufgehoben habe, ging er zu seinem Bruder Ludwig, der sich eben für einige Tage in Wien befand. Auch hier wollte er ja noch eine seiner schönen und würdigen Missionen erfüllen: das heißt, in das Herz des edlen Ludwig

Bayerische Staatsbibliothek

das Gift des Argwohns gegen den Fürſten Lichnowsky und van Swieten träufeln, auf daß ſich der Bruder von dieſen wackeren Freunden losſage und ihm ganz und gar und unbedingt in die Arme werfe.

Als er zu dieſem edlen Gange Hut und Stock genommen und nun ſtolzen und gravitätiſchen Schrittes das Haus verließ — er hatte doch etwas Mühe, die Folgen des allzureichlichen Weingenuſſes zu verbergen — ſtrahlten ſeine kleinen Augen in einem unheimlichen Feuer, um ſeine Mundwinkel aber hatte ſich ein boshaft-triumphirender Zug gelagert, — ein Zug, der ihm faſt einen diaboliſchen Ausdruck gab.

Ach! der Genius des edlen großen Ludwig van Beethoven verhüllte in dieſem Momente ſchmerzerfüllt ſein Angeſicht und rief ſeinem Schützlinge zu: „Wehe! Wehe! Dort kommt dein Mephiſtopheles!“

Der Donner grollt.

Beethoven hatte die Nacht sehr schlecht geschlafen. Er war von Hetzendorf auf einige Tage nach Wien gekommen, weil sein „Christus am Oelberge“ bei Fürst Lichnowsky — und vielleicht auch zu seinem Vortheil in einer großen Akademie am Wiener Theater — aufgeführt werden sollte. *)

Bei dem Fürsten hatte Beethoven denn auch Alles nach Wunsch getroffen: die alte Freundlichkeit und Güte, dieselbe herzliche Aufnahme wie immer, und die gleiche Bereitwilligkeit zu allen Diensten wie sonst. Der Fürst selbst war dem Freunde zur Aufführung seiner Composition zuvorgekommen; während die Fürstin mit mütterlicher Sorgfalt seine Zimmer in Bereitschaft gestellt hatte.

Weniger liebenswürdig zeigte sich die Welt. Wie bei allen großen Erscheinungen konnte ja auch bei der

*) Letzteres geschah, wie schon früher bemerkt, erst drei Jahre später.

Beethoven's der Kampf gegen Neid und Mißgunst nicht ausbleiben.

„Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wenn ſie juſt paſſiret
Bricht ſie das Herz entzwei!"

Nun war das Letztere bei Beethoven zwar nicht der Fall — dafür ſtand er ſchon zu hoch und zu feſt und war eine zu kräftige Natur — aber Aerger, viel Aerger und viel Verdruß machten ihm doch die erbärmlichen Intriguen, die man von gar manchen Seiten der öffentlichen Aufführung ſeines „Chriſtus am Oelberge" entgegen ſetzte.

Aber der hieraus erwachſende Unmuth war es nicht allein, was ihm heute eine ſchlafloſe Nacht verurſachte.

Andere noch viel peinlichere Gedanken liefen ihm in dem Kopfe herum und quälten und marterten und verſtimmten ihn.

Bruder Karl war ja geſtern Abend bei ihm geweſen und hatte ihm vertraulich ſo Manches mitgetheilt, was wohl geeignet war, einen, an und für ſich und von Natur aus ſchon argwöhniſchen Charakter aufzuſtacheln und aus ſeinem Gleichgewichte zu bringen. Und Karl war ſo offen, ſprach ſich ſo brüderlich wohlwollend aus, meinte es gewiß auch, als Bruder, mit Ludwig ſo gut. Und doch war es Ludwig unmöglich in manchen Dingen mit ihm übereinzuſtimmen.

Karl hatte ihn nicht gerade vor dem Fürſten und der Fürſtin Lichnowsky und vor van Swieten gewarnt; o nein! er war mit viel größerer Feinheit und Schlauheit zu Werke gegangen: er hatte ſie gelobt und mit Ludwig das viele Gute anerkannt, das dieſer ihnen zu danken habe. Nur vor dem und jenem konnte Karl ſich nicht enthalten, den Bruder zu warnen: ſo viel ſtand zum Beiſpiel nach ſeiner Anſicht und dem allgemeinen öffentlichen Urtheile feſt, daß, ſowohl die Lichnowsky's, als auch van Swieten, ihm nur darum ſo freundlich entgegen kamen, um mit ſeiner Freundſchaft und ſeinem Erſcheinen in ihren Häuſern zu prahlen und zu glänzen. Ja Karl bewies mit einem großen Aufwande von Beredtſamkeit, daß in der That alles, was von dem Fürſten und dem „alten Papa" für den Bruder bereits gethan worden ſei und noch gethan werde, lediglich aus Egoismus geſchehe: man raube Ludwig die Freiheit, um ihn an den eigenen Triumphwagen zu ſpannen; man ſchließe ihn in die excluſiv adligen Kreiſe ein, um ihm die Popularität, die Volksgunſt, abzuſchneiden; man unterdrücke aus Neid und Eiferſucht über ſeine bedeutende Stellung im Reiche der Muſik, den freien Aufſchwung ſeines Genius durch unwürdige Bevormundung ..... und was dergleichen Dinge mehr waren.

Würde irgend ein Anderer dieſe Beſchuldigungen vorgebracht haben, wäre es wohl für ewig mit Lud-

wig's Freundschaft für ihn aus gewesen. Beethoven hätte ihm dann wohl, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, den Rücken zugekehrt; — aber Karl war ja Ludwig's Bruder; er meinte es gewiß herzlich gut .... er konnte es sogar gar nicht anders mit diesem meinen, denn: verdankte er Ludwig nicht alles was er war und hatte?!

„Du gehst in Deiner brüderlichen Liebe und Besorgniß für mich zu weit!" — war daher am verwichenen Abende der einzige milde Vorwurf gewesen, den Ludwig dem Bruder entgegensetzte. Aber sonderbar .... es blieb doch Vieles von diesem Gespräche in der Seele Ludwig's hängen. Er war ein starker, gewaltiger Geist, ein wirklich edler Mensch und doch lag im Hintergrunde seines Charakters ein argwöhnisches Wesen verborgen, das, wie ein Polype auf dem Grunde des Meeres, seine Arme beständig nach Beute ausstreckte und nichts frei ließ, was es einmal erfaßt hatte.

Ludwig van Beethoven hatte über alle diese Dinge die ganze Nacht fast kein Auge zugethan. Sein Verstand und sein richtiges Gefühl sprachen die Beschuldigten wiederholt entschieden frei; dennoch kehrten die verwünschten Hindeutungen immer und immer wieder zurück und liefen wie eine giftige Spinne über seine Seele, ja sie spannen in der That seine Unbefangenheit mit unsichtbaren Fäden ein.

Als Ludwig früh am Morgen aus einem kurzen faſt fieberhaften Halbſchlummer emporfuhr, fühlte er ſich in einer peinlichen Stimmung. Die Heiterkeit, die er aus Hetzendorf mitgebracht, war völlig dahin; ſeine Unbefangenheit gegen die Freunde war getrübt; während eine Art Niedergeſchlagenheit, ein unerklärlicher Mißmuth, auf ſeiner Seele laſtete. Er hatte das ſonderbare peinliche Gefühl, als müſſe er aus ſich ſelbſt herausſpringen und vor dem eigenen Ich entfliehen. Warum? weil ſich ein anderes „Ich" — das von Karl ihm eingeflößte Mißtrauen, demnach das „Ich" ſeines Bruders — in ihm geltend machte, ohne daß er, weil er gegen den Bruder zu gut und zu vertrauungsvoll war, den Muth und die Kraft gefunden hätte, dieſes fremde „Ich" aus ſeiner Seele herauszureißen.

Und nun noch die vielen und unangenehmen Arbeiten für den anbrechenden Tag: es war noch gar Manches zu ändern, Proben abzuhalten, auf's Neue den Intriguen erbärmlicher Wichte entgegen zu treten und dergleichen Dinge mehr. Und Niemand zur Hand? ..... doch! .... Ludwig durchblitzte hier ein Gedanke.

Vorgeſtern nämlich, am erſten Tage, an dem er von Hetzendorf hereingekommen, hatte ſich ihm ein junger, netter Mann von ohngefähr ſechszehn Jahren als Ferdinand Ries, Sohn ſeines alten Bonner

Freundes, des Concertmeisters Franz Ries, mit dem er im Breuning'schen Hause so viele glückliche Stunden verlebt, vorgestellt und durch ein Schreiben legitimirt.

Bonn war bereits durch den Krieg tief herabgekommen; der edle Maximilian Franz hatte längst, sammt dem ganzen Hofe, bei dem Einzuge der Franzosen seine Residenz verlassen müssen und weilte seitdem zu Mergentheim, um, wie Ries schrieb, gerade jetzt nach Wien zurückzukehren. Da war denn für den jungen, talentvollen Mann in Bonn wenig Aussicht mehr etwas zu lernen und weiter zu kommen, und so hatte ihn sein Vater nach Wien gesandt und ihm ein Empfehlungsschreiben an Beethoven mitgegeben.

Die freundlichen Verhältnisse, in welchen der alte Ries mit dem Knaben und Jünglinge Beethoven ununterbrochen gestanden, berechtigten ihn dabei zu der Erwartung, daß dieser seinen Sohn freundlich aufnehmen werde. Und Ries täuschte sich nicht. Beethoven, in dem alle Jugenderinnerungen durch das Empfehlungsschreiben und die Sendung des Sohnes seines Freundes wach wurden, reichte diesem mit Herzlichkeit die Hand und sagte:

„Ich kann Ihrem Vater jetzt nicht antworten; aber schreiben Sie ihm, ich hätte nicht vergessen, wie meine Mutter starb; damit wird er schon zufrieden sein!"*)

*) Beethoven's eigene Worte. Sie bezogen sich auf die Thatsache, daß Concertmeister Ries die Beethoven'sche Familie,

Auf dieſes hin beſprach ſich Beethoven mit dem Jünglinge, prüfte ihn und da er in ihm ſofort ein ſehr bedeutendes Talent erkannte, verſprach er dem jungen Manne für ſein Fortkommen zu ſorgen, ja er ſicherte ihm den eigenen Unterricht zu, eine Freundlichkeit, deren Bedeutung und Tragweite Ferdinand Ries im vollſten Maaße zu ſchätzen wußte.

Vor der Hand freilich war der Mäſtro mit den Vorbereitungen zur Aufführung ſeines „Chriſtus am Oelberge" zu beſchäftigt, um etwas Beſtimmtes vorausſagen oder thun zu können, doch bedeutete er den jungen Mann: jeden Augenblick ſeines Rufes gewärtig zu ſein.

Und jetzt war der Augenblick gekommen. Beethoven fühlte, daß er gerade einer ſolchen Hülfe bedürfe, um Unbedeutenheiten aus dem Wege zu ſchieben und unbeirrt ſeine kühnen Bahnen zu ziehen; wogegen umgekehrt für den jungen Mann unter ſeiner Anweiſung bei dieſer Gelegenheit praktiſch viel zu lernen war.

Ludwig — bei dem Gedanken und Ausführung ſich wie Blitz und Donner zu folgen pflegten — ergriff daher jetzt die Schelle, deren Zug an ſeinem Bette angebracht war und klingelte.

---

die bei dem Tode der Mutter in ſehr bedrängten Verhältniſſen war, mit großer Aufopferung unterſtützte.

Einige Zeit verging, ohne daß Jemand kam. Unwillig darüber — aber ohne auf die Uhr zu sehen und daran zu denken, daß es erst vier Uhr Morgens sei — riß Ludwig noch einmal an der Schelle, aber mit solcher Kraft, daß man deren Läuten im ganzen Lichnowsky'schen Palais hörte. Wirklich schlappte nach einigen Minuten etwas der Treppe herauf. Es klopfte an und ein barsches „Herein!" erfolgte.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und eine ungeheure Figur, die, trotz des Sommers, in einen Pelzschlafrock gehüllt war, schob sich herein. Die Riesengröße und der unter der Schlafmütze hervorquellende gewaltige Backenbart, der sich über und unter dem Munde des hier erschienenen Menschen in dunkle Urwaldungen verlief, verkündeten sofort den mit dem Amte eines fürstlich Lichnowsky'schen Portier betrauten Schweizer, der freilich nie die Schweiz gesehen hatte und eigentlich ein guter in Linz gebürtiger Oestreicher war. So viel Mißmuth über die frühe Störung aber auch in des Mannes Zügen lag, richtete er sich doch, der Amtsgewohnheit nach, jetzt hoch und gravitätisch auf, die Hand, die gewöhnlich den gewaltigen Portierstock mit dem großen silbernen Knopfe hielt, frei und steif ausstreckend.

„Wohl!" — ertönte es zugleich aus den Urwaldungen des Bartes hervor. — „Da noch Alles schläft,

bin ich gekommen. Was ſteht zu Befehl, Euer Gnaden?"

„Was?" — rief Ludwig erſtaunt aus ſeinem Bette hervor — „es ſchläft noch Alles: Wie viel Uhr iſt es denn?"

„Wohl!" — ſagte der Portier nach ſeiner Gewohnheit. — „Eben vier Uhr!"

„Und da liegen die Schlafhauben noch zu Bette?" — frug Ludwig finſter weiter. — „Ja ſo!" — brummte er dann in den Bart, indem er unwillkürlich an dasjenige dachte, was ihm ſein Bruder den Abend vorher geſagt: — „Ich ſtecke ja in einem hochadlichen Neſte. Nur das Bürgerpack kennt das Sprüchwort: Morgenſtunde hat Gold im Munde!"

„Wohl!" — meinte der im Negligée hoch aufgerichtete Portier, obgleich er nichts von dem verſtanden, was Beethoven eben geſagt. — „Befehlen Eure Gnaden etwas?"

„Ja!" — rief dieſer — „man ſoll mir den jungen Ries rufen."

„Jetzt? um vier Uhr des Morgens?" — frug mit großen Augen der Schweizer.

„Ja, jetzt!" — wiederholte Ludwig befehlend. — „Später kann ich ihn nicht gebrauchen."

Der Portier ſchwieg einen Moment. Da er aber, wie alle Diener des Hauſes, den gemeſſenen Befehl hatte, Herrn van Beethoven eben ſo unbedingt zu

Dienſten zu ſein, wie der Herrſchaft, ſo fand er ſich ſofort zurecht und gab dies mit ſeinem unvermeidlichen „Wohl!“ zu verſtehen. Nur erlaubte er ſich noch die Frage: Wer denn der junge Herr Ries ſei und wo man ihn finde?

Ludwig gab die nöthige Auskunft und der Portier verſchwand mit einem „Wohl!“ in welchem zugleich das „ſoll geſchehen!“ wie der Kern in der Nuß verborgen lag.

Als der junge Ries nach einer Stunde eintrat, — es hatte gerade fünf Uhr geſchlagen — fand er Beethoven noch im Bette, und zwar eifrig auf einzelne Notenblätter ſchreibend.*) Es waren ihm für ſeine Compoſitionen noch Nachgedanken gekommen, die er jetzt ſchnell notirte.

„Sein Sie mir willkommen!“ — rief er dabei ſeinem neuen Schüler zu. — „Heute gibt's viel zu thun, und Sie ſollen mit Hand anlegen. Sie ſehen, ich mache mit denjenigen, die ich mag, keine Umſtände; aber „thaten“ iſt beſſer als „rathen“.

Und mit dieſen Worten ſprang Beethoven mit beiden Beinen aus dem Bette, lief im Hemde an den Tiſch, warf alles was auf demſelben lag: Noten, Bücher, Papier, Violin- und Klavier-Saiten, Halsbinde und Weſte auf die Erde, ſchob dann das Tintenfaß

*) Hiſtoriſch.

und einige Blätter frisches Notenpapier vor und sagte:

„Da junger Mann, setzen Sie sich daher und copiren Sie das rasch.“

Ries, in nicht geringer Verlegenheit über die sonderbare Weise und das noch eigenthümlichere Kostüm seines neuen Lehrers, gehorchte schüchtern, aber er sollte des Wunderbaren heute noch mehr erleben. Beethoven in musikalische Gedanken verloren und beständig Melodien vor sich hinsummend, schien an das Ankleiden gar nicht zu denken. Den Kopf nach hinten gelehnt, mit den Augen starr nach oben schauend, lief er jetzt wie er war, — das heißt, nur mit dem Hemde bekleidet — brummend und summend auf und ab. Dann trat er plötzlich an das Waschbecken, neben dem vier Krüge mit Wasser standen, nahm in Gedanken einen nach dem anderen und goß ihn über die Hände, ohne zu merken, daß er wie eine Ente im Wasser stehe,*) denn das Wasser lief, wie natürlich, in dem Waschbecken fortwährend über und floß von dem Waschtische in Strömen auf den kostbaren Teppich herab.

Der junge, sechszehnjährige, schüchterne Ries war vor Ueberraschung und Entsetzen ganz starr. Anfangs dachte er daran, den Mästro auf die schrecklichen Verwüstungen aufmerksam zu machen, die er rings um sich anstellte; dann aber und wenn er ihn ansah und

*) Schindler: S. 200. Historisch.

ſein Blick das martialiſche, wie aus Marmor gehauene, ernſte, gewaltige, in einer gewiſſen geiſtigen Verklärung leuchtende Antlitz ſeines großen Lehrers ſah, fiel ihm der Muth wieder, und er beugte ſich tief über ſeine Arbeit, um ſein Erröthen zu verbergen.

Aber alles nimmt auf Erden ein Ende; auch das Waſſer in Beethoven's Waſchkrügen verſiegte endlich und ſo kam der Mäſtro — ohne jedoch auch nur einen Augenblick zu wiſſen, was er that — in die Kleider. Das Frühſtück mußte Ries mit ihm theilen, dann ging es auf die Probe.

Die Probe fing um acht Uhr im Muſikſaale des Lichnowsky'ſchen Palais an, und von neuen Compoſitionen wurden, nebſt dem Oratorium: „Chriſtus am Oelberge", ebenfalls zum erſtenmale aufgeführt: Beethoven's zweite Symphonie in D-dur, das Klavier-Concert in C-moll und noch einige neuere Tonſchöpfungen des Meiſters. Es war eine furchtbar anſtrengende Probe und um halb drei Uhr war Alles ſo erſchöpft, daß ſich wirklicher Unwille kund gab. *)

Fürſt Lichnowsky, der von Anfang an der Probe beigewohnt, ließ jetzt Butterbrod, kaltes Fleiſch und Wein in Maſſe herumreichen, während er Alle auf das freundlichſte erſuchte, zuzugreifen, — eine Be-

*) Ries' eigener Bericht.

mühung, die auch die glänzendsten Erfolge hatte, so daß bald alle Anwesenden wieder guter Dinge wurden.

Nun bat der Fürst, das Oratorium noch einmal durchzuprobiren, damit es am Abende recht gut gehe und das erste derartige Werk von Beethoven, seiner würdig, in das Publikum gelange. Die Probe fing also wieder an. Das Concert endlich begann um sechs Uhr. Sein Erfolg war ein glänzender, der große Mästro wurde mit Zeichen der Bewunderung und des Beifalls überhäuft.

Wer war glücklicher als Beethoven und doch ... wie hätte er ahnen können, daß dies Glück heute noch gesteigert werden sollte?

Dem Concerte folgte nämlich ein wahrhaft fürstliches Nachtessen, bei welchem dem großen Meister der Töne der Ehrenplatz neben der schönen Fürstin Esterhazy und der Fürstin Lichnowsky eingeräumt war. Jeder Andere hätte sich dadurch außerordentlich geschmeichelt gefühlt: Beethoven nahm diese Aufmerksamkeit als eine Sache, die sich von selbst versteht, und wollte sich eben zwischen diesen beiden Damen niederlassen, als er vor freudigem Schreck wie bezaubert feststand. Fürst Lichnowsky nahte sich mit einer Dame, um die gegenüberliegende Plätze einzunehmen ..... es war die herrliche, die liebliche Erscheinung aus dem Schönbrunner Schloßgarten .... jenes Mädchen, das damals nur so flüchtig an ihm vorüberschwebte und

deſſen Bild doch ſeit jenem Tage als ein Ideal der Schönheit in ſeinem Herzen thronte.

„Comteſſe Julie Guicciardi!“ — ſagte jetzt der Fürſt, die junge Dame dem Hausfreunde vorſtellend, und zu dieſer gewandt ſetzte er mit einer leichten Handbewegung auf Ludwig hinzu:

„Unſer vortrefflicher Mäſtro Beethoven, den ſie ja ſchon von Angeſicht zu Angeſicht kennen und deſſen Nachbarin in Hetzendorf Sie von morgen an werden ſollen.“

Eine dunkle Gluth überlief bei dieſen Worten das Antlitz Beethoven's und Julien's, und ſie wäre ſicher aufmerkſamen Augen zum Verräther geworden, wenn hier irgend Jemand auch nur im Entfernteſten hätte ahnen können, was in dieſem Momente in der Seele dieſer beiden Menſchen vorging. Ort und Umgebung ließen indeſſen bei Julien nur eine leiſe Verbeugung bei Ludwig einige höfliche Worte zu. Ueberhaupt verwünſchte dieſer bald im Stillen das ganze Soupé ſammt ſeinen koſtbaren Schüſſeln und Weinen und der ihm fürchterlichen conventionellen Haltung, die ſeine ſchöne fürſtliche Nachbarſchaft ihm auferlegte. Ach! wie unendlich gern hätte er mit ſeinem reizenden Vis-a-vis jetzt ſo recht ungenirt und vom Herzen weg geſprochen, zumal er ſehr bald auch an Julie erkannte, daß ſie ein offenes, ſchlichtes Weſen liebe und ſei.

Unendlich ſprach ihn dabei ihr richtiges Denken, ihr geſundes und kräftiges Fühlen an, das ſo gar keinen Anflug jenes unſeligen Strebens zuließ: bei verſchobenen und unreifen Anſichten für hochgebildet und gelehrt gelten zu wollen. „O! — jubelte es in ihm — „das iſt doch einmal wieder Natur, echte reine unverdorbene Natur, die nicht von dem Gifte der Coquetterie angeſteckt nnd verdorben iſt!“

Und dennoch — welch' richtiges Urtheil, welch' überraſchend tiefer Blick bei ſo viel Einfachheit, welche ſchöne klare Ausdrucksweiſe bei ſo viel wirklicher Poeſie. Ludwig war bald durch den Zauber, welchen der geiſtige Liebreiz Julien's faſt noch mehr als der leibliche um ſie verbreitete, entzückt; nur riß ihn zu ſeiner Verzweiflung bald eine Anrede der rechten, bald eine Frage der linken Nachbarin, bald ein ſervirender Lakai, bald wieder ein etwas allgemeiner werdendes oberflächliches Geſpräch aus ſeinen ſieben Himmeln.

Glücklicherweiſe brachte er doch etwas mit nach Hauſe, was ihn in dieſer Beziehung tröſtete und aufrichtete; und dies war die Gewißheit: daß Julie nebſt ihrer Mutter von morgen an auf einige Wochen in Hetzendorf wohnen werde; und zwar hatte es ein glücklicher Zufall auch noch gewollt, daß ſie eine, der ſeinen nahe gelegene, Wohnung gefunden.

Unendlich glücklich kehrte Ludwig tief in der Nacht nach Hauſe; aber der kommende Tag ſah

ihn auch ſchon wieder in ſeinem ländlichen Paradieſe.

Und was gab es jetzt hier für ſchöne prächtige Tage! Ludwig war natürlich bald mit Mutter und Tochter ſo bekannt und vertraut, wie es bei guten, einfachen Menſchen ein gemeinſamer ländlicher Aufenthalt zuläßt. Nur gründete ſich dies Vertrautſein weniger auf ein äußeres, als auf ein inneres Zuſammenleben und Zuſammenſtimmen. Fand doch Ludwig zu ſeinem Staunen von Tag zu Tag mehr, wie überraſchend gleich ſeine und Julien's Seele geſtimmt ſeien; welcher Gedankenreichthum in dem Geiſte dieſes Mädchens ſchlummere und wie richtig ſie Alles faſſe und begreife, namentlich auch, was Muſik betraf.

„Sie iſt ſelbſt lauter Muſik und Poeſie!" — ſagte er ſich oft, wenn er mit ihr und der Mutter zuſammen geweſen, und er rechnete unbedingt dieſe Stunden zu den glücklichſten ſeines Hetzendorfer Aufenthaltes.

Wenn nur eines nicht einen trüben Schatten auf dieſe ſchönen Tage geworfen hätte ... aber wo findet denn der Sterbliche jemals reines, ganz ungetrübtes Glück?

Beethoven's Geſundheit war nicht mehr dieſelbe wie früher, und namentlich hatte ihm dadurch „ein neidiſcher Dämon einen ſchlechten Stein in das Brett geworfen*)," daß er ſchon ſeit längerer Zeit auf dem

*) Seine eigene Worte in ſeinem Briefe: Wien, den 29. Juni 1801, an Wegeler.

einen Ohr weniger hörte. Peinlich . . . furchtbar peinlich hatte ihn dieſe Entdeckung überraſcht; doch war es wohl nur eine vorübergehende Erkältung, mit deren Hebung auch das Uebel ſchwinden mußte. Beethoven war ja ohnedem nicht der Mann, der ſchnell verzagte und das herrliche, glückliche Leben in ſeinem kleinen Paradieſe Hetzendorf — das ihm jetzt durch Julie Guicciardi's Nähe noch paradieſiſcher erſchien, als früher — ſollte ihm kein ſolch' unbedeutender Zufall trüben.

Auch heute war er froh und fröhlich aufgeſtanden und ſeine Seele war ſo heiter, als draußen der blaue Himmel. Ries kam ſchon um ſechs Uhr aus der Stadt, um — wie dies häufig geſchah — Unterricht bei ſeinem verehrten großen Lehrer zu nehmen*), der ihm indeſſen ſchon jetzt mehr Freund als Lehrer war.

Aber Ludwig van Beethoven war heute nicht geſtimmt, Unterricht zu geben. Mit komiſchem Ernſte — ſo recht die Heiterkeit der Seele im Auge — rief er daher dem eintretenden jungen Manne zu:

„Willkommen, willkommen! . . . aber geſchulmeiſtert wird jetzt nicht! Setzt Euch nur gleich zu mir zum Frühſtücke, junger Mann! haben wir das eingenommen, dann wollen wir erſt ein wenig ſpazieren gehen!"

*) Ries, in „Biographiſche Notizen über L. v. Beethoven" von Wegeler und Ries, S. 98.

Und so geschah es denn auch. Der Weg, die Umgebung, der Himmel und die Laune der beiden Spazierengehenden war gleich heiter und rosig. Gesprochen freilich ward nicht viel: Beethoven verkehrte mit seiner inneren Welt und der Welt der Töne. Er brummte und summte vor sich hin — eigentlich singen konnte er ja nie — und Ries wagte es in ehrfurchtsvoller Scheu nicht, ihn zu unterbrechen. Erst bei dem ländlichen Mittagessen, das auf einem Dorfe eingenommen wurde, kam es zu einer leidlichen Unterhaltung zwischen Schüler und Lehrer.

Hier aber hatte Ries wieder Gelegenheit, einen tiefen Blick in den edlen und schönen Charakter seines Meisters zu werfen. Auch hier war es ja heute so licht und klar, wie rings in der blühenden, duftenden, reifenden Welt. Die Rede kam nämlich auf verschiedene berühmte Musiker. Ach! wie so gar keine Spur eines kleinlichen Neides fand sich da in der großen Seele dieses Mannes.

„Händel, Cherubini, Mozart!" — rief er jetzt — „dem Verdienste seine Krone!"

„Und welche Oper Mozart's ist die bedeutendste?" — frug Ries.

„Für Sie ist die „Zauberflöte" Mozart's größtes Werk; denn in ihr hat er sich so recht als Meister der deutschen Musik gezeigt."

„Und Don Juan?!“ — frug der junge Ries überraſcht.

„Don Juan hat noch zu viel italieniſchen Schnitt, und dann ſollte ſich die heilige Kunſt nie hergeben, einem ſolch' ſcandalöſen Sujet als Folie zu dienen.“

„Und Cherubini?“

„Er iſt unter allen jetzt lebenden dramatiſchen Compoſiteurs derjenige, den ich am meiſten liebe. Aber ich bin auch mit der Art und Weiſe ſeiner Kirchenmuſik einverſtanden. Sollte ich einmal ein Requiem ſchreiben, werde ich mich an gar manches Schöne erinnern, was ich bei ihm fand.“

„Und Händel?“

„Händel iſt der noch nicht erreichte Meiſter aller Meiſter! Gehen Sie hin, junger Mann, und lernen Sie von ihm, wie man große Effecte mit kleinen Mitteln zu erreichen vermag.“ *)

Ries ſuchte nun das Geſpräch auf einen für ihn ſehr wichtigen Gegenſtand zu leiten: auf den General-Baß. Da verſtummte Beethoven plötzlich. Nach einer kleinen Pauſe aber ſagte er ernſt:

„Es gibt zwei in ſich abgeſchloſſene Dinge, über die man nicht weiter disputiren ſoll, und das iſt der General-Baß und die Religion!“ **) — und damit

*) Beethoven's eigene Worte über obige Componiſten. Ritter von Seyfried. Oulibicheff. 72.

**) Beethoven's eigener Ausſpruch. Schindler. S. 252.

ſtand er vom Tiſche auf und ſchickte ſich zum Weitergehen an.

Der Nachmittag ſtand, in ſeinen erſten Stunden, dem Morgen an Schönheit nicht nach, und auch die alte Heiterkeit kehrte zurück, bis ſich endlich bei ſteigender Hitze doch einige Müdigkeit bei den Wanderern einſtellte, ſo daß ſich Beethoven, an einer ſchönen Stelle, den langen Weg in das Gras warf. Ries ſetzte ſich, ſtill vergnügt, zu ſeinen Füßen nieder. Eine Eiche, über deren ſtolzen Wipfel gewiß Jahrhunderte hingefahren, ſtreckte ihre knorrigen Aeſte wie ein ſchirmendes, ſchützendes Dach über beide aus und von den Blumen und Kräutern ringsumher ſtiegen köſtliche Düfte auf. Die Sonne brannte dabei mächtig und an die Stelle der bisher leicht bewegten Luft trat nachgerade eine dumpfe Schwüle, während ſich am fernen Horizonte eine ſchwere dunkle Wolke, wie eine ſchwarzgraue Mauer aufrichtete, und das ferne Grollen des Donners ſich von Zeit zu Zeit hören ließ.

Beethoven liebte von jeher die großartige Naturerſcheinung eines Gewitters und nichts beobachtete er dann lieber, als das ſich Aufthürmen der Wolken, das raſche bewältigende Herannahen derſelben und das Losbrechen der Erſcheinung ſelbſt. Wenn ſich dann die Schleußen des Himmels öffneten, der Regen in Strömen herabgoß, die Donner rollten, als ob ſie die Erde in ihren Grundfeſten erſchüttern wollten und

die Blitze flammten und leuchteten, als sei der Götterkrieg zwischen Zeus und den Titanen erneut ... dann ... dann ward es seiner eigenen titanenartigen Natur so recht wohl.

Aber sonderbar! — heute berührte ihn die ferne schwarze Wolkenmasse unangenehm. Als er sie erblickte, fiel ein Schatten über den so schönen Tag und über die Heiterkeit seiner Seele. Er mußte plötzlich und ganz unwillkürlich des warnendes Rufes gedenken, den einst ein ihm so liebes holdes Wesen, das nun schon lange unter der Erde ruhte, oft ausgestoßen. Es war ihm, als höre er Comtesse Eugenie rufen: „die Wolke! die schwarze Wolke!“

Beethoven erbebte; aber in demselben Augenblicke schämte er sich auch schon wieder seiner Schwäche und ein fester Wille unterdrückte sie. Dennoch ward ihm das Schweigen seines jugendlichen Gefährden, das er den ganzen Tag über nicht bemerkt hatte, jetzt unangenehm. Er wandte sich daher diesem zu und sagte, den Kopf auf den Arm gestützt: — „Sie sind ja ganz stille, lieber Ries?“

„Ich schweige, weil ich höre!“ — sagte der junge Mann.

„Und was hören Sie?“ — frug Beethoven erstaunt.

„Ich höre dem Hirten zu, der dort am Saume des Waldes bei seiner Heerde sitzt, und auf der Flöte, die er aus Fliederholz geschnitten, recht artig bläs't.“

Beethoven ſchwieg und lauſchte.

„Ich höre keinen Ton!“ — ſagte er endlich — „Sie müſſen ſich täuſchen.“

„Nicht doch!“ — entgegnete Ries, an dem jetzt die Reihe des Staunens war — „der Schall iſt ja ſo deutlich ... ſehen Sie denn den Hirten nicht?“

„Wohl ſeh' ich ihn!“ — verſetzte Beethoven, der ſich jetzt halb aufgerichtet hätte, und nach der Gegend des Waldes blickte: — „Ich ſehe auch, daß er die Flöte an den Mund hält. Stille ... laſſen Sie mich noch einmal lauſchen.“

Eine abermalige Pauſe trat ein. Plötzlich aber deckte Leichenbläſſe Beethoven's Geſicht und auch Ries erblaßte. Der junge Mann, der wußte, daß ſein Lehrer ſchon ſeit langer Zeit an einer leichten Schwächung des Gehöres litt, hatte errathen, welche furchtbare Entdeckung ſein großer Meiſter eben an ſich gemacht habe. Es ſchwindelte ihm vor Entſetzen und beſorgt ſagte er faſt mit bebender Stimme, obgleich er die Hirtenflöte noch ganz deutlich vernahm. — „Es ſcheint wirklich, als ob unſer Flötiſte verſtummt ſei!“

Beethoven antwortete kein Wort. Er war blaß wie der Tod. Dicke Tropfen kalten Schweißes traten auf ſeine Stirne. Seine Augen ſtierten wie vor Entſetzen vor ſich hin, ſeine Züge nahmen wieder die Starrheit des Marmors an. In ſeinem Inneren aber ſchrie es mit einem entſetzlichen Schmerze auf: — „Die

Wolke! ... die ſchwarze Wolke! ... **Beethoven! Beethoven! Mann der Töne! ... Du hörſt nichts mehr! Du hörſt nichts mehr! Gerechter Gott ... Du wirſt taub!"**

Und als ob der Blitz nach ſeinem Haupte gezuckt habe, ſprang er empor, gab Ries ein Zeichen und trat finſter den Heimweg an. Kein Laut kam mehr über ſeine Lippen ... aber in ſeinem Inneren rang und kämpfte und bäumte ſich etwas wie Verzweiflung: es war der Gedanke: „Beethoven! Beethoven! ... Mann der Töne ... **Du wirſt taub!!"** *)

---

*) Der ganze Hergang mit der Hirtenflöte iſt hiſtoriſch; Wegeler und Ries S. 98, 99.

Geiger und Harfnerin.

Wien, — das alte ehrwürdige Wien — wie viele Paläſte zählt es, die an ihrer Stirne die Furchen der Jahrhunderte tragen, die Wappenſchilde und Embleme all der fürſtlichen und gräflichen Geſchlechter, die hier den Thron der Cäſaren umgaben und noch umgeben; aber Wien — das alte ehrwürdige Wien — hat auch neben ſeinen Paläſten gar enge Straßen, gar kleine Plätze, gar alte, finſtere Häuſer mit armſeligen Wohnungen.

In dem Hinterhauſe eines ſolchen alten Gebäudes, hoch oben im vierten Stockwerke zu dem man nur vermittelſt einer ganz alten, baufälligen Treppe gelangen konnte, an deren Geländer und Stufentheilen der nimmerruhende Zahn der Zeit große Verwüſtungen angerichtet und deren Erſteigen durch die völlige Dunkelheit, die auf ihr herrſchte, noch lebensgefährlicher wurde —

in dem Hinterhauſe eines ſolchen alten Gebäudes, hoch oben im vierten Stockwerke, dem traurigen Sitze der ärgſten Armuth, ertönte eben in früher Morgenſtunde zur Begleitung einer Harfe ein ganz eigenthümlicher Geſang, — ein Geſang, dem man ſogleich anhörte, daß er nicht der Erguß eines glücklichen, froh geſtimmten Herzens, ſondern ein Ausdruck des Schmerzes oder bitteren Hohnes auf ein ſchweres Geſchick ſei.

Es war eine ziemlich ausgeſungene weibliche Stimme von wenig Biegſamkeit und Werth; aber ſie ſprach die Worte gut aus, ſo daß man den Inhalt deutlich vernehmen konnte:

„Auf freiem Feld im Ungarnland
Erblickten wir der Welten Licht;
Den Stolz, die Habſucht, eitlen Tand,
Das Alles kannten wir noch nicht.
So wuchſen wir in Freiheit auf,
Kein Zwang ward jemals uns gethan,
Kein Zügel hemmte unſern Lauf,
So ward uns beiden eine Bahn.

Doch bald die ſchöne Zeit verſchwand
Der Jugend ſorglos fröhlich Spiel!
Ein Fürſt der ſich darauf verſtand,
Der gab uns bald ein and'res Ziel.
Im zarten Sprößling ſah er gleich,
Welch' edler Stamm ſich hier verſteckt:
An Grazie, Schönheit überreich,
Die nur d'rauf harrt, bis man ſie weckt.

„So kamen wir zur Reſidenz
Und wurden prächtig ausgeſchmückt,
Damit auf unſ'res Lebens Lenz
Der Fürſt mit Stolz und Freude blickt.
Wir wurden nur zu Putz und Pracht
Gehalten — und des Fürſten Luſt
Erfüllt', o! daß wir's nie bedacht!
Mit eitlem Stolz' auch unſ're Bruſt.

Uns freute jener Flitterglanz,
Die Freiheit gaben wir dafür!
In Trägheit ſchwelgend, lebten ganz
Wir wie ein ächter Cavalier" . . .

„Was ſoll das nun wieder?" — ſagte in dieſem Augenblicke die Stimme eines Mannes zu der Singenden, die, in ein höchſt ärmliches Unterkleid gehüllt, die Haare noch wirr um den Kopf hängend, auf dem Rande ihres Bettes ſaß und eine Harfe vor ſich hatte. — „Von wem iſt da die Rede?" — „Nun!" — entgegnete die Sängerin mit bittrem Hohn — „von zwei Schickſalsgefährten: einem Fohlen und einem Mädchen, . . . beide Kinder Ungarn's, frei und froh in ihrer Jugend, . . . ſchön, lebensluſtig und übermüthig . . . . und . . . ."

„Laß doch die Albernheiten!" ſagte jetzt der Mann wieder. — „Was einmal geſchehen, iſt nicht zu ändern. Wer hat dich das dumme Lied gelehrt?"

„Der ungariſche Herr, mit dem lang herabhängenden Schnurrbarte!" — und ſie legte ihr Haupt auf die

Harfe und blieb unbeweglich. Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen.

Es ward wieder still in der Kammer; denn eine elende Dachkammer war es, in der sich die Beiden befanden. Die Wände derselben bestanden lediglich aus Brettern, auf welche die kunstgeübte Hand eines Tünchers, vielleicht vor einem halben Jahrhundert, einen Anstrich von weißer Wasserfarbe angebracht hatte. Jetzt vermochte man diesen kühnen Schluß nur durch die wenigen Ueberbleibsel zu begründen, die sich hie und da noch in einzelnen weißgrauen Schuppen zeigten. Die Decke der Kammer war ebenso einfach, denn sie wurde durch die Balken des Daches gebildet; wobei sich die Bewohner nicht über Mangel an frischer Luft beklagen konnten, da der Wind durch eine Menge Ritze und Lücken ganz frei und ungehindert pfiff. Natürlich entsprach die innere Einrichtung dieser ganzen trübseligen Umgrenzung. Zwei alte Bettstellen aus rohem Holze, jede mit einem Strohsack, einem alten Kopfkissen und einem noch älteren, schmutzigeren und zerrissneren Deckbette versehen, bildeten, nebst einem einzigen Stuhle und einem wurmstichigen Tische das ganze Ameublement dieses Gelasses. Wenige Kleidungsstücke hingen und lagen umher, da die beiden Inhaber der Kammer noch nicht angekleidet waren; doch zeigten sie auf den ersten Blick, daß man hier gewohnt sei, sich nach Außen hin —

ſelbſt bei dem Jammer nach Innen — ſo vortheilhaft als möglich zu zeigen. Freilich mußten dabei auffallende Farben den Mangel an Feinheit und Güte des Stoffs erſetzen.

Die beiden einzigen Sachen von Werth, die man hier ſah, waren die Harfe und eine Violine. Letztere lag in dieſem Augenblicke neben einer leeren Bierflaſche und einem Papiere mit Wurſtſchaalen auf dem Tiſche; auf die erſtere ſtützte die Sängerinn noch immer ihr Haupt. Ob dies Haupt wohl immer ſo ſchmerzlich auf ihr geruht haben mochte? Der liebliche Engelskopf, in dem die reich vergoldete Schnitzerei nach oben zu auslief, ließ dies kaum vermuthen. Das Inſtrument war gut, wie die Violine auf dem Tiſche und beide mußten einſt viel, ſehr viel Geld gekoſtet haben.

Aber es war ja auch augenfällig, daß die beiden hier anweſenden Menſchen einſt beſſere Tage geſehen haben mußten. Waren ſie Mann und Weib? waren ſie Geſchwiſter? oder hatte ſie nur der Zufall zuſammengeführt? Jedenfalls mußten über beide rauhe Schickſalsſtürme hingefahren ſein, denn das Leben hatte ihm, wie ihr, ſeinen Stempel in ſcharfen, bedeutungsvollen Linien eingeprägt. Beide waren dabei gewiß dereinſt ſehr ſchön geweſen, dafür ſprachen noch immer ihre Züge, wenn ſich auch jetzt eine auffallende Verlebtheit in ihnen breit machte, die unverkennbar von den Maulwurfsgängen des Laſters erzählte. Noch

ſaß die Sängerinn unbeweglich auf dem Rande des armſeligen Bettes, den Kopf an die Harfe gelegt. Von Zeit zu Zeit quoll dabei eine Thräne aus ihren, von bläulichen Ringen umgebenen Augen, rollte über die bleichen Wangen und fiel auf den noch immer nicht unſchönen Buſen.

Der Mann dagegen hatte ſich erhoben und da er halb angekleidet auf ſeinem Bette gelegen, fuhr er nur einigemale mit ſeinen Händen durch ſein krauſes, von Natur lockiges, blondes Haar und ſeine Toilette war gemacht. Daß er dabei auf die Reinlichkeit und Ordnung ſeiner äußeren Erſcheinung nicht viel gab ging ſchlagend aus dieſen ſehr kurzen Vorbereitungen für den Tag hervor; aber ſeine Züge kündeten ja auch überhaupt eine große Gleichgültigkeit gegen das Leben an, — eine Abſpannung, die nicht allein Blaſirtheit, ſondern wohl auch Folge übergroßen Genuſſes geiſtiger Getränke war.

Auch jetzt deutete der ſtiere, dumpfe Blick der wäſſerigblauen Augen auf den Zuſtand hin, in welchem er ſich dieſe Nacht noch halb angekleidet auf das Bett geworfen. Der Rauſch ſchien ohnedem noch nicht ganz verflogen; wenigſtens mußte er — der in finſtere Falten gelegten Stirne nach — Kopfſchmerz und Unbehaglichkeit in hohem Grade zurückgelaſſen haben. Aber auch das moraliſche Weh machte ſich in dem Unmuthe

geltend, welchen der Mann dem dumpfen Schmerze seiner Stubengefährtin entgegensetzte.

„Laß mir nun endlich das dumme Gewinsel!“ — sagte er jetzt barsch, obgleich er sich vergebens bemühte, seiner von Natur weichen Stimme einen rauhen Anstrich zu geben. — „Ich habe das Geflenne gerade genug.“

„Du hast recht!“ — entgegnete die Angeredete, indem sie langsam ihr Haupt erhob, und ein Zug entsetzlich kalten Hohnes über ihr Schicksal trat in ihre Züge. — „Für was soll es auch nutzen. Zu ändern ist doch nichts mehr; wir wollen also lustig sein!....“ und sie griff krampfhaft einige Accorde auf der Harfe.

Aber des Mannes Züge verfinsterten sich noch mehr; seine Augen flammten in unheimlichem Feuer auf, seine Hand griff nach der auf dem Tische liegenden leeren Bierflasche und schon hatte er sie erhoben, um sie nach dem Kopfe seiner Gefährtin zu schleudern, als diese mit unendlich weichem Tone sagte:

„Wirf nur, Bruder, aber triff gut. Ich bin ja längst des Lebens müde.“

Bei diesen Worten und dem süßen einschmeichelnd-wehmüthigen Klange der Stimme, sank des Mannes hoch gehobener Arm langsam nieder, die Flasche entfiel ihm und rollte in eine Ecke ... er selbst warf sich auf den einzigen Stuhl, der an dem wurmstichigen Tische stand und stützte seinen Kopf in beide Arme.

„Da wir luſtig ſein wollen," — fuhr Jene jetzt fort und der Hohn von vorhin ſchlug wieder ſchneidend durch — „ſo will ich dir mein Liedchen zu Ende ſingen. Vielleicht vergeht auch dadurch der Hunger, ... und wir haben ja doch nichts zu frühſtücken."

Der Bruſt des gegenüberſitzenden Mannes entwand ſich ein tiefer Seufzer; ſeine Hände ballten ſich wie im Krampf.

„Alſo!" — und ſie griff in die Harfe und ſang mit dem Ausdruck tiefſter Ironie:

„Doch bald, zu bald, verſchwand die Jugend,
Der Herr fand nicht Gefallen mehr
An unſ'rer abgenutzten Tugend,
Und gab uns d'rum für And're her. —
So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einſt ein abgeſchied'nes Grab
Uns die erſehnte Ruh wird geben."

Ein gewaltſam geriſſener Accord folgte .... und zwei Saiten ſprangen klirrend. Aber zugleich fiel auch die Fauſt des Mannes ſo gewichtig auf den Tiſch, daß die Violine hoch in die Höhe fuhr und die Saiten leicht ertönten.

„Jetzt iſt's genug!" — rief er dabei; aber die Thränen, die in ſeinen Augen ſchimmerten, bewieſen, daß dieſer Zornaufwand nur den eigenen Schmerz übertäuben ſollten. Die Sängerin ſtand gelaſſen auf und ſtellte die Harfe zur Seite, dann ſagte ſie ruhig:

„Leo! Haſt du nicht noch einen einzigen Schluck Branntwein?“

Der Bruder fuhr in ſich zuſammen. Es war das erſtemal, daß die Schweſter von dieſem Tranke, der ſo unſelig für ihn geworden, begehrte. Aber Henriette verſtand den Gedankengang Leo's ſo gut, daß ſie, ohne daß dieſer etwas ſagte, antworten konnte:

„Nun, ich folge nur den Grundſätzen, die wir unter der Hand unſeres Schickſals angenommen haben: Hab' ich das Geld dazu, trinke ich Champagner; reichen die Mittel nicht für Champagner, trinke ich Wein; kann ich keinen Wein kaufen, ſo thut es auch das Bier, und langt es nicht für's Bier .... ſo erſetzen nur einige Schlückchen Branntwein alle dieſe Erheiterungsmittel.“

Henriette blickte bei dieſen Worten den Bruder ſcharf an.

„Nun!“ — ſagte dieſer — „es iſt wahr, ich lebe jetzt allerdings nach dieſen Grundſätzen. Kann ich aber anders?“

„Gut!“ — entgegnete Henriette, indem ſie ſich die Haare mit einem alten Kamme ſtrich — „ſo will ich es auch thun.“

„Dann mache mir aber auch keine Vorwürfe!“ — fuhr der Bruder fort, indem er in den Taſchen ſeines Rockes ſuchte und, als er es gefunden, Henrietten

ein Fläſchchen hinreichte. — „Wir haben uns ohnedem einander nichts vorzuwerfen.“

„Brrrr!“ — machte Henriette, als ſie getrunken — „das iſt ſchrecklich .... o! .... wie das brennt! ... aber es erwärmt den leeren Magen doch ein Wenig.“

Auch Leo nahm jetzt einen Schluck.

„Wir hätten uns nichts vorzuwerfen?“ — hub Henriette wieder an. — „Nun, ich meine doch, daß du es mit deinem bedeutenden muſikaliſchen Talente auch zu etwas Bedeutendem im Leben hätteſt bringen können.“

Die Stirne des Bruders verfinſterte ſich:

„Albernheit!“ — ſagte er dann — „als ob du nicht wüßteſt, wie es mir ergangen iſt. Als ich nach der verfluchten Geſchichte mit Beethoven, in die du mich hineingeritten, aus der churfürſtlichen Kapelle entlaſſen wurde, verſprach mir dein Graf, für meine weitere und höhere Ausbildung zu ſorgen. Hat er es gethan?“

„Nein!“

„Und warum nicht? weil du ihn nicht genug anſpornteſt!“

„Leo, das iſt ſchlecht von dir!“ — rief hier Henriette, und ihr ſonſt ſo bleiches Geſicht färbte ſich roth vor Zorn. — „Warum habe ich denn überhaupt den Wahnſinn begangen, dem Grafen nachzugeben?... warum habe ich ihm meine Jugend, meinen Frieden,

mein ganzes Lebensglück geopfert? — warum? — um dir eine Carriere zu gründen!"

Leo lachte laut und roh auf: „Warum?" — wiederholte er dann. — „Ich will dir's sagen, Schwesterchen, warum! Weil es deiner Eitelkeit und Genußsucht schmeichelte; weil du zu träge warst, dir auf eine andere honette Weise etwas zu verdienen und du so, wie eine Fürstin, ohne zu arbeiten glänzen und in Lust und Freude schwelgen konntest!"

„Und du?" — rief Henriette, dem Bruder einen giftigen Blick zuschleudernd, — „hat dich die Arbeit vielleicht jemals begeistert? Mir gab die Natur nichts, als ein angenehmes Aeußere; dir aber gab sie glänzende Talente. Und was hat der Herr Bruder mit diesen herrlichen Gaben angefangen? — nichts hat er damit angefangen! .... Zu träge, sich um eine anständige Stelle zu bewerben, hat er sich von seiner Schwester füttern lassen, ist zum Tagdieb geworden und hat die Stellung der Schwester, die alles Mögliche für ihn gethan, durch Schulden und liederliche Streiche untergraben."

Leo lachte hier wiederholt laut auf: — „Sieh! sieh!" — sagte er dann, — „ich soll Deine Stellung untergraben haben? O nein, mein Täubchen, das hat deine Verschwendung, dein Uebermuth und endlich dein älter werden gethan!" — und er sang:

„Doch bald, zu bald, verschwand die Jugend,
Der Herr fand nicht Gefallen mehr
An unsrer abgenutzten Tugend,
Und gab uns d'rum für And're her."

„Du biſt ein Elender!“ — knirſchte Henriette, indem ſie ſich, bleich vor Zorn von Leo abwendete und ein Stückchen zerbrochenes Spiegelglas, das ihr als Spiegel dienen mußte, auf ihr Bett legte, um vor demſelben ihren Wangen einen künſtlichen Anflug von Roth zu geben.

Leo lachte, nahm abermals einen Schluck Branntwein, reichte dann das Fläſchchen der Schweſter hin, die es indeſſen verächtlich zurückſtieß und ſagte:

„Falſch geſprochen, mein Herz! Nicht ich bin ein Elender, ſondern, wenn wir gegen einander gerecht ſein wollen, muß es heißen: wir ſind Elende. Und darum: laſſen wir den albernen Streit, der uns ſchon oft entzweit hat. Jedes von uns trägt ſeine Schuld und unſer Herrgott die größte, denn ihm war es ein Kleines uns in glücklicheren Verhältniſſen geboren werden zu laen. Idem .... die Sache iſt, wie ſie iſt! — Für uns gibt es daher, wollen wir nicht wie Hunde untergehen, nur zweierlei: wir halten auch jetzt im Unglück zuſammen, wie einſt im Glück, ... und ſind ſo grenzenlos leichtſinnig, daß uns darüber Hören und Sehen und Bewußtſein vergeht!“

Und Leo ſetzte bei dieſen Worten die kleine Branntweinflaſche wieder an und leerte ſie auf einen Zug.

Henriette ſeufzte tief auf; ſie mußte dem Bruder Recht geben. Dieſer aber ſchrie aufjauchzend:

„Juchei! und nun geht's an's Geldverdienen! und

sowie wir etwas verdient haben, wird's wieder gemeinsam verlumpt!"

„Und wo wollen wir heute aufspielen?" — frug Henriette in stiller Verzweiflung.

„In Schönbrunn!" — rief der Bruder — „dort sind heute viele Menschen; auch Cavaliere kommen die Menge hin. Vielleicht ...."

„Schweig!" — herrschte ihm Henriette zu und warf das grellfarbige Kleid mit dem unmodernen aber auffälligen Schnitt über. Aber Leo hielt es auf, deutete lachend auf den einen Fuß seiner Schwester und sagte:

„Deinem Strumpfe geht's wie unserem Magen, er hat Hunger und sperrt den Mund auf. Setz' dich auf's Bett, ich will ihn dir ausziehen, dann kannst du ihn so gut, als möglich stopfen."

Henriette gehorchte und verbesserte unter Seufzen das Unheil. — — —

Leo hatte indessen richtig gerechnet, es wimmelte heute in Schönbrunn von Vornehmen und Geringen, von Adeligen und Bürgerlichen, von Jung und Alt, von Arm und Reich, und daran war die Ankunft Erzherzog Maximilian Franzen's, des unglücklichen, durch Napoleon vertriebenen Churfürsten von Cöln, schuld, der sich hier zum erstenmale seit seiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Wien den Massen zeigen wollte. Da trat denn die alte österreichische Anhäng-

lichkeit des Volkes an das Kaiserhaus wieder gar schön hervor und der Jubel war allgemein, als der geliebte Churfürst-Erzherzog nun wirklich aus dem Schlosse trat und unter dem Zudrange der Menge die Hauptwege des Gartens durchschritt.

Aber wie war er dick geworden der gute Herr! Viele freuten sich darüber; Andere schüttelten bei seinem Anblick bedenklich den Kopf, denn diese übertriebene schwammige Körperfülle wollte ihnen nicht zusagen und ließ auf eine krankhafte Fettabsonderung schließen, die möglicherweise schlimm werden konnte.

Nur in einem Punkte stimmten alle überein: Maximilian Franz war sich, trotz aller Wechselfälle des Lebens, in seiner Gutmüthigkeit, Herablassung und Freundlichkeit durchaus gleich geblieben.

Und dies fand auch Beethoven, der sich ihm, gleich bei seiner Ankunft in Schönbrunn, hatte vorstellen lassen; nicht aus knechtischer Augendienerei — die war ja Ludwig durchaus fremd, — wohl aber aus aufrichtiger Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Denn wenn auch Beethoven nur kurze Zeit die Unterstützung Max-Franzen's in Wien genossen, so wußte er ja, daß einmal die unseligen politischen Verhältnisse dem Churfürsten die Mittel zur Fortsetzung dieser Unterstützung abgeschnitten; und dann war es doch immer dieser kunstsinnige Fürst gewesen, der ihm die Möglichkeit an die Hand gegeben hatte, sich auf die-

jenige Art und Weiſe Bahn zu brechen, wie dies geſchehen.

Jetzt war Beethoven längſt von der Audienz zurückgekehrt; aber er war auch dem Menſchengewühle und den ihn ſelbſt bedrohenden Beſuchen durch eine Flucht in die Einſamkeit entgangen. Und das war klug von ihm geweſen, denn Wagen auf Wagen kamen aus Wien herüber und gar mancher derſelben hielt an ſeiner beſcheidenen Wohnung in Hetzendorf an, um .... unverrichteter Dinge zurückzukehren.

Dies Schickſal war auch eben einer prächtigen Equipage zugeſtoßen, deren Dienerſchaft die gräflich Pallhorſt'ſche Livré trug und in welcher in der That die alte Gräfin ſaß, die einſt eine ſo glühende Verehrerin Beethoven's geweſen, und welche der unvorſichtige Mäſtro in ſeiner leidenſchaftlichen Aufwallung ſo furchtbar gekränkt hatte.

Auf die Auskunft: Herr van Beethoven ſei nicht zu Hauſe, gab die Gräfin — da ſie den Erzherzog bereits geſehen — den Befehl zur Rückkehr nach Wien; aber es war, als ob ihr dies Nichtzuſammentreffen ſehr nach Wunſch gekommen ſei. Die Falten ihrer Stirn wurden etwas glatter, während ſie ſich mit doppelter Behaglichkeit in den Fond des Wagens drückte.

In demſelben Augenblicke ſprengte ein junger ſehr elegant gekleideter Cavalier auf einem prächtigen Gold-

fuchſe heran. Sobald ihn der Kutſcher erblickte, hielt er die ſchnaubenden Roſſe an und der Wagen ſtand ſtille. Es war der junge Graf Pallhorſt, der ſich jetzt dem Schlage näherte und ſeine Mutter leicht grüßend, fragte:

„Haben Sie ihn nicht getroffen?“

„Nein!“ — entgegnete die Gräfin in franzöſiſcher Sprache, um von den Dienern nicht verſtanden zu werden. — „Und es iſt mir auch lieb. Du haſt mich zu dieſem Beſuche beredet, um den Hochmüthigen ſicher zu machen; aber ich glaube ſchon ſein Anblick allein hätte mir Krämpfe verurſacht.“

Der junge Graf lächelte; dann ſagte er, ſeinem prächtigen Pferde mit der flachen Hand ſchmeichelnd und beſchwichtigend auf den Hals klopfend, in der gleichen Sprache:

„Gnädige Mama ſind ein Muſter chriſtlicher Tugenden; ſelbſt die gerechteſte Rache bleibt Ihnen ferne.“

„O nein, Moritz!“ — verſetzte die Mutter, — „da irrſt du dich, ich dürſte nach Rache, und ſie muß dieſem Unverſchämten werden; aber ich geſtehe dir, daß ich mich zu ſchwach zu ihrer Ausführung fühle. Du biſt Mann, übernimm du ſie ganz!“

„Das will ich auch!“ — ſagte der junge Mann entſchieden, und ein feſter Entſchluß leuchtete aus ſeinen Augen. — „Fahren Sie daher in Gottes Namen zur Stadt zurück; ich will mich indeſſen ein wenig um

des Löwen-Höhle bekümmern und erlauſchen, wie man ihm beikommen kann. „Vor ſolchen Schweinen ſpiele ich nicht!“ — Mama, dies einer Gräfin und einem Grafen Pallhorſt in das Geſicht zu werfen .... es iſt unerhört, unverantwortlich. Aber Signore Beethoven, wir rechnen darüber noch ab!“

Und ſeinem edlen Pferde die Sporn in die Seiten ſchlagend, daß es ſchäumend und knirſchend ſenkrecht aufſtieg und der Gräfin Mutter ein Angſtſchrei entfuhr — grüßte er leicht und der Wagen fuhr davon. Der junge Graf ſprengte Schönbrunn zu.

In jenen Zeiten hatte man noch keine Ahnung von der Herrlichkeit und dem Treiben, das jetzt dort herrſcht; aber ein luſtiges, bewegtes Leben pulſirte doch auch ſchon damals in Schönbrunn. Namentlich hatten die vornehmen Roué's hier ein geheimes Abſteige-Quartier, in welchem allen Leidenſchaften, namentlich aber einer unbändigen Spielwuth gehuldigt wurde. Dieſe Höhle vornehmer Laſterhaftigkeit war übrigens nur wenigen Eingeweihten bekannt und gewiß hätte ſie auch Niemand da geſucht, wo ſie ſich wirklich befand.

Gegen das Ende des Dorfes ſtand nämlich ein altes, halb verfallenes Bauernhaus, das jetzt längſt verſchwunden iſt und ſelbſt damals kaum beachtet wurde, da es nur ein altes Weib bewohnte, welches in der ganzen Gegend im Rufe der Hexerei ſtand und

daher ebenso von Jedermann gemieden wurde, wie das alte Haus, das sie bewohnte.

Aber wenn auch das Haus von Außen so jämmerlich aussah, daß man seinen Einsturz jeden Augenblick zu erwarten befürchten mußte, so hatte es die Raffinerie einiger junger Taugenichtse doch in seinem Innern zu einem wahren Tempel aller Leidenschaften umgeschaffen. Zwar waren alle Räume klein und niedrig, wie es die Bauart eines Bauernhauses mit sich bringt, aber die Einrichtung und Ausstattung derselben war um so verschwenderischer und üppiger. Hier nun wurden verliebte Abenteuer in Menge abgesponnen; hier feierte man Bacchanalien, wie man sie an keinem andern Orte zu begehen gewagt haben würde; — Orgien, die an zügellosen Ausschweifungen aller Art ihrem, von dem griechischen ὀργη (Wuth, Raserei) herkommenden Namen alle Ehre machten; — hier endlich wurden in einer Nacht oft so ungeheure Summen verspielt und gewonnen, daß Tausende jahrelang davon hätten leben können.

Der Ort war aber auch für alle diese Dinge um so geeigneter, als das Haus mit einer langen, ebenfalls zerfallenen Scheune in Verbindung stand, die nach hinten mündete. So hatten die Besucher, obgleich das Haus an und für sich schon einzeln und fast außerhalb des Dorfes lag, gar nicht nöthig, sich den übrigen menschlichen Wohnungen zu nähern, und konnte

vermittelst eines Schlüssels der ihnen die Scheune öffnete — und jedes Mitglied dieser edlen Verbrüderung besaß einen solchen — ganz unbemerkt zu ihrem Heiligthume gelangen. Auch der junge Graf Pallhorst war Mitglied dieser würdigen Gesellschaft, ja er war eines der tollsten derselben, obgleich er im Leben, als einer der gesittesten jungen Männer des Wiener Adels galt. „Stille Wasser sind tief!" sagt das Sprüchwort, und hier hatte es einmal wieder vollkommen recht; denn wenn Scheinheiligkeit stets und immer ein verderbenes Gemüth bezeichnet, so thut sie dies bei der Jugend in doppelt, in hundertfachem Grade: da ja der Jugend Anrecht gerade Offenheit und ein keckes fröhliches, der Welt heiter in das Auge schauendes Wesen ist.

Ein älterer Mensch, der sich durch das Leben mit seinen zahllosen Täuschungen, mit seinen gefährlichen Klippen, mit den hundertfältigen Falschheiten, die es ihm entgegenwarf, zum Heuchler und Scheinheiligen hat machen lassen, ist verächtlich; ein junger Mann aber, dem das Leben bis dahin nur zugelächelt, der sorgenlos genießen kann, dessen Herz noch keine Täuschungen verbittert... und der doch, wie Pallhorst, ein Scheinheiliger ist, muß in dem Grunde seiner Seele verderben sein. Der junge Graf war dies auch und zwar im höchsten Grade.

Es ist gut und nützlich, die Aecker und Wege des

Lebens mit den Grenzpfählen guter Grundsätze zu verwahren, damit die Menschen wissen, wie weit sie ausschreiten dürfen, ohne von ihrem eigenen Gewissen oder dem Schicksale gepfändet zu werden. Aber wird sich auch das wilde Roß der Begierden an eines dieser Warnungszeichen kehren und davor umwenden? — Gewiß nicht! — Dieses Roß zu bändigen, es still und gehorsam zu machen, ohne seine Kraft zu schwächen ... das ist die große Aufgabe der sittlichen Erziehung, die durch gewöhnliches Lehren und Predigen nie gelößt wird.

Der junge Graf Pallhorst war zu viel erzogen worden, um gut erzogen worden zu sein; oder vielmehr er hatte nur eine sehr ausgedehnte äußerliche und nicht die mindeste sittliche Erziehung erhalten, da sein Vater sehr frühe gestorben, seine Mutter eine im höchsten Grade eitele und genußsüchtige Weltdame, sein Lehrer aber ein sehr gelehrter und schlauer Jesuite gewesen, der sich seine kostbare und einträgliche Stellung durch Nachgiebigkeit gegen seinen vornehmen Schüler für die Dauer zu sichern suchte. So reifte der junge Mann zu einem vielseitig gebildeten, vollendeten Cavalier heran; aber sein besseres Selbst ging dabei vollständig verloren, nur daß der, von Natur sehr begabte Jüngling seinem Lehrer noch die Kunst ablauschte: ein Anderer zu scheinen, als er war. Leichtsinn offen betrieben, wird aber nie zu solcher Ver-

worfenheit führen, als wenn man ihm im Geheimen die Zügel schießen läßt. Selbst der Leichtsinnigste respektirt immer noch einigermaßen die öffentliche Meinung; wo aber auch diese nicht mehr ihr Urtheil sprechen kann, da fallen alle Schranken und der gemeinsten Versunkenheit ist Thür und Thor geöffnet.

Graf Pallhorst wußte, daß er heute in der „Höhle" — wie die Betreffenden jenen Versteck des Lasters gemeinhin zu nennen pflegten — mehrere seiner jungen, vornehmen Freunde treffen werde. Es galt einer jener tollen Orgien im Sinne und Geiste Ludwig XV., bei welchem dann stets auch ein Pharao aufgelegt wurde. Aber diese Gelage begannen erst mit der Nacht und jetzt hatte Pallhorst ohnedem noch andere Sachen zu thun. Er stieg daher vor allen Dingen an einem der Wirthslokale ab, schickte sein Pferd mit dem Reitknechte zurück, bestellte den Jagdwagen auf vier Uhr des andern Morgens an einen nahe gelegenen Ort und trat ein. Eine Flasche Champagner gab seiner Seele hier neue Schwungkraft, eine zweite erfüllte sein Inneres mit jenem kecken Uebermuthe, der dem Gott auf Naxos der schönen Ariaden so gefährlich machte und nun trat er zu Fuße seine Rundreise an, um die nöthige Auskunft darüber einzuziehen, wo der Verhaßte, der ihn und seine Mutter so schwer gekränkt und beleidigt, wohne, wann und wohin er täglich auszugehen pflege, ob er dann allein

sei und dergleichen mehr. Kleine Liebesabenteuer, unter der Hand angesponnen und abgespielt, waren dabei nicht ausgeschlossen.

Sein Stern schien ihm indessen heute nicht günstig zu sein. Er erfuhr wenig über Beethoven, der hier sehr zurückgezogen lebte, und mußte dabei zu seinem Aerger die Erfahrung machen, daß Jedermann, den er über ihn befragte, mit ungemeiner Achtung von ihm sprach. Auch kein Abenteuer wollte sich heute finden, und so setzte der junge Mann, gelangweilt und geärgert und damit nur die Zeit bis zur Nacht vergehe, noch eine dritte Flasche Champagner auf die beiden ersten. Er trank diese dritte Flasche freilich fast nur zur Hälfte; aber es war doch schon, selbst für ihn, der im Champagnertrinken eine gewisse Berühmtheit unter seinen Genossen erlangt hatte, etwas zu viel. Es fing ihm im Kopfe zu rumoren an und die unsichtbaren Dämonen, die durch Mund und Nase in den kleinen Perlen und Bläschen des Weines Eingang gefunden hatten, schürten jetzt alle Leidenschaften der unbewachten Brust doppelt an und peitschten in satanischem Eifer die Wellen seines Blutes, daß sie wild und ungestüm durch Herz und Adern rauschten.

Da ward Pallhorst das Zimmer, das er sich hatte geben lassen, um unbeobachtet trinken zu können, zu enge; zumal seine verdorbene, durch die ungebundenste Sinnlichkeit vergiftete Phantasie bei dem edlen Nichtsthun

seine Seele mit den verlockendsten Bildern erfüllte und reizte.

Rasch sprang er auf und da es trotz der anbrechenden Nacht, noch zu frühe war, um in die „Höhle" zu gehen, nahm er sich vor noch einmal einen Streifzug auf Abenteuer zu unternehmen.

Das Leben draußen hatte sich jetzt sehr verändert. Viele der Tausenden von Menschen, die heute Schönbrunn besucht, waren schon zur Stadt zurückgekehrt, viele andere befanden sich auf dem Heimweg. Aber der Wiener trennt sich nicht so rasch von dem Genusse, wenn er ihn einmal gekostet. Ueberall am Wege wo Erwerb und Gewinnsucht für heute ambulante Buden aufgeschlagen hatten, wurde noch gespeist und getrunken, gescherzt und gelacht. — Hier spielte eine Pulicinelle zum Entzücken der großen und der kleinen Kinder; dort versuchten Jongleurs ihre entsetzlichen Körperverrenkungen; auf dieser Seite machte ein kleines Pferd seine Kunststücke, und auf jener Wiese bewegte sich gar zu Trommel und Pfeife ein altes steifes Kameel, auf dessen Rücken ein Affe so drollige Sprünge machte, daß das Jauchzen der umstehenden Menge kein Ende nehmen wollte.

Graf Pallhorst ging an allen diesen Dingen verächtlich vorüber; plötzlich aber blieb er stehen. Aus einem Wirthsgarten tönte ihm eine ungewöhnlich gute Musik entgegen. Er lauschte überrascht: es war eine

Geige und eine Harfe, von welchen namentlich die erstere ganz vortrefflich gespielt wurde. Gewöhnliche Schnurranten konnten dies unmöglich sein; auch die weibliche Stimme, die sich jetzt hören ließ, und die Art und Weise, wie der Gesang vorgetragen wurde, konnten unmöglich auf eine ganz gewöhnliche Harfenistin schließen lassen.

Des jungen Grafen Neugierde war auf das Höchste gespannt, und da der Champagner seinem Blute etwas Don-Juan-artiges beigebracht hatte, warf er jede Ueberlegung über Bord und bahnte sich durch die lauschende Masse einen Weg nach den beiden Musicirenden. Aber hier sollten Ueberraschung und Neugierde noch gesteigert werden. Allerdings sah er einen Geiger und eine Harfenistin vor sich, die beide nicht mehr jung waren und deren Gesichter ganz das eigenthümliche Etwas aller Menschen dieser Art trugen; — jenen Ausdruck einer zurückstoßenden Verlebtheit, die über den eigenen Untergang lacht, und einer auffordernden Sinnlichkeit, die zu neuem, keckem Vorwärts, schreiten auf dem Wege des Verderbens mit dem Lächeln der Syrenen anlockt. — Auch die Kleidung war bei dem Geiger, wie gewöhnlich bei all' diesen Menschen, verschabt und vernachlässigt; bei dem Mädchen dagegen nur unmodern und von billigen, freilich auch auffallenden Stoffen und Farben. Und dennoch lag über Beiden etwas, das dem jungen Grafen auf den ersten

Blick ſagte, daß dies keine ſo ganz gewöhnlichen Muſikanten ſein könnten.

Ihre Bewegungen waren doch ganz anders; ja manchmal ſchimmerte aus denſelben ſogar etwas feines und nobles durch. Und dann .... das Mädchen ſelbſt? Mochte ſie auch vielleicht dreißig Jahre alt ſein .... wenn das flackernde Licht der Lampen auf ſie fiel, ſo war ſie doch noch ſchön: eine hohe Geſtalt von hübſcher Taille. Auch die übrigen Körperformen traten günſtig hervor; ja ſie mußten einſt, bei behäbigerer Fülle, entzückend geweſen ſein.

Aber gerade, daß ſie nicht mehr war, was ſie einſt geweſen, machte ſie in den Augen des blaſirten Roué pikant. Ihr näher zu kommen, war ſo recht ein Abenteuer für dieſe Nacht. Der junge Graf Pallhorſt war ja einer jener beklagenswerthen Menſchen, die das Uebermaß und die Erſchöpfung aller Genüſſe für jedes Feine, Edle und wirklich Schöne ſo abgeſtumpft haben, daß nur das Niedere und Gemeine noch Reiz für ſie hat, und zwar gerade deſto mehr Reiz, je ſchmutziger, niederer und gemeiner es iſt.

Welcher geſunde und natürliche Gaumen kann Wohlgefallen an Haut gout finden, und doch kennt die Zunge und die Naſe eines Gourmand keinen höheren Genuß. Die Sache bleibt ſich in moraliſcher Beziehung ganz gleich. Die Gewohnheit macht den Genuß des einfach Schönen langweilig, ſo ſucht denn die

überreizte Phantaſie ihr Eldorado im Schmutze des Lebens.

Was aber Pallhorſt den Geiger und die Harfeniſtin doch auch in etwas beſſerem Sinne intereſſant machte, war ihr Geſang und ihr Spiel. In der Vortrefflichkeit des Letzteren wenigſtens lag wohl der ſchlagendſte Beweis, daß ſie das Schickſal von einer höheren Stufe der menſchlichen Geſellſchaft herabgeſchleudert haben müſſe, und dies Räthſelhafte erhöhte noch den Reiz, die beiden Leute kennen zu lernen. Lag doch auch etwas diaboliſches in dem Spiele des blonden Geigers, wenn er ſeine Soli's vortrug, etwas, was die Zuhörer erſchreckte und doch zu Staunen hinriß: ein Klagen und dann wieder ein tolles Aufjauchzen; ein Reißen der Töne, das wie ein wildes Fluchen auf Gott und Welt klang, und gleich darauf ein bachantiſches Wüthen, als ob ſich ein böſes Gewiſſen in wahnſinniger Luſt betäuben wolle.

Pallhorſt wußte nicht recht, wer ihn mehr anzog, der Geiger oder die Sängerin? Da durchzuckte ihn ein Gedanke der — allerdings nicht frei von der Einwirkung des ſo reichlich genoſſenen Champagners — wie ein lichter Funke in ihm aufſtieg.

„Beide müſſen heute mit in die Höhle!“ — ſagte er leiſe zu ſich — „das wird famöſe!“

In dieſem Augenblicke nahm das Mädchen einen Teller. Es durchzuckte den Grafen inſtinctive: „Wenn

ſie, die vielleicht einſt einer guten Familie angehört hat, mit ihm herumginge?"

Aber nein, ſie that es nicht. Sie ſtellte den Teller, ohne ein Wort zu ſagen, auf einen benachbarten Tiſch und trat zurück.

Pallhorſt athmete auf. Er ſtand ihr in Gedanken faſt ſchon ſo nahe, daß ihn dies unangenehm berührt hätte. Einzelne kleine Geldmünzen fielen jetzt auf den Teller; die meiſten Zuhörer aber drehten ſich leiſe um und ſchlichen, des billigen Genuſſes froh und von der Dunkelheit begünſtigt, davon. Pallhorſt ſah, wie Beide einen Blick wechſelten und ein höhniſcher bitterer Zug ihre Mundwinkel umſpielte. Raſch griff er in die Taſche und ließ ein Goldſtück dröhnend auf den Teller gleiten. Der Erfolg war vorauszuſehen; die Augen des Geigers und der Sängerin ſuchten und fanden ihn ſofort. Ihre Blicke kreuzten ſich, dann trat er raſch in die Dunkelheit zurück.

Als ſich die Menge verlaufen, holte Henriette den Teller, und das Geld in Leo's Hand ſchüttend, ſagte ſie:

„Wer mag wohl der hübſche junge Mann geweſen ſein, der den Ducaten gab?"

„Ich denke, Dein langbärtiger Ungar!" — verſetzte der Bruder phlegmatiſch.

„Nein!" — ſagte jene — „der war es nicht. Er hatte ein wundernettes zierliches Bärtchen auf der Oberlippe und war ſehr fein gekleidet."

„Meinetwegen!“ — verſetzte Leo. — „Er iſt fort und ſo laß uns auch gehen. Ich bin ſo müde, als hungrig und durſtig. Wir müſſen uns von dem, was wir heute geerndtet, auf die letzten acht Tage des Hungerns, einmal wieder nach Herzensluſt gut thun.“

„Damit, wie gewöhnlich, morgen nichts mehr übrig iſt und das Darben von Neuem losgeht?“

„Was liegt daran!“ — rief widrig lächend der Geiger und packte ſeine Violine ein. — „Dann haben wir doch eine frohe Nacht gehabt.“

„Leo!“ — ſagte jetzt ſchmerzlich die Schweſter — „wo ſoll das hinführen.“

Leo lachte noch lauter und widriger auf.

„Wohin?“ — rief er dann, indem er Henrietten half, die Harfe aufnehmen, — „ich glaube nicht, Schweſterchen, daß wir noch weiter kommen können, als wir bereits ſind. Uebrigens iſt Morgen wieder ein Tag.“

„Ja!“ — ſeufzte das Mädchen, die ſchwere Harfe hebend — „des Jammers und des Elendes:

So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einſt ein abgeſchied'nes Grab
Uns die erſehnte Ruh' wird geben.“

„Pah!“ — rief hier Leo — „wer wird den Kopf ſo hängen laſſen. So lange es noch Wirthshäuſer gibt, iſt das Leben immer nicht zu verachten.“

Sie waren jetzt an das Gartenthor gekommen, das auf die Landstraße führte. Es lag fast in Nacht eingehüllt, nur eine einzige Laterne, die noch im Garten brannte, warf ein mattes Streiflicht herüber. Eben wollten sie hinaustreten, als ein Mann an ihnen vorüberstürmte. Aber in demselben Augenblicke fuhr Leo, wie von einer giftigen Schlange gebissen, zurück. Seine Augen flammten, seine Hände ballten sich, sein ganzer Körper zitterte.

„Um Gotteswillen, was ist dir?" — rief Henriette bestürzt.

„Was mir ist?" — wiederholte der Bruder zähneknirschend. — „Weist du, Schwesterchen, wer das war, der da eben vorüberging?"

„Nein!"

„Nun, so will ich dir's sagen!" — schrie jetzt Leo außer sich: — „es war der Schurke, dem wir all' unser Elend verdanken; der Hund, der mich in das Nichts gestoßen ..... der Scheinheilige, der mir in Bonn des Churfürsten Gunst geraubt ..... es war Beethoven!" — Und mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen hob er seinen rechten mit der Violine bewaffneten Arm hoch auf, ein zweiter Kain, der seinen Bruder Abel zu erschlagen droht.

Beethoven, der von seiner Flucht in die Einsamkeit zurückkam, hatte — dank seinem immer schlechter werdenden Gehöre — nichts von alledem vernom-

men und doch waren dieſe unſeligen Worte nicht verhallt, ohne ein offenes Ohr zu treffen. Graf Pallhorſt, der die beiden Geſchwiſter an dem Gartenthore erwartete, ſtand im Schatten der breiten ſteinernen Thorpfoſten und ſah und hörte alles.

Es war, als ob der Böſe ſeine Hände im Spiele habe. Was der junge Edelmann ſeit Monaten mit der größten Anſtrengung vergeblich geſucht: einen recht erbitterten Feind Beethoven's, der, bei dem Vorhaben der Ausübung ſeiner Rache, ihm einen Mitverſchwornen, ja vielleicht das Werkzeug abgeben könne, das hatte ihm nun der Zufall zugeworfen. Er zögerte daher in ſeinem ohnehin aufgeregten Zuſtande keinen Augenblick, um ganz entſchieden zuzugreifen und den köſtlichen Fund feſtzuhalten.

„Holla, mein Freund!" — ſagte er daher, aus ſeiner Dunkelheit hervortretend — „das kommt wie gerufen. Ihr habt mir da, ohne es zu wollen, etwas gebeichtet, das für mich von unſchätzbarem Werthe iſt."

„Wie? — was, Herr?" — ſtotterte hier Leo verlegen und erſchrocken, und ſein erſter Gedanke war, an eine Ueberraſchung durch die geheime Polizei, die damals in Oeſterreich keine unbedeutende Rolle ſpielte.

„Beruhigt euch!" — ſagte der Graf — „ihr habt nichts zu fürchten, wohl aber, wenn ihr euch vernünftig benehmet, viel zu hoffen. Wie ich gehört, ſeid ihr Beethoven's Feind."

„Ja, Herr!“ — entgegnete Leo etwas beruhigter — „ſein Todfeind.“

„Gut!“ — fuhr der Graf fort — „auch ich bin dies. Habt ihr Luſt euch an ihm zu rächen?“

„Gewiß! wenn es möglich iſt?“

„Was nicht iſt, kann werden. Wollt ihr euch mit mir zu dieſem Zwecke vereinigen?“

Leo ſchwankte. Wußte er denn, mit wem er es hier in der Nacht zu thun habe? Konnte dies alles nicht eine Falle ſein, in die man ihn und ſeine Schweſter aus irgend einem Grunde locken wollte? Wohl hatte er auf den erſten Blick den ſeinen Herrn wieder erkannt, der vor einer Viertelſtunde das Goldſtück auf den Teller geworfen; aber auch das konnte ja eine Finte ſein.

„Ich merke ſchon, woran es fehlt!“ — ſagte daher der junge Graf. — „Ihr traut mir nicht. Nun das gibt mir eine ganz gute Meinung von eurer Klugheit und Vorſicht. Damit wir uns aber näher kennen lernen“ — und dabei machte Pallhorſt eine oberflächliche Verbeugung nach Henrietten hin — „ſchenkt mir und einigen Freunden auf wenige Stunden das Vergnügen eurer Geſellſchaft.“

„Jetzt?“ — frug Leo überraſcht — „es muß zehn Uhr vorüber ſein?“

„Jetzt und hier!“ — ſagte der Graf beſtimmt. — „Ich denke ihr verſchmäht ein gutes Nachteſſen, einige

Flaſchen köſtlichen Weines und ein Dutzend Goldfüchſe nicht? — Auch für Sie mein hübſches Kind und Ihr Amüſement werde ich, und zwar ſelbſt, Sorge tragen.“ Und er faßte die Harfeniſtin ſchmeichelnd unter dem Kinn. Henriette wehrte nur ſchwach ab; ſie war ja dergleichen Liebkoſungen längſt gewohnt. Auch Leo kam es nicht in den Sinn, ein ſo verführeriſches Anerbieten abzuſchlagen, und ſo folgten jetzt Beide dem Grafen.

Bald war die bewußte Scheune auf einſamem Wege erreicht: Pallhorſt öffnete und die beiden Geſchwiſter folgten ihm, wenn ſie auch der ſeltſame Eingang zu dem verſprochenen Eliſium befremdete. Der junge Graf, der ſich dies wohl denken konnte, beruhigte ſie indeſſen mit ſo viel Liebenswürdigkeiten, daß ſofort aller Argwohn ſchwand. In wenigen Minuten war die Scheune durchſchritten, eine enge und dunkle Treppe erſtiegen und die kleine Geſellſchaft hielt nun vor einer aus dunklem Holze plump und maſſive gearbeiteten Thüre.

In der Höhle.

„Jetzt, Kinder!“ — sagte der junge Edelmann zu seinen beiden Begleitern — „wartet hier einen Augenblick. Ich werde zu meinen Freunden hinein gehen, und sie auf eure Ankunft vorbereiten. Könnt ihr irgend ein musikalisches Stück hier im Dunkeln ausführen?“

„Warum nicht?“ — versetzte Leo.

„Nun gut!“ — fuhr der Graf fort — „so paßt hübsch auf: hört ihr mich dreimal in die Hände schlagen, so laßt das Beste los, was euch in Kopf und Finger steckt. Ihr sollt es nicht bereuen.“

Und mit diesen Worten öffnete der junge Mann vermittelst eines geheimen Griffes das Schloß der massiven Thüre und trat in das anstoßende Gemach. Es war klein und augenscheinlich nur zum Aufenthalte eines Dieners eingerichtet. Ein solcher, ein ziemlich junger Mensch mit röthlichem Haarwuchs und ver-

ſchmitzter Miene, trat Pallhorſt denn auch entgegen.

„Sind die Freunde da?„ — frug dieſer.

„Zu dienen!“ — antwortete der Rothe und öffnete die Thüre des nächſten Zimmers.

Aber wie ganz anders ſah es hier aus. Ein zwar auch niederes aber ſehr geräumiges Gemach — einſt wohl die Hauptſtube des wohlhabenden Hausbeſitzers — glänzte jetzt in einem unbeſchreiblich ſonderbaren Luxus. Die vornehmen jungen Herren, die hier ihre geheimen Schwelgereien trieben, an eine koſtbare Umgebung gewöhnt, wollten auch in dieſem Schlupfwinkel des äußeren Glanzes nicht ganz entbehren und doch galt es nicht nur Geheimhaltung des Ortes, ſondern es ſtanden auch der Möglichkeit irgend einer großartigen Einrichtung die lokalen Verhältniſſe als unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. So hatte man ſich kurzweg entſchloſſen, Philipp, dem eingeweihten Diener, das Nöthigſte, wie z. B. das Tünchen der Wände zu überlaſſen und dann der alten, bäuerlichen Einfachheit ſo viel moderne Herrlichkeit zuzufügen, als zum wirklichen Comfort gehöre.

Und Philipp — der als durchtriebener Taugenichts ſchon Hunderterlei in der Welt geweſen war: von Profeſſion Koch, dann Tapezirer, Reitknecht u. ſ. w. — hatte ſeine Sache prächtig gemacht. Die Wände waren in dieſem und noch ein paar kleineren Zimmern

auf das reinlichste geweist, die Fußböden mit kostbaren Teppichen belegt, die Fenster — die ohnedem Tag und Nacht durch Läden geschlossen blieben — mit Vorhängen von schwerem Seidenzeug verhängt. Der gewaltige und schwerfällige Tisch von Eichenholz, der von jeher in diesem Gemache gestanden und vielleicht Jahrhunderte hindurch an Tagen der Freude und der Trauer den einfachen Landleuten gedient hatte, die hier gewohnt, und dem wohl niemals die Ahnung gekommen, daß er einst noch Baronen- und Grafen-Söhnen bei üppigen Schwelgereien und leidenschaftlichen Hazardspielen dienen würde, war zu diesem doppelten Gebrauche, doppelt eingerichtet. — Einmal hatte ihn Philipp mit grünem Tuche überzogen, damit er dem edlen Spiele diene; dann aber verhüllte diese schmucklose Bekleidung noch eine reiche leicht darüber geworfene Decke. Die Sessels, Divans und übrigen Meubels hatte Philipp mit Hülfe einiger erkauften Leute nächtlicherweile herbeigeschafft; wogegen die jungen Herren selbst für eine Masse anderer Dinge, wie silberne Leuchter, Becher, Bestecke u. s. w. gesorgt hatten.

Kurz, nach und nach war hier eine ganze Haushaltung erwachsen, der Philipp und die Alte vorstanden, und eine Einrichtung zusammengekommen, die in einer Art prächtig und kostbar genannt werden durfte, in der andern aber etwas zigeunerartig-zu-

ſammengeſtoppeltes an ſich hatte. — Aber wenn auch dies oder jenes fehlte, daran lag ja nichts. Gerade ſolcher Mangel reizte die an Ueberfluß gewöhnten jungen Leute und ließ ihnen ihr Weſen hier doppelt heiter und genial erſcheinen. Den meiſten Comfort hatte aber der ſchlaue Philipp den kleinen Zimmern gegeben, die wirklich von ihm mit Geſchmack und mit orientaliſchem Luxus umgeſtaltet waren. Man konnte ſich in der That nichts Behaglicheres und Verführeriſcheres denken, als dieſe kleinen, engen . . . . . aber gerade darum auch um ſo traulicheren Boudoirs. Kam alsdann noch der Gedanke hinzu, daß man hier — verſteckt vor Welt und Menſchen — wie auf einer von Nebeln eingehüllten Zauberinſel weile, ſo lag in dieſem Aufenthalte ein ganz eigener, durch Poeſie gehobener Reiz.

Der junge Graf Pallhorſt war alſo jetzt in das größere der Gemächer getreten und ſofort von den verſammelten Freunden mit lautem Jubel empfangen worden.

„Kommſt du endlich!“ — riefen ihm mehrere Stimmen zugleich entgegen — „wir warten ſchon ſeit einer Stunde auf dich!“

„Ei, ſieh doch!“ — entgegnete der Neueingetretene und ließ ſeine Augen über die Geſellſchaft ſchweifen, deren Glieder ſich ſämmtlich in ſehr ungenirter Weiſe auf den Seſſeln und Divans niedergelaſſen hatten

und jetzt mit Behaglichkeit spanische Cigarren rauchten, die damals, als etwas ganz Neues und noch unerhört Theueres, erst in den höchsten Kreisen Aufnahme gefunden hatten. Nur einer der jungen Männer saß an dem großen Tische und schien vorgelesen zu haben, denn die Strahlen der Wachskerzen, die auf den beiden silbernen Armleuchtern brannten, fielen auf ein kleines aber kostbar eingebundenes und mit reichem Goldschnitt versehenes Buch. — „Ei, sieh doch!" — wiederholte Graf Pallhorst — „welche freundschaftliche Ungeduld. Ihr scheint euch aber deßohnerachtet recht gut unterhalten zu haben, denn ich hörte schon auf der Treppe euer Lachen."

„Warum nicht?" — rief einer der jungen Herren, der auf einem Sessel saß und die Füße auf den Tisch gelegt hatte. — „Pescara verdient sich Lorbeeren."

„Ich glaube gar er liest vor?" — rief Pallhorst erstaunt.

„Und rathe, was?" — sagte Herr von Pescara.

„Das wird was sauberes sein!" —

Aber Pescara fuhr, statt aller Antwort zu lesen fort:

„Und wie der böse Satan oft
Sein Spiel hat mit den Frommen,
So mußt' Aeneas unverhofft
In eine Höhle kommen,
Wo eben, bis auf's Hemdchen naß,
Die so verliebte Dido saß,
Ihr Unterröckchen trocknend."

Ein unbändiges Gelächter folgte dieſen Verſen aus Blumauer's traveſtirter Aeneide, die damals — namentlich in Wien — das Ideal der ſogenannten feinen Welt war, und als ein unerreichbares Muſter von Witz und Scharfſinn, Burlesken und drolligen Verdrehungen galt.

„Es iſt nur Eines verteufelt ſchade!“ — ſagte jetzt ein Anderer — „daß wir hier keine Dido haben. In der Höhle ſitzen wir ja und naß werden wir heute auch noch, wenn auch nur von Innen.“

„Nun!“ — rief Pallhorſt mit pfiffiger Miene — „was ſoll mein Lohn ſein, wenn ich eine Dido herbeiſchaffe; iſt es auch keine Königin von Karthago, ſo denke ich doch, wir amüſiren uns königlich mit ihr.“

„Pallhorſt!“ — riefen alle Stimmen freudig überraſcht.

„Aber ihr müßt den Pygmalion mit in den Kauf nehmen.“

„Wer iſt das?“

„Dido's Bruder!“

„Du ſprichſt in Räthſeln.“

„Die ſich gleich löſen ſollen!“ und der junge Graf Pallhorſt ging nach der Thüre, die in das Zimmer Philipp's führte und ſchlug dreimal in die Hände. Sofort ließ ſich eine Violine hören, deren wirklich ſchönes Spiel alle Anweſenden überraſchte; dann fiel

eine Harfe ein, bei deren Klang die Gesichter der Anwesenden in Freude aufblitzten!"

Als die Musik schwieg, riefen mehrere:

„Herein! herein! mit Dido und Pygmalion!"

Nur Pescara vertrat Pallhorst die Thüre und sagte:

„Ich bitte Dich, Freund, habe einen Augenblick Geduld und beantworte mir eine Frage."

„Und die wäre?"

„Bist du denn auch deiner Leute sicher? werden sie uns nicht verrathen?"

„Darüber könnt ihr ruhig sein, Freunde!" — entgegnete Pallhorst. — „Zwar sprach ich bis jetzt noch kein Wörtchen über diesen Gegenstand mit ihnen; aber einmal sind es Menschen, welche sich den Mund mit Gold schließen lassen, und dann .... werde ich sie heute Nacht noch so sehr in eine gewisse Sache verwickeln, daß sie mein auf Tod und Leben sind."

„Dann ist's gut!" — entgegnete Pescara und gab die Thüre frei. — „Aber vorsichtig müssen wir eben doch vor allen Dingen sein." — Philipp öffnete jetzt auf einen Wink Pallhorst's die äußere Pforte und ließ Leo und Henriette ein. Man kann sich denken, welch' Staunen beide erfaßte, als sie sich so plötzlich aus der Dunkelheit in den hell erleuchteten Raum — von dem Vorplatze eines alten halbverfallenen Bauernhauses in ein prächtig ausgestattetes Ge-

mach verſetzt ſahen. Es ſchien ihnen faſt wie Zauberei und beide bedurften einiger Minuten um ſich zurecht zu finden. Die Ausgelaſſenheiten der jungen Herren verhalfen ihnen indeß bald dazu.

Champagner und ein reiches Nachteſſen — von Philipp, dem ehemaligen Koch, trefflich zubereitet — wurde jetzt aufgetragen, und ſo ſchwanden die nächſten Stunden unter wildem Jubel, tollen Späßen, Zechen und Liebeln. Wild und verwegen ſchrien oft die Töne der Geige dazwiſchen, während, nach abgehobenem Mahle, das Klingen des Goldes, das von den Pointeurs zu den Bankhaltenden und von dieſem wieder zu den Pointeurs zurück in großen Haufen floß und rollte, gar verführeriſch in die Ohren der Geſchwiſter Berton drang.

Und immer reichlicher floß der Wein, bis ihn ein feuerflüſſiger köſtlicher Punſch ablöſte. Mit ihm aber ſteigerten ſich die Bachantiſchen Scenen, die letzten Reſte der nur äußeren Vornehmheit ſanken und bald lallten nur noch die Zungen in Eckel erregenden Witzen oder gemeinen Liedern.

Nur Balthorſt hatte ſich heute einigermaßen gehalten, indem er ſein Glas ſo oft er konnte umwarf, oder unbemerkt auf den prächtigen Teppich goß, der das Zimmer deckte. Dabei ſchürte er, als die Köpfe ſchon in lichten Flammen ſtanden, die Spielwuth ſeiner Freunde mehr denn je, bis es ihm gelungen, die

allgemeine Aufmerksamkeit so sehr den Chancen des Pharao zuzuwenden, daß er ohne Aufsehen zu erregen, Leo und Henriette entfernen konnte. Auf einen Wink folgten ihm denn auch Beide nach einem der kleinen Zimmer.

Champagner und Punsch hatten indessen auch bei diesen sehr merklich gewirkt. Henrietten's Augenlieder senkten sich mit Wucht und der junge Graf konnte sich kaum des Lächelns enthalten, als er die Anstrengungen bemerkte, die sie machte, die müden Augen offen zu halten.

„Signora!" — sagte er daher, indem er eines der kleinen Zimmrr öffnete und auf den breiten weichen Divan mit schwellenden Kissen wieß, der sich hier befand — „Sie sind sehr müde, legen Sie sich ein wenig zur Ruhe nieder und schlafen Sie ein paar Stündchen."

„Aber" — versetzte Henriette, indem sie wirklich schon zwischen Schlaf und Wachen schwankte — „kann ich auch" .....

„Sein sie unbesorgt," — fiel ihr Pallhorst in das Wort — „ich werde Sie einschließen und den Schlüssel bei mir behalten."

Und Henriette in das Zimmer schiebend, schloß er dasselbe in der That ab und schob den Schlüssel in seine Tasche.

Als dies geschehen, führte er Leo nach dem anstoßenden Gemach. Die Aufgabe war jedoch nicht so

leicht, da ihnen Philipp, der total betrunken an dem Boden lag, den Weg versperrte, und der Geiger, selbst seiner Füße nicht mehr ganz Meister, kaum über denselben hinweg zu steigen vermochte. Endlich gelang es indessen doch: Leo mußte sich niedersetzen, der junge Graf holte noch zwei große silberne Becher voll Punsch, worauf er Berton aufforderte, ihm offen sein Verhältniß zu Beethoven darzulegen. Die Aufforderung zur Offenheit wäre übrigens jetzt kaum nothwendig gewesen, da der Zustand, in welchem sich Leo befand, diese von selbst mitzubringen pflegt. Er erzählte demnach auch seine ganze Geschichte, nur daß er natürlich Beethoven, als den Räuber seiner Zukunft und seines Glückes, und den Urheber seiner jetzigen Gesunkenheit darstellte; ja, er ward, als er auf das letztere Thema kam, so weich, daß er in seiner Weingerührtheit zu weinen anfing.

Graf Pallhorst wußte jetzt schon genug. Mit einem schadenfrohen verbissenen Lächeln tröstete er den in Schmerz zerfließenden Geiger, theilte ihm mit, daß auch er von Beethoven auf das schmählichste beleidigt sei und frug Leo endlich, indem er eine Hand voll Goldstücke vor ihn auf den Tisch legte, ob er mit ihm Hand in Hand gehen wolle, sich an dem gemeinschaftlichen Feinde zu rächen.

Natürlich ging der Gefragte unbedingt hierauf ein; worauf ihm Pallhorst seinen Namen sagte und sich

von Leo die Adresse seiner Wohnung erbat, um bei gelegenerer Zeit das Weitere zu besprechen. In nüchternem Zustande hätte nun Leo, getrieben von einem Restchen Scham, diese Adresse nicht gegeben, jetzt aber dachte er nur an das Einstreichen des vor ihm liegenden Geldes und den Verdienst, der ihm und seiner Schwester durch die Verbindung mit dem jungen Grafen noch blühe; er schrieb daher ohne Weiteres das Nöthige mit unsicherer Hand auf den Zettel, den ihm Pallhorst hinschob.

„Gut!“ — sagte dieser jetzt — „in einigen Tagen werde ich Sie um die Mittagstunde besuchen, dann besprechen wir in Ruhe, was weiter zu thun ist. Stecken Sie das Gold ein, es gehört Ihnen, und wenn Sie mir gut dienen, soll Ihnen das zehnfache werden!“

Leo gehorchte entzückt.

„Aber jetzt noch eins!“ — fuhr der Graf fort. — „Von Allem was Sie heute gesehen und gehört haben, darf kein Wort über Ihre und Ihrer Schwester Lippen kommen. Niemand darf erfahren, wo Sie mit uns waren, und was hier vorging. Sie sind jetzt einmal in unseren Bund getreten; würde irgend etwas entdeckt, werden wir, durch unsere Stellung im Leben gesichert, uns leicht aus der Sache ziehen; dann aber sind Sie und Ihre Schwester, als Ausländer und ohne allen

und jeden Schutz, rettungslos verloren.“ Sehen Sie dies ein?“

„Gewiß!“

„Und wollen Sie mir feierlich geloben, zu schweigen?“

„Ich gelobe es!“

„Nun gut! So pflegen auch Sie jetzt der Ruhe. Wenn es Zeit zum Weggehen ist, werde ich Sie wecken.“

Und nachdem Pallhorst noch einmal den großen silbernen Becher Leo's mit Punsch gefüllt und ihn vor ihn hingestellt hatte, verließ er das Gemach. Leo aber streckte sich der Länge nach auf den Divan, trank den Becher wiederholt auf einen Zug aus, und lag wenige Minuten später in tiefem Schlafe. —

Graf Pallhorst horchte, bis er den Geiger schnarchen hörte, dann griff er in seine Tasche und zog mit dem Lachen eines Satyrs einen Schlüssel aus derselben. Zwei Minuten später ..... war er nicht mehr zu sehen. —

Ein Attentat.

Der Wiener Kaiserhof hatte damals, wie schon zu den Zeiten Maria Theresia's und Franz I. zwei Hauptsommerresidenzen: Laxenburg und Schönbrunn, von welchen die erstere fast jedes Jahr auf einige Wochen im Frühling und im Herbst, die letztere meist im Sommer bezogen wurde.

Aber wie anmuthig und sonnig liegt auch Laxenburg! Wie ein sonntäglich geschmücktes spielendes Kind hat es sich hingestreckt in die weite Ebene bei Wien, welche die ungarischen Höhen und der Schneeberg einschließen. Von allen Seiten grüßen freundliche Dörfer, an die sich damals noch eine glänzende Reihe von Landhäusern und Schlössern des österreichischen Adels anschloß, die jetzt — der Industrie weichend — längst verschwunden sind.

Ein ganz eigener Zauber verbindet sich dabei mit diesem alten Sommersitze der Habsburger, und unge-

achtet der Veränderungen, die Laxenburg im vorigen Jahrhundert und in dem unseren, besonders unter Kaiser Franz I., erfahren, leben hier die reichsten historischen Erinnerungen auf. Die schattige Allee von Rüstern und Linden, welche von Wien bis zu dem Schloßthore in Laxenburg führt, wurde schon von Leopold I. angelegt, der hier so gerne mit seiner ersten Frau, der jungen Margarethe Therese aus Spanien, verweilte und zugleich die schwerste Zeit seines Lebens daselbst zubrachte. Damals bestand das Schloß nur aus einem Hauptgebäude mit zwei Thürmen, rings umschlossen von einem breiten Wassergraben, über den eine hölzerne Brücke führte. Weiter hinaus standen die Nebengebäude.

Aber auch Maria Theresia verweilte hier gerne in stiller Zurückgezogenheit. Dann entfaltete sich an diesem reizenden Orte das engste Familienleben des Hofes. Darum nahmen denn auch die Kaiserin und ihr Gemahl hier von Jahr zu Jahr Verschönerungen vor. 1753 wurde am Ende des Hofgartens, gegenüber dem Sinzendorf'schen Hause, ein neues Theater gebaut; das grüne Lusthaus wurde errichtet und war oft der Versammlungsort einer fröhlichen Gesellschaft. 1754 hatte der Kaiser um die Kaiserin, die in diesem Jahre schon Anfangs Mai nach Laxenburg übersiedelte, zu überraschen, insgeheim den Garten vergrößern lassen; Springbrunnen, ein Thiergarten, Lust-

wäldchen waren angelegt und das ganze mit Alleen und Pavillions geziert. 1755 wurde die Capelle restaurirt. Da indeß in Laxenburg wenig Platz war, blieben die älteren Kinder gewöhnlich in Schönbrunn, die jüngeren in Hetzendorf. Welche Freude war es alsdann für Alle, wenn sie eines Tages nach Laxenburg kommen und dort übernachten durften.

Für den Aufenthalt in Laxenburg war dabei immer nur eine ausgewählte Gesellschaft bestimmt. Die Kaiserin traf von Jahr zu Jahr selbst die Wahl der Gäste und nahm bei dieser hauptsächlich darauf Rücksicht: wie sie den Adel verbinden, den Kaiser unterhalten und jede unanständige Gesellschaft fern halten konnte. Wie sich von selbst versteht wurde es daher auch immer als eine große Gunst angesehen, in diesen engen Kreis mit aufgenommen zu werden. Ein großer Theil des Adels kaufte und baute sich in Folge dessen Häuser im Markte. Ulefeld z. B. besaß ein Haus in der nächsten Nähe des Schlosses, das noch heute das Ulefeld'sche Haus heißt. Rudolph Chotek und Schwarzenberg waren dort ansässig. Dem Grafen Anton Colloredo, dem zweiten Sohne des Reichsvicekanzlers, damals Chef der Garden, schenkte sogar die Kaiserin selbst 1758 das Palais, das sie von der Wittwe des böhmischen Hofkanzlers Graf Kollowrat gekauft hatte. Ebenso besaßen Hans Adam Auersperg und seine schöne Frau ein Haus in Laxenburg.

Noch bedeutender wie Laxenburg wurde indeſſen unter Maria Thereſia und ihren Nachfolgern, das liebliche Schönbrunn.

Auch Schönbrunn liegt in jener freundlichen Ebene bei Wien, und zwar zwiſchen Feld und Flur, am Saume der Reviere, die von ſo vielen feſtlichen Treibjagen aus den glänzendſten Zeiten des Waidwerks erzählen können. Es iſt ein prächtiger Kaiſerſitz mit ſeinen großen Sälen, breiten Treppen und grünen Gartenwänden, ... ſo recht ein Denkmal aus den Zeiten der großen Kaiſerin.

Und wie klein war ſein Anfang! Aus einem unbedeutenden Jagdſchloſſe erhob ſich eine großartige Reſidenz, in deren fürſtlichen Hallen der kaiſerliche Hof jetzt allſommerlich ſeit Generationen weilt.

Noch 1672 ſtand dort nur ein einförmiges Gebäude mit Mauern umgeben. Aber ſchon Leopold I. baute für den römiſchen König Joſeph das Hauptgebäude; während Maria Thereſia das Schloß von Grund aus neu aufführen ließ. Von da an wurden von Jahr zu Jahr neue Verſchönerungen vorgenommen.

Der franzöſiſche Garten mit ſeinen grünen Alleen, Ruinen, Glorietten und Statuen iſt dabei größtentheils eine Schöpfung des Kaiſers. Aber die Sympathien eines jeden Oeſterreichers knüpften ſich auch an dieſes kaiſerliche Haus, ſo daß ſchon damals die Wiener ihre Sonntagsfahrten namentlich nach Schön-

brunn machten, hauptsächlich auch um einmal ihre stattliche Kaiserin mit Gemahl und Kinder durch die grünen Gänge lustwandeln zu sehen. Die Kaiserin aber freute dies so sehr, daß sie den Eintritt frei gab, ja sie erlaubte sogar einem bürgerlichen Koch in einem Nebengebäude Wirthschaft zu treiben.

Von Schönbrunn aus machte der Hof alsdann auch häufige Besuche bei den adeligen Familien, die in der Umgegend von Wien gegen den Semmering und das Leithagebirge Schlösser und Landhäuser besaßen. Ja es waren sogar zu jener Zeit für Schönbrunn und Laxenburg eigene Hoftrachten vorgeschrieben. Die Damen trugen schwere seidene, bauschige, von Guirlanden umhangene Kleider, die Füße in seidenen Schuhen; über den geschminkten und mit Schönheitspflästerchen versehenen Gesichtern erhoben sich wie Thürme hohe gepuderte Frisuren. Die Cavaliere erschienen dabei im französischen Hofkleide mit faltigen bequemen Röcken, reich in Silber und Gold gestickt; die Westen mit Edelsteinknöpfen besetzt; die Halsbinden von feiner holländischer Leinwand; mit seidenen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen. Bilder von 1758 zeigen uns die Damen in Laxenburg in rothen robes oder sac's, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren. Die Männer hatten rothtuchene Fracks, goldgestickte Oberröcke und grüne Westen mit goldener Einfassung. Schon

1757 war dieſe Tracht vorgeſchrieben, kam aber damals wegen der Kriegsereigniſſe nicht zur Ausführung. Maria Thereſia hielt überhaupt nach Frauenart, viel auf Toiletten; ſie ſelbſt erſchien immer auf das geſchmackvollſte gekleidet. Wie ſtattlich aber und ſchön ſah ſie alsdann auch aus, wenn ſie in der Robe von Silberbrokat erſchien, das Leibchen aus blauer Seide, von Diamanten wie übergoſſen; die Coiffüre mit Diamantenſternen geziert, die in dem matten Scheine der gepuderten Haare wunderbar aufblitzten.

Jetzt freilich — in der Zeit, von der wir hier erzählen — hatten ſich alle dieſe Dinge gar vielſeitig geändert. Durch Joſeph II. war ein freierer Geiſt allüberall eingedrungen, und hatten auch die Regierungen Leopold II. und Franz II. denſelben wieder zu vernichten geſtrebt, ſo kamen die großen Tagesbegebenheiten, die Umwälzungen in Frankreich, mit einem Worte: das Fortſchreiten der ganzen europäiſchen Menſchheit doch in jeder Beziehung auch hier einer freieren Entwickelung zu gut. Immer hielt indeſſen auch jetzt noch der Wiener Hof ſehr an den alten Sitten feſt, wodurch es nicht ausbleiben konnte, daß Steifheit und ein langweilig-ceremonielles Weſen die Nächſten in ſeinem Gefolge waren.

Ludwig van Beethoven haßte aber dieſen Hofton naturgemäß, da ſein Element die unbedingteſte Freiheit war. „Meine höchſten Herrſchaften ſind Gott

und die Kunſt!“ — rief er oft, wenn auf Hof und Hofgunſt die Rede kam. Peinlich berührte es ihn daher auch jetzt, als dieſer ſeinen Sommeraufenthalt von Laxenburg nach Schönbrunn verlegte, obgleich er vorausgewußt, daß dies geſchehen werde. Freilich war ihm derſelbe dadurch ungemein nahe gerückt und die glückliche Einſamkeit ſeines Paradieſes zerſtört.

Aber es kam jetzt auch noch manches Andere hinzu, was ihm Hetzendorf verleidete.

Julie Guicciardi, an deren bezaubernden Umgang und liebenswürdige Geſellſchaft er ſich bereits ſo ſehr gewöhnt hatte, daß er beide kaum entbehren konnte, zog mit ihrer Mutter, die um der Tochter Willen, der Nähe des Hofes auswich, wieder nach der Stadt.

Die Lücke, welche in ſeinem Hetzendorfer Leben, ja zu ſeinem Inneren dadurch entſtand, machte ihn mißmuthig, und dieſer Mißmuth fand leider in ſeinem jetzt immer ſchärfer hervortretenden Gehörübel einen ſehr triftigen Grund zur Steigerung.

Jetzt erſt erfuhren ſeine nächſten und intimſten Freunde, wie Fürſt Lichnowsky und van Swieten — aber auch dieſe nur allein — daß er ſchon ſeit einer Reihe von Jahren an einer, freilich bis in die letzte Zeit nur ſehr leichten Gehör-Schwäche leide. Es war Beethoven, als Muſiker, zu peinlich geweſen, irgend wem darüber ein Geſtändniß zu machen. Sein

Stolz ſträubte ſich gegen das Zugeſtändniß einer ſolchen Schwäche. Uebrigens trat dies Leiden im Anfange auch nur zeitweiſe auf und als es nachgerade dauernder wurde, verſprachen ja die Aerzte, die er ganz im Geheimen conſultirte, eine baldige Beſſernng.

Aber die Zeit verging ... und die Beſſerung blieb aus!

O! wenn er, der Muſiker, ... der Mann der nur für die Töne, durch ſie und in ihnen lebte und webte, daran dachte, wohin dies Uebel möglicherweiſe führen könnte! ... dann ſchon bebte er entſetzt zuſammen und es war ihm manchmal, als ob ihn Wahnſinn erfaſſen müſſe.

Da ſtand nun — mitten in der ſo ſchön begonnenen Laufbahn — ein dunkler Punkt am fernen Lebens Horizonte des großen Künſtlers, ſich immer mehr und mehr nähernd und vergrößernd; ... jener dunkle Punkt, der bald zur furchtbar-mächtigen Wolke ward, die ſeine Seele und ſein ganzes Leben wie mit einem ſchwarzen Grabesſchleier verhüllen ſollte.

Er hatte ihn längſt geſehen, und ſchauerte bei ſeinem Anblicke wie vor dem entſetzlichſten Unglück, das ihn nur zu treffen vermöge, zurück. Er verbarg die Schwäche, als ob ſie eine Schande, eine Schmach für ihn ſei, und ſelbſt das Geſpenſt des Selbſtmordes ſtieg vor ſeiner Seele auf. *)

*) Beethoven ſchreibt in einem ſeiner Briefe an Wegeler: „Hätte ich nicht irgendwo geleſen, der Menſch dürfe nicht frei-

Um aber die Verwicklungen, in welche das Leben Beethoven hineinzuziehen anfing, noch zu steigern, umkreiſte ihn ſein Bruder Karl immer mehr und mehr, immer enger und enger; ... goß er immer ſchärferes und ätzenderes Gift in ſeine unbewachte Seele; ... ſchürte er, wie ein hölliſcher Dämon, die ohnehin in Ludwig's tief Innerſtem leiſe glimmende Flamme des Mißtrauens immer mächtiger an.

Es mußte dies aber um ſo ſchlimmer ſein, als ſich in Ludwig van Beethoven ſchon von vorn herein zwei Welten entgegenſtanden: eine ideale und eine reale Welt. Er war ja ein großes gewaltiges Genie, mithin, außer in ſeiner Kunſt, nach allen Seiten hin unpraktiſch. Wäre er kein Genie, ſondern ein einfacher, praktiſcher Menſch geweſen, ſo würde er ſeine ideale Welt mit den Anforderungen der realen in Einklang gebracht haben. Aber das war er nun eben nicht, und ſo geſtaltete ſich in ſeiner idealen Welt Alles anders, als es da außen in der Wirklichkeit war. Sein großer gewaltiger Geiſt, in der griechiſchen Ideenwelt — namentlich der des Platon — zu Hauſe, verlangte die Verwirklichung der Anſichten und Anſchauungen Platon's im Staate und bei dem Menſchen

---

willig ſcheiden von ſeinem Leben, ſo lange er noch eine gute That verrichten kann, längſt wär' ich nicht mehr — und zwar durch mich ſelbſt".

ſeines Umganges. Daher ſeine immerwährende Oppoſition gegen alles Beſtehende und Wirkliche im Staatenleben, ... daher die zahlloſen Täuſchungen in dem Umgange mit Anderen und das ſo häufige Nichtverſtehen der ihm doch ſo nahe ſtehenden und wohlwollenden Menſchen.

Und was ging nun für ihn naturgemäß hieraus hervor? Die ganz natürliche Folge war, daß er ſich in der realen Welt und allen ihren Verhältniſſen ſtets und immer wie ein Fremdling vorkam. Er — Ludwig van Beethoven — der große Künſtler, der gewaltige Geiſt, blieb für ſein ganzes Leben, was die praktiſche Welt betrifft, in einer Art Kindheit; er, Ludwig van Beethoven — der Heros der Kunſt, der lichteſte Stern am Himmel der Muſik, der Mann großer gewaltiger Ideen, der himmelſtürmende Titanite ... er bedurfte in den allergewöhnlichſten Dingen im Leben einen Führer, ... und fand ihn leider, leider! in ſeinem Bruder Karl.

Und warum in dieſem und nicht in Lichnowsky, in van Swieten oder einem anderen edlen Menſchen?

Einmal, weil tiefwurzelnde Bruderliebe, die gegen Karl keinen Argwohn aufkommen ließ, ihn an denſelben feſſelte; und dann ... weil es Karl van Beethoven gar trefflich verſtand, gerade durch ſein perfides Herabſetzen anderer Menſchen, durch ſeine hinterliſtigen Verläumdungen und Hetzereien ſich den

Anſtrich zu geben, als harmonire er mit Ludwig in ſeiner Weltanſchauung; wogegen Beethoven's wahre Freunde, durch Offenheit und wohlgemeintes Entgegentreten, ihn gar oft von ſich abſtießen. Hier tritt uns ja die verwundbare Stelle aller Genies entgegen, die aber auch zugleich meiſt ihre Schwäche iſt: um ihren Kopf ſoll ſich das Univerſum drehen; von ihnen ſoll es ſeine Geſetzgebung annehmen, ſeine Wiſſenſchaftlichkeit, ſein Kunſtregiement empfangen, ſeine Staatsverfaſſung, ſeine Pädagogik, ſeine Religion, kurz alles lernen, was von einem menſchlichen Weſen gelernt werden kann; ... ihr Wille ſoll in allen Dingen poſitives Geſetz ſein!

Die ehrlichen Freunde konnten dies natürlich nicht immer zugeben; Karls gemeiner Natur war dies ein Leichtes. Ludwig ging in die Schlinge und Bruder Karl .... beherrſchte ihn, während er ihn zugleich in pecuniärer Hinſicht, wie und wann er konnte, plünderte.

Aber Karl bedurfte dieſer finanziellen Zuſchüſſe auch ſehr, da er, als derber Genußmenſch, immer ſehr große Ausgaben hatte. Seine hübſche Frau half ihm dabei redlich, das von dem Bruder leicht erworbene Geld zu verſchwenden. Und doch zog Ludwig van Beethoven nicht einmal den Vortheil eines erheiternden Umganges aus dieſem Verhältniß. Gleich von Anbeginn an hatte ſich nämlich in ſeiner reinen Seele ein inſtinktiver Widerwille gegen die Schwägerin feſt-

gesetzt und nur zubald fand er denselben durch den Lebenswandel der hübschen aber grenzenlos leichtsinnigen Frau gerechtfertigt.

Ludwig betrat von diesem Augenblicke an, des Bruders Wohnung mit keinem Fuße mehr; während Karl so schlau war, diese schlimme Entdeckung dadurch zu seinem Vortheile auszubeuten, daß er unter Seufzern und Thränen den unglücklichen Ehemann spielte, der durch sein Weib nicht nur in seiner Ehre gekränkt, sondern auch durch ihre leichtsinnige Verschwendung trotz seiner eigenen Sparsamkeit und seinem rastlosen Schaffen geplündert und mit den drückendsten Nahrungssorgen überhäuft und beladen werde.

Den Bruder aber mit Sorgen beladen und kummervoll zu sehen, vermochte Ludwig's edles Herz nicht: er half daher so oft es nöthig, selbst auf die Gefahr hin, in eigener Person darben zu müssen.

Wie wenig dies alles aber seine Verhältnisse in Wien nach seiner Rückkunft von Hetzendorf angenehm machte, läßt sich begreifen und Beethoven wäre in der That jetzt recht unglücklich gewesen, wäre ihm die reale Welt nicht unter den Füßen fast verloren gegangen. Er lebte nur in seiner idealen Welt in musikalischem Schaffen und in einem schwärmerisch-platonischen Lieben seiner angebeteten Julia.

Nur selten freilich konnte er sie jetzt sehen, da Beruf und Schicklichkeit öftere Besuche verboten; aber

wie unendlich glücklich machte ihn dafür auch eine Stunde des Zusammenlebens mit der Reizenden.

Auch heute hatte er, eingeladen von dem Grafen Gallenberg, einen schönen, seligen Abend an ihrer Seite verlebt. Wie leicht vergaß sich da das Unwohlsein, das schon seit mehreren Tagen in ihm lag. Ludwig war ja ganz glücklich; denn sein Liebe bedürftiges Herz hatte sich längst mit jugendlicher Gluth Julien erschlossen, wenn er ihr auch noch kein Wort von Liebe gesagt. Er fühlte sie für Julie und empfand, daß auch ihr Herz ihm gehöre.

Dieses ursprüngliche Bewußtsein des Glücks genügte ihm aber auch vollkommen. Es verklärte ja mit Sonnengold seine ideale Welt, und an die reale, an die Möglichkeit einer wirklichen Verbindung mit dem jungen reizenden Mädchen, das durch sein Vermögen und seine sociale Stellung so hoch über dem einfachen, wenn auch berühmten Musiker stand ... an solche gewöhnliche Dinge dachte er gar nicht; sie kamen ihm nicht im Entferntesten in den Sinn.

Welch' ein wunderschönes geistiges und künstlerisches Leben hatte sich dagegen seit ihrem gemeinsamen Aufenthalte in Hetzendorf zwischen Beiden entsponnen. Wie verband es sie selbst jetzt noch, wenn sie sich auch seltener sahen und wie doppelt freudig rauschte es dann auf. Heilig war dabei Beiden die Erinnerung an diesen freundlichen Sommeraufenthalt, während dessen

ihre reinen Gemüther so manchen Hochgenuß aus der Natur und dem Leben in ihr gesogen.

Es lag daher nahe, daß sie auch heute wieder in schöner Rückerinnerung auf diesen Gegenstand kamen.

„Natur und Leben sind doch die beiden großen Spiegel der ewigen Vernunft und Schönheit!" — sagte jetzt Beethoven, der in einer der Ecken des Salons in sinnigem Gespräche neben Julien Guiciardi saß, und mit Entzücken in ihr liebes Antlitz blickte. — „Bei dem Ineinandergreifen und gegenseitigem Zurückstrahlen beider, ist ja zwischen Natur und Leben keine Grenze."

Julie sah hier Beethoven mit ihren großen klaren Augen bedeutungsvoll an: „Ich verstehe Sie!" — sagte sie dabei. — „Keines ist ein so eigenes Gebiet für sich, daß man in dem einem zu wandeln vermöchte, ohne das andere entbehren zu können."

„Natürlich!" — fuhr Beethoven fort — „denn ist es des Dichters wie des Musikers höchste Aufgabe mit weltanschauendem Geiste sich den Gestalten der Kunst zu nahen, so gehören zu dieser Weltanschauung nothwendig beide Gebiete des Daseins. Die höchste Aufgabe jeden Künstlers soll es ja sein: die Natur mit dem Leben, das Leben mit der Natur und Beide mit sich selbst zu versöhnen."

Ueber Julien's Züge lief hier ein feines, unendlich liebliches Lächeln. Sie gedachte der psychologisch

wunderbaren Erscheinung, daß ein Mann, wie Beethoven, auf dem Gebiete der Theorie und Kunst so richtig denken könne, während er im praktischen Leben derselben Wahrheit so fern stehe. Aber gerade dies Räthselhafte in Beethoven's Charakter und Wesen fesselte sie doppelt. Sie freute sich, auch hier einen Blick in die Tiefen dieses Geistes werfen zu können und sagte daher:

„Dazu reichen aber wohl Phantasie, Gemüth und künstlerisches Anschauen der Welt — diese allerdings köstliche Mitgift der Natur — nicht aus?"

„Gewiß nicht!" — versetzte der Maestro. — „Mit ihnen erringt der Künstler eben nur die künstlerische Betrachtungsweise, die Form. Er soll aber auch — und das ist ja das Wichtigste — Inhalt in die Form bringen, soll die poetischen Empfindungen seines Gemüthes, welche so leicht irren, wissenschaftlich läutern, soll von den Höhen eines einigen, klar bewußten Gedankens den Maßstab an jede seiner Gestalten legen, soll diese mit jenem durchdringen, um das Licht des Daseins ebenso klar durch jede geistige Faser seiner Gestalten hindurchspiegeln zu lassen, wie der Fürst und König der Crystalle, der Diamant."

„Wie recht haben Sie!" — sagte Julie, — mit freudiger Erregtheit dem Freunde in das durchgeistigte Antlitz blickend, dessen wunderbar großartige Bedeutsamkeit ihr noch nie so überwältigend entgegengetreten

war, wie eben jetzt. Seine sonst durchaus nicht schönen Züge hatten in diesem Momente etwas Bezauberndes, königlich Großes, Hinreißendes. Julie fand den Freund entzückend ... es war ein schlagender Sieg des Geistes über die Materie. — „Sie haben recht!“ — wiederholte sie, und ihre Worte klangen wie ein Gebet voll Entzücken und Verehrung; — „aber gewiß nur die wenigsten Sterblichen vermögen das zu vollbringen, was Sie eben angedeutet.“

„Es bedarf freilich dazu einer göttlichen Weihe!“ — fuhr Beethoven fort — „die sich von Außen her nicht geben und nicht nehmen läßt; aber Demjenigen, dem Gott dies köstliche Geschenk in die Wiege gelegt hat, dem reicht dann auch noch, will er diese große Aufgabe wirklich lösen, die Wissenschaft brüderlich die Hand. Sie führt ihn auf die Grundgesetze alles Bestehenden, auf das Wesen der Dinge, auf das Ewige in der Erscheinung, zu eigenen, noch uneröffneten Schachten und zeigt ihm dort — in verborgenem Grunde ruhend — Millionen Schätze in des Daseins Tiefen.“

„Wissen Sie, mein Freund!“ — sagte hier Julie — „wie mir dies vorkommt?“

„Nun?“

„Dem sinnigen Mährchen gleich, welches in geheimnißvoller Nacht den Wanderer in der Berge Schluchten sich verirren, den Geist der Berge ihm er-

ſcheinen, die Felſen ſich öffnen, den Wanderer durch die geöffneten Pforten eintreten, in lichtfunkelnden Sälen alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten ſchauen läßt. Wie iſt er dann berauſcht, der Glückliche, von all' der Pracht und all' dem Glanz, wie reich beladen mit Gold und Edelſteinen kehrt er zur Oberwelt zurück. So macht die mit der Kunſt vermählte Wiſſenſchaft ihre Auserwählten lichtempfangend und lichtſpendend. Indem ſie dem Künſtler eigene Welten eröffnet, ſtellt ſie ihn auf eigene Füße, zeigt ihm in der Maſſe des Geſchaffenen das Ewige, Bleibende, Weſentliche!"

„Ja, Julie, ja!" — ſagte hier Beethoven und ergriff des Mädchens Hand, das ihm ſanft erröthend und überglücklich zulächelte, — „ohne dies Erkennen und Auffinden des Ewigen, Bleibenden und Weſentlichen in immer neuer Form und Geſtaltung würde der Künſtler ja genöthigt ſein, in alte tauſendfach verbrauchte Bilder und Anſchauungen zurückzufallen und ſich in eitlen Oberflächlichkeiten zu bewegen. Dann aber würde ſelbſt das beſte Talent aus Mangel an Tiefe zu Grunde gehen. Denken wir nur an den alten würdigen Sebaſtian Bach, an Händel, Gluck, Mozart und im Reiche der Dichtkunſt, an den Rieſengeiſt Shakeſpeare!"

„Und" — fügte Julie freundlich hinzu — „an

den bescheidenen, aber darum nicht minder großen Beethoven."

„Der wenigstens das gleiche Streben wie jene großen Männer in Herz und Seele trägt!" — versetzte der Maestro mit einem leisen Druck der geliebten Hand. — „Aber kommen wir noch einmal auf den großen Britten zurück. Findet sich in Schakespeare's Dramen nicht ganz und gar dies tiefe Eindringen in das Wesen der Natur und der Kunst?"

„O gewiß!" — sagte Julie mit Begeisterung. — „Davon zeugen ja die wunderbar natürlichen Charaktere seiner sämmtlichen Menschen."

„Und warum?"

„Weil sie Gestalten mit Fleisch und Blut sind, ... weil sie im unmittelbaren Umgange mit der Natur aus den Schachten des Lebens gewonnen wurden. — Aber" — setzte hier Julie hinzu — „wissen Sie, lieber Beethoven, wen ich von unseren jetzt lebenden Dichtern hier eingereiht wissen möchte?"

„Nun?"

„Goethe!"

„Und das mit Recht!" — fiel Beethoven ein. — „Ich möchte ihn einmal persönlich kennen lernen, diesen unsern objectivsten Dichter. Er hat bei mir den Klopstock völlig in den Hintergrund gestellt. Gehoben und getragen von der Natur selbst sind ja sein Götz von Berlichingen, sein Werther, Wilhelm Meister, Cla-

vigo und vor allen Dingen ſein großer, herrlicher Fauſt, dieſer vollendetſte Ausdruck der Objectivität im Großen!"

„Und" — ſetzte Julie hinzu — „nicht zu vergeſſen ſein wundervolles Epos „Hermann und Dorothea!" — dieſes Muſter eines Gedichtes voll Einfachheit, Wahrheit und Natur!"

„Ja Natur! Natur!" — wiederholte Beethoven ſinnend. — „Sie in der Kunſt feſtzuhalten und wiederzugeben iſt eben das Schwerſte des Schweren. Da meinen die meiſten jungen Künſtler: der bloße Umgang mit der Natur, das ſei ſchon genug, ... das Wandern durch Wald und Flur, durch Berg und Thal, auf Strom und Meer ..... aber ..... das haucht dem Menſchen noch lange den weltverſöhnenden Geiſt nicht ein. Im Gegentheil, das reine Natur genießen ſtimmt eher zur Gefühlsſeligkeit, als zur Tiefe, gibt ſtatt Klarheit nur unbeſtimmte, unklare Empfindungen."

„Ja, ſo iſt es in der That!" — ſagte hier Julie. — „Wie oft habe ich dies bei Freundinnen bemerkt. Dieſe Unklarheit der Empfindungen iſt ja gerade bei dem weiblichen Geſchlechte ſo recht zu Hauſe. Zu viele Gefühle auf einmal wecken, führt zur Verſchwommenheit. Ein unbeſtimmtes Etwas, ein unbeſtimmtes Sehnen erfaßte die Bruſt in Waldesbrauſen und Waldgeflüſter und führt am Ende zu einer Herz und Geiſt leer und öde laſſenden Gefühlsſchwärmerei."

„Darum muß der Künſtler, will er etwas Tüchtiges werden, an die Stelle dieſer Gefühlsſchwärmerei wahres Gefühl und tiefes Eindringen und Erkennen ſetzen!“ — rief Beethoven. — „Die ganze Natur erſcheint dem Gefühlsmenſchen als eine große Elegie von ewigem Leben und ewigem Tode, und ſtatt der Kraft und der Friſche, dem Muth und der Luſt des Daſeins, berührt nur die Klage und der thatlos-jammernde Weltſchmerz ſeine Seele. Wie kann dann der ſchaffende Geiſt dem wahren Schmerz der Menſchheit Verſöhnung bringen?! — Nein, nein! — der echte Künſtler ſoll auf den höchſten Zinnen der Weltanſchauung ſtehen; er muß ſich bei allem Eindringen in die Tiefe, bei allem Zerlegen und Prüfen, die Friſche, Jugend und Geſundheit ſeiner Gefühle bewahren, — muß Jüngling in der Empfindung, gereifter Mann in der Anſchauung ſein, — ſoll und muß — Beide verbindend — der große Verſöhner zwiſchen Geiſt und Gemüth werden. Er ſoll der lebendige Ausdruck deſſen ſein, was das Menſchenthum in ſeinen innerſten Tiefen belebt und erſchüttert. Dazu aber gehört, daß er die Dinge bis in ihr Innerſtes ſchauen, ebenſo die ewige Vernunft wie die ewige Schönheit in ihnen wiederfinden könne. Er ſoll der Feldherr des Menſchenherzens ſein, dem das Gemüth überall hinfolgt, wohin er es führt.“ *)

*) Karl Müller. „Briefe über Natur und Kunſt.“

„Ja!“ — ſagte mit ſeelenvoll ſtrahlendem Auge Julie, — „und ihm vertrauend, ihn bewundernd und ihm folgend, wird dann die Menſchheit in ſeiner Sicherheit die eigene gewinnen, in ſeinem Aufſchwunge ſich ſelbſt erheben, in ſeiner Vergöttlichung ſelbſt edler, größer, göttlicher werden!“

„Julie!“ — rief Beethoven hier, und ſeine Augen flammten Blitze des Entzückens und eine ganz eigenthümliche merkwürdige Verklärung ſtrahlte aus ſeinen Zügen, — „Sie ſind das erſte Weib, das mich ganz verſtanden hat; die erſte, die ich aus tiefer Seele, als eine echte Jüngerin der Kunſt achte!“

Das Geſpräch ward hier unterbrochen; aber Ludwig van Beethoven verlangte es auch nicht darnach, mehr zu hören und zu ſehen. Wohl wiſſend, daß Julie nun von der Geſellſchaft nicht mehr frei gelaſſen werden würde, ſchlich er ſich leiſe davon, das Heiligthum ihres Bildes in Herz und Geiſt mit ſich tragend.

Und fort war ſie für ihn wieder, die äußere Welt! In liebliche Gedanken verloren lief er durch die Straßen. Wohin? . . . . er wußte es nicht! — Seine Füße trugen ihn mechaniſch den gewöhnlichen Heimweg. Was um ihn verging? . . . . er ſah es nicht! — Er bemerkte ſelbſt die ſeltſame Geſtalt mit der Violine nicht, die ihm in der Dunkelheit bald folgte, bald voranſchritt. Auch der Hufſchlag eines nicht allzufernen

Pferdes verhallte an ſeinem kranken Ohre. Und doch blieb er plötzlich ſtehen und lauſchte: wunderbare Töne ſtiegen dicht vor ihm auf. Er ſtrengte ſein Gehör an: es waren die Töne einer Geige, die meiſterhaft, aber mit einer Art diaboliſchen Ingrimms, geſpielt wurde.

Eine Geige? in der Nacht und auf der Straße? und ſo meiſterhaft gehandhabt? Beethoven ſchüttelte erſtaunt den Kopf und ging raſch auf die Gegend zu, aus welcher die Töne kamen; aber in demſelben Augenblicke verſtummten ſie auch und Ludwig ſchien es, als habe er einen Schatten an den Häuſern hingleiten ſehen.

Doppelt geſpannt, ſchritt er vorwärts; da erſchallten die Töne wieder und noch toller, noch geſpenſtiſcher, aber auch noch origineller und infernaliſcher.

Beethoven war im höchſten Grade überraſcht. Das geniale, wenn auch wilde und rauhe Spiel erfaßte ihn wunderbar. Aber ſo oft er ſich näherte, verſtummte es, um einige Schritte weiter, wieder anzuſetzen. Und doch! er mußte erfahren, wer der Spieler war.

Huſchte da nicht die Geſtalt in eine kleine ganz enge Straße?.... Richtig!..... vielleicht zwanzig Schritte weiter hob das Spiel wieder an. Raſch bog der Mäſtro ein. Er bemerkte ja nicht, daß die Häuſer ſich hier auf beiden Seiten ſo nahe ſtanden, daß kaum zwei Menſchen an einander vorüber konnten, und hätte

er es auch bemerkt, er würde ja ohnedem keinen Werth darauf gelegt haben. Aber diesmal schien auch der Spieler Stand zu halten. Beethoven, der seine Augen doppelt anstrengte, gewahrte die Gestalt jetzt dicht vor sich, nahe einer Thüre, die in eines der alten Häuser führte und die so in das Haus hineingebaut war, daß sie zugleich — der engen Straße halber — als ein kleiner Raum zum Ausweichen dienen konnte.

Jetzt hatte Beethoven die Gestalt erreicht, ... eben wollte er sie freundlich ansprechen, ... als ein Reiter wie wahnsinnig dicht hinter ihm hergesprengt kam. Erschrocken drängte Beethoven nach der Thüre, da ihn das Pferd, das die ganze Breite der Straße einnahm, in der nächsten Minute niederrennen mußte; aber die Gestalt füllte den Raum zwischen dem Thürpfosten geflissentlich aus, Ludwig mit Gewalt zurückdrängend.

Da — wie mit dem Aufleuchten eines Blitzes — erkannte Beethoven seine Lage; aber ebenso schnell hatte die Elasticität seines Geistes einen Entschluß gefaßt. Mit der ihm angeborenen titanischen Kraft sich dem Reiter entgegenwerfend, fiel er dem Pferde mit beiden Armen in die Zügel, den Kopf des Thieres so gewaltig emporreißend, daß es stöhnend und schnaubend hochaufstieg. In demselben Momente aber öffnete — durch die Geigentöne und das hier ganz ungewöhnliche Pferdegetrappel angelockt — einer der

benachbarten Hausbewohner einen Fensterladen, ein Streifen matten Lichtes fiel über die sonderbare Gruppe: „Leo!“ erschallte es, wie ein aus tiefster Seele hervordringender Schmerzensschrei .... dann der Hufschlag eines weitersprengenden Pferdes .... und .... Todtenstille! —

Das Testament.

Monate waren vergangen, der Winter hatte sich schon wieder zurückgezogen und die ersten Lerchen schmetterten ihren Jubelruf in den Lüften, als Ludwig van Beethoven, von einer schweren Krankheit genesen, nach dem ein und eine halbe Stunde von Wien gelegenen freundlichen Dorfe Heiligenstadt zog, um daselbst in der milden frischen Luft seiner völligen Wiederherstellung entgegenzugehen.

Dr. Schmidt, einer der damals berühmtesten Aerzte Wien's, war es, der ihn behandelt und gerettet, ein Mann der Wissenschaft, von Beethoven zu seinen geschätztesten Freunden gezählt. *)

*) Schindler: S. 49. 50. Beethoven sprach ihm seine Dankbarkeit durch das von ihm selbst in ein Trio arrangirte und Schmidt gewidmete Sextett aus.

Aber welche Schwermuth laſtete ſeit jener verhängnißvollen Nacht über des Meiſters Seele! Niemand erfuhr, was ihm begegnet, auch der Arzt nicht, der nur wußte, daß vor jenem letzten Beſuche im Gallenberg'ſchen Palais ſchon ein Unwohlſein in Beethoven geſteckt, das ſich gleich darauf zu einer ſchweren Krankheit geſteigert habe. Den Grund der bleibenden Melancholie aber ſuchten Dr. Schmidt und die Freunde — zum großen Theile auch mit Recht — in dem immer zunehmenden Gehörübel des Maeſtro's. — Ach! in dem großen Meiſter litten ja Körper und Seele gemeinſam auf eine furchtbare Weiſe!

Was er in moraliſcher Beziehung erfahren, hatte ſeinen Glauben an die Menſchheit völlig in den Staub getreten; was er geiſtig bei dem Gedanken an ſein phyſiſches Uebel litt, brachte ihn bald zu Verzweiflung und Wahnſinn.

Vergebens hatte er bereits im Geheimen ſeit Jahren medicinirt und an ſeinem Ohre gedoktert: weder das kalte Bad noch die lau-warmen Donaubäder, weder Dr. Frank, — Direktor der mediciniſchen Studien in Pavia, dann des allgemeinen Krankenhauſes in Wien — noch Vering — dirigirender Feld-Staabs-Arzt und kaiſerlicher Rath — hatten ihm helfen können. Alle Pillen für den Magen, aller Thee und alle ſtärkenden Medicinen für das Ohr waren umſonſt geweſen, er hörte zeitweiſe etwas beſſer, zeitweiſe aber

auch nur sehr schwer und seine beiden Ohren sausten und brausten Tag und Nacht fort.*)

„Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben" — schrieb er in seiner stillen Verzweiflung um jene Zeit selbst an seinen Jugendfreund Wegeler nach Bonn — „so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten und Singstimmen höre ich, wenn ich etwas weit weg bin, nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merken; da ich aber meistens ohnedem sehr zerstreut bin, so hält man es dafür. Manchmal auch hör' ich den Redenden, der leise spricht, kaum, ... ja die Töne wohl, aber die Worte nicht; und doch sobald Jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weis der liebe Himmel. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so ging es noch eher, aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand. Ich habe schon oft .... mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation zurückgeführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde." **)

*) Schindler: S. 22. 23. Beethoven's eigener Brief an Wegeler.

**) Beethoven's Brief an Wegeler. Schindler: S. 24. 25.

Und war es nicht in der That ein furchtbares Geſchick, was Beethoven hier bedrohte!

Trete hinaus, Sterblicher, in Gottes herrliche Natur: Horch, wie die Lerche in den Lüften ſchmettert, wie der Bach ſo munter und geſchwätzig murmelt, wie der Wind in den Zweigen der Bäume rauſcht, im Walde das muntere Chor der Vögel jubelt, und gute Menſchen fröhliche Lieder ſingen. Horch! wie das Abendgeläute herüberſchallt von den Dörfern der Ebene, ſo beſchwichtigend und friedlich; .... alle Träume der Kindheit in dem Herzen wach rufend! — Horch! ſauge ſie ein, die ſüßen Töne .... und .... ſei glücklich! —

Aber jetzt denke dir die Kraft deines Gehörnerves ſei gelähmt; .... denke, du ſei'ſt taub!

Und nun tritt wieder hinaus in Gottes herrliche Natur: du ſiehſt die Lerche in den Lüften .... aber ihr fröhliches Schmettern hörſt du nicht! Dein Auge gewahrt das muntere Hüpfen der Wellen, das Wogen und Schwanken der vom Winde bewegten Bäume .... aber kein Murmeln, kein Rauſchen berührt dein Ohr .... du hörſt ſie nicht. Du ſteh'ſt mitten im Walde .... aber Todtenſtille macht ihn dir einſam und öde. Der Abend kommt, der Landmann zieht betend ſeinen Hut .... ein entſetzlicher Schauer überläuft dich, du weißt es, daß jetzt die liebe Abendglocke läutet .... aber du .... du! ....

du hörſt ſie nicht! für dich iſt das Reich der Töne auf ewig verſchloſſen!

Trete hin, Sterblicher, in den Kreis fröhlicher Menſchen: horch! wie traulich klingt das Wort, das tief der Seele ſich entrungen. Wie erfriſchen Scherz und Witz das Geſpräch, — wie labt und ſtärkt ſich der Geiſt im munteren Austauſch der Gedanken; wie beglückend, wie beſeligend klingt das traulich „Du", das Wort der Freundſchaft, das Geflüſter der Liebe!

Und nun denke die Kraft deines Gehörnerves gelähmt! .... denke, du ſei'ſt taub!

Du lebſt unter den Menſchen! Du mußt unter ihnen leben! Du haſt das Bedürfniß, dich auszuſprechen und im Austauſch der Gedanken dein geiſtiges Daſein zu nähren. Aber du hörſt nichts! Der Blick des Mitleidens trifft dich! die Augen der geſunden Menſchenkinder ruhen verwundert auf dir! Wie ſie aufleuchten im Geſpräche, wie ſie funkeln, blitzen ... du hörſt die Worte nicht, die ſie begleiten! — Ihre Züge drücken Trauer, Freude aus .... du hörſt nicht, was ſie ſagen. Du hörſt nicht den Freund! nicht die Geliebte! .... Wie Automaten bewegen ſich die Menſchen vor deinen Augen und eine gräßliche, marternde Todtenſtille umgibt dich, wo du auch ſieſt.

Lachen ſie über dich? — ... Spotten ſie deiner? .... Du weißt es nicht, du kannſt es nicht wiſſen! .... aber Verzweiflung und Wuth erfaßt dich.

Und nun denke: du ſei'ſt Muſiker! Muſiker, wie Beethoven, der nur in den Tönen lebt; ... deſſen ganzes Leben und Sinnen in der Muſik aufgeht; .... deſſen Beruf Muſik iſt; .... der gar nichts Höheres kennt, als Muſik; .... der mit der glühendſten Leidenſchaft Muſik treibt! deſſen herrlichen Leiſtungen im Reiche der Töne die Menſchheit entgegenjauchzt; .... der mit heiliger Begeiſterung darnach ſtrebt, das Höchſte und Herrlichſte in der Tonkunſt noch zu leiſten; .... der fühlt und weiß, daß er noch ungeahnte Welten der Muſik in ſeinem Buſen trägt! .... denke dich in dieſen Heros der Töne und wage dabei den Gedanken zu faſſen: du ſeiſt taub!

Im Geiſte rauſchen Melodien .... aber dein Ohr vernimmt keinen Ton! ....

In deiner Seele erbauen ſich Welten der Töne .... aber wenn dein Finger die Taſten deines Klavieres berührt .... hörſt du nichts! — Wenn du deine geliebte Violine ergreifſt und ſpielſt .... vernimmſt du nichts! — Wenn du vor deinem Orcheſter, deiner Welt, deinem Alles ſtehſt .... ſiehſt du die Muſiker ſich bewegen .... aber du hörſt nichts! —

Still! .... ſtumm! .... lautlos wie im Grabe wo du biſt, wohin du kommſt: in der Natur, unter Menſchen, vor dem Inſtrumente, mitten im Tonſturm des Orcheſters! — — Still, ſtumm, lautlos! ... wie

es um den Adler iſt, der ſich hochoben einſam in dem Aether wiegt! ...

Still, ſtumm, lautlos! .... ein Lebendiger unter Todten, oder ein Todter unter Lebendigen! — —

Beethoven war noch nicht taub, aber er hörte nur noch ſchwer. Beethoven hatte die dunkle ſchwarze Wolke noch nicht erdrückt, aber ſie ſenkte ſich mehr und mehr zu ihm herab. Beethoven erlag in Heiligenſtadt, wo er den ganzen Sommer zubrachte, faſt der Melancholie, die in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte Wurzel gefaßt.

O wie ſchön und freundlich lag draußen der Spätſommer über der Welt, wie heiter lachte die liebe Sonne vom blauen Himmel herab; wie lockten die wogenden Aehrenfelder, die fruchtbeladenen Bäume jedes Herz zur Freude .... das ſeine war kalt, leer, einſam und verzweifelt. Lange ſtarrte der Maeſtro gedankenvoll durch die Scheiben, dann drehte er ſich plötzlich raſch um, rückte Tinte und Papier zurecht, ergriff die Feder und ſchrieb.

Ludwig van Beethoven ſchrieb lange, die Züge ſeines Geſichtes ſprachen einen tiefen finſteren Ernſt aus und wie er ſtumm und ſinnend zeitweiſe vor ſich hinſtarrte glich ſein Haupt einer antiken Marmorbüſte. Beethoven ſchrieb wie folgt ... es war ...ſein Teſtament:

Für meine Brüder Karl und . . . Beethoven.*)

„O ihr Menſchen, die ihr mich für feindſelig, ſtörriſch oder miſantropiſch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Urſache von dem, was euch ſo ſcheinet! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbſt große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß ſeit mehreren Jahren ein heilloſer Zuſtand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verſchlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebeſſert zu werden, betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels (deſſen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich iſt) gezwungen. Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren; ſelbſt empfänglich für die Zerſtreuungen der Geſellſchaft, mußte ich früh mich abſondern, einſam mein Leben zubringen; wollte ich mich auch zuweilen über alles das hinausſetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines ſchlechten Gehörs dann zurück-

*) Hiſtoriſch. Schindler. S. 50 bis 54. Der ganze Inhalt dieſes Actenſtückes bezeugt den Zuſtand der tiefen Schwermuth, in welchem ſich Beethoven damals befand. Daß er in dem ganzen Aufſatze den Namen ſeines zweiten Bruders, Johann, niemals ausſchreibt und nur mit Punkten bezeichnet, iſt auffallend und wieder eine ſeiner zahlloſen Sonderbarkeiten, da ſich Johann damals ſchon längſt in Wien befand.

geſtoßen, und doch war's mir nicht möglich, den Menſchen zu ſagen: ſprecht lauter, ſchreit, denn ich bin taub! Ach wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben ſollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei Anderen verhanden ſein ſollte, — eines Sinnes, den ich einſt in der größten Vollkommenheit beſaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben! — O ich kann es nicht! — Darum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen ſehen werdet, wo ich mich gerne unter euch miſchte. Doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menſchlicher Geſellſchaft, feineren Unterredungen, wechſelſeitigen Ergießungen nicht Statt haben. Ganz allein faſt, und nur ſo viel, als es die höchſte Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Geſellſchaft einlaſſen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Geſellſchaft, ſo überfällt mich eine heiße Aengſtlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr geſetzt zu werden, meinen Zuſtand merken zu laſſen. — So war es denn auch dieſes halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, ſo viel als möglich mein Gehör zu ſchonen, kam er faſt meiner jetzigen natürlichen Dispoſition entgegen, obſchon, vom Triebe zur Geſellſchaft manchmal hingeriſſen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demüthigung,

wenn Jemand neben mir ſtand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder Jemand den Hirten ſingen hörte, und ich auch nichts hörte! Solche Ereigniſſe brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endigte ſelbſt mein Leben. — Nur ſie, die Kunſt, ſie hielt mich zurück! Ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlaſſen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und ſo friſtete ich dieſes elende Leben, ſo wahrhaft elend, daß mich eine etwas ſchnelle Veränderung aus dem beſten Zuſtande in den ſchlechteſten verſetzen kann. Geduld — ſo heißt es, ſie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. — Dauernd hoffe ich, ſoll nun mein Entſchluß ſein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht es beſſer, vielleicht nicht. Ich bin gefaßt.

Schon ſo früh gezwungen Philoſoph zu werden. Es iſt nicht leicht, für den Künſtler ſchwerer, als für irgend Jemand. — Gottheit, du ſiehſt herab auf mein Inneres, du kennſt es, du weißt, daß Menſchenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hauſen! O Menſchen, wenn ihr einſt dieſes leſet, ſo denkt, daß ihr mir Unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröſte ſich einen ſeines Gleichen zu finden. der trotz allen Hinderniſſen der Natur doch noch Alles gethan, was in ſeinem Vermögen ſtand, um in die Reihe würdiger

Künſtler und Menſchen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Karl und .... ſobald ich todt bin, und Profeſſor Schmidt lebt noch, ſo bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beſchreibe, und dieſes hier geſchriebene Blatt füget ihr dieſer meiner Krankengeſchichte bei, damit wenigſtens ſo viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir verſöhnt werde. — Zugleich erkläre ich euch Beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es ſo nennen kann) von mir. Theilet es redlich, und vertragt und helft euch einander. Was ihr mir zuwider gethan, das wißt ihr, war euch ſchon längſt verziehen. Dir Bruder Karl danke ich noch insbeſondere für deine in dieſer letzteren Zeit mir bewieſene Anhänglichkeit. Mein Wunſch iſt, daß euch ein beſſeres ſorgenloſeres Leben als mir werde. Empfehlt euren Kindern Tugend; ſie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich ſpreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich ſelbſt im Elende gehoben; ihr danke ich nebſt meiner Kunſt, daß ich durch keinen Selbſtmord mein Leben endigte. Lebt wohl und liebt euch! — Allen Freunden danke ich, beſonders Fürſt Lichnowsky und Profeſſor Schmidt. — Die Inſtrumente von Fürſt L. wünſche ich, daß ſie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von euch; doch entſtehe deßwegen kein Streit unter euch. Sobald ſie euch aber zu etwas Nützlicherem dienen können, ſo verkauft ſie nur. Wie

froh bin ich, wenn ich auch noch im Grabe euch nützen kann. So wär's geſchehen: — Mit Freuden eile ich dem Tode entgegen. Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunſtfähigkeiten zu entfalten, ſo wird er mir, trotz meinem harten Schickſale doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl ſpäter wünſchen; doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich doch von einem endloſen Leiden. — Komm' wenn du willſt, ich gehe dir muthig entgegen. Lebt wohl, und vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich habe es um euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen geſtrebt; ſeid es!" *)

Heiligenſtadt, den 6. October 1802.

Ludwig van Beethoven.

Beethoven erhob ſich hier und ging einigemale in dem Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu ſeinem Schreibtiſche, zündete Licht an, ergriff Sieglack und Petſchaft und verſah ſein Schreiben mit einem Abdrucke des letzteren. Als auch dies geſchehen, couvertirte er ſein Teſtament, verſiegelte auch den Umſchlag und ſchrieb folgende Zeilen darauf:

„Für meine Brüder Karl und .... nach meinem Tode zu leſen und zu vollziehen.

---

*) Wörtlich.

Heiligenstadt, am 6. October 1802.

So nehme ich denn Abschied von dir — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung, die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilt zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürre geworden. Fast wie ich hierher kam, gehe ich fort; selbst der hohe Muth, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden. O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wiederfühlen? — Nie? — Nein, es wäre zu hart!"

Er erhob sich von neuem und ging den Rest des Abends mit verschränkten Armen schweigend und in sich gekehrt in seinem Zimmer auf und ab.

Narren und Halunken.

Doktor Fenchel war es — Dank der Liebenswürdigkeit der hübschen Frau Betty — gelungen, den Ort, in welchem Johann van Beethoven seine Apotheke besaß, als ein ganz vortreffliches Luftbad in die Mode zu bringen. Johann und Karl sahen mit Entzücken, welche Goldgrube ihnen die Freigiebigkeit und Güte ihres älteren Bruders hier eröffnet hatte, und beide machten sich dies glückliche Ereigniß auf ihre Weise zu Nutze: Karl lebte auf großem Fuße, wogegen Johann im Stillen ein Sümmchen nach dem anderen zurücklegte.

Wie aber war es dem kleinen Doktor gelungen einen sonst ganz unbedeutenden Ort so schnell und wirklich auch so allgemein in Renommée zu bringen? — Wie anders, als dies heutzutage von einer Menge Aerzte gemacht wird! Grau-Fenchelchen war zwar

nicht Charlatan, aber .... er war ein feiner, gewürfelter Routinier.

Dr. L. Büchner sagt einmal in seinem „Arzt und Publikum" über den medizinischen Charlatanismus: „Von Dem, was mit dem Wort „Charlatan" bezeichnet werden soll, mag wohl ein nicht kleiner Theil des Publikums immer noch eine etwas abenteuerliche Vorstellung hegen. Ein Mann von auffallender Kleidung und Haltung, umgeben von Arzneigläsern und Salbentöpfen und mit lauter Stimme die Umstehenden haranguirend, mag wohl so ungefähr dasjenige Bild sein, welches in der Vorstellung Vieler auftaucht, wenn man von einem Charlatan spricht. Glücklich, wenn dies so wäre; solche Charlatane würden nicht gefährlich sein. Aber es ist nicht so; der Charlatan ist mit der Mode vorangeschritten und hat sich in unseren Tagen nicht weniger metamorphosirt, wie der Teufel, welcher nur unsere Voreltern im rothen Mantel mit Hahnenfedern und Pferdefuß erschreckte, heutzutage aber ganz friedlich und sich äußerlich durch Nichts auszeichnend unter den Menschen einher wandelt. So sieht man auch dem Charlatan von heute nicht an, daß er ein solcher ist, und sein einziges wirkliches Kennzeichen, wovon ihn aber nicht Jeder zu unterscheiden vermag, ist, daß er mehr scheinen will, als er ist; oder daß er auf Kosten der Wahrheit sein eigenes Wissen und Wirken in ein übermäßiges und künstliches Licht zu setzen sucht. Daher der

Charlatan von heute nicht blos außerhalb, sondern noch mehr, ja recht eigentlich innerhalb der ärztlichen Kreise selbst zu suchen ist. Eitelkeit, Sucht zu glänzen, verbunden mit einer nicht bis zur letzten Reife gediehenen ärztlichen Bildung, sowie Gewinnsucht ziehen eine nicht geringe Anzahl sonst vielleicht begabter Aerzte auf diesen gefährlichen und dem Wohle des Publikums, wie dem Fortschritte der Wissenschaft und der Würde des ärztlichen Standes gleich nachtheiligen Pfad. Die Versuchung, zu charlatanisiren, liegt für den praktischen Arzt so nahe und wird durch die Schwachheit des Publikums so sehr unterstützt, daß jeder nicht ganz Ueberzeugungstreue ihr ungemein leicht unterliegt. Um so mehr aber auch soll sich der rationelle Arzt gegen diese Versuchung zu wappnen suchen, und lieber jeglichen Vortheil fahren lassen, als sich zu einem so unwürdigen Mißbrauche seiner Kunst hergeben. Und dieses um so mehr, als das Charlatanisiren leicht zur Gewohnheit wird, und einmal längere Zeit hindurch getrieben, den Charlatan selbst nach und nach an seine eigene besondere oder höhere Befähigung glauben läßt. Eine solche, von wissenschaftlicher Bildung unabhängige höhere Befähigung für den ärztlichen Beruf, so oft sie auch von dem Publikum bei einzelnen Aerzten vorausgesetzt wird, existirt nicht. — Es sind nur zwei Dinge, welche den Arzt zu seinem Berufe befähigen; das eine heißt Wissen, und das andere Verstand, und Alles, was

über diese beiden hinaus, an Aerzten gerühmt wird, beruht entweder auf Vorurtheil und Einbildung oder ist unwesentliches Beiwerk. Kein Arzt kann mehr wissen oder leisten, als die Wissenschaft selbst, und das Tüchtigste wird immer Derjenige leisten, welcher seine Wissenschaft am genauesten kennt, und die größte Fähigkeit hat, die in derselben enthaltenen Grundsätze richtig aufzufassen und auf das Leben anzuwenden. Der sogenannte „praktische Takt" oder „praktische Blick", von welchem so viel geredet zu werden pflegt, ist nichts weiter, als eine Uebung in der Anwendung jener Grundsätze und kann niemals von einem Arzte erlangt werden, welcher sich nicht vorher auf theoretische Weise mit denselben auf das Genauste vertraut gemacht hat; ohne solche Bildung wird er, trotz aller „Praxis" und „Erfahrung", niemals ein wissenschaftlicher Arzt werden, sondern nur immer ein sog. Routinier sein und bleiben. Spielen auch Uebung und persönliche Erfahrung ohne Zweifel eine sehr große Rolle in der ärztlichen Kunst, so ist diese Rolle doch in der That bei Weitem nicht so groß, als das Publikum gewöhnlich anzunehmen pflegt, und die Uebung kann aus einem von Hause aus schlechten Arzte (d. h. einem solchen, dem es an den oben erwähnten zwei Dingen fehlt) niemals einen guten machen. Wenn es aber gar Leute gibt, welche im Ernste glauben, gute Aerzte würden geboren, d. h. kämen mit einer Art ärztlichen

Inſtinktes zur Welt, welcher nachher nur einer leichten Ausbildung bedürfe, um ſie zu Koryphäen ihres Berufes zu machen, ſo mag man über eine ſolche Meinung nur lächeln. Im Gegentheile kann man ſehr leicht die Beobachtung machen, daß Aerzte, welche eines ſolchen Rufes genießen, ſich meiſt durch eine gewiſſe Unwiſſenſchaftlichkeit ihrer Anſichten und Beſtrebungen auszeichnen und von einem übermäßigen und ungerechtfertigten Vertrauen auf die Stärke ihrer Kunſt beſeelt ſind. Die ärztliche Kunſt beruht nicht, wie Muſik, Malerei, Dichtkunſt, u. ſ. w. auf einem angeborenen und inſtinktiven Talent, ſondern ſie iſt das Reſultat einer großen und umfaſſenden Summe von Kenntniſſen, ohne deren Beſitz Keiner, ein tüchtiger Arzt ſein kann. So lange in früheren Jahrhunderten die Medizin noch nicht auf derjenigen wiſſenſchaftlichen Höhe ſtand, auf der ſie jetzt ſteht, und ſo lange in der That das Geſchäft der Aerzte lediglich in der handwerksmäßigen Anwendung einiger, mehr durch perſönliche Erfahrung, als durch wiſſenſchaftliche Bildung erworbener Regeln und Kenntniſſe beſtand, ſo lange konnte wohl auch ein bloßer „Empiriker“ oder „Routinier“ unter Umſtänden Tüchtiges leiſten.

Ein ſolcher „Routinier“ — aber dabei ein feiner und gewürfelter — war nun Doktor Fenchel. Er wußte das auch recht gut und hatte ſogar ſein ganzes Benehmen, ja einen großen Theil ſeiner

Eigenheiten darauf abgerichtet. Dieſe Eigenthümlichkeiten waren es aber gerade auch, die Grau-Fenchelchen bei einem großen Theile der Bevölkerung Wiens zum Liebling machten; freilich nicht bei den Reichen und Vornehmen, wohl aber bei dem Mittelſtande, bei dem mehr Beſitz als Lebenserfahrung und Urtheilsfähigkeit zu Hauſe war.

Hier nun fand aber auch die Empfehlung eines Bades — zumal eines ganz nahe gelegenen und billigen — um ſo mehr einen freudigen Anklang, als man dadurch in den Stand geſetzt wurde, den Vornehmen und Reichen etwas nachzuahmen, ohne ihre Mittel zu beſitzen.

In kurzer Zeit hatte daher Grau-Fenchelchen den größten Theil ſeiner Patienten auf's Land zu Herrn Johann van Beethoven gejagt, wobei er die guten Leutchen natürlich nicht aus den Augen und der Kundſchaft verlor, da er wöchentlich zweimal ſelbſt in das neue Luftbad hinaus fuhr; eine Fahrt, die ihm um ſo lieber war, als er dann jedesmal, im Einverſtändniſſe mit Herrn Karl van Beethoven, deſſen hübſche junge Frau zum Beſuche bei Bruder Johann mitnahm. Herr Crenelli war ſeit einiger Zeit dort ebenfalls Badegaſt und Karl beſorgte dann mit Eva die Haushaltung.

Auch heute wieder war Doktor Fenchel mit Frau Betty zu Bruder Johann herausgekommen.

Es mußte ihnen indeſſen ſehr warm bei der Fahrt geworden ſein, denn beide ſahen beim Ausſteigen ſehr erhitzt aus; was aber Grau-Fenchelchen's Laune gar nicht verdorben hatte, da er heute noch einmal ſo freundlich als ſonſt war, und ſich die Hände mit ſolchem Entzücken rieb, als habe er einen Gang durch das Paradies gemacht.

Frau Betty freilich ſchien nicht ganz ſo zufrieden. Sie mußte aber auch mit viel Mühe und Zeitverluſt ihre Toilette wieder ordnen, die die Fahrt ziemlich ſtark aus der Reihe gebracht. Als dies geſchehen — der Doktor war ſchon bei den Patienten — ging ſie eine Freundinn zu beſuchen. Der Mittagstiſch, zu welchem heute auch Karl, Geſchäfte halber, herauskommen wollte, ſollte dann Alle wieder vereinigen.

Und ſo geſchah es in der That, ja die Geſellſchaft zählte heute noch einen Gaſt mehr. Es war dies ein wunderbarer Kauz: der für einige Wochen bei Bruder Johann in Miethe wohnte, ein Philoſophe mit Namen „Narry", den Doktor Fenchel ebenfalls in das neue Luftbad geſchickt hatte. Freilich wußte eigentlich Niemand, ob aus Geſundheitsrückſichten oder aus Ironie; da es, Fenchel's Anſicht nach, mit Narry's Philoſophie eben ſo beſtellt war, wie mit dem Luftbad. „'S iſt beides blauer Dunſt!" — meinte Grau-Fenchelchen ſtill vor ſich hinkichernd und die Hände reibend. Aber der Schalk von Doktor

trieb zugleich mit dem Philoſophen ſeinen Spaß; denn flüſterte er tätſchelnd Frau Betty in's Ohr: „Es gibt keinen größeren Narren, als dieſen Narry, den echten Repräſentanten neu-deutſcher Philoſophen und Weltbeglücker!“

„Nun ſo bringen Sie ihn einmal auf ſein Feld!“— entgegnete Frau Betty, die neben dem Dokter ſaß.

„Soll geſchehen! ſoll geſchehen!“ — meinte der Kleine und tupfte kichernd ſeiner hübſchen Nachbarin unter dem Tiſchtuche mit dem Finger auf das Knie.— „Aber halten Sie ihren geſunden Menſchenverſtand feſt, ſonſt iſt's um ihn geſchehen. Iſt ein Hexenmeiſter, der Narry — ein Hexenmeiſter!“

„Ich werde vorſichtig ſein!“ — entgegnete die junge Frau abwehrend.

Grau-Fenchelchen band nun in der That mit dem Philoſophen an, der denn auch alsbald in Gedanken- und Redefluß kam.

„So, ſo!“ — ſagte er jetzt, die Brille mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand auf der Naſe ſoweit zurückſchiebend, daß er unter derſelben durchblicken konnte — „Sie wünſchen wohl, lieber Dokter, einen Ueberblick meines Denkſyſtems?“

„Ja wohl! ja wohl!“ — rief Fenchelchen, und aus ſeinen lebhaften Aeuglein blitzte ein Strahl von Humor und Ironie. — „Bin ein großer Freund von

Syſtemen. Wie ſagt doch unſer großer Zeitgenoſſe, der verfluchte Goethe? ...

Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſt euch, es müßt' ſo ſein:
Das Erſt' wär' ſo, das Zweite ſo,
Und darum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr!"

„Und der Mann hat recht!" — bekräftigte Narry mit großem Ernſte, indem er Meſſer und Gabel niederlegte und ſich den Mund feierlich mit der Serviette abwiſchte.

„Alſo das Syſtem! das Syſtem!" — rief Doktor Fenchel und ſeine Züge leuchteten jetzt vor Entzücken, ſo köſtlich ſchmeckte ihm das Backhändel, das er eben mit den Zähnen verarbeitete.

„Nun" — hub Narry mit hocherhobenem Haupte an — „ich habe die Totalität des Subjectes mit der Totalität des Objectes verbunden. Ich habe nicht blos die Geneſis, die Analyſis und die Syntheſis des forſchenden Subjectes, ſondern auch die Vollſtändigkeit, die Ordnung und die Einheit des erforſchbaren Objectes, der mich umgebenden Welt, ſorgfältig geprüft und die, aus beiden Prüfungen ſich ergebenden Reſultate zu gegenſeitigen Kriterien gemacht. Ich habe Spinoza's immanente Bewegung des Begriffes mit Kant's Kritik des Ich's verbunden. Aber auch dabei bin ich noch nicht ſtehen geblieben, weil ſowohl das

Subject, als auch das Object immer doch nur von einem Menschen geprüft worden sind. Ich bin auch noch zur Totalität des Actes gegangen; ich habe auch noch die Weisen aller Völker sorgfältig gefragt: ich bin auch noch historisch, philosophisch und kritisch verfahren; ich habe alle dogmatischen Lehren der Vor- und der Mitwelt historisch gesammelt; ich habe sie dann philosophisch erklärt, indem ich das historische Ganze zum transscendenten Kriterium jedes Theiles genommen habe, da jeder Theil in seinem Ganzen die wahre Würdigung findet, was schon Plinius, Kant, und Andere ausgesprochen haben, und ich habe dann sie kritisch beurtheilt, indem ich dann das philosophische Ganze zum transscendenten Kriterium jedes Theiles gemacht habe, und dann erst alle Theile zum kritischen Ganzen zusammengefaßt und die daraus sich ergebende Harmonie im All' und in seinen Theilen, die daraus resultirende Lehre, nach welcher alle Menschen sich befriedigen können, als die Wahrheit aufgestellt, nachdem ich auch noch untersucht, nicht blos was richtig oder falsch, sondern auch noch wodurch man zu den Irrthümern gekommen ist. Und dann erst habe ich die letzte Totalität aller drei Totalitäten aufgestellt. Die Totalität:

1) Der Totalität des Subjectes; a) der Genesis, b) der Analysis und c) der Synthesis;
2) der Totalität des Objectes: a) der Vollständigkeit, b) der Ordnung und c) der Einheit, und

3) der Totalität des Actes: a) der Geſchichte der immanenten Bewegung des Begriffes, des Forſchens ohne transſcendentes Kriterium, b) der Philoſophie, der partiellen Kritik, des Forſchens zwar mit, aber nur einem transſcendenten Kriterium, mit dem der reinen Vernunft, oder auch des ganzen Ich's, und c) der Kritik, der totalen Kritik, des Forſchens mit dem transſcenden Kriterium."

Es war drollig zu ſehen, wie ſich Grau-Fenchelchen während dieſer langen Rede gebärdete. Seine ſämmtlichen Kauwerkzeuge arbeiteten emſig fort, ſeine Züge leuchteten vor ſinnlicher Luſt und ſeine Aeuglein blitzten in köſtlichem Humor, zumal, wenn ſie auf Narry fielen, der, das herrliche Backhändel unberührt vor ſich liegen laſſend, mit dem größten Ernſte docirte. Wohl zwanzigmal ſtieß er dabei mit ſeinem Knie an das ſeiner hübſchen Nachbarin. Als aber Narry jetzt ſchwieg, rief er kichernd und die Hände reibend:

„Aber, Liebſter, Beſter! vor lauter Totalität der Totalität, habe ich — offen geſagt — von allem dem total nichts verſtanden. Die Geſchichte iſt verflucht complicirt ... verflucht complicirt." —

„So, ſo!" — ſagte Narry und ein unausſprechlich hochmüthiges und verächtliches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. — „So muß ich mich deutlicher machen."

Mein System der absoluten Identität ist folgendes: 1) Des Seins und 2) des Denkens, die Totalität der progressiven Identität der Trinität: 1) des reinen Werdens, der Substanz, 2) des in: a) thuendes und seiendes Werden, Kosmos, Natur, b) werdendes und seiendes Thun, Logos, zeitliches Menschengeschlecht, und c) werdendes und thuendes Sein, Ethos, ewiges Menschengeschlecht, differencirtes Werden (wo auch der Kosmos die progressive Trinität: Chemismus, Organismus und Animalismus: der Logos, die progressive Trinität: Aesthetismus, Noetismus und Ethismus; und der Ethos, die progressive Trinität: Unschuld, Schuldlosigkeit und Entschuldigung, und sogar der Chemismus die progressive Trinität: Materie, Form und Kraft ist) und 3) des reinen Sein's, Gottes, a) an Sich für uns! des Dreieinigen, des Erzeugers der der Welten und der Weltarten von und in der Substanz: des Boreh, des Schöpfers des Kosmos; des Jozer, des Bildners des Logos; und des Osseh, des Vollenders des Ethos, und b) an und für Sich, des Emanator's der Substanz von und in Sich, von und in welchem Alles wird, als das Unvollkommenste, als Substanz entsteht und zum Vollk. mmensten, zum ewigen Menschen sich entwickelt."

Narry schwieg, und eine Todtenstille trat ein, in welcher sich sämmtliche Tischgenossen — außer dem Philosophen und dem Arzte — ängstlich ansahen, als

wollten ſie ſich gegenſeitig fragen: — „Iſt der Menſch verrückt?“

Grau-Fenchelchen aber, der dies bemerkte, rieb ſich ganz ſelig die Hände und lachte ſo ſtill vergnügt in ſich hinein, daß auch die Anderen zu lächeln anfingen:

„Jetzt!“ — ſagte er endlich, indem er gemüthlich ſein Glas Wein ſchlürfte, und es lag eine ſchneidende Ironie in dem Tone ſeiner Stimme — „jetzt wird mir die Sache klar.“

„Mir iſt auch etwas dabei klar geworden!“ — meinte Frau Betty.

Grau-Fenchelchen nickte ihr mit verbiſſenem Lachen freundlich zu; aber nicht einmal, ſondern wohl zwanzigmal hintereinander in ſchnellſter Folge, ſo daß ſein Haarzöpfchen wieder wie das Schwänzchen der Bachſtelze den Takt auf dem etwas ſehr fetten Rockkragen ſchlug.

„Und werden Sie Ihr ſo tiefgedachtes Syſtem nicht zum Wohle der Menſchheit publiciren?“ — frug jetzt der kleine Doktor. — „Wär' ſchade, wenn's nicht bekannt würde .... ſchade! .... ſehr ſchade!“

„O doch!“ — verſetzte Narry, gar nicht bemerkend, wie man eine Schüſſel nach der anderen hinaustrug, ohne daß er etwas davon gekoſtet. — „Ich werde noch dieſes Jahr eine Einladung zur Subſcription auf zwei Werke in Umlauf ſetzen ...“

„Die Sie geſchrieben?“ — frug Grau-Fenchelchen, indem er ſich zum zweitenmale von einer ſüßen Schüſſel vorlegen ließ.

„Nein!“ — entgegnete der Philoſophe — „die ich noch ſchreiben werde, die aber alles übertreffen, was bis jetzt in dieſer Art erſchienen iſt: Kant vielleicht ausgenommen!“

„Sieh! ſieh!“ — rief Fenchel — „Beſcheidenheit ziert den Mann! Und wie werden Sie dieſe welterlöſende Werke betiteln?“

„Vorläufige Antwort eines Menſchen auf die Lebensfrage der Völker!“ — ſagte Narry ernſt und würdevoll, die Brille abermals auf der Naſe zurückſchiebend.

„Und ihr Inhalt?“ — frug der Kleine.

„Sie werden ſich befaſſen“ — fuhr Narry fort, indem er, aufzählend, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die lang ausgeſtreckten Finger der linken nach einander umbog; jedesmal aber mit dieſer Operation von vorn anfing, wenn er beim kleinen Finger angekommen. — „Sie werden umfaſſen: die Grammatik, die Onomatik (Etymologie, Tropologie und Ideologie), ferner die Neomatik, Aſtrographie, Kosmographie, Antropographie, Ethographie, Theographie, Philoſophie, Aſtrognoſie, Kosmognoſie, Anthropognoſie, Ethognoſie, Theognoſie, Aſtrologie, Aſtronomie, Kosmologie, Arethropologie, Ethologie und Theologie!“

„Bitte! noch ein Löffelchen von dieſer trefflichen ſüßen Speiſe!“ — ſagte hier Grau-Fenchelchen mit ſeinem ewigen Lächeln und präſentirte Frau Betty den Teller — „das „phie,“ „gie“ und „ſie“ erſchlafft ſonſt die Eingeweide allzuſehr.“

Narry hatte nichts hiervon gehört. „Schon dieſer flüchtige Plan“ — fuhr er mit Ernſt und Würde fort — „wird dem Kennerauge zeigen, wie alle bisherigen Leiſtungen, nach Inhalt, Tendenz und Methode, weit hinter dieſen Werken zurückbleiben, ſelbſt wenn die Ausführung, die zum Plane nur, wie die mechaniſche Maurerarbeit zur kunſtvollen architektoniſchen Zeichnung ſich verhält, auch noch ſo wenig gelungen ſein ſollte, was aber nicht der Fall iſt, da die Poetik des Monotheismus bereits fertig in meinem Kopfe daliegt und ſich mir als gelungen erweiſt.“

„Und Sie glauben, daß dieſe Werke einen großen Anklang finden werden?“ — frug jetzt Karl van Beethoven höhniſch.

„Wehe der Welt! wehe der Menſchheit!“ — rief hier der Philoſophe mit finſterer Miene — „wenn ich wie ein Schnellläufer im Lande der Hinkenden bleiben .... wenn, wie Kant, ſo auch ich, verführt ſein ſollte!“

„Ja, wehe! wehe! wehe!“ — rief auch Grau-Fenchelchen hier und fiel mit einer wahren Berſerkerwuth über die neue Ladung ſeines Tellers; während

er zugleich ſeiner ſchönen Nachbarin mit dem Knie einen zärtlichen Stoß gab.

Narry ſah und hörte von dem Allem nichts. Die Stirne wie ein zürnender Jupiter in Falten, blitzenden Auges, die rechte geballte Fauſt auf den Tiſch gelegt, fuhr er fort:

„Des deutſchen Volkes Führer aber ſcheinen mir leider mit ſeiner Erziehung es nicht gar zu ernſtlich zu nehmen! Denn auf mein „offenes Sendſchreiben an die Führer der Völker“ iſt mir, als dem Verfaſſer desſelben, nur von einem einzigen Schriftſteller eine Schrift mit einer Zuſchrift überſchickt worden! Doch will ich die Volkslehrer damit entſchuldigen, daß ihnen meine erſte Schrift noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, und beauftrage ich jetzt daher die Buchhandlung, dieſen Aufruf allen bekannten Volkslehrern frei in's Haus zu ſchicken. Wer nun noch ſchweigen wird, den wird die Mit- und die Nachwelt richten! Ich habe nun Alles gethan! — Ein orientaliſcher Weiſe ſagt: „Man darf Niemanden verurtheilen, ohne ihn vorher gewarnt zu haben.“ Ich habe nun gewarnt; ich habe bereits mehr als Einmal gewarnt; das iſt aber auch das letzte Mal. Ich werde, wenn dieſer Aufruf nicht den verdienten Erfolg haben ſollte, den Staub von meinen Füßen ſchütteln! Ich werde zu einem andern Volke gehen und ſagen: „Sei du mein Volk.“ — Die Bücherwürmer und die Federſöldlinge werden freilich über

dieſe Sprache lachen. Das wird aber nicht das Erſte mal in der Geſchichte ſein. Die Phariſäer haben mit dem Kreuze und die Sophiſten mit dem Giftbecher die Volksfreunde verfolgt! In einem ſo verderbten Zeitalter, wie das unſrige, iſt der Vernünftige verrückt, und ſo hätte ich allerdings meine Manuſcripte der Nachwelt hinterlaſſen ſollen. Aber, was thut nicht Alles die Liebe?! — Ich liebe, als mein beſtes Ich, das deutſche Volk und biete daher Alles auf! — „Nur Lumpen ſind beſcheiden.“ Ich bin ſtolz; und nicht wenig Ueberwindung koſtet es mir, den Führern der Völker dieſen Aufruf in das Haus zu ſchicken, nachdem ſie bei meinem „offenen Sendſchreiben“ geſchwiegen! Ich thue es aber, nicht weil ich mich wegwerfe, ſondern weil ich hoffe, daß, wenn ich durch dieſen Aufruf auch Nichts bewirken ſollte, er als Document in der Geſchichte verbleibt, die das Weltgericht iſt!“

Der Philoſophe blickte bei dieſen Worten ſtolz in die Runde, als wolle er ſagen: „Da wißt ihr es nun, — jetzt iſt der Menſchheit das Urtheil geſprochen.“

Unendlich poſſirlich nahm ſich dabei Grau-Fenchelchen aus, deſſen Haarzöpfchen wieder, bei beſtändigem Nicken und ironiſchem „Bravo!“ rufen, die bekannte Bewegung machte.

„Alſo ein Weltverbeſſerer! Menſchheitcurirer!“ — rief er jetzt — „Ei, ei, ei! da ſind wir ja, ſo zu ſagen, Collegen .... ſo zu ſagen Collegen!“

Ein vornehmes Lächeln umschwebte bei diesen Worten Narry's Mundwinkel.

„Ist aber gefährlich, das curiren, ... gefährlich!“ — fuhr Grau-Fenchelchen die Hände reibend fort und hielt den Kopf mit komisch bedauerlicher Miene und hoch hinauf gehobenen Augenbrauen auf die eine Seite. — „Nicht jede Cur gelingt. Haben Sie, mein Bester, unseres leider vor wenigen Wochen verstorbenen Engel's: „Philosoph für die Welt“ gelesen?“

„Warum nicht gar!“ — sagte Narry verächtlich. — „Ich lese nur rein wissenschaftliche Werke.“

„Nun, nun!“ — meinte Grau-Fenchelchen — „nicht so übel, nicht so übel!“ und sein Fuß suchte den der schönen Betty. — „Hätten daraus, trotz Onomatik, Neomatik, Astrographie, Theographie und all den anderen „gie“, „sie“ und „phie“ als Menschheitscurirer viel lernen können. Soll ich Ihnen erzählen, was es mit den Curmetboden für eine Bewandtniß hat?“

„Ich bitte Sie!“ — sagte Narry vornehm abwehrend; alle Anderen aber riefen wie aus einem Munde: — „Erzählen, Doktor, erzählen!“

Fenchelchen lachte schelmisch, rieb sich vergnügt die Hände, schlürfte mit unendlicher Gemüthlichkeit sein Glas Wein, schnalzte vor Entzücken über dessen Trefflichkeit mit der Zunge und hub an:

„In einer Stadt — in welcher des lieben Vaterlandes gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren,

alle drei gleich ſchwach und gleich krank — gleich krank. Ob ſie der Ceres oder dem Bachus, oder irgend ſonſt einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift ſchon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in ſie übergegangen war? — kann ich nicht ſagen — nicht ſagen. Genug, es waren bloße Geſtalten von Menſchen. Herr von Schlaff ſah aus wie das Fieber, Herr von Quöch wie die Auszehrung; und Herr von Hemm wie die Schwindſucht .... rein wie die Schwindſucht!“

„In eben dieſer Stadt lebten aber auch drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doktor Süß, Doktor Mark, und Doktor Sinn. Die beiden erſteren waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörenſagen, und hatten ſehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einſicht, aber es fehlte an Praxis, fehlte an Praxis. Doktor Süß galt bei dem ſchönen Geſchlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doktor Mark machte ſein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doktor Sinn ward von den Klugen gebraucht und ging zu Fuße; die andern beiden aber fuhren in Kutſchen — Kutſchen — ſchöne Sache um die Kutſchen!“

„Herr von Schlaff fiel durch den Rath ſeiner Tante in die Hände des Doktors Süß. Dieſer fand in ſeinem Kranken nichts als ſchwach gewordene Säfte, die er verſüßen, — ſchleimigte, die er verdünnen, und

überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen mußte. Er griff alſo friſch zum Werke, verſüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. — Seignare. purgare. clysterium donare! — Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags ſah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und beſonders Tiſane von ſüßen Hölzern. — Um die heilſame Ausdünſtung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwiſchen Flaumenbetten; und aus dem Zimmer zu gehen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, ſo war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als ſeine Seele; und auch die ſchickte der Doktor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel — Mannatränkchen gen Himmel!"

„Herr von Quöch, der nun auch anfing, auf ſeine Cur zu denken, ließ ſich durch dieſes Beiſpiel warnen, und ſetzte ſein Vertrauen auf die Methode des Doktors Mark Dr. Mark. Dieſer dachte an keine Reinigung ſeines Kranken; er ſchüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulſes, und verordnete Stärkungsmittel. — Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quaſſia mit ſpaniſchem Weine trat an die Stelle des Thee's, und

roher Schinken mit einer Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittere Magenessenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz ... in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doktor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Kerl wie ein Herkules werden ... Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta ... Oeta! — denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß, ... Kopf schoß!"

„Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doktor Sinn. Dieser sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andere zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bei seiner Schwachheit, ihn über den Haufen werfen ... Haufen werfen. Und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das

Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht sein, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fiebern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wieder geben. Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam: er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung: und so lebt er noch jetzt ... noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden ... gesund und zufrieden!"

Narry hatte mit hoher Würde der Erzählung Grau-Fenchelchen's zugehört; da er in derselben aber nichts von Astrognosie, noch von Kosmognosie, noch von Anthropognosie, noch von Ethognosie, noch von Theognosie erkannte, so lagerte sich allmälich der ihm und den meisten Hochgelahrten Herren so geläufige Ausdruck von geistigem Hochmuth und souveräner Verachtung alles dessen, was nicht in ihren Kram paßt, auf seiner Stirne. — Freilich steigerte dieser Mißmuth auch noch die Bemerkung, die sich ihm jetzt erst aufdrängte: daß er nämlich während der gelehrten Auseinandersetzung seines weltbeglückenden Systems alle an ihm vorübergehenden Schüsseln im heiligen Drange der Menschenbeglückung übersehen habe. Das Essen war vorüber; der kluge Doktor glänzte vor Be-

hagen bei seiner Erzählung, Alle waren satt .... nur der Philosoph fühlte noch eine bedeutende Leere in seinem Magen. Knurrend wie dieser, frug er daher jetzt, als Grau-Fenchelchen seine Erzählung geendet:

„Und was soll nun das Alles bedeuten?"

„Was es bedeuten soll?" — wiederholte Fenchel kichernd und die Hände reibend — „denke, die Moral ist einfach .... ganz einfach! .... liegt auf der flachen Hand .... flachen Hand."

„Ich wüßte nicht!"

„Vorsichtig sein, im curiren wollen! .... nicht zu viel und nicht zu wenig, nicht zu dick und nicht zu dünn ...."

„Aber ...."

„Nichts aber, mein Bester! Wenn ihr Philosophen die Menschheit mit Kosmographie, Anthropographie, Ethographie u. s. w. u. s. w. bessern und beglücken wollt, so ist das so gut Quassia mit spanischem Wein, Stahlbad und Pumpernickel .... als das süßliche Geschwätz und Geträum der Theologen und Himmelsschwärmer, Manna und Thamarindenmuß ist."

„Aber ...."

„Pa, pa, pa! nichts aber, mein Bester. Wissen Sie, was einzig und allein die Menschen bessern und beglücken kann? .... beglücken kann? .... wenn sie dem Doktor Sinn folgen und seinem Bruder dem

gesunden Menschenverstand. Einfache Vernunft predigt ihnen, ... lehrt sie ihre Lebensaufgabe praktisch erfassen und lösen .... denken und arbeiten .... und dann ist geholfen .... ist geholfen ....!"

Und rasch vom Tisch aufstehend, lief Grau-Fenchelchen mit Blitzesschnelle nach Hut und Stock, grüßte Alle, kniff noch einmal mit verliebten Blicken Frau Betty in den runden, vollen Arm und schoß dann, wie ein abgeschnellter Pfeil, der Thüre hinaus.

Ein heiteres Gelächter folgte ihm, nur der Philosoph zuckte verächtlich die Achseln und sagte:

„Er ist ein Narr!" — dann nahm auch er seinen Hut, verbeugte sich mit Würde, sprach, unter höchst bedeutsamem Knurren des Magens, dem Hausherrn seinen Dank für das Genossene aus, und empfahl sich.

Ein zweites, aber halbersticktes Lachen folgte auch ihm; dann riefen Alle wie aus einem Munde: „der Narr!" und die Gesellschaft zerstreute sich nach Gefallen. Frau Betty besuchte noch einmal ihre Freundin; die Brüder Karl und Johann aber rückten zusammen, ließen sich noch eine Flasche Wein und ihre Pfeifen bringen und begannen nun erst das Hauptwerk des Tages, eine Berathung über Bruder Ludwig.

Hier war nun freilich gar viel zu besprechen: Ludwig saß ja in Heiligenstadt und war melancholischer und menschenscheuer als je zuvor. Selbst Karl konnte

kaum bis zu ihm vordringen, und das war der erſte Punkt, der geändert werden mußte.

„Aber was iſt da zu machen?“ — frug jetzt Johann.

„Hm!“ — entgegnet Karl, die Pfeife aus dem Mund nehmend und die Lippen* feſt zuſammenpreſſend; .... dann ſagte er raſch:

„Wie wäre es, wenn du dich ebenfalls krank ſtelltest, ſehr krank! Ich bringe ihm dann dieſe Nachricht; .... ſage, du begehrteſt ihn noch einmal zu ſprechen, ... er iſt erſchüttert, ... kommt .... wird durch dein kluges Benehmen — ich meine durch etwas ſeufzen, ſtöhnen, vom Scheiden ſprechen u. ſ. w. gerührt und weich geſtimmt und iſt wieder unſer und ich mache mit ihm, was ich will.“

„Aber —“ entgegnete Johann, bückte ſich über ſein Glas und ſah tief hinein, als habe er etwas auf deſſen Boden entdeckt; während es doch nur ein Anflug von Scham war, der in ſeinem noch nicht ſo ganz verdorbenen Gemüthe aufſtieg.

„Was aber?“ — frug Karl, der bei dem jüngeren Bruder bereits ſchon an unbedingten Gehorſam gewöhnt war, finſter und ſtreng.

„Ich meine nur“ — ſagte Johann, noch immer über ſein Glas gebückt, ſchüchtern — „ob es nicht beſſer ſei, wenn du die Rolle des Kranken übernehmen würdeſt. Du biſt jedenfalls gewandter als ich, du ....“

„Allerdings!“ — verſetzte Karl — würde ich mich ohne Zweifel beſſer zu ſo etwas ſchicken, aber die Sache iſt die: zu dir kommt Ludwig .... während er, wie du weißt, mein Haus wegen meiner Frau nicht betritt.“

„Iſt's denn wirklich ſo arg, Karl?“

„Pah! was geht's dich und Andere an, wenn ich dazu ſchweige.“

„Crenelli iſt hier.“

„Als ob ich das nicht wüßte.“

„Und du leideſt ....?“

„Daß ein Anderer den unſinnigen Staat meiner Frau bezahlt? Was iſt da dabei? .... Uebrigens ſprechen wir eben von Ludwig: willſt du thun, was ich eben geſagt habe?“

„Offen geſtanden ....“

„Biſt auch du ein Narr!“

„Fürchte ich mich Sünde.“

Karl lachte hell auf: — „Iſt es vielleicht Sünde“ — rief er dann — „wenn man durch einen pfiffigen Streich ſeinen melancholiſchen Bruder der Welt und den Menſchen wiedergewinnt?“

„Nein!“ —

„Nun gut! wollen wir denn etwas anderes?“

„Ich dächte ....“

„Ueberlaß das mir, Johann, und folge lieber unbedingt meinem Rath. Nur auf die angegebene

Weiſe bringen wir Ludwig zu uns. Haben wir ihn hier und weich geſtimmt, dann bringe ich das Geſpräch auf die Mutter ſelig .... du redeſt etwas von ihrem Grabe .... von Sehnſucht nach ihm und Vereinigung mit ihr .... ich erinnern daran, daß ſie uns noch auf dem Todtenbette ſeiner Liebe und Unterſtützung empfohlen hat, und .... ich ſetze meinen Kopf zum Pfande .... er fragt dich, Thränen im Auge, ob er dir nichts thun kann."

„Karl!" ....

„Stille! dann iſt der rechte Moment gekommen: du geſtehſt ihm, daß es mit der Apotheke nicht recht fort will ...."

„Aber ſie geht ja vortrefflich!"

„Nicht recht fort will, und daß du Tauſend Gulden Schulden für Medicamente haſt, die dich ſo ſchwer drücken, daß du jetzt krank da liegſt."

„Aber, lieber Bruder ....."

„Er verſpricht ſie dir, — ſchickt ſie dir noch denſelben Abend und wir theilen ganz gemüthlich das Sümmchen."

„Aber ...."

„Verſteht ſich von ſelbſt, nur und allein um es Ludwig — der ja bekanntermeiſe mit dem Gelde nicht umgehen kann — ſicher bei uns aufzuheben."

„Ich meine nur ...."

„Haben wir das fertig gebracht, so hat uns Bruder Ludwig viererlei zu danken: einmal, daß wir ihn aus dem Nest Heiligenstadt und aus seiner Melancholie herausgerissen; zweitens daß wir ihn seinen nächsten Verwandten, mithin dem Leben, wieder gegeben; drittens daß wir ihm für den Nothfall tausend Gulden bei uns gesichert haben und viertens daß er dann wieder an eine Arbeit gehen wird, um das — seiner Meinung nach weggeschenkte — Gold wieder zu verdienen. Was hat aber der kluge kleine Fenchel vorhin erst gesagt? Nichts curirt die Menschen besser als praktisches auffassen der Lebensaufgabe und ein gesundes denken und arbeiten! .... Arbeiten, arbeiten muß Ludwig, dann wird sich die finstere Schwermuth, die ihn, Gott weiß warum, jetzt niederdrückt, bald legen. — Siehst du, lieber Bruder Johann, so beabsichtige ich bei meinem Vorschlage, nur und allein Ludwig's Bestes. Wirst Du mir nun helfen?"

„Ja, wenn es so gemeint ist," — sagte Johann, und auf dem Grunde seines Glases mußte schon wieder etwas sitzen, so beugte er sich über dasselbe — „wenn es so gemeint ist, wie du da sagst, so wäre es ja Unrecht von mir, wenn ich dir die Hände nicht bieten wollte."

„Also abgemacht?" — rief Karl.

„Abgemacht!" — entgegnete Johann und schlug in Karl's Hand.

Beide ſtanden auf.

„Und wann ſoll ich ....“ frug Johann.

„Krank werden?“ — ergänzte Karl lachend, indem er mit dem Reſt der Flaſche ihre beiden Gläſer noch einmal füllte. — „Morgen, Johann. Und nun ſtoßen wir auf des Bruders Wohl an und daß ſich ſein Gehör-Uebel bald beſſere; denn es wäre ein verfluchter Streich, wenn er taub würde. Alſo .....“

Und die Gläſer klangen und während Beide auf Ludwig's Wohl tranken, dachte der jüngere Bruder: Ich weiß nicht, — ich glaube doch, daß der Karl eigentlich ein Halunke iſt!“ — Der ältere aber lachte in ſich hinein über den „bornirten Bruder Johann.“ Zwei Tage ſpäter theilten beide die tauſend Gulden, um ſie für Ludwig ſicher anzulegen. —

Sinfonia eroica.

Zwei Jahre waren seit jener Zeit verschwunden, in welcher Ludwig van Beethoven sein Testament in einer Anwandlung tiefer Melancholie in Heiligenstadt aufgesetzt hatte. Erst zum Herbste jenes Jahres hin war sein Gemüthszustand wieder so weit gebessert, daß er den längst gefaßten Plan: dem Helden der Zeit, Napoleon Buonaparte, mit einem großen Instrumentalwerke zu huldigen, wieder aufgreifen konnte. *)

Aber es waren doch nur Momente besserer Stimmung, denn im Ganzen drückte ihn damals gerade die furchtbare Wucht seines Schicksals mehr als je zu Boden. Julie Guicciardi, der lichte Stern seines Lebens, — das herrliche, mit der ganzen Innigkeit

*) Schindler: S. 56. Wegeler und Ries: S. 77.

und Kraft einer großen Seele geliebte Mädchen — war fern von ihm. An der Seite ihrer Mutter Italien durchreisend, blieb es sogar unbestimmt, ob und wann sie nach Wien zurückkehren werde. Beethoven aber fühlte diese große, unausfüllbare Lücke in seinem Innern um so schmerzlicher, als ihn zu gleicher Zeit sein Gehörleiden niederbeugte, und der Welt und den Menschen entfremdete. Und doch war dies noch nicht das Schlimmste jener Tage. Er hatte ja wieder eine entsetzliche Erfahrung an der Menschheit gemacht! .... wußte, daß ihn die Rache — im Finsteren schleichend — in immer engeren Kreisen umziehe; fing, zu seiner Qual zu ahnen an, daß ihn seine eigenen Brüder mit einem Netz von Betrügereien und Intriguen zu umstricken bemüht seien.

Kein Wunder, daß sich ein furchtbarer Kampf in seiner Seele zu entspinnen begann: der letzte Kampf eines gewaltigen Selbstbewußtseins mit den Niederdrückungsversuchen der äußeren Welt; — der letzte Kampf der, seiner Seele inwohnenden Titanenkraft, um die Erringung der vollständigsten seelischen Freiheit. Aber diesen Kampf, wie alles was Beethoven durchlebte, theilte auch sein musikalisches Sein. Schicksal und Studium hatten den Menschen und den Musiker bis an den Rand des bisher auch noch für sie Bestehenden getrieben; in beiden stand eine Krisis bevor, deren siegreiche Ueberwindung Neues, Großes,

Gewaltiges gebaren mußte. Aus dem Schmerze bitterer Erfahrung sollte der „Mensch" Beethoven in noch bestimmterer Individualität, der „Musiker" Beethoven in erhöhtem idealem Gehalt und formellerer Gestaltung hervorgehen.

Aber diese Krisis war in beiden Beziehungen keine so leicht überwundene; Mensch und Musiker bedurften mehr denn zwei Jahre sie durchzumachen und es kann psychologisch nichts Interessanteres geben, als ihre Abspiegelung und der endliche Sieg der höheren Natur in dem gigantischen Werke, das Beethoven im Herbste 1802 in Heiligenstadt begann, und nach vielen Unterbrechungen, 1804 beendigte: seiner dritten Symphonie (in Es-dur), der sogenannten Sinfonia eroica!

Beethoven hatte bereits in Heiligenstadt und dann, nach seiner Rückkunft in die Residenz, auch in Wien mehrere Sonaten und Quartette, die verschiedene Edelleute und Verleger bestellt hatten, geschrieben*); immer zog es ihn zu dem Gedanken zurück, Napoleon, der für ihn damals noch das Ideal eines Republikaners im Geiste Platon's war, eine musikalische Huldigung darzubringen. Von ihm erwartete ja Ludwig van Beethoven wirklich die Aufrichtung einer Republik im Sinne und im Geiste des großen Griechen und in der That mußten die geschichtlichen Ereignisse

*) Schindler: S. 55.

diesen Glauben bei einem Manne bestärken, der, wie Beethoven, sehr weit von aller diplomatischen Beobachtungsgabe entfernt, nur dem Drange seines echt künstlerischen Naturells und den Vorbildern seiner idealen Weltauffassung lebte.

Als Buonaparte aus Egypten zurückkehrte, befand sich Frankreich in einem solchen Zustande der Verwirrung und Demoralisation, daß eine neue Umwälzung unvermeidlich war. Das Directorium hatte sich nicht nur die schändlichsten Gewaltthaten gegen die Bundesgenossen erlaubt, sondern es behandelte auch die Franzosen selbst ohne alle Rücksicht auf das Recht oder auch nur auf die gewöhnliche Moral. Alles war aufgebracht, das Volk wünschte allgemein eine Veränderung, so daß fast Jedermann Buonaparte's Rückkehr als eine Schickung der Vorsehung ansah, um Frankreich aus der Anarchie zu retten.

Kein Mensch auf der ganzen weiten Erde rechnete aber sicherer hierauf, als Beethoven, der schon damals für Napoleon schwärmte, und — selbst ein siegreicher Napoleon Buonaparte auf dem Felde der Musik — mit doppelter Sympathie auf den Sieger von Montenotte, Lonato, Castiglione, Bassano, Arcole, Lodi und Abukir blickte.

Die Ehrfurcht, Bewunderung, Dankbarkeit und frohe Hoffnung, die man dem großen Feldherrn der Republik damals in Frankreich unter lautem Jubel

entgegenkrug, fanden daher auch ihr natürliches Echo in Beethoven's Bruſt, und zwar um ſo mehr, und mit um ſo größerer Berechtigung, als der allgewaltige Mäſtro ſich dem allgewaltigen Helden in vielen Beziehungen verwandt fühlte. Tobte nicht in der Bruſt des einen wie des anderen ein unbändiges Selbſtgefühl? machte ſich nicht in beiden eine Titanenkraft geltend, deren trotzige Kundgebungen — dort in den weiteſten hier in engeren Kreiſen — die Mitlebenden erbeben machten? ſchauten nicht Beide wie Alexander empor: Welten zu erobern?

Wie natürlich begründet waren alſo Beethoven's Sympathien für den cerſiſchen Helden, auch ſchon ohne ſeine Schwärmerei für eine plateniſche Republik, für deren Träger er ihn hielt.

Beethoven folgte daher dem Fluge des galliſchen Adlers mit dem höchſten Intereſſe, und dieſer Flug ward immer kühner und kühner.

Buonaparte ward erſter Conſul! .... Beethoven jauchzte freudig auf: jetzt mußte ja die Einrichtung ſeiner im Ideal erſchauten, die Welt beglückenden, Plateniſchen Republik nicht mehr ferne ſein; aber Beethoven überſah, daß jetzt ſchon die franzöſiſche Republik nichts mehr anders, als eine, unter republikaniſchen Formen verſteckte, militäriſche Monarchie war.

Da erfüllt die Nachricht des glänzenden Sieges von Marengo die Welt; Napoleon's Arm befreit Italien;

ſein gewaltiger Geiſt beginnt bereits — den Völkern und Fürſten unbewußt — ſeinen unabweisbaren Einfluß auf die Geſchicke der Welt zu üben; ſein Adlerblick ruft die tüchtigſten Männer des Jahrhunderts an die für ſie paſſendſten Stellen; ſein Organiſationstalent wirft eine Maſſe Uebertebtes über Bord und ruft im Innern Frankreichs zahlloſe Verbeſſerungen hervor — — — er wird Conſul auf Lebenszeit!

Beethoven jauchzt ... Beethoven ſchwärmt für ihn ... Beethoven componirt für Napoleon Buonaparte, den Sieger von Marengo, den Stern ſeiner Zeit, den erſten Mann des Jahrhunderts ſeine großartige herrliche dritte Symphonie, dies Prachtwerk nach idealem Gehalt und formeller Geſtaltung.

Es war gegen Ende Mai des Jahres 1804 als Ludwig van Beethoven die letzte Hand an ſein großes, Napoleon zugedachtes Meiſterwerk gelegt.

Beethoven, mit der nochmaligen Durchſicht ſeiner dritten Symphonie, die in ſauberer Abſchrift vor ihm lag, eifrigſt beſchäftigt, ſaß an ſeinem Arbeitstiſche.

Es war noch ſehr frühe. Die Morgenſonne glänzte gar freundlich durch die Fenſter ſeines Zimmers und erleuchtete, wie mit magiſchem Lichte zwei eigenthümliche Gegenſtände, die dem Meiſter gerade gegenüber auf dem Schreibtiſche ſtanden. — Es waren dies zwei Aufſchriften von einem Iſis-Tempel, die Ludwig mit

eigener Hand niedergeschrieben und dann in Rahmen hatte fassen lassen. Sie lauteten:

„Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat je meinen Schleier aufgehoben."

Und die andere:

„Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." *)

Beethoven hielt diese Worte für den Inbegriff der höchsten und reinsten Religion. Darum standen denn auch schon seit lange diese beiden eingerahmten Inschriften vor ihm auf dem Schreibtische und oft, sehr oft, ruhte sein Auge auf denselben, während sein Geist dem tiefen Sinne nachforschte, der sich in ihnen aussprach. — Heute war dies indessen nicht der Fall, da die letzte Durchsicht seiner Arbeit ihn jetzt ganz und gar in Anspruch nahm. — Saß Beethoven doch schon seit fünf Uhr des Morgens unbeweglich hier und war so vertieft, daß er außer seiner Arbeit nichts sah und nichts hörte. Jetzt endlich sprang er begeistert auf, warf die Feder, die er noch hie und da verbessernd angesetzt, bei Seite und rief mit Freude strahlenden Blicken: „Fertig! Gelobt sei Gott! nun ist sie fertig!"

---

*) Anton Schindler: Biographie von L. v. Beethoven. S. 250 und als Autograph in der ersten Beilage. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 68.

Es lag ein ungeheurer Triumpf, ein unaussprechlich entzückendes Bewußtsein in diesem Ausrufe; aber es war ja auch nicht nur das beglückende Gefühl, eine jahrelange Arbeit vollendet zu haben, welches Beethoven in diesem Augenblicke erfaßte und durchdrang; es war zugleich das Bewußtsein des Riesenfortschrittes, den hier der Schöpfer dieses Prachtwerkes seit der Composition seiner zweiten Symphonie gemacht und endlich der Gedanke, diesen würdigen Spiegel seiner eigenen, geistigen Kraftentfaltung seinem Lieblinge, seinem Ideal jetzt zusenden zu können.

Und wie groß, wie gewaltig stand dies Werk nun vor seiner Seele!

Es war der Held von Marengo, der hier gefeiert wurde; — es war — ihm vielleicht selbst nicht klar bewußt — Ludwig van Beethoven in der Entwicklung seines Kraftgenies; es war der strahlende Abglanz des ganzen vollen Menschen in der idealen Bedeutung des Wortes.

Der künstlerische Inhalt des Werkes ist die mannigfaltige, mächtig sich durchdringende Empfindung an einer starken vollkommenen Individualität, der nichts Menschliches fremd ist, sondern die alles wahrhaft Menschliche in sich enthält. Diese gewaltige Individualität äußert sich nun dahin, daß sie, nach der aufrichtigsten Kundgebung aller edlen Leidenschaften, mit der energischsten Kraft nach dem Abschlusse

ihrer Natur ringt. Der Fortſchritt zu dieſem Abſchluſſe iſt die heroiſche Richtung in dieſem Kunſtwerke. Es umfaßt wie in einem glühenden Brennpunkte alle Empfindungen einer reichen menſchlichen Natur im raſtloſeſten, thätigſten Affecte. Wonne und Wehe, Luſt und Leid, Anmuth und Wehmuth, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen, Kühnheit, Trotz und ein unbändiges Selbſtgefühl wechſeln und durchdringen ſich auf das Innigſte und Unmittelbarſte und geben aus von einer Hauptfähigkeit, der Kraft. Dieſe Kraft, durch alle Empfindungseindrücke unendlich geſteigert und zur Aeußerung der Ueberfülle ihres Weſens getrieben, iſt der bewegende Hauptdrang dieſes Tonſtückes, ſie ballt ſich bis zur vernichtenden Gewalt zuſammen, und in ihrer trotzigſten Kundgebung glauben wir einen Weltzermalmer vor uns zu ſehen, einen Titanen, der mit den Göttern ringt. Dieſe zerſchmetternde Kraft drängt aber nach einer tragiſchen Kataſtrophe hin, deren ernſte Bedeutung unſerem Gefühle im zweiten Satze der Symphonie ſich kundgibt. Der Tondichter kleidet dieſe Kundgebung in das muſikaliſche Gewand eines Trauermarſches. Eine durch tiefen Schmerz gebändigte, in feierlicher Trauer bewegte Empfindung theilt ſich uns in ergreifender Tonſprache mit: eine ernſte männliche Wehmuth läßt ſich aus der Klage zur weichen Rührung, zur Erinne-

rung, zur Thräne der Liebe, zur innigen Erhebung, zum begeisterten Ausrufe an. **Aus dem Schmerze aber entkeimt eine neue Kraft:** Der große, der gewaltige, der feste Mann will nicht erliegen, sondern ertragen. Der Trauer wehrte er nicht, aber er selbst trägt sie auf den starken Wogen eines muthigen, männlichen Herzens.

Und doch wie herrlich bricht sich nach dem Schlusse hin auch die Macht der Liebe eine volle breite Bahn! Die rastlose Bewegung hält an und in edler, gefühlvoller Ruhe spricht sich die Liebe aus, weich und zärtlich beginnend, bis zum entzückenden Hochgefühle sich steigernd, endlich das ganze männliche Herz bis auf seinen tiefsten Grund einnehmend. Noch einmal zuckt das Herz und es quillt die reiche Thräne edler Menschlichkeit: doch aus dem Entzücken der Wehmuth bricht kühn der Jubel der Kraft hervor, — der Kraft, die sich der Liebe vermählt, und in der nun der ganze volle Mensch uns jauchzend das Bekenntniß seiner Göttlichkeit zuruft.*)

„Ja! ja! großer herrlicher Mann!“ — rief jetzt Beethoven in stillem Entzücken mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend — „dir soll dies, mein bis jetzt gelungenstes Werk, eine Huldigung meines

*) Weiteres hierüber sagt Richard Wagner: Programm zur heroischen Symphonie. 37. Band der Brandel'schen Musik-Zeitung. Elterlein: S. 38.

Herzens ſein. — O! du wirſt ſie ja verſtehen, dieſe Töne, die dich zeichnen in deiner ganzen Größe, die aber auch mahnend und bittend an dein Ohr ſchlagen werden, ein Flehen der ganzen Menſchheit: nun auch dein großes Herz der weltbeglückenden Liebe zu öffnen und ihn einzuführen, den Freiſtaat des Rechtes und der echten Menſchlichkeit, wie ihn der große Platon gedacht, und den du, ſo ſicher wie ich ſelbſt, in Herz und Geiſt längſt aufgerichtet haſt! — Ja! ſie ſollen mit der ganzen heiligen Gewalt der Muſik zu dir ſprechen, dieſe Töne, und du wirſt ſie verſtehen und in weltbeglückenden Thaten auftlingen laſſen!"

Und raſch ſich zu dem Schreibtiſche wendend, ergriff er die Feder und ſchrieb mit großen Buchſtaben die Dedication auf das Titelblatt. Groß und gewaltig leuchtete oben das Wort: „Buonaparto" .... beſcheiden ſtand unten: Luigi van Beethoven.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und zwei Männer traten ein. Es war der Fürſt Lichnowsky und der junge Ries. Beide waren augenſcheinlich in großer Aufregung, und Ries — ein Zeitungsblatt in der Hand — perorirte noch im Eintreten. Beethoven ſtaunte, denn es war kaum acht Uhr und Jedermann wußte, daß man ihn um dieſe Stunde nicht ſtören durfte.

„Nur nicht böſe, lieber Beethoven!" — rief daher auch ſchon von der Schwelle aus Lichnowsky

beſchwichtigend, indem er die Hand wie abwehrend aufhob. — „Wir beide haben uns unten am Hauſe getroffen, da uns eine große Nachricht, die Sie ſehr intereſſiren wird, gleichzeitig hierher trieb.“

„Und was für eine Nachricht wäre das?“ — frug Beethoven geſpannt.

„Buonaparte hat ſich zum Kaiſer erklärt!“ — platzte Ries in höchſter Erregtheit und mit dem vollen Ungeſtüm der Jugend heraus.

Es war indeſſen gut, daß er in dieſem Momente weit genug von ſeinem Lehrer entfernt ſtand, da ihm dieſer Vorwitz ſonſt unfehlbar eine gewaltige Ohrfeige eingetragen hätte. Beethoven warf ihm daher jetzt nur einen vernichtenden Blick zu.

„Dummheit!“ — rief er zugleich. — „Laſſen Sie Ihre albernen Späße zu Hauſe.“

Aber er ward plötzlich blaß wie der Tod, als Fürſt Lichnowsky die Wahrheit der Nachricht beſtätigte. Und doch glaubte er ſie nicht.

„Nein! nein! nein! nein!“ — rief er ein- über das anderemal — „das iſt nicht möglich! das kann der Sieger von Marengo nicht thun!“

„Aber hier ſteht es ſchwarz auf weiß!“ — ſagte Ries etwas eingeſchüchtert.

„In welchem Lumpenblatt!“ — rief Beethoven.

„In der Kaiſerlich und Churpfalz-Bayriſch privilegirten Allgemeinen Zeitung.*)“

„Ich glaub's doch nicht!“ – ſchrie Beethoven auf und ablaufend und ſeine Züge hatten den Ausdruck eines gereizten Löwen angenommen.

„Und dennoch iſt es ſo!“ — fiel hier Lichnowsky ein. — „Ein Cabinets-Courier hat die Nachricht ſchon vorgeſtern gebracht; aber ſie wurde bis heute Morgen geheim gehalten.“

Beethoven ſtand erſtarrt.

„Soll ich leſen?“ — frug Ries. Der Maeſtro nickte finſter. Ries nahm das Blatt und las:

„Der Senat, unter dem Vorſitze des Conſuls Cambacceres, hat in ſeiner heutigen Sitzung (vom 18.), welcher der Conſul Lebrün beiwohnte, und bei der die Miniſter gegenwärtig waren, das organiſche Senatusconſultum decretirt, welches dem erſten Conſul den Kaiſertitel zuerkennt, und die Erblichkeit der kaiſerlichen Würde in ſeiner Familie feſtſtellt. Er hat beſchloſſen, ſich ſofort nach St. Cloud zu verfügen, um dem Kaiſer das organiſche Senatusconſultum zu überbringen; welcher Entſchluß auch ſofort zur Ausführung kam. Der Zug war von vielen Truppencorps begleitet. Der Senat wurde bei ſeiner Ankunft alsbald zur Audienz des Kaiſers zugelaſſen. Der

*) Augsburger-Allgemeinen.

Conſul Cambacceres, Präſident, überreichte das Senatusconſultum dem erſten Conſul, und ſagte: „Sire, das Decret, welches der Senat eben erlaſſen hat, und das er nicht ſäumt, Ew. kaiſerlichen Majeſtät zu überreichen, iſt blos der authentiſche Ausdruck eines ſchon von der Nation kundgethanen Willens. Dieſes Decret, welches Ihnen einen neuen Titel überträgt und nach Ihnen Ihrem Geſchlecht deſſen Erblichkeit zuſichert, fügt weder Ihrem Ruhme noch Ihren Rechten etwas hinzu. Die Liebe und die Erkenntlichkeit des franzöſiſchen Volkes haben ſeit vier Jahren Ew. Majeſtät die Zügel der Regierung anvertraut und die Satzungen des Staates ließen die Wahl eines Nachfolgers bereits auf Sie ankommen. Die höhere Benennung, die Ihnen zuerkannt wird, iſt alſo nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zollt, und ihrem Bedürfniß Ihnen täglich Zeugniſſe einer Ehrfurcht und Zuneigung zu geben, die täglich wächſt. Wie könnte auch das franzöſiſche Volk Grenzen ſeiner Erkenntlichkeit finden, da Sie Ihrer Sorge für ſein Wohl keine ſetzen? Wie könnte es bei der Erinnerung an die Uebel, die es gelitten hat, als es ſich ſelbſt überlaſſen war, ohne Begeiſterung an das Glück denken, das es erfährt, ſeitdem die Vorſehung ihm eingab, ſich in Ihre Arme zu werfen? Die Armeen waren beſiegt, die Finanzen in Unordnung, der Staatskredit vernichtet; die Factionen ſtritten ſich um die Ueberreſte unſeres alten Glanzes; die reli-

gießen und ſelbſt die ſittlichen Ideen waren verdunkelt; die Gewohnheit die Macht zu geben und zurückzunehmen, ließ die Obrigkeiten ohne Anſehen, und hatte ſogar jede Art von Macht verhaßt gemacht. Ew. Majeſtät erſchienen. Sie riefen den Sieg unter unſere Fahnen zurück; Sie ſetzten Regel und Oekonomie in den Staatsausgaben feſt; die Nation, beruhigt durch den Gebrauch, den Sie davon zu machen wußten, vertraute wieder ihren eigenen Hülfsmitteln; Ihre Weisheit linderte die Wuth der Parteien, die Religion ſah ihre Altäre wieder aufſtehen; die Begriffe von Recht und Unrecht erwachten wieder im Herzen der Bürger, als man die Strafe dem Verbrechen folgen, und ehrenvolle Auszeichnungen die Tugenden belohnen ſah."

„Das franzöſiſche Volk bedient ſich daher ſeiner Rechte, um Ew. kaiſerliche Majeſtät eine Macht zu übertragen, die ſein Intereſſe ihm verbietet, durch ſich ſelbſt auszuüben. Es ſetzt für die künftigen Geſchlechter feſt und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück ſeiner Enkel den Abkömmlingen Ihres Stammes an. Dieſe werden Ihren Tugenden nacheifern. Jene werden unſere Liebe und Treue erben. Glücklich die Nation, die nach ſo vielen Verwirrungen und Ungewißheiten einen Mann in ihrem Schooße findet, der würdig iſt, den Sturm der Leidenſchaften zu legen, alle Intereſſen zu vergleichen, alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürſt, der ſeine Macht von

dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der Bürger erhält! Der Senat ruft somit im Namen des Volkes Napoleon zum Kaiser der Franzosen aus."

Beethoven hatte bis dahin schweigend und unbeweglich zugehört. Seine buschigen Augenbrauen hatten sich dicht zusammengezogen und zwei tiefe Falten liefen drohend, seinem Gesichte einen furchtbar finsteren Ausdruck gebend, von der Wurzel der Nase bis hoch in die Stirne. — Die Lippen aufgeworfen, die Haare wie eine Löwenmähne das Gesicht umschließend, die Augen zornflammend stand er hochaufgerichtet da, wie ein zürnender Gott.

„Und die Antwort Napoleon's?!" — rief er jetzt mit einer solchen Stentorstimme, daß die Saiten der Instrumente nachbebten und die Wände des Zimmers zu wanken schienen. — „Die Antwort Napoleon's!"

Ries, das Aeußerste fürchtend, las mit schwankendem Tone:

„Der Kaiser hat mit folgenden Worten geantwortet: Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glück verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation zuträglich glauben. Ich unterwerfe der Sanction des Volkes das Erblichkeitsgesetz. Ich hoffe auch, Frankreich werde die Ehre nie bereuen, mit der es mein Geschlecht umgeben wird. In allen Fällen wird mein Geist nicht mehr bei meiner Nachkommenschaft

ſein, ſobald ſie aufhören ſollte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

„Es iſt genug!" — rief hier Beethoven, und zu ſeinem Schreibtiſche eilend, erfaßte er mit dem Ausdrucke unausſprechlicher Indignation ſein herrliches, Napoleon dedicirtes Werk, riß das Titelblatt von oben bis unten durch, ſchleuderte die Partitur zur Erde, trat ſie verächtlich mit Füßen und rief:

„Verflucht und verdammt! So iſt denn der auch nichts anderes, als ein gewöhnlicher Menſch! Nun wird auch er alle Menſchenrechte mit Füßen treten, nur ſeinem Ehrgeize fröhnen, ſich höher, wie alle Andere ſtellen ..... und .... ein Tyrann der Menſchheit werden!" *)

Lichnowsky und Ries ſtanden verblüfft; Beethoven ging zornſprühend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; als aber Ries Miene machte, das Meiſterwerk ſeines Lehrers aufzuheben, rief dieſer wild:

„Unterſtehen Sie ſich nicht! Am Boden bleibt das Machwerk liegen, ... im Staube ... wie meine zertretenen Hoffnungen!" — Und er rannte nach ſeinem Hute, drückte ihn auf den Kopf und lief davon, ... Zimmer und Freunde im Stich laſſend.

---

*) Hiſtoriſch: Beethoven's eigene Worte. Schindler S. 56/57. Wegeler und Ries: S. 7[illegible]. Oulibicheff: fol. 68.

Donna Giulietta Guicciardi.

Es dauerte lange Zeit, bis Ludwig van Beethoven die bittere Täuschung verschmerzen konnte, die ihm durch Napoleon's Ergreifen der Kaiserkrone geworden und nur mit unendlicher Mühe gelang es später den vereinten Bitten des Fürsten Lichnowsky und Ries, den Maestro zu bewegen, jenes herrliche Werk unter dem Titel „Sinfonia eroica" und mit der darunter sich befindenden Devise: „Per festegiare il sovvenire d'un gran uomo" in die Welt zu schicken. *)

Beethoven war nun einmal ein Mann der Täuschungen; das Schicksal hämmerte auf seinem Herzen wie auf einem Amboße, und so konnte es denn auch unmöglich fehlen, daß er sich nach und nach gegen die Außenwelt immer mehr und mehr verhärtete, —

*) Schindler: S. 57. Wegeler und Ries: S. 78. Oulibicheff: Fol. 68.

ſich finſterer in ſich ſelbſt zuſammenzog und die ſcharfen Ecken ſeines Charakters wie abwehrende Stacheln nach Außen kehrte. Es war um jene Zeit faſt nicht mit ihm auszukommen.

Und dennoch trug Beethoven den Grund für viele Täuſchungen, die ihn trafen, in ſich ſelbſt. — Es iſt nämlich eine der wichtigſten Lebenswahrheiten, daß man ſich bei allen Dingen ein Ziel ſetzen muß, zu welchem ſich auch ein gangbarer Pfad hinanwindet. Mag dieſer Pfad alsdann auch immer ſteil und mühſam zu erklimmen ſein, wenn er nur durch kein völlig unüberſteigliches Hinderniß verſperrt wird oder ſich in das Nebel-Land überſchwänglicher Idealität verliert.

Hier aber lag Beethoven's Fehler. Weil er über ſeine ideale Welt die reale ſo oft unter den Füßen verlor, donnerte ihm das Schickſal ſo oft mit rauher Cyklopenſtimme ſein „Halt“ entgegen. Mochte er immer mit Platon: Gott für das Urſchöne, die höchſte Wahrheit, das vollendetſte Ebenmaß halten und erkennen — — das war ja an und für ſich eine ewige, nie alternde Wahrheit, die andere Zeiten nur mit anderen Namen nennen; aber die in Platon's Republik ausgeſprochenen politiſchen Ideen als in ſeiner Zeit ausführbar zu halten und in einem Napoleon einen Schwärmer für dieſe Ideen zu ſehen, war ſelbſt fromme Schwärmerei eines edlen aber total unpraktiſchen Menſchen.

Immerhin blieb für ihn der Erfolg gleich: die vielen Täuſchungen, die ihn trafen, machten ihn, wie geſagt, fort und fort bitterer und abſtoßender nach Außen hin. Er fühlte ſich getäuſcht, gekränkt, verletzt und namenlos unglücklich. Einem Anderen wäre vielleicht darüber das Herz gebrochen — — Beethoven's gewaltiger Geiſt richtete ſich hier erſt gerade in ſeiner ganzen Größe auf. Der höchſte Muth iſt ja nicht der Schlachtenmuth und Wundentrotz, ſondern einem langen Unglücke feſt in das Angeſicht zu ſchauen und es wie ein Mann zu tragen; ſowie die rechte Tapferkeit nicht einigen oder gewohnten Gefahren, ſondern allen, auch den unvorhergeſehenen ſteht.

Beethoven, rechts und links von den Keulenſchlägen des Schickſals getroffen, parirte ſie mit finſterer Miene; aber mit dem Kampfe wuchs auch ſein Titanentrotz. In ſich ſelbſt abgeſchloſſen, gehüllt in den Panzer ſeiner vielen zurückſtoßenden Eigenheiten, ſtand er jetzt allein und einſam gleich einem von der Welt ausgeſtoßenen doch auch wieder angefeindeten geiſtigen Rieſen da: kämpfend, leidend und überwindend; aber .... das Reſultat aller dieſer Schmerzen, aller dieſer Kämpfe ward bei ihm ... Muſik!

Und doch! ... konnte dieſer einzig daſtehende Charakter nicht auch liebenswürdig ſein?

Sich von ſeinem Unmuthe über die neue Täuſchung zu zerſtreuen, war Beethoven mit der Gräfin

Browne — der Mutter der ſo früh verſtorbenen, ſeiner Erinnerung heiligen Comteſſe Eugenie — nach dem Theater gefahren. Der gemeinſame Schmerz, den Beide über den Tod jenes holden und wunderbaren Weſens empfunden, hatte ſie nach dem Heimgange desſelben enger verbunden und ein edles, reines Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihnen aufgerichtet, für das Beethoven ungemein zartfühlend war. Zwar ſprach er mit Niemanden davon, beſuchte auch das Gräflich Brownę'ſche Haus nur ſelten; wo aber Beethoven dem Grafen oder der Gräfin einen Dienſt erweiſen, eine Gefälligkeit erzeigen konnte, war er gewiß dazu bereit. Es war ja das Bedürfniß, eine, im eigenen Herzen ſtill und geheim nachblutende Wunde dadurch zu heilen, daß er lindernden Balſam auf die Wunden der elterlichen Herzen träufelte.

Heute alſo war Beethoven nach einem Beſuche, während deſſen viel von der Erblichenen geſprochen worden war — mit der Gräfin Browne in das Theater gefahren. Er ſaß an ihrer Seite in der Loge, während man La Molinara gab. Bei dem bekannten: „Nel cuor piu non mi sento", ſprach die Gräfin mit Bedauern aus, daß ſie auch Variationen über dieſes Thema beſeſſen habe, die aber verloren gegangen ſeien. Beethoven ſchwieg, ſchrieb aber in der Nacht VI Variationen darüber und ſchickte ſie am anderen Morgen der Gräfin mit der Aufſchrift:

„Variazioni u. ſ. w. Perdute par la contessa Browne, ritrovate par Luigi van Beethoven.“ *)

An einem der nächſten Abende ſpielte Beethoven bei Lychnowsky's ſein Clavier-Quintett mit Blasinſtrumenten. Der berühmte Oboiſt Ram von München war auch zugegen und begleitete Beethoven im Quintett. Nun kommt im letzten Allegro dieſer ſchönen Compoſition einigemal ein Halt vor, ehe das Thema wieder anfängt. Als nun Beethoven an einen derſelben kam, fing er plötzlich zu phantaſiren an, nahm das Rondo zum Thema und ſpielte zur Freude der Zuhörer, aber zur Pein der Begleitenden, fort und fort. Wirklich ſah es poſſirlich aus, wenn dieſe Herren, die jeden Augenblick erwarteten, daß Beethoven wieder zum Quintett einleiten werde, die Inſtrumente unaufhörlich an den Mund ſetzen und dann wieder abnehmen mußten. Alle waren ungehalten, Ram auf das äußerſte aufgebracht. Endlich war Beethoven befriedigt und fiel wieder in das Rondo ein; aber er hatte jetzt auch ſo entzückend geſpielt, daß die ganze Geſellſchaft — Ram mitbegriffen — außer ſich war.

Und warum ſo entzückend? .... Es wußte es Niemand in der glänzenden Geſellſchaft und konnte

---

*) „Variationen u. ſ. w. Verloren durch Gräfin Browne, wiedergefunden durch Ludwig van Beethoven.“

es Niemand wiſſen. Und doch war dies entzückend ſchöne Spiel nur der Wiederſchein einer groſzen Freude die heute wie ein lichter Sonnenſtrahl in ſein Herz gefallen: Stephan von Breuning, ſein alter lieber Jugendfreund, der durch Verwendung des Churfürſten-Erzherzog ſchon vor Jahren in den öſterreichiſchen Staatsdienſt eingetreten, hatte vor wenigen Wochen die Berufung als Kaiſerlich Königlicher Hofrath nach Wien erhalten und war heute in der Hauptſtadt eingetroffen. Dies freudige Wiederfinden feierte jetzt der Maeſtro in Tönen.

Und klangen denn nicht aus ſeinem Spiele die Seligkeiten der Jugenderinnerungen durch: die Erinnerung an ſeine zweite Mutter, die edle und liebenswürdige Frau von Breuning, an Eleonore, an das Leben im Breuning'ſchen Hauſe, an Jeannette d'Honrath, den lichten funkelnden Stern jener Zeiten? Und hatte ihm der heutige Tag nicht wieder einen Freund gegeben, von dem er wuſzte und überzeugt war, daß er ihn liebe? Brauchte er mehr als einen ſolchen Freund und die Liebe Julien's, um glücklich zu ſein?

Beethoven verlieſz die Geſellſchaft bald. Die Gefühle, die ihn durchzitterten, waren ihm zu heilig für das äuſzerliche geräuſchvolle Weſen, das hier herrſchte.

Wer das Weltleben liebt, der empfindet das Leben nur als Leiden ... oder als Reiz. Hier iſt keine

Ruhe, keine Aussicht auf Ruhe, kein Gleichgewicht der inneren Potenzen, keine volle Gesundheit der Seele denkbar. Nur der feste Wille allein oder mit wenigen gleichgestimmten treuen Seelen das Leben zu durchschreiten: stark gegen die selbstsüchtigen Triebe und in reiner Abhängigkeit von den Geboten der Vernunft, nur dies gibt moralische Freiheit — nicht blos als Fähigkeit, sondern als wirklichen Besitz gedacht — erhebt den Menschen zu stiller Glückseligkeit und gibt ihm das Gefühl seiner geistigen Emanation aus dem Wesen der ewigen und unendlichen Liebe.

Und dies Bewußtsein bedurfte Beethoven mehr wie jeder andere Sterbliche, wollte er seinen Vorsatz ausführen: dem Schicksale als Mann Trotz zu bieten. Glücklicherweise für ihn kehrte um jene Zeit auch die Gräfin Guicciardi mit ihrer liebenswürdigen Tochter aus Italien nach Wien zurück, so daß, neben dem erneuten Freundschaftsbunde mit Stephan von Breuning ein reicher Liebesfrühling für den edlen Meister erblühte. Freilich wußte auch jetzt außer Stephan Niemand etwas von diesem Verhältnisse, nicht einmal die Mutter; aber es kam doch zur Klärung zwischen beiden: sie gestanden sich, daß sie einander liebten und nicht ohne einander leben könnten.

Dennoch blieb dies Verhältniß durch Beethoven's sonderbaren Charakter bedingt — immer ein ganz eigenes. Es beruhte ebensowenig auf Sinnlichkeit, als

auf Schwärmerei; aber wenn auch sein Wesen eine tief innerliche gluthvolle Liebe war, so mischte sich doch immer wieder dieser Liebe eine eigenthümliche Färbung von gegenseitig verbindendem Kunstenthusiasmus und Verstandeshuldigung bei. Sie war zu ideal, diese Liebe, um für das praktische Leben Gewicht und Einfluß zu erlangen; desto einflußreicher freilich sollte sie für die geistige Welt Beethoven's werden. Aus Julien's bezauberndem und anregendem Umgange schöpfte Ludwig immer neue Anregung, neue Kraft; in ihm fand er eine Menge Impulse zu frischen Schöpfungen; hier ward ihm durch eine liebende, unsichtbare Hand das Gegengewicht für sein sonst so hartes Schicksal geboten und damit die Elasticität des Geistes, vermöge dessen sich derselbe immer wieder frisch und freudig erhob, je gewaltsamer und schmerzlicher die äußeren Verhältnisse ihn niederzubeugen versuchten.

In dem Sonnenscheine dieser durchgeistigten Liebe entfaltete sich aber auch die literarische und musikalische Erkenntniß beider Liebenden mehr und mehr. Klopstock für den sie beide früher eingenommen waren, trat zurück und Goethe gewann die Oberhand.

Wie aber so oft das Kleinste von unberechenbaren Folgen ist, so war es für Beethoven ein Gedankenaustausch mit Julien über „Egmont". Beide tadelten, von ihrem streng-sittlichen Standpunkte aus,

das Verhältniß Klärchen's zu Egmont; nur daß Beethoven damit das ganze Stück als unsittlich verwarf, während Julie seine moralische Berechtigung in der Treue und Liebe Klärchen's fand. Die junge Gräfin Guicciardi hatte aber dabei ihre Vertheidigung mit solchem Geist und Feuer durchgeführt, daß Beethoven endlich ausrief:

„Ja! weibliche Treue und Liebe ist allerdings mit das Höchste in diesem Leben. Hätte ich ein Sujet, welches diesen Gegenstand, freilich von einem berechtigten Standpunkte aus, behandelte, ich würde dem Drängen meiner Freunde und am Ende auch meinem eigenen Wunsche genügen, und eine Oper schreiben!"

„Ich nehme Sie beim Wort!" — sagte hier, fein lächelnd, Julie, stand auf und ging an ihren Schreibepult. — „Kennen Sie das Libretto: Léonore ou l'amour conjugale?" — frug sie dabei, indem sie nach Etwas suchte.

„Nein!" — entgegnete Beethoven.

„Nun!" — fuhr Julie fort, indem sie dem Maestro jetzt ein Manuscript hinhielt. — „Lesen Sie einmal das Libretto durch; es ist das ebengenannte, von dem Regierungsrath Sonnleithner, einem Freunde meiner Mutter, übersetzt und bearbeitet. Er gab es mir gestern zur Durchsicht und Beurtheilung, nun hat mich aber unser Gespräch über Egmont an dasselbe erinnert und ich glaube fast, es ist das, was Sie suchen."

„Ich wünſchte es wirklich!“ — entgegnete Beethoven. Julie ſtrahlte in Freude:

„O wie herrlich wäre es, wenn wir Sie endlich dadurch zur Compoſition einer Oper brächten!“ — rief ſie dann und ihre ſeligen Blicke ruhten auf dem Geliebten.

„Aber werde ich auch genügen können? Mein eigentliches Feld iſt die Inſtrumentalmuſik!“

„Und das ſagt der Mann, der „„Adelaide““ componirt hat?“

„Adelaide!“ — wiederholte Beethoven, und es war, als ob ein Schatten über ſeine Stirne, ein Schmerz durch ſeine Seele gleite. — „Ein Lied iſt noch keine Oper und dann .....“ Er hielt inne.

Julie trat zu ihm, legte ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter, ſah ihm mit unendlicher Liebe und Milde in die Augen, und ſagte noch einmal: — „Und dann? ....“

„Es iſt wie eine Stimme aus einer anderen Welt!“ — fuhr Beethoven ernſt fort. — „Ich nahm damals dies ſchöne Gedicht Matthiſon's und die Erinnerung an ein holdes, wunderbares Kind überſchlich mich unwillkürlich dabei. Ich dachte mir, wie dies Kind einſt hätte lieben und geliebt werden müſſen, wenn es nicht zu früh geſtorben. Es iſt ein Hauch der Liebe, der mir von einem Grabhügel entgegen wehte.“

„Nun, mein Freund," — fuhr Julie wie vorhin fort und ihre Blicke ruhten noch auf den geliebten Zügen des Meisters. — „So lassen Sie sich diesmal von dem frischen Leben anwehen! Bedenken Sie, welche tiefe, innerlich ergreifende Gemüthsbewegung in dieser Oper der Grundton Ihrer Composition werden muß. Alles ist Ihnen hier gegeben: die Gefühlspoesie der Lebenslust, der Liebe, die Bewegtheit der Leidenschaft, der opferbereiten Hingebung, des heroischen Thatendranges und der höchsten Gattenliebe!"

„Nun denn, Julie!" — sagte hier Beethoven, und indem er ihre freie Hand ergriff, blitzte es in seinen Augen in wunderbarem Lichte auf, — „so will ich meinen eigenen Gefühlen, wie sie jetzt mein Herz bewegen, melodischen Ausdruck geben. Julie, wunderliebliches Mädchen, deine Liebe soll das Feuer sein, von dem sich meine Begeisterung nährt; aber sprich ..... wird deine Liebe auch immer mit der Treue Hand in Hand gehen? Du weist, welche Schwierigkeiten uns bevorstehen, sobald wir öffentlich heraustreten. Wird dir der Muth bleiben, deinem Freunde die Treue echter Liebe zu wahren?"

„O wie können Sie daran zweifeln!" — flüsterte Julie tief erröthend.

„Nicht Sie!" — bat Beethoven mit Innigkeit. — „Lassen wir unter uns, von heute an, das

traute Du gelten. Wird dir alſo der Muth bleiben, deinem Freunde die Treue echter Liebe zu wahren?" —

„Zweifle nicht daran!" — flüſterte Julie, und, noch tiefer erröthend, das holde Köpfchen auf des geliebten Mannes Schulter ſenkend, ſetzte ſie bebend hinzu: „Du haſt ja mein ganzes Herz!"

„Julie!" — rief Beethoven entzückt und zog die Geliebte leiſe an ſich — „erhalte es mir; es iſt der höchſte aber auch der einzige Schatz, den ich auf Erden beſitze."

Und er küßte ſie leiſe, von einem heiligen Schauer durchrieſelt, auf die ſchöne Stirne. Julie ſchmiegte ſich zitternd an ihn . . . . und ein Moment der Seligkeit ruhte auf zwei der edelſten Sterblichen.

Fidelio.

So hatte denn der Sommer 1805 Beethoven wieder nach Hetzendorf geführt, um hier — in seinem geliebten, stillen Paradiese — den großen Gedanken, der jetzt seine ganze Seele beschäftigte, auszuführen: die Composition seiner ersten Oper: Leonore.

Was kümmerten Beethoven dabei die Händel der Welt. Seitdem er sich so furchtbar in Napoleon getäuscht — seitdem mit dessen Ergreifen der Kaiserkrone die letzten Hoffnungen seiner Freiheit athmenden Seele gesunken waren, verschloß er mit dem in seinem Charakter liegenden starren Trotze den Welthändeln Augen und Ohr. Wohl lag diesem Trotze ein großer, tiefer und edler Schmerz zu Grunde; aber er strafte sich mit der Zeit doch — wie Alles in der Welt, was der Vernunft und dem Leben nicht Rechnung trägt — schwer genug durch sich selbst.

Und wahrlich die politischen Ereigniſſe jener Tage waren ernſt genug, die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt zu feſſeln.

Die unermeßlichen Kräfte, welche die franzöſiſche Revolution geboren, entwickelt und weiter durch glorreiche Triumphe erworben hatte, waren durch Errichtung des erblichen Kaiſerthrones dem Winke eines Mannes dienſtbar geworden. Kein Bürgerkrieg, kein einheimiſcher Parteienkampf, keine ſtreitenden Intereſſen zerſplitterten mehr die Kraft der franzöſiſchen Nation, oder lenkten von dem, durch die Centralgewalt beſtimmten, Ziele ab. Maſſen von materiellen und moraliſchen Kräften, dergleichen Europa noch niemals, ſelbſt nicht in der Römer Zeit, vereint geſehen, gehorchten Kaiſer Napoleon I., dem Unüberwundenen, dem Großen — wie geraume Zeit nicht bloß Schmeichelei, ſondern die Stimme der Welt ihn nannte. War das verbundene Europa den Streichen der erſt werdenden, durch inneren Krieg zerfleiſchten, durch den Revolutionskampf erſchöpften Republik erlegen; um wie viel weniger war es dem heldenkühnen Imperator gewachſen, der über das befeſtigte, wohl geordnete Soldatenreich mit unumſchränkter Macht, und genialer Kraft herrſchte? — Auch ſchien es in der That längere Zeit nicht, als ob ein ſo ſchwerer Kampf beginnen ſolle; ja es lag zu demſelben nicht einmal ein Grund vor. War doch durch Napoleon

die verhaßte Revolution erdrückt, die „Freiheit“ durch die unumſchränkte Gewalt, die „Gleichheit“ durch den neu errichteten Adel verdrängt, und alſo eine Gemeinſchaft der Intereſſen zwiſchen dem Bund der Könige, und dem zu dem monarchiſchen Prinzip zurückgekehrten Frankreich erzeugt worden.

Aber eines fehlte noch zur Verſöhnung — die Legitimität. Buonaparte's Thron, ob auch von Machtfülle umgeben, war gleichwohl ein Erzeugniß der Revolution, und wenigſtens ſcheinbar auf den Willen des Volks, nicht auf Erbanſpruch oder hiſtoriſches Recht gebaut. Dazu der Schmerz über die erlittenen Verluſte, und der Haß gegen den Starken, welcher die niederſchmetterndſten Streiche auf die Coalition geführt.

Wider die Feindſchaft der europäiſchen Mächte, welche ſofort in unzweideutigen Zeichen erſchien, mochte nun Napoleon Schutz auf zweierlei Wegen finden. Einmal, wenn er ſich — wie Beethoven gehofft — den liberalen Ideen befreundete, ſeine Sache dadurch zur Sache der Civiliſation, und Frankreich zum Mittelpunkt eines Syſtems freier Staaten gegenüber jenem der von Autokraten beherrſchten, ſonach auch zum reichen Treibhaus moraliſcher Kräfte, gegenüber den phyſiſchen Maſſen, machte; und das anderemal, wenn er, ſeiner ſoldatiſchen Ueberlegenheit trauend, Krieg auf Tod und Leben wider die Mächte führte, worin am Ende entweder Sie Alle oder Er unter-

geben mußten. Aber auch die Mächte hatten zweierlei Mittel wider ihn. Entweder mußten sie, den Forderungen des Zeitgeistes huldigend, ihren Völkern friedlich verleihen, was die Revolution sich zum Preise ausgesteckt, aber in Frankreich nicht erreicht hatte; sie mußten also die edleren Kräfte ihrer Staaten entfesseln, und die öffentliche Meinung zu ihren Alliirten wider den Despoten Napoleon machen; oder sie mußten sich wenigstens treu und innig untereinander zum Kampfe wider den gemeinsamen Feind verbinden und alsdann ihre Massen gleichzeitig über ihn herstürzen lassen, um ihn zu erdrücken. Sie thaten keines von beiden; Napoleon aber wählte seiner Seits engherzig den soldatischen Weg, mit toller Verwegenheit um Alles oder Nichts! spielend.

Damit aber der Flecken der Usurpation bei der Masse getilgt, der neugeschaffenen Majestät der Charakter der Heiligkeit verliehen werde, mußte die Kirche dem Werke der Gewalt und der Schlauheit ihre Weihe geben.

Papst Pius VII., von Napoleon aufgefordert, begab sich mit schwerem Herzen nach Paris. Buonaparte zu dem „Gesalbten des Herrn" zu machen. Die Krönungs- und Salbungsfeier fand in der Kirche Notre Dame mit unerhört verschwenderischer Pracht statt. Feste aller Art riefen das Volk zur Freude ... über das Ende des Freiheit-Traumes auf.

Welchen Einfluß aber Napoleon damals ſchon gewonnen, beweiſt, daß außer England, Rußland, Schweden und der Pforte ſich auch die deutſchen Fürſten ſofort beeilten, die Kaiſerwürde Napoleon's anzuerkennen. Auch Kaiſer Franz that es. Jedoch hatte er, das Erbleichen der deutſchen Reichskrone wahrnehmend, den Glanz des eigenen Hauſes zuvor dadurch gewahrt, daß er ſich zum „Erbkaiſer von Oeſterreich" erklärte, und in ſolcher Eigenſchaft durch den Erzbiſchof von Wien ſich krönen ließ.

Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, ſich gerne mit Karl dem Großen vergleichend, ward auch der Lombarden König. Am 26. Mai 1804 ſetzte er in Mailand die eiſerne Krone der Lombarden auf ſein Haupt, ernannte Eugen Beauharnais, ſeinen Stiefſohn, den er kurz zuvor zum franzöſiſchen Prinzen erhoben, zum Vicekönig, und ſchärfte der geſetzgebenden Verſammlung, wie allen Autoritäten, die Grundſätze der neuen Verwaltung ein. Von Befragen des Volkes war keine Rede: auch von den fremden Mächten ward keine Anerkennung verlangt, „indem Frankreich (nach Talleyrand's Erklärung), wie der Ocean, eitler Dämme nicht achtend, ſich ſelbſt ſeine Grenzen ſetze."

Aber dies Alles war dem Unerſättlichen noch nicht genug: auch die Republiken Genua und Luka wurden Frankreich einverleibt und die Republik Batavien unter

einem völlig abhängigen Rathspensionär dem Kaiser absolut untergeordnet.

So gehäufte Verletzungen der Traktate, so ungemessene Vergrößerungssucht, so kühne Schritte zur Präpotenz, beförderten nun aber auch anderer Seits, wie ganz natürlich, die Bildung eines Schutz- und Trutz-Bündnisses, zu welchem sich denn in der That schon im Mai 1804 im Geheimen Schweden, Rußland, Oesterreich und England die Hände boten.

Aber erst im kommenden Jahre — Beethoven saß unbekümmert auf seinem delphischen Dreifuße zu Hetzendorf und componirte — brach die Kriegsfurie los. Die gegenseitigen Kriegserklärungen erfolgten und mit der Schnelle des Gedankens ergoß sich nun der Strom von dreimalhunderttausend Franzosen, unter Davoust, Soult, Lannes, Ney, Murat und Augereau über Süddeutschland. Achtzigtausend Mann Oesterreicher rückten ihnen unter Erzherzog Ferdinand und General Mack entgegen.

So standen die Dinge zu der Zeit, als Beethoven — vertieft in die Composition seiner Leonore — zu Hetzendorf weilte. Gewiß konnte sich die politische Lage Oesterreichs für die Schöpfung eines solchen Werkes, das doch öffentliche Aufführung und ruhige Würdigung vor allem Anderen erforderte, gar nicht schlimmer gestalten. War doch schon jetzt ganz Wien

in der größten Aufregung und Beſorgniß, ſo daß bereits das ſonſt ſo friſche Kunſtleben der Hauptſtadt zu ſtocken begann.

Beethoven hatte davon keine Ahnung, da er in dieſer Zeit aus Zorn über Napoleon nicht einmal eine Zeitung mehr las, was bei ihm viel heißen wollte, und er ſelbſt ſeinen Freunden auf das Strengſte verboten hatte, ihm irgend eine politiſche Neuigkeit mitzutheilen. Deſto unruhiger war er ſelbſt, während die Schärfen ſeines Charakters immermehr hervortraten. Durch Fürſt Lichnowsky's Vermittelung hatte er für ein Jahr freie Wohnung im Wiedner-Theater; da dieſe aber nach dem Hofe lag, ſo behagte ſie ihm nicht. Er miethete ſich alſo zu gleicher Zeit ein Logis im rothen Hauſe an der Alſterkaſerne, wo auch Stephan von Breuning wohnte. Aber die ſchönen Sommertage ließen ihn auch hier nicht. Er ging alſo auf das Land, und da er einen kleinen Streit mit Breuning bekam, miethete er ſich auf der Mölker-Baſtei im Pasquillatiſchen Hauſe ein, ſo daß Beethoven um jene Zeit nicht weniger als vier Wohnungen auf einmal hatte.*)

Aber Beethoven war nicht allein in der Wahl der Zeit zur Compoſition ſeiner Oper unglücklich, er beging auch bei der Wahl des Libretto einen

*) Wegeler und Ries S. 112. Marx S. 243.

Fehler, der — um der Folgen wegen — erwähnt werden muß.

Was regt ſich nicht Alles in einem Muſiker bei dem Gedanken: eine Oper zu componiren! .... welche Ausſichten, Vorſätze, Pläne!

Schaffen ſoll er nun — ſagt Marx in ſeinem Werke über Beethoven bei Gelegenheit des Fidelio — aus der ganzen Fülle muſikaliſchen Wiſſens, muſikaliſcher Kraft: Geſang aller Art, Chöre, das weiteſte Orcheſter; alle Gattungen vom Lied bis zum reichgewebten Finale! Luſt, Tanz, Andacht, Liebe, Trauer, alle Stimmungen der Leidenſchaften; — die ganze Welt im Glanze neuer Schöpfung funkelt vor dem inneren Auge! — Alles was man nur in ſich fühlt und innerlich geſchaut und geahnt hat, ſoll Geſtalt gewinnen, ſoll Leben, Perſon und Handlung werden und mit der Macht vollen hör- und ſchaubaren Lebens in greifbarer Wirklichkeit vor die verſammelten Tauſende treten und ihr Gemüth wecken, ihre Empfindungen läutern und erheben, und auf den Schöpfer des glücklichen Werkes zurückſtrömen im Glanze des Ruhms: Erleichterung und Bürgſchaft für eine weite Laufbahn voll Thaten, die in ſich ſelber ſchon lohnende Beglückung ſind.

Welcher Muſiker hat nicht dieſen Traum geträumt? Wie vielen aber iſt er nur Traum geblieben; wie vielen hat ſich der Erfolg anders erwieſen, als ſie

ihn ſich vorgeſtellt! Auch Beethoven ſollte davon zu erfahren haben.

Es iſt aber, ehe man ſich einem ſolchen Unternehmen hingibt, eine ſorgſame Prüfung deſſelben ſehr zu empfehlen, damit man durch den Ausgang nicht allzuſehr befremdet wird.

Wie gehen aber nun die meiſten Muſiker an ein ſolches, nach allen Seiten hin wichtiges Unternehmen? Geſtehen wir es offen: meiſt folgen ſie nur den allgemeinen Antrieben. Zur Verwirklichung bringen ſie ihr Talent, ihr Geſchick, den redlichſten Willen, mit einem Worte: den ganzen Muſiker mit .... aber auch nicht mehr!

Nun iſt aber eine Oper nicht blos Muſik; ſie iſt zugleich Drama in Muſik, ſie bedarf zur Verwirklichung ihres dramatiſchen Inhaltes der Scene. Und nun dieſe beiden Momente, deren einer das Drama, die Muſik ſelber bedingt, — deren Anderer, die Scene, Schritt für Schritt beachtet und bemeſſen ſein will, — wie viele von den Hunderten deutſcher Operncomponiſten haben ſich ernſtlich um ſie bemüht?

Der hierin in Beethoven's Zeit als höchſtes Muſter daſtand, das war Gluck. Allein er lebte ſeit 1787 nicht mehr, und war auch außerdem ohne allen Einfluß auf Beethoven geblieben. Beethoven erwähnt ihn ſogar nie; ſelbſt ſeine Compoſitionen weiſen nirgends auf einen ſolchen Einfluß hin, wäh-

rend sie wenigstens auf Verwandtschaft mit Bach, Haydn, Mozart, wohl auch Händel hindeuten.

Vielleicht aber bedurfte Beethoven keines Leiters und keines Vorbildes? — Er wenigstens dachte in seinem Selbstbewußtsein so. Hatte er sich doch mit den großen Dramatikern, mit Schiller und Göthe und vor allen Dingen mit Shakespeare bekannt gemacht und die Alten, selbst den Aristoteles gelesen!

Aber .... aber! Tausende von vorzüglichen Menschen genießen Kunst- und Dichterwerke, lassen sie tief auf ihr Gemüth einwirken, und dennoch wird unter Tausenden kaum Einer dadurch in der Erkenntniß von dem Bau und Wesen jener Werke gefördert. Auch ist der Weg von jenen Dichtern zur Oper sehr weit. Selbst Gluck und Mozart waren nicht aus sich allein und auf den ersten Wurf zur deutschen Oper gelangt; sie hatten sich vom Standpunkte der italienischen Oper aus in deutlich erkennbaren Fortschritten emporgearbeitet; — Gluck noch dabei unter dem Einflusse französischer Dramaturgie und Poesie.

Aber er stand auch lange einsam auf seiner Höhe; seine Idee hatte zunächst nur mittelmäßige Nachfolger, unter ihnen Schweitzer, in Frankreich Mehül, später in höherer Bedeutung Mozart und Spontini.

Beethoven konnte sich Gluck, an dem jede Faser ihm fremd war, nicht anschließen, noch fand er in sich selber reformatorischen Trieb für die Oper. Er trat

an Mozart's Seite; aber er war weniger glücklich in der Wahl des Sujet, wenigſtens wie dieſes ſich im Anfange geſtaltete.

Regierungsrath Sonnleithner hatte nämlich — wie wir wiſſen — das franzöſiſche Libretto: „Léonore ou l'amour conjugale“ in das Deutſche überſetzt, ihm drei Acte gegeben und den Titel „Leonore“ beibehalten.

So bekam Beethoven den Text der Oper. Und mußte ihn dieſer denn nicht in ſeiner damaligen Stimmung unendlich anſprechen?

Was war denn ſein Leben damals anders als Muſik und Liebe! Trug er in Julien nicht das Ideal weiblicher Vollkommenheit in Herz und Geiſt? Gab es für ihn noch einen höheren Gedanken, als ſie ſein zu nennen — — ſein unausſprechlich geliebtes, treues Weib? Und galt es vielleicht nicht, bei ihrer hohen Stellung in der Geſellſchaft, einen gewaltigen Kampf, ein Aufgebot der höchſten Kraft, der unerſchütterlichſten Treue?

Wie ein wahrer Dramatiker, ein Schiller, ein Schakeſpeare dieſen Stoff angeſehen hätte, das iſt eine ganz andere Frage, als die, wie Beethoven ihn in ſeiner damaligen Lage und Stimmung anſehen mußte. Ihm war — ſeine eigene Liebe im Herzen, ſeine Julia im Geiſte — Leonore das ganze Drama, wenigſtens das Herz des Drama's; — Leonore, die

schüchterne Taube, die sich, getragen und gehoben von edler Weiblichkeit, bis zur tragischen Heldin erhebt, vor deren funkelndem Zornesblick die Macht des Bösen zitternd zurückweichen muß.

Und wie konnte er sich hier Julien denken, wie schön sie wiedergeben, gerade weil ein fremder Name das Geheimniß ihrer Liebe deckte.

Leonore wird ihm, dem durchaus deutschen Mann und Künstler, daher das Hochbild des deutschen Weibes: liebend, treu, weiblich zurückgezogen, der Gefährdung des Gatten gegenüber aber entschlossen hervortretend, durch alle Noth und Bangniß Schritt vor Schritt ohne Schwanken vordringend, zur Rettung; — der höchsten Gefahr gegenüber ein Heldenweib, mehr Mann als alle Männer um sie her; ist aber die Rettung vollbracht, bescheiden wieder in den Kreis holder Weiblichkeit zurücktretend.

Prächtig ließen sich nun um diese Sonne alle übrigen Personen gruppiren!

Nur eins übersah Beethoven in seiner Begeisterung für Leonore .... daß das Libretto für den Stoff in seinen drei Acten viel zu lang, zu gedehnt, viel zu sehr auseinandergerissen war. Beethoven sprach die Einfachheit und Gefühlstiefe des Sujets an. Er wußte sehr wohl, daß in einer Oper zu viel und zu spezialisirte Handlung das Interesse an der Musik absorbirt; aber er übersah bei seinem Text-

buche darüber, daß daſſelbe bei ſonſtigem tiefen Gefühlsinhalt zu ſtill, zu farb- und leblos ſei.

Indeß, wie geſagt, Beethoven war einmal Feuer und Flamme für Leonore, für ſein Ideal weiblicher Tugend und Treue, und ſo durfte ihm auch keine Seele — nicht einmal ſeine beſten Freunde — ein Wort dagegen ſagen. Uebrigens wäre dies auch nur bei dem Fürſten Lichnowsky möglich geweſen, da alle anderen nicht das Geringſte von dem Sujet wußten, ſondern nur im Allgemeinen erfuhren, daß Beethoven in Hetzendorf an einer Oper componire.

Und ſo ſaß der große Maeſtro nun hier, an dem alten lieben Plätzchen, zwiſchen den zwei Eichſtämmen, wo er ſchon ſeinen „Chriſtus am Oelberge" componirt hatte. Draußen, in der weiten Welt zogen die Völker gegen einander .... er wußte es nicht, wollte es nicht wiſſen; denn in ſeiner Bruſt, in ſeinem Herzen, in ſeinem Geiſte lebten ganz andere Gedanken, baute ſich eine neue Welt der Töne auf. — Draußen, in der weiten Welt, ſtand, hoch aufgerichtet, die Kriegsfurie, jeden Augenblick bereit im Donner der Kanonen, in unermeßlichen Strömen Blutes, im Jammerrufe der Menſchheit ihr trauriges Daſein zu bekunden .... Beethoven ſah ſie nicht .... ſüße, herrliche, großartige Melodien entſtiegen der Tiefe ſeiner in den heiligſten Gefühlen erregten Seele.

Wie rein, wie himmliſch beſänftigend treten ſie dem

Trotze des finsteren Schicksales entgegen. Wie lösen sie den namenlosen Schmerz der in Verzweiflung geängstigten Seele in weiche, wehmüthige Empfindungen auf. Welch' ein Sehnen, welch' ein Bangen der Liebe, und wieder .... welch' ein Aufjauchzen der glücklich zu einandergeführten Gatten?!

Wehen nicht aus Florestan's Seufzern die Lüfte einer besseren Welt uns an? Durchrieseln uns nicht in seinem Todeskampfe alle Schauer des Grabes? Welche qualitative Haltung des Gefühls, welche Klangfarben! und dann der poetische und doch so lebenswarme, zauberhafte Duft, der sich über das Ganze breitet und als ein unerklärliches Etwas jedes empfindende Herz zum Entzücken fortreißt! — — —

Endlich war das große Werk gethan, die Oper lag vollendet vor dem Meister. Aber auch hier wieder zog sich ein finsteres Schicksal über dem Haupte Beethoven's zusammen.

Die Ouverture war es zunächst, welche ihn in eine peinliche Lage versetzte. Auch sie war fertig, aber der Componist hatte selbst kein rechtes Vertrauen zu ihr, war daher einverstanden, daß sie vorerst von einem kleineren Orchester bei Fürst Lichnowsky versucht werde. Dort wurde sie von einer Kennerschaar einstimmig für zu leicht und den Inhalt des Werkes zu wenig bezeichnend gefunden, folglich bei Seite gelegt

und kam bei Lebzeiten Beethoven's nie mehr zum Vorscheine*).

Der Maestro machte sich also an die Composition einer zweiten Ouverture, und hier entfaltete der Adler seine kühnsten Schwingen. Sie war, ist und bleibt ein geniales Prachtwerk!**) So kam der Herbst heran und mit ihm die erste Aufführung der ersten Oper des großen, damals schon weltberühmten Ludwig van Beethoven.

---

*) Schindler: S. 58.

**) Dennoch mußte auch sie, da sie in der Partie der Blase-Instrumente zu schwer war, einer dritten den Platz räumen; aber auch bei der dritten hatte Beethoven wieder den Instrumenten zu viel zugemuthet — jetzt den Streich-Instrumenten — und so kam 1815, als die Oper in zwei Akten und unter dem Titel „Fidelio" erschien, noch eine vierte Ouverture zu Stande. Der Hauptfehler liegt dabei darin, daß Beethoven in genialer Rücksichtslosigkeit nie darnach frug: ob Orchester und Sänger die vorgelegten Schwierigkeiten auch überwinden könnten oder nicht. Er ließ eben beim Componiren seinen Genius frei walten und achtete viel zu wenig auf die ihm schon vor Jahren von Salieri hinsichtlich der Behandlung der Stimmen ertheilten Lehren.

Schindler: S. 58–60. Marx: I. Thl. 335. Wegeler und Ries: S. 103.

Die Hauptprobe.

Aber auch das große politische Drama jener Tage hatte wieder begonnen. Napoleon's Heere waren bereits am 25. und 26. September bei Straßburg und Mainz über den Rhein gegangen, während Bernadotte auf der rechten Rheinseite von Hannover aus herangezogen war und sich mit den Bayern unter Wrede und Deroi vereinigt hatte.

Deutschland gab — zu seiner eigenen Schmach und Schande — wieder einmal das Beispiel seiner Zerrissenheit und der undeutschen, egoistischen Gesinnungen seiner Führer. Jetzt, wo alles darauf angekommen wäre, wie ein Mann aufzustehen und mit gemeinsamer Kraft dem von Frankreichs Grenzen heranbrausenden Strome sich entgegenzuwerfen ... jetzt machte es Würtemberg und Baden wie Bayern, sie

ſchloſſen über Hals und Kopf Bündniſſe mit Napoleon und verſprachen ihm zum Kampfe gegen ihre deutſchen Brüder in Oeſterreich auch noch 14000 Mann Hülfstruppen.

Buonaparte hatte durch ſeinen raſchen und kühnen Zug, durch den Schrecken, der ſeinem Heere und ſeinem Namen vorausging, ſowie durch die kluge Benutzung der Partikularintereſſen der kleineren deutſchen Fürſten in wenigen Wochen ganz Süddeutſchland ohne Schwertſtreich erobert. Jetzt freilich war es ihm auch ein Kleines, ſich mit verſtärkter Macht auf das überraſchte Oeſterreich zu werfen, deſſen Hauptheer unter General Mack dem Feinde bereits entgegeneilte, bei dieſer Nachricht aber ſich gezwungen ſah, zwiſchen Iller und Lech Halt zu machen, um in einer feſten, ſich an Ulm anlehnenden Stellung das ruſſiſche Hülfsheer zu erwarten. — Und in der That! wären die verſprochenen ruſſiſchen Hülfstruppen rechtzeitig eingetroffen, wer weiß wie ganz anders ſich die Schickſale Deutſchlands geſtaltet hätten. Aber ſie kamen nicht, denn Preußen behauptete ſeine Neutralität, auch auf die Gefahr hin, daß das ganze deutſche Vaterland darüber zu Grunde gehe. Der Marſch der Ruſſen ward einen vollen Monat lang durch Preußen verhindert; Napoleon aber benutzte dies mit triumphirendem Lächeln und ehe es ſich Oeſterreich und Preußen verſehen hatten, war das ſchwache Anſpach

beſetzt und Buonaparte's Heere eilten, Hunderttauſend Mann ſtark durch das Preußiſche den Oeſterreichern in den Rücken. Plötzlich ſah Mack ſich umzingelt, ſeinen ganzen Kriegsplan zerſtört und ſein treffliches Heer der Vernichtung Preis gegeben!

Von allen Seiten von franzöſiſchen Heerhaufen umgeben, in mehreren blutigen Gefechten durch die Uebermacht zurückgedrängt, mußte Mack ſich in Ulm einſchließen und endlich mit 25000 Mann kapituliren.

Ein einziger Schlag, furchtbarer, zerſchmetternder noch als jener bei Marengo, warf Oeſterreich zu des fremden Imperators Füßen. Frankreichs Heere zogen triumphirend in Wien ein.

Es geſchah dies in der Frühe des 13. Nov. 1805. Der Kaiſer ſammt dem Hofe, der ganze hohe Adel, die reichſten und angeſehendſten Bürger und das Heer hatten die Hauptſtadt bereits verlaſſen und nur die unbemitteltere Bevölkerung war, gezwungen durch die unerbittliche Nothwendigkeit, trotz dem Schreckensrufe: „Hannibal ante portas!“ in Wien geblieben. Alle Welt zitterte und bebte vor den ſich jetzt mit Macht heranwälzenden Wogen der gewaltigen franzöſiſchen Armee; alle gut öſterreichiſchen Herzen bluteten bei dem demüthigenden Gedanken: daß der angeſtammte, geliebte Kaiſer aus den Hallen ſeiner Väter geflohen und der verhaßte corſiſche Eroberer jetzt als Sieger in Wien einziehe. In ängſtlicher Spannung erwarteten

die zurückgebliebenen ihr Schicksal; die Häuser und Fenster waren geschlossen, die sonst so belebten Straßen leer und öde, und nur der unterste Theil der Wiener Bevölkerung, der nichts zu verlieren, aber bei jeder Veränderung zu gewinnen hatte, war auf den Beinen und drängte nach der Donaubrücke, über die sich bereits seit Tagesanbruch die Ströme der einziehenden Heere ergossen.

Jetzt — um 10 Uhr Morgens — erschien Prinz Murat und durchzog mit seinem glänzenden Generalstabe die Stadt. Ihm folgten mit ihren Truppenabtheilungen Marschall Lannes und General Bertrand, Adjutant des Kaisers, worauf Napoleon selbst mit dem Gros der Armee erschien. Der Gewaltige saß hoch zu Roß von einem in Gold und Ordenssternen funkelnden Gefolge umgeben; aber sein finsteres, marmorstarres und marmorkaltes Antlitz ward noch finsterer, als ihn bei seinem Einzuge auch nicht ein einziger Ruf willkommen hieß. Er fühlte es wohl, daß ihn in diesem Schweigen der Haß empfing; aber er war groß genug, diesem Haß Mäßigung entgegen zu setzen und klug genug, den Vorsatz zu fassen, die Wiener durch Nachsicht und Milde für sich zu gewinnen.

Die Hauptmasse der Armee zog auf seinen Befehl durch Wien durch, die Stadt blieb vor jeder Plünderung bewahrt, die Einwohnerschaft in ihrem Eigenthum geschützt. Murat schlug sein Hauptquartier im

Palaste des Herzogs Albert auf, Napoleon nahm seine Residenz in Schönbrunn.

Auch die Armeekorps der Marschälle Soult und Davoust zogen den kommenden Morgen nur durch, dennoch lautete der Auszug des Etats des drei und zwanzigsten Bülletins der französischen Armee: „Erobert und in den Zeughäusern Wiens u. s. w. vorgefunden: Kanonen, Feldstücke 89, dergleichen erobert auf dem linken Ufer 80, eiserne Kanonen 3, bronzerne Belagerungsstücke 276, Feldstücke in Casematten 958 — in Allem 1406. Mörser von Metall 232, in den Casematten 241, zusammen 473. Wagen mit Provision und Bespannung 200. Gewehre: 61,292. Carabiner: 25,000. Pistolen: 23,000. Werkzeuge: 75,000. Küraſſe: 8000. Bomben: 160,000. Haubizen und Kugeln verschiedener Gattung: 600,000. Pulver: 500,000 Centner. Patronen: 6 Millionen ꝛc."

So gemäßigt und klug sich aber Napoleon auch benahm, so vorsichtig der neue Commandant von Wien — der kaiserlich französische General von Hülin, Befehlshaber der Grenadiergarde — auftrat, sie vermochten den Schrecken, die Angst, und das niederdrückende Gefühl, das stets auf der Bevölkerung einer eroberten Stadt lastet, nicht von den Schultern der Wiener hinweg zu nehmen. Handel und Wandel stockten, große und kleine Handelshäuser stellten ihre

Zahlungen ein, die Zufuhren zur Stadt blieben theilweise aus und Alles ward theuerer. Dazu kam, daß die Einquartirung desjenigen Theiles der französischen Heere, der in der Hauptstadt geblieben, den guten Wienern ihre Lage immer vergegenwärtigte, indeß die fortwährenden Siegesbülletins der feindlichen Armee die mißliche Lage Oesterreichs immer steigerte und gar nicht absehen ließen, wohin dieser unselige Krieg noch führen werde. Hatte doch jetzt schon Wien, durch die Masse der passirenden und einquartirten Truppen das Ansehen einer französischen Stadt.

Und unter diesen Verhältnissen sollte Ludwig van Beethoven's neue Oper die erste Aufführung erleben!

Beethoven selbst hatte sich, bis in die letzte Zeit, den Welthändeln fast ganz ferne gehalten. Consequent in seinem Trotz gegen Napoleon las er nicht einmal die Augsburger Allgemeine Zeitung, die doch sonst für ihn wie das tägliche Brod war. Allein die Ereignisse überflügelten ihn, und wenn sie auch seinen Trotz nicht brachen, so traten sie doch an ihn, wie an jeden Einzelnen so nahe und mit solcher Wucht und Entschiedenheit heran, daß er die Augen aufmachen und sehen mußte.

Am peinlichsten berührte es ihn dabei, daß der Adel zugleich mit dem Hofe Wien in der Stunde der Gefahr verließ. Sein Unmuth aber kannte keine

Grenzen, als auch der Fürſt Lichnowsky mit ſeiner ganzen Familie, — Graf Moritz Lichnowsky, der Bruder des Fürſten, die Grafen Franz von Brunswick und Gallenberg, Hofſekretär Zmeskal von Domanovetz, die Barone von Gleichenſtein und Pasquallati, die Fürſten Lobkowitz und Kinsky, Graf Browne und ſeine Gattin — alle Gönner und Freunde Beethoven's — ja ſelbſt die Gräfin Guicciardi, Wien verließen.

„Es ſind alles feige Memmen!“ — rief er in ſeinem Zorne aus — „die nicht einmal den Muth haben, dem Heuchler, dem verrätheriſchen Republikaner, dem neuen Welttyrannen die Stirne zu bieten. Wohl weiß ich zwei, die geblieben wären, wenn es in ihrer Macht geſtanden,“ — ſetzte er dann finſter hinzu — „Julie und mein alter ehrlicher Swieten; aber ſie muß der Mutter folgen, die ohnedem in der letzten Zeit ſonderbar gegen mich geworden iſt, und ... der alte Papa ruht leider in Frieden.“

Aber jetzt that Beethoven erſt gar nicht, was ihm die Freunde noch beim Abſchiede gerathen: daß er nämlich ſeine Oper in dieſer Zeit der allgemeinen Verwirrung und Niedergedrücktheit von der Bühne zurückziehen und nicht geben ſolle.

Der alte Raptus aus ſeiner Jugend überkam ihn einmal wieder: und ſo drang er jetzt erſt recht auf die Aufführung ſeiner „Leonore.“ Er wollte

dabei den Franzoſen zeigen, was deutſche Muſik ſei und die feigen Flüchtlinge dadurch beſtrafen, daß ſie der erſten Aufführung und ſeinem Siegesfeſte nicht beiwohnen konnten.

Wehe dir, Meiſter, wehe! warum forderſt du in deinem Trotze und deiner allzugroßen Sicherheit das Schickſal ſo kühn heraus? Kennſt du ſie nicht die Worte deines großen Zeitgenoſſen:

„Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten!
Und das Unglück ſchreitet ſchnell!“

Ja! es kam ſchneller über dich, als du es ahnteſt. Die ſchwarze dunkle Wolke deines Mißgeſchickes hob ſich wieder und eilte auf den Schwingen des Sturmes wie ein Gewitter heran!

Unter den wenigen Gliedern des hohen Adels, die in jenen Tagen der Angſt und Verwirrung in Wien geblieben, befand ſich auch der junge Graf Pallhorſt. Warum? konnte man nicht genau ſagen, doch wollten einige wiſſen: es ſei dies lediglich geſchehen, um der erſten Aufführung der Oper „Leonore“ beizuwohnen, da er ein enthuſiaſtiſcher Freund und Verehrer der Beethoven'ſchen Muſik ſei.

Heute war die Hauptprobe für dieſe Oper angeſagt und übermorgen ſollte die erſte Aufführung ſtatt finden. Jetzt war es Morgens neun Uhr. Graf Pallhorſt trat — unſcheinbar gekleidet und in einen

weiten Tuchmantel gehüllt, der ihn vor der kaltfeuchten Novemberluft schützen sollte, — aus seinem Palais. Niemand folgte ihm. Er schlug den Weg nach einem der Stadttheile ein, in welchem das Elend, das Laster, und die äußerste Armuth ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten.

Die Straßen waren gegen sonst wie ausgestorben. Nur französische Offiziere, Soldaten, Patrouillen und einzelne Bürger mit finsteren oder niedergeschlagenen Gesichtern begegneten ihm. Deste lebhafter war es in einer der Kneipen jenes Stadtheiles, dem sich der junge Graf zugewendet.

Hier in den drei aneinanderstoßenden kleinen, niederen und finsteren Stuben ging es laut und lustig her. Wenigstens in den zwei ersteren, wo eine Menge Soldaten verschiedener französischer Regimenter und eine nicht geringe Anzahl Arbeiter und Tagediebe ihr in Branntwein und Brot bestehendes Frühstück einnahmen. Singen und Lachen erschallte dabei von allen Seiten, denn der neue Tag brachte für Menschen, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, nur neue Lust und neue Chancen des Glücks.

Nur in dem hintersten Raume war es still und geräuschlos, denn hier saß, den Kopf auf den Arm gestützt, ein einziger Mensch in abgeschabter, theilweise zerrissener Kleidung und schaute dumpf brütend und

halblaut mit ſich ſelbſt ſprechend in das große, mit Branntwein gefüllte Glas.

Der Mann war in der That ein Bild des Elendes und der Verworfenheit; denn alle Laſter hatten ſich, obgleich er noch keineswegs alt war, in tiefen Zügen auf ſeinem Geſichte eingegraben. Eine abſchreckende Verlebtheit ſprach aus den ſtarrblickenden, matten Augen, den verwelkten eingefallenen Wangen und der gelben faltenreichen Haut. Die dürren langen Finger ſeiner Hand ſpielten dabei, faſt mit krampfhaftem Zucken, in dem noch ziemlich reichen blonden Haare, unter welches aber Zeit und Lebensſtürme frühzeitig den Schnee des Alters gemengt.

Neben dem Manne lag auf der hölzernen Bank eine Violine.

„So bin ich denn jetzt ganz allein!“ — murmelte er in dieſem Augenblicke finſter vor ſich hin, während ſeine Augen fortwährend in das vor ihm ſtehende Glas ſtarrten. — „Auch ſie hat mich verlaſſen ..... verlaſſen auf immer!“

Er ſchwieg einen Augenblick; dann zuckte er plötzlich zuſammen, die Hand ballte ſich um einen Büſchel Haare, als wolle ſie dieſelbe in wilder Verzweiflung ausreißen und ein Ausdruck des Entſetzens trat in ſeine Züge.

„Und wie ..... wie iſt ſie geſtorben!“ — murmelte er weiter — „auch allein ..... von keinem

Menſchen umgeben ..... nicht einmal von mir, dem Bruder, den ſie nicht zuließen! .... in dem verfluchten Hauſe, das ſie Spital nennen ..... unter monatlangen Qualen ..... wie ein Thier ..... wie ein räudiger Hund!" — und ſeine geballte Fauſt ſchlug auf den Tiſch, daß das vor ihm ſtehende Glas in die Höhe ſprang und ein Theil ſeines Inhaltes verſchüttete. Eine abermalige Pauſe entſtand; aber der Geruch des vergoſſenen Branntweins übte einen ſolch' magiſchen Einfluß, daß der ſich plötzlich unwillkürlich niederbeugte und das Uebergelaufene vom Tiſche aufſchlürfte. Aber er wußte gar nicht, was er gethan hatte; denn ſeine Gedanken waren bei der Schweſter: ihrem grenzenlos jämmerlichen Tode und ihrem Begräbniſſe, das heute morgen ſtattgefunden. Vier Männer hatten die Leiche weggeſchleppt und er war gefolgt. Das war das Leichenbegängniß.

„Verflucht!" — ſtöhnte er jetzt wieder — „daß der Menſch ſo herunter kommen kann! ..... Wer hätte das einſt gedacht, als ſie wie eine Fürſtin lebte .... und ich!? ...."

Er griff nach dem Glaſe und leerte es mit einem Zuge. Seine matten Augen fingen zu funkeln an, ſeine erſchlafften Züge gewannen einen Anflug von Leben, ein entſetzliches Lachen ſpielte um ſeinen Mund, raſch nahm er die Geige und einige kecke, wilde Striche ausführend, rief er:

„Wie war doch das Lied, das ſie in den letzten Jahren ſo oft unter Thränen ſang ..... das Lied, das ſie der Ungar gelehrt ..... das Lied von den Schickſalsgefährten: dem Fohlen und dem Mädchen, die ſich beide, ſchön und jung, im Uebermuthe der Jugend, auf Ungarns Haide tummelten?“

Und er hob an und ſpielte und ſang mit einer Art ſchmerzlicher Raſerei:

„Auf freiem Feld im Ungarland
Erblickten wir der Welten Licht,
Den Stolz, die Habſucht, eitlen Tand,
Das Alles kannten wir dort nicht.
So wuchſen wir in Freiheit auf,
Kein Zwang ward jemals uns gethan,
Kein Zügel hemmte unſern Lauf,
So ward uns Beiden eine Bahn!

Doch bald die ſchöne Zeit verſchwand,
Der Jugend ſorglos fröhlich Spiel!
Ein Fürſt, der ſich darauf verſtand,
Der gab uns bald ein and'res Ziel.
Im zarten Sprößling ſah er gleich,
Welch' edle Raç' ſich hier verſteckt,
An Grazie, Schönheit überreich,
Die nur d'rauf harrt, bis man ſie weckt.

So kamen wir zur Reſidenz
Und wurden prächtig ausgeſchmückt,
Damit auf unſres Lebens Lenz
Der Fürſt mit Stolz und Freude blickt.

Wir wurden nur zu Putz und Pracht
Erzogen und des Fürſten Luſt
Erfüllt', o! daß wir's nie bedacht!
Mit eitlem Stolz' auch unſ're Bruſt.

Uns freute jener Flitterglanz,
Die Freiheit gaben wir dafür!
Und nur nichts thun! wir lebten ganz
So wie ein echter Cavalier.
Doch bald verſchwand die ſchöne Jugend,
Der Fürſt fand nicht Gefallen mehr
An unſ'rer abgenützten Tugend,
Und gab uns willig wieder her.

So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einſt ein abgeſchied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben."

Der Geiger ſchloß mit einem ſo wilden Strich, daß zwei Saiten ſprangen. Aber die Menge in den beiden anderen Schenkſtuben, die zum Theil an der Thüre gelauſcht, zum Theil eingetreten war, klatſchte in die Hände und rief: „Bravo!" — „Bravo!"

Auch flog eine Maſſe kleinen Geldes auf den Tiſch. Der Geiger ſtrich es mit ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit zuſammen, ließ ſein Glas noch einmal bis oben füllen und trank es dann zum zweitenmale bis auf den Grund aus.

Als dies geſchehen, verfiel er in die alte Träumerei, die Menge zog ſich wieder nach den vorderen Stuben

zurück und alles ward still um ihn. In ihm selbst aber hatte der Branntwein die unselige Wirkung hervorgebracht, um deren Willen er eben den Branntwein lieb gewonnen: es ward ihm warm im Leibe, wild fröhlich zu Muthe und in dieser inneren, wilden, fürchterlichen Fröhlichkeit fühlte er sich über Welt und Menschen, über Elend und Schicksal hinaus getragen; ein giftiger Hohn über alles Bestehende erfüllte ihn dann und machte ihn mit Lust zu jeder Unthat bereit. Er dürstete dann nach Rache für sein und der Schwester zertretenes Leben.

So war es ihm jetzt; — so brütete er eine halbe Stunde lang .... da schlug es neun Uhr. Es war die Zeit, zu welcher er den jungen Grafen Pallhorst hier erwarten sollte.

Zehn Minuten später trat dieser wirklich auch durch eine Hinterthüre ein. Beide setzten sich zusammen und sprachen lange und viel. Ein Lauscher würde den Namen Beethoven und „Leonore" öfter gehört haben. Aber es war kein Lauscher da und der Lärm in den beiden vorderen Räumen übertönte auch vollkommen ihr halblaut geführtes Gespräch. Als Pallhorst die Kneipe verließ, steckte der Geiger einen schweren Beutel zu sich; aber seine Züge verriethen jetzt nicht mehr — wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten — eine gierige Freude, ein Triumphiren, in dem sich schon im Voraus die zu erreichenden Genüsse spie-

gelten, — sein Herz, sein Geist, sein Leben waren ja Todtenäcker geworden, über die der eisige Wind der Gleichgültigkeit strich. Er war stumpf für Alles .... nur nicht für den Genuß des Branntweins ... und ... der Rache!

Als er — den eingedrückten Hut auf dem Kopfe, die Violine unter dem Arme, den abgemagerten Körper in einem abgeschabten, theilweise zerrissenen Rock gehüllt — die Kneipe unsicheren Schrittes verließ, murmelte er leise vor sich hin:

„Er hat mein Lebensglück zertreten, und damit auch das meiner armen Schwester; darum sei er verflucht! und .... was ich thun kann, seine Oper zu stürzen... das soll geschehen!"

Und der Geiger ging: unter dem Pöbel und den Tagedieben Wien's eine Rotte zu werben, die auf brutale Weise mithelfen sollte, Leonore fallen zu machen. — —

Unterdessen hatte der junge Graf Pallhorst sein Palais erreicht. Schweigend und in Gedanken verloren stieg er die große Treppe hinauf und trat in sein Ankleidezimmer, woselbst ihn der Kammerdiener erwartete.

„Sind die Herren vom Theater an der Wien, die ich auf heute zum Dejeuner habe einladen lassen, erschienen?" — frug er dann.

„Aufzuwarten, Euer Gnaden!" — entgegnete der

Kammerdiener mit tiefer Verbeugung. — „Sie befinden sich sämmtlich im Salon."

„Gut!" — sagte der Graf. — „Kleide mich rasch um."

Es geschah. Als die Toilette beendet, gab der junge Graf einen Wink und der Kammerdiener zog sich zurück. Der Graf war wieder allein.

„Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!" murmelte er jetzt halb ingrimmig, halb höhnisch vor sich hin. — Nun, mein lieber Beethoven, Sie müssen wenigstens zugestehen, daß ich ein gutes Gedächtniß für Beleidigungen habe. Einmal mißglückte es mir, Sie in Person niederzutreten; versuchen wir es jetzt, ihre Oper umzuwerfen. Es ist nur Schade, daß der Capellmeister, der edle Ritter Ignatz von Seyfried nicht auch zu gewinnen ist. Dafür aber, daß die Sänger und Sängerinnen und das ganze Orchester für mein Treiben empfänglich sind, dafür haben der gute Herr Beethoven durch sein barsches, unfreundliches und rücksichtsloses Wesen gegen alle die Mitwirkenden selbst schon trefflich gesorgt. Ist doch fast kein Einziger da, den er nicht gekränkt und beleidigt. Freilich meint er es nicht so böse; aber das gilt gleich! Auch diejenigen Wunden, die man aus Versehen geschlagen, bluten und brennen. Heute Abend ist Hauptprobe, da gibt es jedenfalls wieder neue Collisionen die Menge; .... reizen wir also ein wenig die alten

Wunden, damit ihre Träger für jede unsanfte Berührung doppelt empfindlich werden. Gewinnen wir uns die Leutchen durch ein feines und leckeres Frühstück und lassen sie mit den köstlichen Weinen unseren köstlichen Gedanken hinunter schlucken: in sämmtlichen Leistungen so flau als möglich zu sein. Mehr brauchen wir gar nicht; denn da alle Gönner des edlen Maestro von Wien entfernt sind; — die Herren Franzosen nichts von deutscher Musik verstehen und die allgemeine Angst und Niedergedrücktheit jetzt Niemanden Sinn für Kunstgenüsse läßt, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn die Oper nicht durchfiele. Und sollte die leiseste Beifallbezeugung vorkommen, so wird mein sauberer Freund Geiger mit seiner bezahlten Rotte dafür sorgen, daß so gewaltig gepfiffen und gezischt wird, daß das Stück total erliegt."

Der junge Graf rieb sich hier mit einem Ausdruck von Hohn und boshafter Freude die Hände. Dann sagte er noch einmal: „Warte nur! dein „vor solchen Schweinen spiele ich nicht!" soll dir theuer zu stehen kommen. Wir wollen dir das Spielen und und spielen lassen schon legen. Lerne deine Worte mäßigen .... aus einem einzigen unüberlegten erspießt oft eine ganze Drachensaat!"

Und er wandte sich und ging nach dem Salon. — —

Das Dejeuner im Hotel des Grafen Pallhorst dauerte bis Nachmittag vier Uhr, der Zeit, in welcher

die Hauptprobe der „Leonore" angesagt war. Die ganze Gesellschaft begab sich also unmittelbar von dem lucullischen Feste in das Theater an der Wien. Man war ungemein auf- und angeregt; denn der junge Graf hatte nicht nur fürstlich auftragen und die herrlichsten Weine in reichstem Maße fließen lassen, er war auch gegen sämmtliche Künstler die Liebenswürdigkeit und Artigkeit selbst gewesen. Eine gentilere und feinere Behandlung, eine größere Anerkennung ihrer Verdienste hatten die anwesenden Künstler noch nie gefunden.

War es da ein Wunder, daß alle für den jungen hübschen Edelmann schwärmten? für ihn, der noch dazu in der jetzigen kritischen Lage der Einzige war, der den Muth hatte, den Priestern der Kunst ein splendites Fest zu geben? Und wie richtig hatte er, als das Gespräch auf Beethoven und Leonore kam, den ersteren beurtheilt; wie begründet war der Tadel, den er über das rauhe und rücksichtslose Wesen aussprach, mit welchem oft sogenannte Genies, andere Künstler behandelten; wie ungemein richtig war seine Bemerkung, daß der ausführende Künstler solchen eingebildeten Genieſtolz am besten und sichersten damit strafe und demüthige, wenn er, bei Mitwirkung, seinen Theil so viel als thunlich fallen lasse. Die Mattigkeit und Flauheit der Gesammtaufführung werde dann schon den stolzen Componisten zu dem Bewußtsein

bringen, daß er — ohne Sänger und Orchester — ein Nichts sei.

In der That fand denn auch die ganze Gesellschaft diese Handlungsweise so einleuchtend und diplomatisch, daß man sich schon auf dem Wege in das Theater gegenseitig das Wort gab: nach diesen Principien zu handeln.

So begann denn die Hauptprobe, von Beethoven selbst dirigirt, unter höchst mißlichen Auspicien. Capellmeister Ignatz von Seyfried merkte dies auch sofort. Er setzte sich daher — schon gewöhnt zwischen Beethoven und den Mitgliedern der Bühne und des Orchesters den Vermittler zu machen, — neben den Componisten. Der Tactstock fiel, die Ouvertüre begann. Aber wie oft ertönte das „Halt!" Beethoven's — wie lahm und matt ging das Alles! — wie wurde bei der schweren Instrumentirung und dem schlechten Willen so oft gefehlt! — Wie peinlich berührte hier Beethoven seine Harthörigkeit. Alles fühlend, was jedes Instrument zu sagen habe, wollte er es auch dem Vortragenden ebenso fühlbar machen, und verlor sich dabei in Gesticulationen, die das Orchester zum Schwanken brachten. *)

„Falsch! Falsch!" — rief er jetzt und der Tactstock fiel auf. — „Die Streichinstrumente sind einen Viertel

*) Schindler: S. 70.

Tact zu spät eingefallen! .... Dacapo! zwei Tacte früher!"

Das Orchester begann auf's Neue.

„Falsch!" — donnerte Beethoven wieder. — „Derselbe Fehler! ... Noch einmal."

Abermals setzte das Orchester ein.

„Zum Teufel!" — rief jetzt der Mästro wüthend aufspringend — „wo haben denn die Herren heute ihre Ohren gelassen!"

„Die haben sie alle bei sich!" — rief jetzt eine Stimme aus dem Orchester — „aber der Herr Capellmeister hört nicht recht."

Beethoven zuckte zusammen: — „Wer wagt es! ...." rief er; aber in demselben Augenblicke legte sich eine Hand sanft und beruhigend auf seinen Arm und eine wohlmeinende Stimme sagte:

„Lieber Herr College, Sie haben sich wirklich getäuscht: die Streichinstrumente sind das letztemal richtig eingefallen."

Es war Capellmeister Seyfried, der so gesprochen. Aus Zartgefühl hatte er sogar — selbst auf Kosten des Ruhmes seiner Capelle — nur vom „letztenmal richtig einfallen" gesprochen. Aber Beethoven, der über die heilige Begeisterung für die Musik und über den Eifer sein erstes derartiges Werk aufzuführen und zu dirigiren sein Ohrenleiden

für den Moment ganz vergessen hatte, schüttelte finster den Kopf.

„Das ist alles nichts!“ — sagte er laut, und seine Züge hatten einen furchtbar harten Ausdruck angenommen. — „Müssen Ihr Orchester besser schulen; da ist weder Präcision, noch technische Vollendung!“

Aber in demselben Augenblicke war es, als ob das ganze Orchester ein großer Ameisenhaufe sei, in welchen ein Störenfried mit dem Fuße hineingestoßen habe. Alle Mitglieder geriethen in Bewegung! Ein Theil derselben sprang gesticulirend auf, ein anderer beugte sich zu dem Nebensitzenden und frug: „Was hat er gesagt?“ — Wieder Andere legten, Zorn sprühend, ihre Instrumente weg und riefen: „Wir spielen nicht mehr!“ .... Kurz, es war ein so greuliches Durcheinander, daß kein Mensch sein Wort hören, keine Seele sich aus dem Gewirre von Lauten, Gesticulationen, Ausrufungen und Hin- und Herbewegungen herausfinden konnte.

Vergebens schlug Beethoven — Zornesflammen aus seinen Augen sprühend — gebieterisch auf seinen Pult; — .... umsonst bemühte sich Herr von Seyfried das empörte Orchester zu beruhigen. Irgend Jemand mußte Oel in die Flammen des Hasses und des Neides geschüttet haben, die bisher — nur mühsam unterdrückt — in den Herzen der Orchestermitglieder geglimmt, denn sie schlugen jetzt himmelhoch auf. Die

Köpfe glühten, die Zungen waren geläufiger denn je, alle Banden der Subordination löſten ſich, und da der Tumult im Orcheſter auch das Perſonal der Sänger, der Sängerinnen und des Chores auf die offenſtehende Bühne gelockt, ſo begann bereits auch dort ſchon ein Murren und eine gleiche Bewegung.

Glücklicherweiſe aber hatte das wachſame Auge des zum Stadtkommandanten von Wien ernannten General Hulin, der überall Verſchwörungen witterte, auch dem Theater, und ſelbſt der heutigen Probe, ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt. Kaum bemerkte daher der dienſthabende Offizier die revolutionären Bewegungen des Orcheſters, als er auch ſofort ſeine zehn Mann Grenadiere eintreten, und an der Pforte „Gewehr bei Fuß!" machen ließ. Aber wie zauberhaft wirkten nun der dumpfe Schall und das Klirren der mächtig aufgeſtoßenen franzöſiſchen Gewehrkolben. Wie Töne aus Oberon's Horn verſteinten ſie mit einemmale die ganze bis dahin ſo bewegte Maſſe ... der Lärm verſtummte .... leiſe ließ Jeder ſich auf ſeinen Sitz niedergleiten, erfaßte ſein Inſtrument und hielt es mit tiefem Schweigen zur weiteren Aufführung der Ouverture bereit.

„Von Anfang!" — ertönte Beethoven's zürnende Stimme, und die Ouverture begann auf's Neue. Diesmal ging ſie aber auch vortrefflich, ſo daß der Maeſtro ſelbſt zufrieden war.

Indeß — heute glichen nun einmal alle Mitwir-

kenden auf der Bühne und im Orcheſter den Vulkanen, die wohl zeitweiſe, aber meiſt nur auf kurze Zeit aufhören, Feuer zu ſpeien. Eine verdrießliche Colliſion folgte der anderen. Bald war es das, durch ſeine Schwerhörigkeit herbeigeführte Lauſchen Beethoven's nach dem beſtimmten Eintritt einzelner Inſtrumente, was von ſeiner Seite ein Retardiren an Stellen eintreten ließ, an welchen der Dirigent dem Ganzen die Zügel ſchießen laſſen muß. — Bald wieder führte die vorſätzliche Lauheit der Singenden und Spielenden den Unwillen des Maeſtro's herbei und gaben zu Streit und Zank Veranlaſſung. Hier war der Clarinette, dort der Violine eine Paſſage zu ſchwer; .... jetzt verlangte Floreſtan und gleich darauf Leonore eine Umänderung in ihren Stimmen, da ſie ſonſt ihre Partieen nicht ſingen könnten; — auch Pizarro fluchte über ſeine Hauptarie, die ihm hier zu hohe, und dort zu tiefe Töne hatte. Alle dreie aber ſchrieen:

„Wir ruiniren unſere Stimmen!"

„Dieſe Oper untergräbt unſere Exiſtenz!"

„Wir können das nicht ſo vortragen, wie es geſchrieben!"

„Man will uns blamiren!"

„Und ruiniren!"

Ludwig van Beethoven, von Seyfried dringend gebeten, nahm mit wahrem Heroismus ſeine ganze Geduld zuſammen; aber er wich auch nicht ein

Haarbreit von dem ab, was er geſchrieben. Sänger und Orcheſter mochten ſchreien, wie ſie wollten, ſo oft gefehlt wurde, ging es von vorn wieder an. Es ward acht Uhr, — neun Uhr, — zehn Uhr, — — die Probe war noch nicht zu Ende; aber die Leidenſchaftlichkeit beider Parteien ſteigerte ſich mit der nervöſen Reizbarkeit, die allgemein in Folge der zu großen Anſtrengung eintrat.

Jetzt — es ſchlug halb elfe — war die Aufregung wirklich eine fieberhafte geworden. Man verweigerte durchweg die Wiederholung des letzten Aktes.

Beethoven wüthete: ſeine Augen flammten, auf ſeiner Stirne lag es wie Ungewitter, ſeine Haare umwallten das gewaltige Haupt wieder wie die Mähne eines erzürnten Löwen: — „Lohnſeelen!“ — rief er donnernd — „Lohnſeelen ſeid ihr Alle. Da iſt kein Funke wahrer Begeiſterung für das Große, — keine Ahnung der Vollendung!“

Aber wie brach es nun wieder von allen Seiten los: — „Wir ſingen, wir ſpielen übermorgen nicht!“ — erſchallte es im Chorus.

„Nein! wir ſpielen, wir ſingen nicht!“ — rief es von allen Seiten zurück.

„Wir laſſen uns nicht ſo behandeln!“ — ſchrieen Andere.

„So laßt es bleiben!“ — rief der Maeſtro außer

ſich und warf den Taktſtock mit furchtbarer Gewalt zur Erde —, „ſo laßt es bleiben und bleibt ſelbſt . . .“

Das letzte Wort verhallte unter dem Geklirre der Waffen; denn eben trat der dienſthabende franzöſiſche Offizier mit ſeiner Mannſchaft vor und gebot Ruhe und Schluß.

Beides erfolgte. Beethoven — Wuth und Verzweiflung im Herzen ſtürzte nach Hauſe; die übrige Maſſe verließ murrend und knurrend das Haus.

Auf der Straße aber transportirte die franzöſiſche Patrouille einen betrunkenen Geiger vorüber, der, trotz aller Kolbenſtöße, in der wunderbaren, zwiſchen Seligkeit und Wehmuth ſchwankenden Stimmung ſeines Rauſches, unaufhörlich die Worte ſang:

„So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einſt ein abgeſchied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben.“

„Ja, ja!“ — lallte er dazwiſchen. — „'S iſt wahr Schweſterchen .... uns .... konnte wieder Ruhe geben! .... Nun .... wart' nur ich komme auch bald .... kann nicht ſein .... ohne Dich!“

„So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einſt ein abgeſchied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben.“

Plötzlich entglitt die Violine seinem Arm. Er taumelte — — fiel — — und war todt. Ein Schlagfluß hatte in Folge des vielen Branntweins, den er heute bei Anwerbung der Rotte, die gegen Beethoven's neue Oper wirken sollte, genossen, seinem Leben ein Ende gemacht. —

Nie wieder!

Den 20. November 1805 war Ludwig van Beethoven's großartige und herrliche Oper „Leonore" — nachdem Capellmeiſter Seyfried mit unendlicher Mühe, Sänger und Orcheſter beſchwichtigt hatte — zum erſtenmale gegeben worden, und zwar im Theater an der Wien. Ihre Aufnahme war eiskalt: nach drei Vorſtellungen zog Beethoven ſein Werk zurück.*)

Was ſeine Freunde ihm vorausgeſagt, auf was ſeine Feinde mit Sicherheit gezählt ... es hatte ſich erfüllt. Sieben Tage zuvor waren ja die Franzoſen in Wien eingerückt. Tauſende aus den höheren Klaſ-

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. I. Thl. S. 344. Schindler: Biographie L. v. B. S. 57—60. Wegeler und Ries: S. 103.

ſen, darunter Lichnowsky und alle übrigen Gönner Beethoven's hatten die Stadt verlaſſen; das Theater war daher faſt nur von franzöſiſchen Offizieren beſucht, deren Ohren mehr an Kanonendonner, als an das Anhören ſublimer Tondichtungen gewöhnt waren und die außerdem nicht ein Wort von dem Texte verſtanden; endlich aber hatte auch Pallhorſt's Politik im Vereine mit Beethoven's Rückſichtsloſigkeit gegen Sänger und Orcheſter ihre Früchte getragen: die Aufführung war, neben der Gedehntheit des Sujets, jedesmal eine durchaus flaue und matte geweſen.

Beethoven war außer ſich! er wußte, was er geleiſtet hatte; er kannte ja die Maſſe großartiger Schönheiten, die dieſe herrliche Tondichtung enthält. Er hatte dies Werk in einer ſo reinen, heiligen Begeiſterung geſchaffen, ſein ganzes Ich, ſein ganzes Fühlen, Denken und Lieben hineingelegt. Da lebte und webte ſein Ideal von weiblicher Tugend, Liebe und Treue; ... da war der Welt ein Zeugniß gegeben ſeines tiefen muſikaliſchen Wiſſens, ſeiner unerreichbar herrlichen Compoſitionsgabe; ... da ſtand vor ihren Augen und Ohren eines der genialſten Meiſterwerke der Tonkunſt ... und ... ſeine Aufnahme war eine eiskalte geweſen, er hatte es zurückziehen müſſen!

Eine furchtbare Bitterkeit bemächtigte ſich ſeiner, —

ſein Herz blutete aus tauſend Wunden, — ſeine Seele rang mit Verzweiflung ... das war der Lohn, das waren die Früchte ſeines ganzen bisherigen, der Kunſt gewidmeten Lebens!

Es war ſchon ziemlich ſpät in der Nacht. Beethoven ſaß allein auf ſeinem Zimmer, das Licht auf dem Tiſche brannte nur trübe. Neben demſelben lag der Brief den der Maeſtro eben geſchrieben und in dem er ſeine Oper mit blutendem Herzen zurückverlangte.

Auch heute, wie an den beiden vorhergehenden Abenden, an welchen „Leonore" gegeben und ſo ſchmählich aufgenommen worden war, hatte er die Thür ſeines Zimmers abgeſchloſſen. Er wollte, er konnte Niemanden ſprechen! Aber auch heute, wie an jenen beiden vorhergehenden Abenden, klopfte es jetzt an der Thüre. Beethoven hörte es nicht. Da klopfte es lauter: Beethoven fuhr aus ſeinen finſteren Träumen empor, aber der Ausdruck ſeines Geſichtes ward noch finſterer, ... er ſchwieg und blies das Licht aus.

„Ludwig!" — ſagte jetzt draußen eine milde Stimme — „ich bin es, dein alter, treuer Freund, Stephan Breuning. Ich weiß, daß du zu Hauſe biſt, alſo laß mich ein. Laß mich, wie ſonſt wohl manchmal, deinen Kummer mit dir tragen, deinen Verdruß theilen, deine Angelegenheiten beſprechen; es wird dir dann leichter um das Herz werden."

Keine Antwort erfolgte.

Finſter, regungslos, mit ſelbſtquäleriſchem Eigenſinn in ſeinen Schmerz vertieft, ſaß Beethoven da. Er wollte Niemanden ſehen, mit Niemanden ſprechen, von Niemanden bedauert ſein.

Eine Pauſe folgte; dann hob die Stimme wieder an.

„Ludwig! — ich beſchwöre dich bei unſerer Jugendfreundſchaft, öffne mir. Ich will dir ja nicht läſtig fallen; aber dein einſames Brüten beängſtigt mich. Laß mein Herz zu deinem Herzen ſprechen und du wirſt ſehen, daß es dir leichter wird."

Eine neue Pauſe entſtand.

Beethoven's Hände hatten ſich geballt; aber nicht aus Zorn, ſondern aus Schmerz. Die milde Stimme des einzigen Freundes der ihm geblieben, und die Erinnerungen die er wach gerufen, trieben ſogar einen ſalzigen Tropfen in ſeine Augen. Aber er wollte Niemanden ſehen und ſprechen ..... er ſchwieg.

„Nun denn!" — ſagte jetzt die Stimme wieder — „es iſt meine Art nicht, mich aufzudrängen. Ich gehe; ..... aber wenn du ein Freundesherz brauchſt, ſo weiſt du, wo du es findeſt!" — und die Schritte eines Weggehenden verhallten langſam. Beethoven ſchwieg; aber er dachte: — „Es iſt doch ein guter edler Menſch!"

Eines hatte indeſſen Stephan Breuning immer bewirkt: den Gedanken des Freundes war, wenigſtens momentan, eine andere Richtung gegeben, ſie verſanken in die Erinnerungen an ſeine ſchöne Jugendzeit.

O wie glücklich war er doch damals im Breuning'ſchen Hauſe geweſen! wie unendlich liebevoll hatte Frau von Breuning immer für ihn geſorgt; — welch' trauter Kreis umgab ihn dort; — welch' ein ſchöner Wetteifer im edelſten Streben herrſchte unter ihnen Allen; — wie lag die Zukunft damals noch ſo licht vor ihm; — was wollte er nicht alles erreichen; — wie lockte ihn die Palme des Ruhmes, der volle Kranz der Ehre, zu einem rieſigen und doch ſo freudigen Streben! ..... und heute, heute! ..... Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſeine Freunde von ſeiner, noch dazu ſo unverdienten Niederlage hören ſollten!

Er ſprang empor: da plötzlich wirbelten die Trommeln durch alle Straßen. Sollte Wien in Flammen ſtehen? Waren die Oeſterreicher vor die Thore der Stadt zurückgekehrt, ſie dem verhaßten Feinde zu entreißen?

Beethoven zündete das Licht wieder an; aber bald ergab es ſich, daß General Hülin, der franzöſiſche Platzcommandant, nur Allarm hatte ſchlagen laſſen, um die Schlagfertigkeit der ihm untergebenen Truppen zu prüfen.

Beethoven lachte bitter auf: es waren ja die Truppen Napoleon's die jetzt Wien beſetzt hielten; die Truppen deſſelben Napoleon's, für den der Meiſter einſt, als für den weltbeglückenden Errichter einer platoniſchen Republik geſchwärmt, und der ihn ſo arg getäuſcht; die Truppen deſſelben Napoleon's der jetzt zu einem ländergierigen Uſurpator und Tyrannen geworden; — es waren die Truppen, die alle ſeine Gönner und Freunde verſcheucht und dadurch und durch ihre Geſchmackloſigkeit ..... ſeine Oper geworfen hatten.

„Ja, ja!" — rief er jetzt und ſchlug ein neues bitteres, wahrhaft furchtbares, ſeine Züge greulich entſtellendes Lachen an — „ja! ja! ſo muß es kommen: fort mit allen Idealen, bis die Bruſt leer iſt, wie das Leben. Fort mit allem Hohen und Erhabenen, damit die flache Erbärmlichkeit ungehindert den Thron der Welt beſteigen kann. Fort ..... o! ..... es iſt doch ein ſchönes Wörtchen dieſes „fort!" — namentlich in meinem Leben! Was iſt nicht alles für mich fort in dieſen Tagen? — Fort, nach Petersburg, dem Rufe ſeiner Zukunft folgend, iſt Ries, der mir doch manchmal ein treuer Gefährte, ein lieber Schüler, in ſeinem jugendlich friſchen Weſen eine Erheiterung und Auffriſchung meiner ſelbſt war! ..... Fort iſt der Hof, ... fort ſind alle die feigen Freunde: Lichnowsky, Kinsky, Gleichenſtein, Pas-

quallati und Browne, auf die ich so sehr gerechnet ..... fort, fort! ist selbst Julie, der einzige Stern, der mir noch in meiner Lebensnacht leuchtete! Wohl folgte sie ungern der Mutter; aber wenn sie mich wirklich liebt, warum blieb sie nicht hier, den einsamen, verlassenen Freund zu trösten?! — und ist nicht alles Glück mit ihr fort? ..... selbst mein Name, meine Ehre, mein Ruhm?"

Beethoven warf sich in den Sessel, der vor seinem Arbeitstische stand und senkte das Haupt auf seine Arme. Lange verharrte er so, in tiefe schmerzliche Gedanken versenkt. Als er sich endlich aufrichtete, fiel sein Blick auf einen Brief, der auf seinem Schreibtische lag und den er bis dahin nicht bemerkt. Mechanisch griff er nach demselben und öffnete ihn: er war von seinem Bruder Karl. — Beethoven las; aber auch der Inhalt dieses Briefes mußte Peinliches enthalten, denn seine Stirne verfinsterte sich von Minute zu Minute mehr. Bruder Karl überhäufte ihn mit Vorwürfen über die vier Wohnungen, die er zugleich gemiethet; klagte ihn der Verschwendung an und forderte, daß ihm mehr Einsicht in des Bruders häusliches Treiben zugestanden werde; denn Ludwig bedürfe in der That hierin einer Bevormundung. Jeder Andere hätte diesen Brief im Zorn zerrissen, Ludwig van Beethoven that es nicht: aber ein furchtbarer

Schmerz ging durch ſeine Seele ..... auch der Bruder war für ihn verloren.

Dennoch ſollte Niemand dieſen Brief ſehen. Ludwig ſtand alſo auf, um denſelben in diejenige Schublade ſeines Wandſchrankes zu legen, in welcher er ſeine Koſtbarkeiten zu verwahren pflegte. Es waren dies verſchiedene goldene Tabaksdoſen, Ringe und ſonſtige von hohen Gönnern empfangene Preciosen. Kaum aber hatte er die Schublade herausgezogen, als er erblaßte ..... zwei der ſchönſten und koſtbarſten Doſen fehlten, ... und Niemand wußte, wo der Schlüſſel zu dieſem Schranke verborgen lag, ... Niemand kannte die geheime Feder, welche jene Schublade öffnete als er ..... und Karl.

Karl aber war heute in Ludwig's Abweſenheit hier geweſen und hatte, da er den Bruder nicht gefunden, den bewußten Brief an ſeinem Schreibtiſche geſchrieben.

Beethoven war in dieſem Momente todtenbleich. Er fühlte, daß ihm die Kniee wankten. Raſch; aber ohne einen Laut, drückte er die Schublade zu, ſchloß den Schrank und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er etwas Entſetzliches aus ſeinen Gedanken verwiſchen. Dann ging er langſamen Schrittes dem Seſſel wieder zu, auf dem er mit den Worten: „Auch ihn hab' ich verloren!“ — kraftlos zuſammen brach.

Zwei Stunden verstrichen, bis Beethoven wieder ein Lebenszeichen von sich gab. Aber in diesen zwei Stunden hatte er sich vollkommen wieder gefunden, mit seiner Vergangenheit abgerechnet und den Blick frei und männlich einer neuen großen Zukunft zugewandt.

Ludwig van Beethoven war wieder der Alte. Die furchtbaren Stürme seines Inneren hatten ausgetobt. Es war ihm zum klaren Bewußtsein gekommen, daß er eben „allein" durch das Leben gehen müsse; aber er hatte sich auch erhoben über den Zweifel an sich selbst, in den ihn für kurze Zeit, die Aufnahme seiner Oper gestürzt. Kalt, stolz und selbstbewußt erhob der Riese wieder sein Haupt gen Himmel, mit dem festen unerschütterlichen Vorsatze: unbeirrt von allen Schicksalsschlägen den selbst angebahnten Weg zur Größe und Unsterblichkeit fortzugehen.

Aber noch etwas hatte sich in ihm festgestellt: die Ueberzeugung, daß er nicht für die Oper geschaffen sei. Ruhig nahm er die Feder, mit der er zuletzt an „Leonore" geschrieben, warf sie auf die Erde und zertrat sie mit den Worten: „Nie wieder!"

Ein wichtiger Abschnitt dieses bedeutenden Lebens war geschlossen; aber donnernd sprangen zugleich für Ludwig van Beethoven die Pforten einer neuen, noch größeren Zukunft auf. —

Bayerische Staatsbibliothek

Beethoven.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Vierter Theil.

Lindauische Bibliothek

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Hess. Landes-
Bibliothek
Darmstadt

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

Vierter Theil.

Des Adlers kühnster Flug.

(Beethoven in seiner Größe.)

Erste Abtheilung: Der Sonne zu!

	Seite
1. Lorbeerkranz und Dornenkrone	1
2. Diebe!	37
3. Ein tauber Mann	54
4. Zwei Akademiker	70
5. Noch einmal Frühling	91

Zweite Abtheilung: In Himmelglanz und Erdendunkel.

1. Schlag auf Schlag	115
2. „Van" und „Von"	132
3. Dem Irdischen entrückt	139
4. Die musikalische Stoa	147
5. Haß und Liebe	159

Seite

6. Kyrie eléison 183
7. „Gutsbesitzer" und „Hirnbesitzer" 203
8. Rache 212
9. Vergessen! 239
10. Die drei Hatti-Scherif 265
11. Ganz allein!' 285
12. Herbstwehen 291
13. Nikolsk-Slobotskoi 302
14. Ein edler großer Mensch 329
15. Nichtswürdigkeit 345
16. Des Adlers letzter Flügelschlag 361

IV.

Des Adlers kühnſter Flug.

(Beethoven in ſeiner Größe.)

Des vierten Theiles erste Abtheilung:

Der Sonne zu!

Lorbeerkranz und Dornenkrone.

Die Stürme des Krieges hatten ausgetobt: Napoleon Buonaparte, der Glanz und der Schrecken seines Jahrhunderts, weilte auf Elba; Europa und seine Völker athmeten nach langen Jahren schwerer Prüfung, nach zahllosen blutigen Schlachten, nach einem großartigen Ringen um den Preis einer menschenwürdigeren Zukunft, erschöpft aus. Die Waffen ruhten, und eine Versammlung von Kaisern, Königen, Fürsten und Staatsmännern, wie sie die Welt noch nicht gesehen, tagte zu Wien, um Europa einen dauernden Frieden, den Staaten neue Grenzen, den Völkern die versprochenen Garantieen ihrer Mündigkeit in freieren Verfassungen zu geben.

Mit Verlangen und Hoffnung blickten die Nationen, vor allen die deutsche, auf diesen erlauchten Congreß. Aber ein feindseliger Stern schien über dem-

selben zu walten. Wohl hörte man von der kolossalen Pracht, die sich dort entfaltete, von der fabelhaften Freigiebigkeit des österreichischen Hofes gegen seine erhabenen Gäste, von den imposantesten militärischen Festen, von feenhaften Bällen, von lucullischen Diners und Soupes, von Maskeraten und Carousselsels, ... von den Berathungen aber über die Schicksale der Völker, über die großen Interessen der Menschheit, deren Schlichtung in seine Hände gegeben war, ließ der Congreß sehr wenig vernehmen. Die Völker harrten von Monat zu Monat auf ihre Wünsche, auf der gegebenen Versprechungen Erfüllung — die Entscheidungen blieben aus, es ward berathen und berathen, aber zu Tage kam nichts. Kein Wunder, daß die allgemeine Ungeduld bis auf das Aeußerste stieg.

Am wenigsten freilich fühlte dies Wien selbst, als der Centralpunkt all dieser Herrlichkeit, — als das von Lust, Glanz und Pracht erfüllte Eldorado jener Tage. Wien war in der That damals fast nicht mehr zu kennen. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedränge aber übertrafen alle Beschreibung, denn Europa hatte ja den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militärischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, selbst die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit der Kunst und des Geschmackes hierher geliefert, und Alles war

in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnung, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartung nach dem schönen Wien gekommen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich nun mit dem heimischen und allgewohnten der Kaiserstadt, welche dann wieder durch großweltliche wie durch volksthümliche Ueppigkeit, durch Pracht und Behaglichkeit, sowie durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, ihre Neigungen, selbst ihre Redeweise mit sanfter Gewalt unwiderstehlich mittheilte *).

Und wie gern gab sich Jeder diesem wienerischen Wohlbehagen hin. Es war ja fast nur ein einziger Strom der Lust, der Alles und Alle trug. Aber ganz Wien, der Hof an seiner Spitze, gab sich auch die undenklichste Mühe, die von Süd und Nord und Ost und West zusammengeströmten Gäste überreich zu bewirthen. Und welche Sterne glänzten in diesen Reichen? ..... da waren in erster Linie als Gäste des Kaisers von Oesterreich erschienen: der Kaiser Alexander von Rußland und seine reizende Gemahlin, der König von Preußen, die Könige von Dänemark, Würtemberg und Bayern, der Churfürst von Hessen, die Großherzoge von Baden

*) Varnhagen von Ense; der Wiener Congreß.

und Weimar, die Heſſiſchen Prinzen, die Herzoge von Braunſchweig und Coburg, die Herzoginnen von Oldenburg und Weimar, der Vicekönig von Italien, die Fürſten von Thurn- und Taxis, Naſſau-Weilburg u. ſ. w., die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg, der Erbprinz von Reuß-Schleiz, der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg, die ruſſiſchen Bevollmächtigten: Graf Raſumowsky, Graf Stackelberg und Graf Neſſelrode; die Geſandten Frankreichs: Fürſt Talleyrand und der Herzog von Dalberg; die engliſchen Miniſter: Lord Caſtlereagh, Lord Catheart und Lord Steward; die preußiſchen Bevollmächtigten: Fürſt Hardenberg und Wilhelm von Humboldt u. ſ. w. u. ſ. w. Außerdem ſämmtliche früher reichsunmittelbare Fürſten, Grafen und Herren, die Geſandten aller europäiſchen Mächte, und endlich das wahrhaft unabſehbare Gefolge all der gekrönten und fürſtlichen Häupter.

Mit einem Worte: es hatten ſich bei Fürſt Metternich und dem Wiener Hofe über ſiebenhundert Abgeordnete zum Congreſſe gemeldet, und Wien war mit weit über hunderttauſend Fremden überſchwemmt. Und alle die hohen Herrſchaften waren Gäſte des Oeſterreichiſchen Hofes, ſo daß dieſer notariſch ſchon bis Ende Oktober über vierzehn Millionen Gulden für ſeine erhabenen Gäſte ausgegeben hatte *).

*) Darunter iſt, um nur ein Beiſpiel zu geben, ein Poſten mit 250,000 fl. für Geflügel.

Dem diplomatiſchen Congreß ſtand dabei ein anderer Congreß zur Seite, ... der, der ſchönſten, herrlichſten und geiſtreichſten Frauen, die Europa damals aufzuweiſen hatte. Unter dieſen glänzten vor Allen: die Gräfin Zichy-Feſteties, die Fürſtin von Thurn- und Taxis (Schweſter der edlen Königin Louiſe von Preußen), die Fürſtin von Fürſtenberg, die Fürſtin Eſterhazy, die ruſſiſche Fürſtin Bagration, Frau van Geymüller und die Baronin Fanny van Arnſtein.

Auch die Intelligenz war reich vertreten: unter Anderen durch Wilhelm von Humboldt; den öſterreichiſchen Hofrath Gentz, als Führer des Protokolls der Congreßberathungen; durch Friedrich von Schlegel, Adam von Müller, Varnhagen von Enſe, die Rahel und Andere.

So lag, neben einer Unmaſſe dringender und ſehr ernſter Geſchäfte, die Verführung zu einem in Luſt, Witz, Genuß, Geiſt und Liebesglück funkelnden und ſprühenden Leben ſehr nahe, wozu noch der Umſtand kam, daß die meiſten geſchäftlichen Angelegenheiten ſehr ſchwierig zu entwickeln und zu entwirren waren.

Bei den Deutſchen hatten ſich nämlich — wie es auch nach dem, durch die deutſchen Stämme bewirkten Befreiungskampfe und den unermeßlichen Opfern, die ſie gebracht, ganz natürlich war — die größten Erwartungen an den Congreß geknüpft. Freilich befand ſich auch Deutſchland in einem Zuſtande, wie kein anderes Land. England, Rußland und Schweden ſtanden da in alter

feſter Geſtalt und brauchten die Früchte des Sieges nur an ſich zu ziehen und in das Beſtehende aufzunehmen. Polen und Italien, ſchon längſt ohne Selbſtſtändigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derſelben bethört oder gereizt, folgten dem Looſe der Eroberung, wobei ſie nicht weſentlich zu verlieren ſchienen. Spanien, Portugal und Dänemark ſtanden, wenn auch erſchüttert, auf altem Boden. Die Niederlande freuten ſich eines gewonnenen neuen Beſtandes; die Schweiz ihrer theilweiſen Erneuerung und allſeitig ausgeſprochenen Sicherheit. In Deutſchland dagegen war Alles zerſetzt. Die Franzoſenherrſchaft hatte hier am ſtärkſten und nachtheiligſten aber nicht gleichmäßig eingewirkt, ſondern nach den Zeiten und Gegenden ſehr verſchieden. Alle Wechſelgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geſchichtlich abgelagert und neben einander wieder zu finden, ... eine Verwirrung von Zuſtände, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkam, daß allenthalben die alten Verhältniſſe zerſtört, die neuen nicht abgeſchloſſen, und Recht, Unterdrückung, Verdienſt, Vortheil und Verluſt wunderlich gemiſcht waren.

Die Zwiſchenzeit, während welcher der Fremde geherrſcht, hatte dabei zu lange gedauert und zu vielerlei Neues entſtehen laſſen, als daß man ſie und ihre Gebilde geradezu für nicht dageweſen erklären konnte. Das Alte ungetheilt herzuſtellen, war im Allgemeinen

unmöglich. Wenn Kaiſer und Reich nicht wieder auflebten, ſo konnten es auch die ehemaligen Reichsſtände und Reichsverhältniſſe nicht, weil jene höchſten Bedingungen eines ſolchen Daſeins fehlten. Außerdem hatte man ſoviel des Neuen in dem neuen Bunde — als der Sieg noch nicht entſchieden war — aufgenommen, daß hier das erworbene Recht ſowohl, als auch die wirkliche Macht eine rückſichtsvolle Ausgleichung auferlegten.

Aber die großen Mächte ſelbſt wollten auch jene Wiederherſtellung des Alten gar nicht, weil ihr eigener Vortheil dagegen war.

So kam es, daß das Drängen Sachſens, Polens und Italiens nach Wiederherſtellung, die Vergrößerungsgelüſte von Rußland, Oeſterreich, Preußen und Bayern, der Aufſchrei und Proteſt der Mediatiſirten, die Frage unter welcher Form nun Deutſchland weiter beſtehen ſolle — ein wahres Chaos von Anſichten hervorrief. Jetzt wurde von allen Seiten — namentlich aber von Frankreich her, das keine Einigung und kräftige Wiedergeburt Deutſchlands wünſchen konnte — intriguirt. Talleyrand und Metternich waren hier die Meiſter und ihnen ſtand namentlich die Damenwelt an der Seite. Natürlich kam es dadurch bald und oft zu den ernſteſten und verdrießlichſten Abhandlungen; ja es ſah zeitweiſe ſo mißlich in den diplomatiſchen Sphären aus, daß man — um das nöthige

Gleichgewicht zu behalten und den Völkern jene geheimen unangenehmen Vorgänge und den ſchleppenden Gang der Unterhandlungen zu verſchleiern und ſelbſt auf ungezwungene Weiſe die Geſpannten und Erbitterten ſich wieder näher zu bringen — ſeine Zuflucht zu jener ſchon erwähnten Flut von Feſten, Paraden, Masketaten, Concerten, Kutſchen und Schlittenfahrten, Tableaux, Carouſſels und Redouten nahm.

Die deutſchen Völkerſchaften, die ganze Welt ſah mit ängſtlicher Spannung auf den Congreß ..... Wien und ſeine glänzende Welt taumelten in einem wahren Freudenrauſche, in Luſt, in Entzücken!

Von dem was die Völker betraf, verlautete kaum ein Wörtchen, deſto mehr von den feenhaften Feſten, die der Hof, die Fürſt Mettternich gab; — von der herklichen mimiſchen Tänzerin Bigattini, die in der Darſtellung der Nina, den ganzen Congreß bezauberte; — von der großartigen Sängerin Anna Milder, welche, ſo oft ſie auftrat, durch Spiel und Geſang des tiefſten und allgemeinſten Eindruckes gewiß war; — von der gewaltigen Erſcheinung der Sophie Schröder, dieſer erhabenen Prieſterin der dramatiſchen Kunſt.

Auch heute hatte Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich zur Unterhaltung und Zerſtreuung ſeiner hohen Gäſte eine ganze Reihenfolge von Feſtivitäten angeordnet.

Mittags war große Tafel bei Hofe. Nach eingenommenem Diner begaben ſich ihre Majeſtäten, der Kaiſer von Oeſterreich und ſeine Gemahlin, mit den anweſenden Souverainen, Prinzen, Prinzeſſinen und deren Begleitung nach Schönbrunn, woſelbſt ſie in dem Garten — trotz der kalten Jahreszeit — ſpazieren fuhren, um alle Theile ſeiner mannigfaltigen Anlagen zu beſichtigen. Abends verſammelte ſich die hohe Geſellſchaft im Schloßtheater zur Aufführung der Oper „Johann von Paris".

Aber damit endeten die Feſtlichkeiten keineswegs. Im Gegentheile: jetzt erſt ſollte das Feſt in ſeinen Glanzpunkt treten. Nach dem Schluß der Oper fuhren die höchſten Herrſchaften durch das obere, ſchön beleuchtete Seitenthor und die Allee nach dem großen Orangeriegebäude, traten unter einem in Form eines Zeltes vorſpringenden Gebäude ab, und gelangten von dort in den äußerſten rechten Flügel des Orangeriehauſes.

Dieſer Bau, der eine Länge von hundert, eine Breite von mehr als vier, und eine Höhe von fünf Klaftern hat, war zu dem Souper in einen Orangenwald, in einen Heſperiden-Garten, in ein wahres Paradies verwandelt.

Sämmtliche Orangeriebäume, mit Blumen aller Art und den koſtbarſten und ſeltenſten exotiſchen Pflanzen untermiſcht, erhoben ſich zu beiden Seiten amphitheatraliſch, von einem niederen, zierlich gearbeiteten

und durchaus vergoldeten Säulengeländer eingefaßt. Ein wunderbarer, zauberhafter, berauschender Duft stieg von hier, aus tausend und abertausend Blumenkelchen, wie ein, den Göttern dargebrachtes Opfer, empor und erfüllte mit süßbetäubender Macht alle Räume.

Von dem Gewölbe herab, durch die ganze Länge des fast unabsehbaren Saales, hingen dabei eine Masse silberner Kronleuchter, sämmtlich leichte Zweige mit Laubwerk verstellend; während zwischen den Bäumen und Pflanzen Blumenkörbe von dem gleichen edlen Metalle auftauchten, aus deren Blumenkelchen eine Menge farbiger Lichter flammten und blitzten. Und all diese Pracht und all diesen Glanz warfen die gewaltigen Spiegel, mit welchen für diesen Abend die sämmtlichen Wände des Orangeriegebäudes bekleidet waren, tausendfältig — wie in einem Feenpalaste — zurück.

In dem Mittelpunkte der Orangerie, wo das Gebäude eine Auswölbung hat, waren dabei an der einen Wand Felsen hoch über einander gethürmt, über welche ein Wasserfall seine Fluten in reicher Fülle schäumend warf. Gegenüber, woselbst sich die Hauptöffnung befindet, war in dem Garten zu beiden Seiten ein riesenhaftes tempelartiges Gebäude aufgestellt, das mit Vasen, Säulenwerk und Statuen verziert, und mit

Lampen architektoniſch beleuchtet, zu der im Hintergrunde ſich zeigenden Halbrotunde der Flora führte.

Hier ſtand, auf erhabenem Piedeſtale, eine prachtvolle von Canova's Meiſterhand gearbeitete Statue der Göttin; während ringsumher die Wände und die Decke der Rotunde, von dem Boden bis zu dem Giebel, ganz und gar in Blumen gehüllt war. Vierzig große verdeckte Aſtrallampen, ſtrahlten dabei von oben herab ihr Licht mit Tageshelle aus und beleuchteten ebenſoviel reizende Mädchen, die, als Genien gekleidet, Blumenkränze ſchwangen. *)

Wohl nie hat das Auge eines Sterblichen in dieſer Beziehung etwas Schöneres geſehen; — wohl nie hat ein ordnender Menſchengeiſt, etwas Geſchmackvolleres und Lieblicheres in Feſtdecorationen erfunden.

Und doch war dies noch nicht Alles. Im Mittelpunkte zwiſchen der Orangerieöffnung und der Rotunde, wo im Garten ein Springbrunnen ſteht, war dieſer durch eine Stufen-Eſtrade bedeckt; auf dieſer aber ſtand ein Opferaltar, umgeben von hunderten von Opferflammen. Hier und an den Haupteingängen ſpielten zugleich, von Orangenbäumen und Blumengebüſchen verſteckt, verſchiedene Muſikchöre; während in der Orangerie zwei Tafeln mit je zwei und ſechszig Gedecken und in den Seitengebäuden noch fünf

*) Hiſtoriſch.

Tafeln zu vierzig Gedecken in Gold, Silber und Cryſtall funkelten.

An einer der großen Tafeln machten Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich, an der anderen Ihre Majeſtät die Kaiſerin Ludovika die Honneurs. Hier ſpeiſten ſämmtliche in Wien anweſenden Monarchen, ſouveraine Fürſten, Prinzen und Prinzeſſinnen mit ihrem dazu geladenen Hofſtaate.

Die anderen Tafeln waren von den übrigen erlauchten und hochadligen Gäſten beſetzt. Die innere Beleuchtung war durch mehr als drei Tauſend Wachslichter, die äußere durch achtundzwanzig Tauſend Lampen bewirkt. Das Ganze glich einem Feengarten, wie ihn nur die höchſte Poeſie des Dichters von einer Zauberwelt träumen kann!

Noch wandelten jetzt die höchſten und hohen Herrſchaften durch die blumenerfüllten und blumenduftenden Räume; — noch ſtaunten ſelbſt ſie, die doch an alle Herrlichkeiten der Erde gewöhnt waren, ob dieſer zauberhaften Pracht; — noch folgte der ganze in Gold und Juwelen funkelnde Schwarm der hohen Gäſte den voranſchreitenden Monarchen, als ſich plötzlich zwei Damen an einer paſſenden Stelle aus dem Gewühle loslöſten und mit einer raſchen Wendung hinter eine der großen Blumenwände traten.

„Ich kann nicht mehr!“ — rief zugleich die eine derſelben halblaut, während ſie wie ohnmäch-

tig nach einem in der Nähe angebrachten Divan schwankte.

„Um Gottes Willen!“ — flüsterte die andere — „was fehlt Ihnen, Gräfin? Sie sind bleich wie der Tod, wenn Graf Gallenberg Sie jetzt sehen würde, er wäre außer sich!“

„Mein Mann wird uns hier nicht finden!“ — entgegnete die schöne junge Frau, indem sie sich auf den Divan niederließ. — „Er befindet sich im Gefolge des Erzherzog Rudolph und ist also an diesen gebunden. Aber, ich bitte, liebe Fürstin, geben Sie mir für einen Moment Ihr Riechfläschchen.“

Die Fürstin Lobkowitz leistete mit Freuden der bleichen Freundin den erbetenen Dienst. Aber sonderbar! während sich diese augenscheinlich von ihrer Schwäche erholte, traten ihr Thränen in die Augen.

„Sie weinen?“ — frug die Fürstin erstaunt.

Die junge Frau nickte.

„Und warum? Werden Sie, liebe Idlie denn nicht geradezu von dem Glücke verfolgt? Sie sind seit einem halben Jahre die Gattin des schönsten und liebenswürdigsten Cavaliers am Wiener Hofe; Sie werden von dem jungen Grafen Gallenberg leidenschaftlich geliebt und auf den Händen getragen; er hat Sie, Ihrem eigenen Wunsche zufolge, gleich nach der Vermählung nach dem herrlichen Italien geführt und jetzt, da Sie seit acht Tagen zurückgekehrt sind,

und überall mit offenen Armen empfangen wurden,... jetzt treten Sie, ein lichter Stern der Schönheit und Liebenswürdigkeit, mitten in die Herrlichkeiten unseres göttlichen Congresses."

„Ach, beste Fürstin!" — entgegnete die junge Frau mit einem trüben Lächeln, das sie noch reizender erscheinen ließ — „gerade diese rauschenden und betäubenden Congreßfreuden machen mich unglücklich. Ich wünschte, ich wäre noch Julie Guicciardi und lebte, wie früher, von Niemanden bemerkt in stiller Zurückgezogenheit."

„Julie?" — rief die Fürstin überrascht — „gut, daß uns Ihr Gemahl nicht hört; er würde sich zu Tode kränken."

Julie schüttelte das Haupt.

„Sind Sie denn nicht glücklich mit ihm?" — frug jetzt die Lobkowitz.

„Glücklich?" — wiederholte die junge Gräfin Gallenberg langsam und gedehnt — „nein! glücklich bin ich nicht. Es ist wahr, er liebt mich, — er trägt mich auf den Händen, — er ist ein edler Mann; aber..."

„Aber?... Sollten Sie wirklich so thöricht sein..."

„Meiner ersten Liebe treu zu bleiben? Wenn Sie das Thorheit nennen, ja, Fürstin!"

„Es ist nicht möglich, Beste! Diese Schwärmerei der Jugend und eines poetischen Herzens liegt hinter

Ihnen. Sie ſelbſt haben ihr ja entſagt und Gallenberg die Hand gereicht."

„Nur gezwungen."

„Und wer konnte Sie zwingen?"

„Niemand auf der weiten Welt .... wenn nicht die moraliſche Ueberzeugung, daß ich ſonſt das Herz meiner Mutter brechen würde. Sie war und iſt eine vortreffliche Frau, aber in dem Punkte der Standesunterſchiede unzugänglich, wie Ihr alle."

„Und meine kluge Julie, die ſonſt ſo ſcharf und ſo richtig ſieht, hat hier eine liebenswürdige Schwärmerei geblendet. Aber warum über etwas ſprechen, über welches wir Alle ja längſt hinaus ſind. Die Gräfin Gallenberg mag den Freund ſo warm und innig verehren, wie Julie Guicciardi...."

„Aber ſie hat ihn doch verlaſſen.... dem Schmerze, der Verzweiflung Preis gegeben!.... Verlaſſen, ihn, den großen, den herrlichen Mann, der ſelbſt ſchon ſo verlaſſen in ſeinem eigenen ungeheuren Unglücke daſteht!"

„Und wäre das — von allem Anderen abgeſehen — nicht auch Ihr Unglück?"

„Wohl würde es auch für mich ein namenloſes Unglück ſein; aber ich würde, indem ich ihm ſein Schickſal muthig tragen hülfe, einen reichen Lohn in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht finden."

Die Fürſtin ſchüttelte hier ungeduldig den Kopf.

„Sie ſind noch immer die alte liebenswürdige Schwärmerin!“ — ſagte ſie dann, während ein ſpöttiſches Lächeln über ſolch beengte Ideen leiſe über ihr Antlitz zuckte. — „Meine Beſte, ſagen Sie doch von Glück, nicht an einen Mann verheirathet zu ſein, der total taub iſt.“

„O!“ — rief die junge Gräfin Gallenberg hier und drückte beide Hände wie in einem großen Schmerze vor die Augen, — „das iſt es ja, was mir vorhin Thränen auspreßte, und mich faſt zuſammenſinken ließ. Mich und alle Anweſenden umrauſchen die Jubeltöne einer herrlichen Muſik — — und er, er! — der große erhabene Meiſter der Töne — — — hört nichts! Für ihn iſt das Leben auf ewig verſtummt, — — für ihn iſt die Welt ein lautloſes Grab!“

„Es iſt allerdings ein entſetzlicher Gedanke!“ — ſagte die Fürſtin.

„Nein! nein!“ — rief Julie, ganz in ihren Schmerz verſunken, — „es iſt eine entſetzliche Wirklichkeit, die keines Menſchen Verſtand ganz ausdenken kann. Taub! taub! .... Er! .... der nur in und für die Muſik lebt .... und kann keinen Ton Muſik mehr hören! ...“

„Sie regen ſich auf, Gräfin!“ — ſagte die Fürſtin, ihre Hand leiſe auf die der Freundin legend. Aber Julie hörte ſie nicht — „Allein, allein! ... und immer allein zu ſein!“ — fuhr ſie in ſchmerzlichem Tone fort — „umgeben von einem ewigen furchtbaren

Schweigen, von einer ewigen Grabesstille, wo doch Welten von Töne in dem Busen ruhen! O! es ist über alle Beschreibung entsetzlich!"

„Und haben Sie Beethoven schon seit Ihrer Rückkunft wiedergesehen?" — frug jetzt die Fürstin, um dem Gespräche einigermaßen eine andere Wendung zu geben.

„Nein!" — entgegnete die Gräfin — „aber ich werde ihn morgen bei dem großen Fest-Concerte sehen, welches Wien den anwesenden erlauchten Herrschern zur Bewillkommnung giebt und für welches er selbst die Cantate componirt hat. Ich zittere vor dem Momente, als ob ich vor die Schranken des jüngsten Gerichtes treten müßte."

„Und haben Sie ihm auch noch nicht geschrieben?"

„Doch!" — versetzte Julie, auf's neue erbleichend. — „Ich schrieb ihm den Tag nach meiner Ankunft. Von Italien aus hatte ich es nicht gewagt; aber hier angekommen und von der ganzen Größe seines Unglücks unterrichtet, vermochte ich es nicht mehr, zu schweigen. Mit der ganzen Gluth meiner innigen Verehrung für ihn, sprach ich meine Gefühle aus: stellte ihm noch einmal alles vor, was mich zwang, Gallenberg die Hand zu reichen: das unbiegsame und entschiedene „nein!" das meine Mutter — trotz der Achtung, die sie von jeher vor Beethoven's genialer Größe hatte — einer Verbindung mit ihm, als

einem nicht Ebenbürtigen, entgegenſetzte; das ebenſo entſchiedene Auftreten meiner ganzen Verwandtſchaft und namentlich die zwingende moraliſche Ueberzeugung, daß, wenn ich dennoch und gegen den Willen meiner Mutter ſein Weib würde, es dieſer das Herz brechen müſſe. Wahr und offen, gebeugt von Schmerz und Wehmuth, ſchrieb ich ihm dies alles, flehte um ſeine Vergebung, bat ihn um einige Worte der Verſöhnung .... ſie bleiben aus .... er antwortet nicht .... denn .... er haßt, er verachtet mich!"

Die junge Gräfin ließ hier ihr ſchönes Haupt von Schmerz gebeugt auf die Bruſt ſinken, während neuerdings Thränen in ihre Augen traten.

Aber der Fürſtin, der, als Weltdame, das Verſtändniß einer ſo tiefen, edlen Seele abging und die alle Neigungen weiblicher Herzen nur nach den eigenen flüchtigen Erregungen beurtheilte, mußte die Freundin hier in der That als Schwärmerin erſcheinen. Wie viele Verehrer hatte ja auch ſie geſehen, — wie viele nach flüchtiger Tändelei mit lachendem Herzen verabſchiedet, ohne daß ihr jemals Reue gekommen und Schuldbewußtſein ſie gepeinigt hätte. Das Weſen der Freundin ward ihr daher faſt ängſtlich, ſo daß ſie ſich jetzt raſch erhob und ausrief:

„Nun, ſo vergeſſen Sie ihn! Man muß dem Eigenſinne der Männer immer doppelten Eigenſinn entgegenſetzen!"

Julie blickte die Freundin groß an: — „Wie wenig verstehen Sie doch Beethoven!“ — sagte sie dann ernst. — „O ich fühle, was dies Schweigen heißt. Ich habe sein edles Herz zu sehr verletzt und gekränkt. Seinem Glauben nach von der Welt zurückgestoßen, ... in seiner unseligen Meinung von Freundschaft und Liebe verrathen, ... jedem Laut, jedem Ton und damit jeder Gesellschaftlichkeit verschlossen,.... hat er mit der Welt abgerechnet, ... steht er, ein Todter unter Lebendigen, einsam und allein in der Welt. Allein! ..... allein! ..... mit einem so reichen Herzen für immer allein! ..... O! der Gedanke vernichtet mich!“

Es war gut, daß die Monarchen in diesem Augenblicke wieder, nebst ihrem funkelnden und blitzenden Gefolge, von ihrem Gange durch die Orangerie und ihre Zaubergärten zurückkehrten. Jeden Augenblick konnte Kaiser Franz jetzt das Zeichen zum Souper geben, und da bei diesem jedem der hohen Gäste sein bestimmter Platz angewiesen war, so konnten auch die beiden Damen nicht fehlen, ohne Aufsehen zu erregen.

Aber die Fürstin hätte auch um keinen Preis fehlen mögen, so lieb ihr sonst die Freundin war. Rasch rief sie daher jetzt die Gräfin herbei, um den rechten Augenblick zu erfassen, in welchem sich beide ebenso unbemerkt dem Gefolge wieder anschließen konnten, wie sie sich von demselben abgelöst. Der jungen Gräfin freilich

war dies peinlich genug; aber die Convenienz gebot..... das Herz mußte schweigen und gehorchen.

Und doch war dies nicht die härteste Prüfung, die diese Tage Julien auferlegten. Der kommende Tag sollte ihr eine noch viel schwerere bringen.

Es war bereits Abend geworden und die ganze vornehme Welt Wien's befand sich in Bewegung. Der Wiener Stadt-Magistrat gab heute zur Bewillkommnung der erlauchten, als Gäste des Kaisers von Oesterreich in der Hauptstadt anwesenden Monarchen und Diplomaten, ein großes Fest-Concert. Eine bedeutungsvollfreudigere Zeit als die des jetzt hier tagenden Congresses von Kaisern, Königen und Fürsten, hatte ja das alte Vindobona noch nicht gesehen und so wollte man denn diese für Wien so „glorreiche" Begebenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Denjenigen eine Huldigung darzubringen, von welchen diese Glorie selbst ausging, und dies waren vor allen Dingen die Besieger Napoleon's.

Die Aufgabe, diese Huldigung würdig zu gestalten, war aber bei dem, was der Kaiser und der hohe österreichische Adel alles schon an Ehrenbezeugungen und Festen aufgeboten, eine sehr schwere. Dem Großen, dem Erhabenen, dem Bedeutungsvollen mußte auch Großes, Erhabenes und Bedeutungsvolles entgegengesetzt werden und dieses auf dem Gebiete der Musik zu schaffen, dafür gab es eben nur einen Namen, der des

weltberühmten Meisters: Ludwig van Beethoven. Er, und er allein war ja bereits als allgewaltiger Herrscher im Reiche der Töne anerkannt.

Der Magistrat der Hauptstadt Oesterreichs ließ daher von einem österreichischen Dichter, Dr. Weißenbach eine besondere Cantate für diese Feier — „der glorreiche Augenblick" — dichten und von Ludwig van Beethoven componiren. Diese Cantate sollte dann, zugleich mit der A-Dur Symphonie Beethoven's und der von demselben herrührenden großartigen Composition: „Wellington's Sieg bei Vittoria" das große Beethoven-Concert bilden, dessen Direktion außerdem, nach dem ausdrücklichen Wunsche der Monarchen, dem weltberühmten Meister übergeben ward.

Somit hatte denn auch der Magistrat von Wien seinen Zweck erreicht: die Huldigung, die er im Namen der Residenz den anwesenden Souveränen und diplomatischen Größen darzubringen gedachte, hob sich auf eine würdige Weise aus der unübersehbaren Masse der übrigen Feste hervor. Hier trat die Kunst in ihrer ganzen imponirenden Größe auf und ihr Hoherpriester war der so hochgefeierte, so viel besprochene, durch seine gewaltigen Leistungen wie durch seine Seltsamkeiten berühmte Ludwig van Beethoven.

Wochenlang hatte man diesem Concerte mit der größten Spannung entgegengesehen..... jetzt sollte

ſie befriedigt werden: die Stunde hatte geſchlagen, ... die Caroſſen rollten und donnerten über das Pflaſter, den glänzenden Räumen der Redoutenſäle zu. Auch Julie Guicciardi, jetzige Gräfin Gallenberg, ſtieg ſo eben an der Seite ihres Gatten in den Wagen. Der junge Graf war in der That ein bildſchöner Mann, den das in den reichſten Goldſtickereien, funkelnde Hofcoſtüm wunderbar prächtig kleidete. Mehr aber noch als das Staatskleid kündeten ſeine feinen Manieren den Cavalier, ... heller noch als die prachtvollen Stickereien funkelten ſeine Augen, wenn er mit Stolz auf die reizende Gattin ſchaute, die jetzt ſchweigend an ſeiner Seite ſaß. Und dennoch zuckte es manchmal auch finſter über ſeine Züge, wie tiefer Schmerz und verhaltener Groll. Der Graf wußte ja, was in dem Herzen ſeiner Gattin jetzt vorging; — ſie ſelbſt hatte ihm, vor ihrer Verheirathung, ihr Verhältniß zu Beethoven offen dargelegt. Jetzt ſah er aus ihrer inneren Erregtheit, daß ſie ihn noch liebe; aber er wußte auch zugleich: daß Julie das Wort halten werde, das ſie ihm an dem Altare gegeben. Er war dabei Mann genug, die Regungen der Eiferſucht zu unterdrücken und mit jener nur in den höheren Sphären der Geſellſchaft heimiſchen Gewandtheit und Ueberwindungsgabe ſeine äußere Ruhe und Unbefangenheit zu wahren. Sein alter Entſchluß blieb dabei unerſchüttert: durch ein fortgeſetzt aufmerk-

ſames und liebevolles Betragen, Julien's Achtung und mit dieſer in der Zeit auch ihre Liebe zu gewinnen.

Und hatte ſie denn nicht ſelbſt mit dem ihr eigenen ſcharfen Blicke ſchon auf der Reiſe durch Italien dieſen Entſchluß in dem Herzen ihres Gatten geleſen? — Gewiß! und ſie lohnte ihn auch mit ihrer Achtung. Dennoch konnte ſie heute kaum ihrer Gefühle Meiſter werden. Die alte Wunde blutete in Strömen, und bittere Vorwürfe machten ihre Seele zittern, wie ein Opfer, das eine Eiſenfauſt zur Schlachtbank führt.

So kam es, daß beide Gatten, in ihre eigenen Gedanken vertieft, jetzt ſchweigend neben einander ſaßen und faſt erſchraken, als der Wagen hielt. Mitten unter dem Gewoge der herbeiſtrömende Menge traten ſie ein.

Aber welche Pracht entfaltete ſich nun in dem großen Saale! Wie geſtern in Schönbrunn, ſo hatte man auch heute hier die Treppen und den Vorſaal in einen Wald von Lorbeer und Orangen verwandelt, während an den Decken leichte Gehänge von dicht nebeneinander angebrachten Bändern in roſa und Silberſtoff eine Art leicht ſchwebenden Zauberhimmel bildeten. Die Wände des Hauptſaales deckten koſtbare Seidenſtoffe, welche an zierlich gearbeiteten und durchaus vergoldeten Säulen mit goldenen Agraffen befeſtigt waren. Der für die Muſiker und Sänger errichteten Eſtrade gegenüber waren die Ehrenplätze für

die Gäste angebracht, über welchen sich dann im Mittelpunkte eine glänzende Tribüne erhob, die — für den Kaiserhof und die fremden Souveränen bestimmt — in Gold- und Purpursammt, wie ein ungeheurer Thron prachtvoll emporstieg. Achttausend Kerzen übergossen dabei das Ganze mit einem wahren Meere von Licht. *)

Und nun all' die an Pracht und Kostbarkeit sich überbietenden Toiletten in den überfüllten Räumen: denn in dem Saale, in den Logen, in den Nebensälen sogar, drängten sich über viertausend Menschen zusammen, die alle die Monarchen und ihre Umgebung sehen, ... die Tonschöpfungen des großen Beethoven hören und bewundern wollten.

Auf Alle aber — auch auf Julie, Gräfin von Gallenberg — machten die festlich geschmückten Räume, die Masse der Menschen, die allgemeine, fast fieberhafte Spannung einen eignen, tiefen, feierlichen Eindruck. Jeder, auch der Oberflächlichste und Gedankenloseste fühlte, daß jetzt große, gewaltige Momente an ihn herantreten würden. So kam es, daß fast Alle eine erhöhte Stimmung ergriff, die selbst durch das Stimmen der Instrumente der auf ihren Plätzen bereits versammelten Musiker noch gesteigert wurde, so daß gar manches Herz wie vor dem Be-

*) Comte de la Garde: Congrés de Vienne. Vol. I.

ginne einer Schlacht kloyſte und hämmerte: das der Gräfin Gallenberg aber drohte faſt zu ſpringen. Der koſtbare Perlenſchmuck, den ſie trug, wiegte ſich ſtürmiſch auf ihrem Buſen. Ihr Antlitz war faſt ſo weiß, wie der Atlas ihres Kleides.

Es war ein Glück, daß ihr Gatte ſie verlaſſen. Seine Pflicht hatte ihn zum Empfang der fremden Diplomaten, auf die, für dieſelben beſtimmte Eſtrade gerufen. Und wie glänzte und funkelte es hier von Uniformen und Orden aller Länder und Throne; welche kriegeriſchen und ſtaatsmänniſchen Größen ſtellten ſich jetzt hier den Blicken der Neugierigen dar.

Eben zeigten ſich im Vordergrund Fürſt Metternich und Talleyrand, die Hauptträger der Congreß-Verhandlungen, in deren Händen namentlich das Geſchick Europa's lag. An ihrer Seite ſtand der liebenswürdige Fürſt von Ligne, der heitere Greis, der feine witzige Weltmann, deſſen Bonmots fortwährend Wien und den ganzen Congreß entzückten. Etwas zur Linken hatten bereits die ruſſiſchen Bevollmächtigten, die Grafen Raſumowsky, Stakkelberg und Neſſelrode, ſowie die engliſchen Geſandten, die Lords Caſtlereagh, Cathcart und Stewart mit ihren Gemahlinnen Platz genommen. Auch Fürſt Hardenberg, der königlich preußiſche Staatskanzler und Wilhelm von Humboldt befanden ſich hier, jetzt umgeben von den franzöſiſchen

Grafen la Tour du Pin und Alexis de Noailles. In der ſchwediſchen Uniform glänzte Graf Löwenhielem, in der ſpaniſchen Chevalier Labrator, in der portugieſiſchen die Grafen Saldanha de Gama und Palmella-Souza. Auch Rom und der Papſt waren durch den Cardinal Conſalvi vertreten, mit welchem ſich in dieſem Momente Pozzo di Borgo und Capo d'Iſtria in ein eifriges Geſpräch eingelaſſen hatten. Und nun, außer dieſen glänzenden Uniformen und Staatskleidern, — außer dieſen politiſchen und militäriſchen Größen, der Flor der in Gold und Edelſteinen ſtrotzenden Damen, von welchen eine die andere durch Schönheit, ſowie durch Glanz und Reichthum der Toiletten zu überbieten ſuchte. Es war nicht möglich, etwas Glänzenderes, Schöneres, Impoſanteres zu ſehen.

Da ſchmetterten die Fanfaren des Orcheſters! alle Anweſenden erhoben ſich von ihren Sitzen, die Flügelthüren der kaiſerlichen Tribune flogen auf .... und unter lautem Jubelrufe traten die Monarchen ein: es waren die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland, Franz und Alexander, mit ihren Gemahlinnen Ludovika und Eliſabeth; — dann die Könige von Preußen, Bayern, Würtemberg und Dänemark, die Königin von Bayern, der Großfürſt Conſtantin und die Großfürſtin Catharina von Rußland, die Großherzogin von Sachſen-

Weimar, die Erzherzogin Beatrix, Erzherzog Rudolph, der Fürſt und die Fürſtin von Thurn und Taxis, die Großherzoge von Baden und Weimar, die Herzoge von Braunſchweig und Coburg, der Churfürſt von Heſſen, der Vicekönig von Italien, die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg und hinter dieſen noch eine ganze Schaar von Herzogen und Fürſten, alle in ihren Staatsuniformen glänzend, alle bedeckt mit Orden. Es war, wenn man nach dieſer Tribune blickte, als ſchaue man an das mit Sternen überſäte Firmament.

Jetzt trat Stille ein, die Monarchen ließen ſich auf ihre Plätze nieder; die Fürſten, Herzoge, Grafen, Miniſter und Geſandten, ſowie alle übrigen Anweſenden folgten.

Die Gräfin Gallenberg aber hatte ſich nur mit Mühe ſo lange aufrecht erhalten; jetzt bedurfte ſie der ganzen Energie ihres Charakters, um ihrer Sinne mächtig zu bleiben: .... Alles harrte ja noch auf einen Einzigen .... auf ..... Ludwig van Beethoven ..... auf den Mann, den ſie geliebt, der ſie wieder liebte und den ſie verlaſſen. Jetzt ſollte ſie ihn wiederſehen in ſeiner ganzen erhabenen Größe ..... aber auch in ſeinem ganzen unermeßlichen Unglück. Und alle Gegenwärtigen fühlten dies mit ihr, und alle die es zu würdigen wußten, über-

lief ein kalter, eisiger Schauer. Es herrschte Todtenstille ringsumher.

Da trat Beethoven, begleitet von dem Capellmeister Umlauf ein. Ein donnernder Applaus empfing ihn, ... er hörte es nicht. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, ohne auch nur einen einzigen Blick in den Saal, nach der Estrade oder der Kaiserloge zu werfen, ging er an seinen Pult. Um ihn war ja Alles lautlos, in ihm lebte nur ein Gedanke: die bestmöglichste Aufführung seiner großartigen Compositionen.

Aber was ist das? warum steht neben seinem Dirigenten Pult noch ein zweiter, vor welchen jetzt Capellmeister Umlauf tritt? und warum sind diese beiden Pulte, aller Etiquette zuwider, so gestellt, daß beide Dirigenten dem Publikum den Rücken kehren?

Warum? ..... Beethoven, ... der große Ludwig van Beethoven hört keinen Ton mehr. In Uebereinstimmung mit ihm, hat es daher Capellmeister Umlauf unternommen, ihn in der Direktion dieses Riesen-Concertes zu unterstützen; so zwar, daß Umlauf bei der Cantate die Leitung des Sänger-Personales, Beethoven die Direktion des Orchesters übernahm. Außerdem sollte Umlauf in schwierigen Momenten durch festes Taktiren vor dem Auseinanderkommen bewahren. Die Pulte aber standen dem Orchester zugewandt, weil in Beethoven's Ohr kein

Laut mehr drang; weil er eben deßhalb das Einsetzen der Instrumente auch nicht mehr mit dem Sinne des Gehörs, sondern mit jenem des Gesichtes erfassen mußte: er mußte an den Bewegungen der Violinbogen, an dem Fingersatze der Flötisten, an dem Auf- und Niederschieben der Posaunen ersehen, ob sie die Tempi richtig gewählt, ob sie im gleichmäßigen Takte vorwärts schritten.*)

Julien Guicciardi, sowie den meisten Anwesenden, entgingen diese Dinge nicht; in das Herz der Freundin schnitten sie wie ein dreischneidiges Schwert; in Allen riefen sie eine gewisse Aengstlichkeit eine namenlos peinliche Spannung hervor.

Nur Ludwig van Beethoven war seiner Sache gewiß und stand — von allem dem, was um ihn her vorging, unberührt — strahlenden Auges, wie ein Feldherr vor seinem Pulte. Da fiel der Taktstock und das Concert begann. Aber mit demselben Augenblicke war es, als rege es sich in lichter Höhe, als zögen himmlische Melodien zur Erde herab!

O du armer, tauber Mann! wie ist es möglich, daß in deiner lautlosen Abgeschlossenheit, in deiner gemarterten Brust, bei deinem zertretenen Leben, eine solche

---

*) Schindler. Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. II. Theil. S. 192.

Welt ſtillen Entzückens, himmliſcher Harmonien in dir aufſteigen kann?

O freilich, das könnt ihr nicht begreifen, ihr Menſchenkinder! aber ihr habt es auch nicht geſehen und nicht mit erlebt, das titaniſche ſchmerzdurchwühlte Ringen der einſamen Seele nach der Krone des Lebens, nach dem Glück eines reinen, großen, ſchönen Selbſtbewußtſeins! O freilich! ihr kennt ſie nicht, ihr vermögt ſie nicht einmal zu ahnen, die hohen Weiheſtunden, in welchen ſich dem, dem ein furchtbares Geſchick auf ewig das äußere Reich der Töne verſchloſſen, deren inneres Reich öffnet; — die Stunden, in welchen ſich der ſchaffende Geiſt auf den Flügeln der Schöpferwonne ſelig wiegt und an die Stelle zertretener Erdenliebe das beglückende Hochgefühl göttlich reiner und göttlich allgemeiner Menſchenliebe tritt.

Und wenn ihr dies nicht kennt, ſo lauſcht doch nur jetzt den hohen, herrlichen Klängen des Meiſters! Mächtiger und mächtiger ſchlagen ja die Wogen der Töne zuſammen; feſter und feſter ſchließen ſie ſich in wunderbarer Harmonie an einander, ... ein reißender Bergſtrom, der in gewaltiger Bewegung, an ſcharfen Klippen vorbei, ſeinem Ziele zueilt.

Aber warum zittert denn in dieſem Augenblicke die ſchöne, bleiche Gräfin Gallenberg ſo gewaltig? ..... Weil ſie verſteht, was dieſe jetzt ſo rührend-klagenden Töne ſagen wollen; ..... weil ſie weiß,

daß ſie aus dem warmen Herzblute des großen Meiſter erwachſen ſind; ..... weil ſie fühlt, daß das, was ſie jetzt ſo mächtig erfaßt, die ſchmerzerfüllte Klage zertretener Liebe iſt. Da ſchrillt es ab ..... da flammt es noch einmal ſtark auf ..... da greift des Schickſals unheimliche Rieſenfauſt hinein, und das Herz iſt zerknirſcht ..... und die Töne der Klage verhallen.

Julien Guicciardi's Augen ſchließen ſich..... ſie lehnt ſich halb ohnmächtig in ihren Seſſel zurück.

Aber das Concert geht weiter, die A-Dur Symphonie verhallt; ..... lauter, donnernder Applaus lohnt den Meiſter ..... er hört es nicht! ..... unbeweglich, in ſich ſelbſt verſunken, ſteht er an ſeinem Pult. Seine Augen ſind weit geöffnet, ſie ſchauen in eine andere Welt; aber dieſe andere Welt muß ihm eine ſtolze Freude geben, denn ſeine Blicke flammen hohe Begeiſterung, ſtilles Entzücken.

Und der „glorreiche Augenblick" und „die Schlacht von Vittoria" folgen der A-Dur Symphonie in einer ſo hinreißenden Vollkommenheit der Ausführung, die alle Erwartungen übertrifft. Alles lauſcht in athemloſer Stille dem anbrechenden Morgen des Schlachttages, dem Rule Brittannia, dem Marlborough s'en va-t-en guerre, dem Kampf, dem Sturm, der Siegesfeier mit dem ſchönen: God save the king; ..... Alles iſt entzückt, hingeriſſen, begeiſtert und

ſelbſt die Monarchen, vor deren verwöhnten Ohren doch ſchon ſo viel Außerordentliches vorüber gegangen, haben ſich in freudigem Staunen verloren.

Jetzt ſchweigen die Inſtrumente ..... das Concert iſt vorüber; aber wie ein ſturmbewegtes toſendes Meer rauſcht nun der allgemeine Beifallsſturm auf.

Beethoven hört ihn nicht! — Wie vorhin, ſo ſteht er auch jetzt, dem Publikum abgewandt, unbeweglich da, in tiefes Sinnen verſunken, die ſtrahlenden Augen weit geöffnet ..... noch immer den Tönen lauſchend, die in ſeinem Innern wie fernhin ziehende Engelchöre verklingen.

Verſchwunden war für ihn auch jetzt wieder, wie ſo oft, die reale Welt. Auf den Adlerſchwingen ſeines Geiſtes durchzog er in einſamer Höhe den Sphärenhimmel der Ideale. Aber die ihn umgebende Menge war auf der Erde zurückgeblieben, ſie wollte auch das Angeſicht deſſen ſehen, den ſie in ſeinen Leiſtungen bewunderte, den ſie mit vollem Herzen jetzt mit ihren Beifallsbezeugungen überſchüttete.

Aber Beethoven ſtand noch immer dem Publikum abgewandt, unbeweglich an ſeinem Pulte.

„Beethoven!“ ..... „Beethoven!“ — ſchallte es jetzt tauſendſtimmig.

„Er hört es nicht, der Unglückliche!“ — ſagte man hier und dort.

„Unmöglich!“ — entgegneten Andere — „dieſen donnernden Sturm des Beifalls muß er doch vernehmen?“

Aber er vernahm ihn nicht! — — Capellmeiſter Umlauf kam in die größte Verlegenheit: ſelbſt die Monarchen hatten ihre Plätze noch nicht verlaſſen,..... ein Zeichen, daß auch ſie darauf warteten, daß Beethoven ſich umkehre.

„Herr van Beethoven, kehren Sie ſich doch um;..... danken Sie doch!“ — rief jetzt Umlauf ſo laut er konnte.

Der Mäſtro hörte ihn nicht.

„Um Gottes Willen!“ — ſchrie Herr von Seyfried dem Capellmeiſter Umlauf zu — „das Publikum wird ungeduldig! Es verſteht das lange Zaudern Beethoven's falſch, und einzelne fangen in der That ſchon zu zürnen an, weil ſie glauben, Beethoven wende der Menge aus Hochmuth den Rücken!“

„Beethoven!“ — „Beethoven!“ — ſchallt es fort und fort und das Applaudiren nimmt kein Ende.

Da überkommt Umlauf in ſeiner grenzenloſen Verlegenheit ein rettender Gedanke. — „Nun denn, in Gottes Namen,“ — ruft er — „ſo will ich ihn umdrehen!“ — und raſch, und ehe der Mäſtro es gewärtigt, umfaſſen ihn des Capellmeiſters beide Arme und wend-

ten ihn mit herkulischer Kraft so um, daß er dem Publikum und der Tribune das Antlitz zukehrt; zugleich deutet Umlauf mit erhobenem Arm in den Saal.

Aber diese letzte Bewegung des Capellmeisters hatte eine furchtbare Wirkung: jetzt stand das ganze unermeßliche Unglück Beethoven's unverhüllt vor der Seele eines Jeden, und jeden Einzelnen der hier versammelten Tausenden durchbebte ein Schmerzensschrei des Mitleids, der innigsten Theilnahme, des tiefsten Erbarmens!

Und: „Ehre dem großen Componisten! aber auch Ehrfurcht dem entsetzlichen Schicksale, das der Große mit Größe trägt!" — so zitterte es durch alle Herzen, und, wie von einem Gedanken durchzuckt, erhebt sich das ganze Publikum, erheben sich die Fürsten und Fürstinnen, erheben sich die Könige und Kaiser!*)

Ja, du armer tauber Mann! dort oben auf der Tribune, hingerissen von Begeisterung, Thränen des Mitgefühls in den Augen, steht Rußlands Czarin, die sanfte, liebliche Elisabeth, und das leise Neigen ihres Hauptes, das mitleidsvolle Lächeln ihres Mundes gilt dir: deiner Größe, deiner Kunst, deinem Unglücke! Und dem Beispiele der Czarin folgen die Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Bayern und

---

*) Historisch.

alle Fürſtinnen und Herzoginnen. Ihre Tücher wehen dir zu wie Siegesfahnen!

Es war ein Moment, ſo groß, ſo ergreifend, ſo allgewaltig, ja ſo erſchütternd, daß faſt kein Auge thränenlos blieb. Alle irdiſche Größe war verſchwunden vor der des Genies und jener des Unglücks.

Plötzlich flog aus einer Loge der Eſtrade ein Lorbeerkranz und fiel zu des Meiſters Füßen, und wie mit einem Zauberſchlage regnete es Hunderte von Blumenbouquetts; denn unwillkürlich löste jede Dame den Strauß, der ihren Buſen ſchmückte und warf ihn als zarte Huldigung dem Mäſtro zu. Da donnerte noch einmal ein unendlicher Applaus durch die Räume. Beethoven hörte ihn auch diesmal nicht, aber — er ſah ihn!

Tief, tief erſchüttert von ſo viel Theilnahme und Anerkennung, verbeugte er ſich; aber im Verbeugen ergriff er auch den Kranz. O er wußte ja, von wem er kam, er hatte ſie erkannt, die ihn geworfen: ſeine theure Julie. Sie liebte ihn alſo doch noch!

Da flammte es in ſeinem Herzen auf in ſeligem Entzücken und einen Blick voll unausſprechlicher Dankbarkeit nach oben werfend, drückte er das ſinnige Zeichen der Anerkennung, das ihm die Liebe geſpendet, freudig an ſeine Bruſt.

Großer Meiſter! Auf Deinem Haupte ruhten in dieſem Momente brüderlich vereint: „Lorbeerkranz und Dornenkrone!“ *)

---

*) Anton Schindler: „Biographie L. v. Beethoven's. S. 98.“ Varnhagen van Enſe: Der Wiener Congreß.

Diebe.

Der Tag war schon lange angebrochen und Ludwig van Beethoven schlief noch. Wohl zehnmal hatte bereits sein Diener den Kopf zur Thüre hereingestreckt, um zu sehen, ob der Herr Capellmeister den Kaffee noch nicht begehre, und immer zog er ihn wieder mit verdrießlicher Miene zurück.

„Verwünscht!“ — sagte er jetzt in ärgerlichem Tone vor sich hin — „wie mich das aufhält. Der Herr ist doch sonst immer so frühe auf und an der Arbeit. Das gestrige Concert muß ihn sehr ermüdet und angegriffen haben; ich sah ihn noch nie so aufgeregt nach Hause kommen. Sicher ist er erst spät eingeschlafen und jetzt hab' ich das Unangenehme davon, daß ich nicht rechtzeitig in den Stall komme. Wie leicht kann mir da ein guter Kunde entwischen!“

Und Paul setzte sich mürrisch auf einen in der Nähe des Ofens befindlichen Stuhl, streckte seine Beine der Länge nach vor sich aus, drückte den Rücken so gewaltig gegen die Lehne, daß sie krachte, faltete die Hände über dem Kopfe zusammen und gähnte wiederholt so laut und unfläthig, daß man es auf der Straße hätte hören können.

Zehn Minuten vergingen in dieser angenehmen Beschäftigung, während welcher sich Paul seinen Gedanken überließ.

„S' ist doch ein wunderlicher Kautz, der Herr van Beethoven!" — sagte er endlich nach abermaligem Gähnen. — „Ich bin jetzt das viertemal bei ihm: zweimal hat er mich fortgejagt und einmal bin ich ihm fortgelaufen, weil ich es nicht mehr bei ihm aushalten konnte. Und doch hat er seit einigen Wochen wieder mich angenommen und seine Haushälterin zum Teufel geschickt. Nun" — rief hier Paul lachend — „das wird auch nur von kurzer Dauer sein, dann jagt er wieder mich fort und nimmt wieder die Haushälterin."

Er schwieg und gähnte abermals; dann fuhr er, mit einem pfiffigen Lächeln um den Mundwinkel halblaut fort:

„Lang ist's aber doch nicht bei ihm auszuhalten: einmal schreit man sich Lunge und Leber weg und wird doch nicht verstanden; — dann bekommt man

mehr Donnerwetter über den Kopf, als Brod in den Magen und endlich ist der Dienst bei ihm zum Sterben langweilig. Wenn er nicht sonst wieder gut wäre und das Unrecht, das er seinen Leuten in der Hitze thut, durch Geldgeschenke auszugleichen suchte, und wenn er nicht ....,"

Paul unterbrach sich hier selbst durch lautes Lachen.

„S' ist doch zu drollig!" — sagte er dann, sich in seinen struppigen rothen Haaren kratzend — „s' ist doch zu drollig! Da hat ihm vor zwei Monaten der Graf Browne ein wunderschönes Reitpferd zum Geschenk gemacht. Er ritt es einigemal; aber seit er in mir einen andern Diener um sich hat, ... hat er in seiner Zerstreutheit das Pferd rein vergessen. Er weiß gar nicht mehr, daß er ein Pferd hat!" — fuhr Paul lachend fort. — „Nun, das ist ein Narr, der die Narrheiten anderer unbenutzt läßt. Ich leihe nun schon, so lange ich wieder bei ihm im Dienste bin, das Pferd täglich für Geld aus. Es hat mir das ein recht artiges Sümmchen eingebracht. Damit er aber nicht an das Pferd erinnert wird, reiche ich keine Futter-Rechnung ein, *) .... und bis der Lieferant mit derselben kommt, bin ich jedenfalls wieder fort."

---

*) Historisch: Wegeler und Ries S. 120.

Pauls Geſicht glänzte bei dieſen Worten vor Freude, und er würde ſich vielleicht in ſeinem Selbſtgeſpräche noch weiter ergangen haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Bruder ſeines Herrn, der Kaſſirer der öſterreichiſchen Nationalbank, Herr Karl van Beethoven, eingetreten wäre.

„Iſt mein Bruder noch zu Hauſe?“ — frug dieſer jetzt barſch und mit ſtolzer Miene.

„Ja, Euer Gnaden!“ — entgegnete Paul aufſtehend mit verbiſſenem Aerger, denn er haßte und fürchtete den Kaſſirer, ſchon weil ihm ſein Gewiſſen ſagte, daß er gerade Karl's ſcharfes Auge beſonders zu fürchten habe.

„Iſt er an der Arbeit?“ — frug Herr van Beethoven weiter.

„Nein! er ſchläft noch!“ — entgegnete Paul.

„Jetzt noch? es iſt ja weit über acht Uhr.“

„Habe auch wenigſtens ſchon zehnmal nachgeſchaut.“

„Hätt' ihn wecken ſollen.“

„Um eine Ohrfeige zu erhalten?“

„Wird ſo ſchlimm nicht ſein.“

„Doch, mein Herr, es wäre die erſte nicht, die mir der Herr Capellmeiſter verehrt hat.“

„Und dann mit Geld aufgewogen!“

„Nun ja! Er ſieht ſein Unrecht doch wenigſtens ein.“

„Und wirft ſein Geld an Unwürdige hinaus.“

„Ich meine ....“

„Er hat gar nichts zu meinen. Thue Er ſeine Pflicht und ſchweig Er ſtill.“

Und Herr Karl van Beethoven wollte eben umwenden und wieder weggehen, als ihm augenſcheinlich ein anderer Gedanke kam, und zwar mußte dieſer Gedanke ein ſehr wichtiger und willkommener ſein, denn er machte Karl's Augen wunderbar aufblitzen.

„Ich will ihn ſelbſt wecken!“ — ſagte er jetzt — „Er kann einſtweilen das Frühſtück holen und zwar zwei Portionen, denn ich nehme Theil daran.“

Und mit dieſen Worten trat Karl in ſeines Bruders Zimmer. Paul aber ging nicht: leiſe ſchlich er nach der Thüre, durch welche der Kaſſirer eben verſchwunden war, ... und .... ſich bückend .... ſchaute er mit dem lauernden Blick einer Katze, die einer Maus auf der Spur iſt, durch das Schlüſſelloch.

Aber auch Karl hatte jetzt einen Katzentritt angenommen, obgleich er wußte, daß Ludwig bei ſeiner Taubheit ſelbſt das lauteſte Auftreten nicht zu wecken im Stande geweſen wäre. Aber es iſt ſonderbar: das Böſe ſchleicht immer, wie ſich die Schlange lautlos durch den Staub windet.

Karl trat auf den Zehen an des Bruders Bett. Er ſchlief noch feſt und ſeine Züge verklärte ein ſo glückliches Lächeln, wie es jetzt ſelten im Wachen über ſeine Züge flog.

Karl nickte zufrieden. Dann ſchlich er leiſe nach einem Schranke, der bis oben mit Noten, Papieren und Büchern vollgepfropft war.

„Hier müſſen ſie liegen!“ — ſagte er jetzt leiſe zu ſich ſelbſt. — „Es ſind zwar nur Lieder, die er jahrelang vor ſeiner Abreiſe nach Wien noch in Bonn componirt hat, und die er jetzt ebendeßhalb ſeines Namens nicht würdig hält; .... aber das ſind Albernheiten .... habe ich ſie nur erſt, ſo verkaufe ich ſie in ſeinem Namen an irgend einen ausländiſchen Muſikalienverleger .... und ich bin gut dafür, daß ſie mir mit Gold aufgewogen werden. Schreit er dann auch, wenn ſie in die Welt kommen — was liegt daran — die Sache iſt alsdann nicht mehr zu ändern, ... und .... ich habe das Geld!“

Karl hatte während deſſen ſchon in den Noten und Papieren gegraben und gewühlt; aber die geſuchten Lieder ließen ſich ſo ſchnell nicht finden. Dicker Staub flog auf und machte ihn hüſteln. Er ſchaute ſich beſorgt um .... der Bruder ſchlief ruhig weiter.

Endlich fand ſich ein ganz vergilbter Pack mit Noten und Papieren auf welchem von Ludwig's Hand geſchrieben ſtand: „Bonn.“

Karl öffnete ihn raſch; aber ſeine Hand zitterte vor Begierde. Plötzlich leuchteten ſeine Züge auf und ein freudiges: „Da ſind ſie!“ entglitt ſeinen Lippen. In dem gleichen Augenblicke verſchwand das Heft in

seiner Brusttasche; *) dann legte er den übrigen Pack wieder an den Ort, wo er ihn weggenommen.

Paul hatte dies alles recht gut durch das Schlüsselloch beobachtet, denn der erwähnte Notenschrank stand gerade an der, der Thüre entgegengesetzten, Wand.

„So!" — sagte er jetzt mit einer echten Spitzbubenmiene, indem er sich dabei vergnügt das Kinn strich — „so! mein Männchen, jetzt sind wir vor dir sicher. Entdeckst du allenfalls die Geschichte mit dem Pferd, so habe ich dich mit dem Notendiebstahl am Strick. Ich vermiethe nur meines Herrn Pferd, damit es nicht steif wird, ... du aber hast meinen Herrn geradezu bestohlen."

Und er lachte triumphirend, und seinen Hut ergreifend, um das Frühstück zu holen, rief er noch mit bosshafter Freude: — „Ein liebes Brüderchen, das!"

Ludwig van Beethoven war indessen erwacht. Noch sah er den Bruder nicht; aber mit dem ersten Aufschlagen der Augen und dem Zurückkehren des Bewußtseins seines elenden Daseins zuckte auch ein großer Schmerz durch seine Seele und spiegelte sich in seinen Zügen. Ach! er hatte so schön geträumt von Zeiten, da er noch glücklich war .... von Zeiten, da sein Ohr noch nicht jedem Laut verschlossen .... von Zei-

*) Historisch: Wegeler und Ries. S. 124.

ten, da er noch Freunde hatte, und sie .... sie .... seine Julie....!

Und die Erinnerung an diese Zeiten und die frohen Eindrücke von gestern Abend hatten sich im Traume gar lieblich verschmolzen. Jetzt war er dahin, der schöne Traum und die kalte Wirklichkeit lagerte sich wie ein Alp über ihn. Sein erstes Aufathmen im wachen Zustande war daher ein tiefer Seufzer; dann sagte er leise: „Was hilft es! ich muß eben doch wieder hinein in das alltägliche Elend, — in den Menschenjammer und die Lebensnoth!“ — und mit diesen Worten setzte er sich in seinem Bette auf. Da erblickte er Karl, der vor ihm stand. Er war überrascht — erst wohl peinlich; als ihm aber der Bruder die Hand hinhielt, faßte er sie mit dem alten Zutrauen und drückte sie liebevoll. — „Es ist eben doch mein Bruder!“ — dachte er dabei.

Karl aber neigte sich an sein Ohr und schrie: „Ich komme, dir Glück zu wünschen zu deinem gestrigen Siege. So etwas ist noch gar nicht da gewesen! das wird schöne Geschenke von den Monarchen und Fürsten regnen.“

Ludwig schüttelte mit dem Kopfe:

„Glaub's nicht!“ — sagte er dann, — „werden die heilige Kunst bald wieder über ihren Sitzungen und Festen vergessen. Aber es liegt mir auch gar

nichts daran. Ich trage meinen Lohn in mir ſelbſt und ....“

Er ſchwieg; aber ſeine Blicke ſchweiften umher, bis ſie den Lorbeerkranz fanden, den er geſtern Abend als Siegestrophäe aus dem Theater mitgebracht und über dem ſchönen und koſtbaren engliſchen Flügel aufgehängt hatte, den ihm die philharmoniſche Geſellſchaft von London zum Ehrengeſchenk gemacht.

Karl gab ihm jetzt ein Zeichen, daß er aufſtehen möge und hielt ihm ſeine Taſchenuhr vor. Ludwig ſprang entſetzt über ſein langes Schlafen mit beiden Beinen aus dem Bette. Jetzt ging die bekannte Waſchoperation an, die ihn — der täglichen Durchfeuchtung des Bodens wegen — ſchon aus ſo mancher Wohnung vertrieben, da ihn kein Hauseigenthümer deßhalb mehr behalten wollte. Aber während unter dem Händewaſchen die Ueberſchwemmung losbrach, ruhten diesmal Ludwig's Blicke mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Beſorgniß auf Karl's Antlitz.

„Bruder!“ — ſagte er endlich — „du ſiehſt ſehr ſchlecht aus. Biſt du unwohl?“

Karl ſchüttelte den Kopf. Dann ſchrie er, zu Ludwig's Ohr geneigt:

„Nur den dummen Huſten, der mich nun ſchon ſeit einem Jahre verfolgt, werde ich nicht los.“

„Schrei nicht ſo, es ſchadet dir!“ — entgegnete Ludwig und deutete auf einen Bogen Papier und

einen Bleistift, die beide auf dem Tische lagen und Denjenigen, die mit ihm sprechen wollten, dazu dienten, die Conversation ihrer Seits schriftlich zu führen. „Uebrigens ist auch das nicht einmal zwischen uns nöthig;" — setzte er dann hinzu — „wenn du langsam sprichst, kann ich es dir wohl so ziemlich an den Bewegungen der Lippen absehen, was du sagst."

„Also hat sich dein Uebel in den letzten Tagen noch gesteigert?"

„Ich bin seit sechs .... acht Tagen völlig taub!" — entgegnete Ludwig mit einem schmerzlichen Seufzer und dem Ausdrucke unendlichen Kummers. — „Auch das eine Ohr, auf dem ich zeitweise noch dumpf hörte, versagt mir den Dienst."

„Und was meint dein Arzt dazu?"

„Ich soll Geduld haben."

„Und er gibt dir nichts mehr?"

„Doch! dort steht eine Mixtur."

„Die du aber nicht nimmst."

„Für was soll ich sie nehmen; es hilft ja doch alles nichts."

„Das ist Unrecht! Du bist dir und uns schuldig, dich zu erhalten."

„Nun! ich will sie nehmen!" — sagte Beethoven. Und er ging gelassen nach der Fensterbrüstung, auf welcher das Arzneiglas stand, ergriff es, setzte es an den Mund, und trank es zur Hälfte aus.

Karl trat erstaunt hinzu, nahm ihm das Medicinglas ab, sah auf den daran befestigten Verordnungszettel und rief dann nach seinem Ohre gebeugt:

„Aber um des Himmels willen' was hast du denn da wieder gemacht?"

„Wie so?" — frug Ludwig verwundert.

„Du sollst ja von dieser Medizin nur alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll nehmen."

„Nun! nun!" — meinte Ludwig mit großer Gemüthsruhe — „das wird auf das Gleiche herauskommen. Ob ich da voll Langweiligkeit zwölf Stunden brauche, um sechs Löffel voll zu nehmen, oder ob ich alle sechs auf einmal schlucke, das ist sicher ein und dasselbe."

„Behüte!" — schrie Karl, dem es um sein lebendiges Capital bange ward, — „du kannst dich ja auf diese Weise umbringen."

„Je nun!" — entgegnete Ludwig, der sich unterdessen fertig angekleidet hatte — „da muß ich eben das mediziniren ganz lassen."

„Warum denn!"

„Weil ich unfehlbar schon den zweiten Löffel zu nehmen vergesse."

Karl wollte antworten, als Paul mit dem Frühstücke eintrat.

Beide Brüder setzten sich nun, dasselbe gemeinsam zu verzehren. Aber der Herr Kassirer war jetzt auf seinem Felde. In dem Tone eines Hofmeisters schrie

er dem Bruder zu: daß er in allen Dingen, außer in der Muſik, ſich wie ein Kind benehme, das man ſtets gängeln müſſe, und daß es daher ſeine Pflicht ſei, ihm — dem Bruder Karl — unbedingt in allen Angelegenheiten zu folgen. — „So" — fuhr Herr Karl van Beethoven fort — „dulde ich in deinem eigenen Intereſſe nicht mehr, daß du eine deiner Compoſitionen unter dem Preiſe hergibſt."

Ludwig ſtaunte; aber trotz des Schmerzes, der ihn über das unwürdige und anmaßende Betragen des Bruders erfaßte, flog doch ein Ausdruck von Ironie über ſeine Züge:

„Wirklich?!" — ſagte er dabei — „duldeſt Du das nicht mehr?"

„Nein!"

„Da wird der Herr Kaſſirer der Nationalbank aber auch die Güte haben müſſen, mir jedesmal zu ſagen, was meine Compoſitionen werth ſind."

„Warum nicht!" — verſetzte Karl, indem er einen langen Zettel aus ſeiner Briefta ſche nahm und ihn vor den Bruder hinlegte.

Ludwig warf einen Blick darauf, dann fuhr er mit zornflammenden Blicken auf und rief: „Was ſoll das ſein?"

„Es iſt ein Tarif," — ſagte Karl kalt und frech — „den ich mir von einer Wiener Verlagshandlung in Deinem Namen und für deine Werke habe anfertigen laſſen."

Jetzt aber versagte in der That Ludwig die Sprache: Vor ihm lag geschrieben:

Instrumental-Musik:

Symphonien für's ganze Orchester 60 bis 80 Ducaten
Ouvertüren . . . . . 35 — 40 „

Für die Violine:

Concerte für Violine mit Orchesterbegleitung 50 Duc.
Terzetten für Violine, Viola und Violoncello 35 „
Quartetten für 2 Violinen, Viola und Violoncello . . . . . 40 „
Quintetten für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncello . . . . . 45 „
Sextetten für verschiedene Instrumente . . 50 „

Für das Pianoforte:

Concert mit Orchesterbegleitung . . . . 60 „
Phantasie „ „ . . . . 30 „
Rondo „ „ . . . . 25 „
Variationen mit „ . . . . 30 „
Sonate (große) für das Piano allein . . 40 „
Sonate „ „ „ . . . . . 30 „
Phantasie „ „ „ . . . . . 30 „
Variationen „ „ „ . . . . . 20 „

Gesangmusik:

Eine große Messe . . . . . 100 „
Ein großes Oratorium . . . . . 200 „

Gesangsstücke mit Orchester Begleitung .	20 Duc.
Ein Lied mit Begleitung des Pianoforte	4 „

u. s. w.

Aber Ludwig durchlas diesen Tarif nicht; rasch — und ehe es sich Karl nur versehen konnte — hatte er ihn erfaßt, zerrissen und seinem lieben Bruder vor die Füße geworfen.

„Deine Unverschämtheiten übersteigen alle Grenzen!“ — rief er jetzt und das Blut stieg ihm so gewaltig zu Kopf, daß beide Ohren ihn heftig zu schmerzen anfingen. — „Kein Wort will ich weiter hören. Ich habe mich für Dich und Johann mit Freuden geopfert, weil Ihr meine Brüder seid. Ich mache keine Ansprüche des Dankes dafür; aber ich kann doch wenigstens verlangen, daß Ihr meine Freiheit respectirt und mich nicht, wie es Judas mit dem Herrn that, verschachert und verkauft.“

Aber auch in Karl kochte es bereits. Daß Ludwig seinen mit so vieler Mühe gewonnenen Tarif zerrissen, *hatte ihn* vor Zorn außer sich gebracht. Sein Gesicht ward noch gelber, als es ohnedem seit längerer Zeit schon war, sein Athem ging kurz und schwer, seine Stimme ward heißer, Fieberhitze flammte auf seinen Wangen auf und kaum des Wortes mehr mächtig überhäufte er Ludwig mit einer ganzen Flut von Schimpfreden, Grobheiten und Vorwürfen.

Glücklicherweiſe hörte dieſer nur die erſten, ſeinen Ohren nahe ausgeſtoßenen Beleidigungen und Kränkungen; dann wandte er ſich mit einem Blicke tiefſter Verachtung und edlen Unwillens ab, und wollte eben ſeinen Hut ergreifen, um auf die Straße zu flüchten, als er gewahrte, daß ſein Bruder, durch Zorn und Schreien in einen krampfhaften Huſten gebracht, dem Erſticken nahe war.

Kaum aber ſah dies Ludwig ..... ſah, wie Karl blau und roth im Geſicht wurde, als er auch — alles Vorhergehende vergeſſend — herbeiſprang und dem Bruder zu helfen ſuchte. Mit dem Ausdrucke der lebhafteſten Angſt klopfte er ihm in den Rücken, hielt ihn aufrecht und verſuchte alles mögliche, den Huſten zu ſtillen. Endlich ließ dieſer nach und nun erſchöpfte ſich Ludwig in Entſchuldigungen über ſein heftiges Weſen, durch das er den Huſtenanfall herbeigeführt zu haben glaubte; ..... ja, er bat Bruder Karl, der jetzt erſchöpft auf einen Stuhl geſunken war, mit der aufrichtigſten Herzlichkeit um Vergebung.

„Ich bin eben einmal ein unglücklicher Menſch!“ — ſagte er dabei — „den ſein Leiden beſtändig in einem gereizten Zuſtande erhält. Du mußt Nachſicht mit mir Armen haben.“

Karl, der noch nicht ſprechen konnte, nickte beſtätigend. Aber Ludwig hatte ſich noch nicht genug gethan; der Zuſtand des Bruders ängſtigte ihn, und

er hatte jetzt nur den einen Gedanken, wie er ihn wieder erfreuen und aufrichten könne. Plötzlich fiel ihm dies ein. Er lief nach dem Schranke und der Schublade, die seine Präciosen enthielt — daß ihm Karl einst aus derselben zwei goldene Dosen entwendet, hatte er längst vergessen — nahm einen kostbaren Brillantring und ihn Karl hinreichend, sagte er, mit einem Lächeln, das seine sonst so harten Züge unendlich mild erscheinen ließ:

„Hier Bruder, nimm diesen Ring. Ich weiß, daß Du ihn Dir immer gewünscht hast, weil er Dir so schön an den Finger paßt. Er ist zwar ein werthvolles Andenken an den Prinzen Louis Ferdinand; aber ich trage ihn ja doch nicht und so werde ich des freundlichen Gebers mehr gedenken, wenn ich ihn an Deiner Hand sehe, als wenn er unter Schloß und Riegel im Schranke liegt."

Karl's Züge erstrahlten in freudiger Ueberraschung. Sein Falkenauge hatte ja schon längst den bedeutenden Werth dieses Kleinods erkannt, um das er auch den Bruder schon so oft gebeten, der es ihm aber bis dahin immer, als ein zu liebes Andenken, abgeschlagen.

Jetzt war er mit einemmale in dessen Besitz; und wunderbar, ... die Freude darüber wirkte so günstig auf Karl zurück, daß er in wenigen Minuten wieder stehen, sprechen und gehen konnte.

„'S ist halt ein Zauberring!" — sagte jetzt Lud-

wig, dem dieſer ſchnelle und günſtige Wechſel nicht entging, mit einem leiſen Anfluge ſatyriſchen Lächelns.— „Möge er vor allen Dingen bewirken, daß die alte Bruderliebe uns immer ſo feſt umſchlinge, wie ſein goldener Reif Deinen Finger."

„So ſoll es ſein!" — ſagte Karl, der ſeine Blicke gar nicht von den funkelnden und blitzenden Steinen wegwenden konnte. — „Und nun will ich gehen und Dich nicht länger von Deiner Arbeit abhalten."

Als Karl das Zimmer verlaſſen, athmete Ludwig van Beethoven hoch auf. Ein Gemiſch von widerſprechenden Gedanken und Gefühlen durchkreuzte Kopf und Herz. Er liebte den Bruder ..... und doch! .....

Ludwig ſank auf einen Stuhl, und bedeckte mit beiden Händen das Geſicht. — — —

Als Karl, vor Freude ſtrahlend und mit ſtolzem Schritt, durch das Vorzimmer ging, gewahrte er Paul, der bei ſeinem Eintreten raſch mit der Hand nach der Taſche gefahren war, als wolle er hier etwas vor unberufenen Blicken verbergen.

„Der beſtiehlt meinen Bruder auch, daß ihm die Augen übergehen!" — dachte der Herr Kaſſirer der Nationalbank. Paul öffnete unter einer tiefen Verbeugung die zweite Thüre; als aber Herr Karl van Beethoven draußen war, ſagte er leiſe: „Notendieb! — Ein liebes Brüderchen das!" — — —

Ein tauber Mann.

Ludwig van Beethoven hatte wohl eine halbe Stunde lang bewegungslos — den Kopf auf die Arme gestützt, das Gesicht mit den Händen bedeckt — dagesessen. Grabesstille herrschte um ihn, ... ein gewaltiger Schmerz zerriß sein Inneres. Er war ein so gerader, das Gute, das Edle, die strengste Rechtlichkeit liebender Mensch, daß alles Unrecht ihm tief in die Seele schnitt. Ach! ..... und er mußte bei den Menschen — und selbst bei denjenigen, die ihm am nächsten standen — auf so viel Unrecht treffen. Er mußte so oft erleben, daß das Gute von den Menschen verkannt, oder gehemmt, oder zertreten ward; und wenn er dann auch, wie alle großen Seelen, sein Vertrauen auf die unzerstörbare Kraft des Edlen in den Menschen setzte, und damit oft seinen gerechten Un-

muth mäßigte, so gelang ihm dies doch nicht immer so weit, daß die Frucht dieser Bemühung jenes sanfte und erhabene Lächeln Sokratischer Ironie war.

Oft überwog der Schmerz und die Bitterkeit, die er aus dem eigenen, so furchtbaren Schicksale zog, und hing sich wie Bleigewicht an seine Seele.

So war es auch jetzt. Was hatte er nicht in der letzten Zeit erst mit einem Manne erlebt, den er lange für einen treuen Freund und warmen Anhänger gehalten?

Dieser Mann war der Mechanikus Maelzel, der Erfinder des musikalischen Metronoms — einer Maschine zur Bemessung des Taktes. Schon vor längerer Zeit hatte er dem großen Meister der Töne versprochen, eine Gehörmaschine für ihn anzufertigen, deren sich Beethoven, namentlich bei seinen Zusammenkünften mit dem Erzherzog Rudolph und Anderen bedienen sollte, wo eine schriftliche Conversation die Unterhaltung verzögern mußte. Um nun Maelzel zur Anfertigung dieser Maschine anzufeuern, componirte Beethoven für die von diesem Freunde ebenfalls neu erfundene Panharmonika *) ein Stück:

*) Innerlich, wie die Spieluhren, aus Walzen bestehend, wird dies Instrument durch Gewichte in Bewegung gesetzt. Da es mehrere Blasinstrumente spielt und durch sein ausdrucksvolles Forte und Piano, wie durch die Bestimmtheit in den Tönen und seinen mannigfaltigen Zungenschlag excellirte, machte es zu jener Zeit viel Aufsehen.

„Schlacht-Symphonie," wie er es selbst nannte. Der Effect dieses Stückes war so unerwartet, daß Maelzel Beethoven aufforderte, es auch für das Orchester zu instrumentiren. Dieser nun, längst mit dem Plane umgehend, eine große „Schlacht-Symphonie" zu schreiben, willigte auch gern in den Vorschlag Maelzel's ein, ... und so entstand „die Schlacht von Vitteria," die am 12. Dez. 1813, also ein Jahr vor der Zeit, von der wir hier sprechen, zum erstenmale, und zwar zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalide gewordenen österreichischen und bayerischen Krieger aufgeführt wurde.

Was aber that nun Maelzel? Er mißbrauchte das ihm von Beethoven bei der Aufführung dieser neuen Symphonie geschenkte Vertrauen auf eine schmähliche Art; — ließ, da er eine Reise nach England vor hatte, im Geheimen die Stimmen dieser Tonschöpfung für sich abschreiben, erklärte die Symphonie für sein Eigenthum und brachte sie als solche in München und London zur Aufführung.

Beethoven protestirte natürlich sogleich gegen eine solche Anmaßung, worauf Maelzel sein Benehmen in Wien damit zu entschuldigen suchte: daß er angab, Beethoven schulde ihm 400 Ducaten; obgleich sich seine Forderung nur auf 50 Ducaten belief. Die natürliche Folge war die Einleitung eines

gerichtlichen Verfahrens. Aber wie peinlich wirkte dieſer ganze Vorfall auf Beethoven zurück; welchen traurigen Einfluß mußte dieſer Betrug, dies hinterliſtige Verfahren eines Freundes gegen ihn, auf Beethoven's ohnehin reizbares, dem Argwohn zugeneigtes Weſen haben. Finſterer noch, als bisher, zog er ſich in ſich ſelbſt zurück; — mißtrauiſch ſchon durch ſein Gebrechen, ward er es nun in einem Grade, der ſogar den Umgang mit ihm auf längere Zeit unmöglich machte.*)

Auch jetzt, in dieſer Stunde des Verzweifelns an der Menſchheit, ſchlich die Erinnerung an jene widerliche Begebenheit an ſeiner ohnehin ſo gebeugten Seele wie ein ſchwarzer Schlagſchatten vorüber. Und wie viel andere bittere Erfahrungen hatte er noch machen müſſen!

Seinem ſo würdigen, liebevollen und väterlichen Freunde, dem edlen Fürſten Lichnowsky, war er erſt vor wenigen Wochen auf den Friedhof gefolgt, dorthin ..... wo auch Swieten ruhte und ſchon ſo mancher, der ihm von Herzen wohlgewollt.

Sein Herz kam ihm überhaupt manchmal ſelbſt wie ein Friedhof vor, auf dem er nur eingefallene Hügel und halbverwitterte Kreuze fand: Lichnowsky,

*) Hiſtoriſch. Schindler: 91—94. Marx: „Beethoven's Leben und Schaffen." II. Thl. S. 187.

Swieten, Frau von Breuning, — Jeanette, die zwar noch lebte, aber fern von ihm und für ihn verloren! — Comteſſe Eugenie, — Ries, der ebenfalls entfernt war, — Julie, die, ihrem Schickſale folgend, die Gattin eines Andern wurde! .....

„Herr, du mein Gott!“ — rief er jetzt, aufſpringend, laut aus, indem er mit beiden Händen nach ſeiner Stirne faßte, — „allein! allein! ſo bin ich denn ganz allein in dieſer Jammerwelt! ..... ganz verlaſſen — einſam ..... wie der Adler hoch oben in den Lüften!“

Er ſchwieg; dann nickte er leiſe mit dem Haupte und ſagte mit gedämpfter Stimme:

„Ja, ja! wie der Adler hoch oben in den Lüften! ..... Ich denke noch daran, wie wir in Gotesberg waren. Die Empfindung, die damals ein Zufall in meiner Seele weckte ..... jetzt iſt ſie Leben und Wahrheit in mir geworden. Auf den Schwingen meines Genius ſtieg ich empor .... aber die Sonnennähe iſt einſam .... und lautlos!“

Und er ſchlug die Arme auf der Bruſt zuſammen und ging langſamen Schrittes in dem Zimmer auf und ab.

„Einſam und lautlos!“ — wiederholte er dann — „aber du biſt Mann, und der rechte Mann iſt immer ſeinem Schickſale gewachſen. Leiden ..... ſollen läutern; ſonſt hat man ja gar nichts von ihnen,

als das Peinliche. Zurückgeſchlagen werden ſie weder durch Zerſtreuung im Umgange mit Menſchen, noch durch Freuden; ..... beide führen ſie nur ergrimmter zurück ..... ihre Beſieger aber ſind .... Arbeit und Anſtrengung" — fuhr er dann nach einer kleinen Weile tiefen Nachdenkens fort — „weil das Tragen und Ertragen länger dauert. Darum wendet ſich der Jüngling der raſchen That zu, der Mann aber weiß dem Schickſal ruhig zu ſtehen. Je vollendeter die Seele, deſto mehr trägt ſie frei. Ich will Mann ſein und .... tragen!"

Er ging abermals auf und ab; dann blieb er plötzlich mit einer raſchen Bewegung vor ſeinem Schreibtiſche ſtehen, die Falten ſeiner Stirne ſchwanden, die Augen blitzten freudig auf, und, den Stuhl zurecht rückend, rief er mit heiterem Tone:

„Zur Arbeit! zu meiner lieben Arbeit! Sie iſt die einzige Freundin, die mich nicht verlaſſen hat! .... Wenn ich ſchaffe, iſt alles Ungemach und alle Erdennoth vergeſſen .... wenn in meinem Schaffen Gelingen liegt.... bin ich ja glücklicher, als dies je ſonſt ein Sterblicher ſein kann!"

Und er ſetzte ſich, nahm die in flüchtigen Zügen entworfene Compoſition zur Hand, die da vor ihm auf dem Tiſche lag und überflog ſie mit wenigen Blicken. Es war ſeine große Sonate für das Clavier, (Op. 106.) welche er hier componirte.

Beethoven ſaß wie ein Feldherr da. Licht war es in ſeinem Geiſte. Mit Freuden erkannte er den entworfenen Plan als meiſterhaft und das Heer ſeiner großen Gedanken mit Kühnheit ordnend, führte er ſie freudig in die Schlacht, die — ſo ſagte es ihm ſeine innere Stimme — zu einem neuen Siege für ihn werden mußte.

Beethoven ſchrieb und ſchrieb, und ... nun war er nicht mehr taub! Wunderbare Melodien rauſchten in ihm auf, — jauchzten durch ſeine Seele, — erfüllten alles um ihn her bald mit ſüßen, zauberhaften Klängen, bald mit großen, gewaltigen Harmonien.

Und immer mehr verklärten ſich ſeine Züge, und immer höher und freudiger leuchteten ſeine Augen auf, und immer heiterer und glücklicher ward er in ſeinem Innern. Und jede Note, die ſeiner Feder entfloß, tönte laut; und jeder Accord, den er niederſchrieb, und jeder muſikaliſche Gedanke, der in ihm aufſtieg ... erklang, und es umrauſchte ihn eine volle herrliche Muſik, als ob eine Meiſterhand ſie wirklich dem Inſtrumente entlockte.

Wo war da die Welt mit all' ihrem tauſendfachen Jammer, — wo war das äußere Leben mit ſeinen vielen peinlichen Verwicklungen und kleinlichen Unannehmlichkeiten, — wo waren die Menſchen mit ihren Falſchheiten, — die Sorgen mit ihrer niederdrückenden und zermalmenden Wucht hingekommen? — Ludwig

van Beethoven wußte jetzt von allem dem nichts mehr: er war der Erde und ihren Qualen entflohen. Und hätten jetzt Feuerzungen um ihn her emporgeschlagen .... er würde sie schwerlich bemerkt haben; — und wäre die Welt jetzt unter Blitz und Donner in Stücke gegangen, ... er hätte sicherlich auch nicht eine Ahnung davon erhalten.

Beethoven war nicht mehr allein, ... Beethoven war nicht mehr taub, ... Beethoven war nicht mehr ein gebeugter, unglücklicher Mann..... Beethoven componirte: er bewegte sich froh, heiter und glücklich, von dem beseligenden Gefühle genialen Schaffens getragen, in der weiten, prächtigen Welt der Töne; — in jener Welt, die er mit Stolz sein nennen konnte, deren König er war, ... die ihm ihre Höhen und Tiefen öffnete, ihre Paradiese und Labyrinthe erschloß, ihre Schätze zu Füßen legte, ihre Seligkeit in das Herz goß.

Beethoven componirte! Das Feuer im Ofen war längst erloschen und eine empfindliche Novemberkälte durchdrang das Zimmer .... er fühlte es nicht; die Stunde des Mittagessens war herbeigekommen, sein leerer Magen knurrte und murrte, ... er hatte keine Empfindung dafür. Beethoven componirte! Er war der Welt völlig entrückt!

Wo war Paul, der das Feuer hätte unterhalten und den Meister an die Mittagsstunde hätte erinnern

ſollen? — Er ſaß behaglich im Wirthshauſe und verpraſſte einen Theil des Geldes, das er heute durch das Ausleihen des ſeinem Herrn gehörenden Pferdes verdient hatte. Beethoven wußte es nicht, ... dachte nicht an ihn .... hatte ja ganz und gar vergeſſen, daß er ein Pferd beſitze.

Beethoven componirte! Er war der Erde völlig entrückt .... aber er war ſelig in ſeinem Schaffen. Plötzlich fiel ein dunkeler Schatten auf das Notenpapier, das vor ihm lag und auf welches ſeine Feder Noten, Zeichen und Zahlen in raſcher Folge hinwarf. Er bemerkte den Schatten nicht. Es räuſperte ſich Jemand im Zimmer .... er hörte es natürlich nicht. Es ſprach Jemand .... ſein Ohr war für dieſe Laute unempfänglich.

Beethoven componirte! Er war der Erde völlig entrückt. Jetzt ſchaute er, einen wichtigen muſikaliſchen Gedanken verfolgend, auf und ſah einem Manne, der vor ihm ſtand, in das Geſicht; aber das Spiegelbild dieſes Mannes in ſeinem Auge kam ihm nicht zum Bewußtſein, ... der muſikaliſche Gedanken dominirte alle ſeine übrigen Geiſtesfähigkeiten. Er ſtarrte den Mann, der ſeine Lippen ſprechend bewegte und ihm etwas hinhielt, an .... aber der Mann war nicht für ihn da. Beethoven blickte wieder nieder und ſchrieb weiter.

Jetzt hatte aber auch der Mann, der vor ihm ſtand, die Fülle ſeiner Geduld und Langmuth erſchöpft. War er doch bereits vor länger als einer Stunde in das Vorzimmer des Herrn Capellmeiſter van Beethoven getreten. Da aber der Diener des berühmten Componiſten, der ihn anmelden ſollte, nicht gegenwärtig war, ſo hatte ſich der Mann geduldig hingeſetzt, um ihn zu erwarten. Indeß es dauerte eine viertel, eine halbe Stunde und Monſieur Paul kam nicht. Da klopfte der Fremde ſelbſt an .... es blieb alles ſtille. Er trat leiſe und beſcheiden ein .... der Herr Capellmeiſter ſaß da und ſchrieb. Der Mann verbeugte und räuſperte ſich, ſprach den Herrn Compoſiteur an .... Herr van Beethoven blieb unbeweglich ..... er componirte!

Der gute Mann wartete abermals eine halbe Stunde, bis der Herr mit dem Schreiben und Brummen fertig ſei .... vergebens! .... Da riß dem Fremden, der bis dahin wie auf glühenden Kohlen geſtanden, der Faden der Geduld, und, dicht vor Beethoven tretend, ſagte er ſo laut es die Schicklichkeit erlaubte:

„Herr van Beethoven! Euer Gnaden werden's nicht übel nehmen ....“

Richtig! Jetzt ſchaute ihn Beethoven an, aber ſo ſtier und ſtarr, mit einem ſo ganz eigenen Weſen .... als ob er geiſtesabweſend ſei.

Der Fremde erschrack zum Tode. Sollte der Herr van Beethoven am Ende gar....

Aber jetzt überlief es ihn heiß und kalt, wenn er an seine Rechnung dachte. Mit einem verzweifelten Lauschen nach der Thurmuhr, die eben da draußen drei Uhr Mittag schlug und einem noch verzweifelnderem Griffe in sein krauses, schwarzlockiges Haar, trat er noch näher heran und schob nun — einem kühnen Entschlusse folgend — seine Rechnung zwischen Beethoven's Kopf und das vor demselben liegende Notenpapier. Und der Mann hatte recht geurtheilt: jetzt war der Zauber gelöst. Beekhoven fuhr zurück, dann strich er sich, wie aus einer Vision erwachend, über seine hohe Stirne und jetzt schaute er den Fremden staunend, aber doch wie ein vernünftiger Mensch an.

„Herr Capellmeister van Beethoven! Euer Gnaden werden entschuldigen" ... stammelte jetzt der Fremde ... aber das Wort erstarb ihm vor Entsetzen im Munde, denn jetzt schossen Beethoven's Augen Blitze des Zornes und ein weltvernichtendes Donnerwetter lagerte sich auf seiner Stirne, während er mit furchtbar dröhnender Stimme rief:

„Wer sind Sie, Herr! und wie in des Drei-Teufels Namen kommen Sie dazu, mich zu stören und zu unterbrechen, wenn ich componire?"

Der Fremde zitterte vom Kopfe bis zum Fuße: — „Verzeihen Euer Gnaden," — ſtammelte er dabei — „ich harre ſchon über eine Stunde, ... ich wollte . . . ."

„Sie ſind ein Unverſchämter!" — donnerte Beethoven, der natürlich kein Wort von der Entſchuldigung des Gegners hörte. — „Wenn Sie etwas wollen, wenden Sie ſich an meinen Diener."

„Ach!" — ſeufzte der Mann — „lieber Herr Ober-Hof-Capellmeiſter, Ihr Diener iſt ja nicht zu Hauſe."

„Ich kaufe nichts!" — ſchrie Beethoven, der das Papier, das in des fremden Hand zitterte, für irgend einen Preiscourant und den Fremden ſelbſt für einen hauſirenden Handelsmann hielt. — „Ich kaufe nichts! machen Sie daß Sie fortkommen."

„Bitte, bitte! Sie ſollen ja auch nichts kaufen. Wollte Sie nur erſuchen, das Gekaufte gnädigſt zu bezahlen."

Und der Fremde hielt ſeine Rechnung Beethoven hin. Dieſer aber ward nur noch zorniger: — „Bleiben Sie mir vom Leib, mit Ihrem Preiscourant!" — ſchrie er, daß die Saiten des Flügels dröhnten und ſtieß die Hand mit dem Zettel zurück. Aber der Fremde hatte dieſen losgelaſſen und das Papier fiel dicht vor Beethoven nieder, der jetzt unwillkürlich darauf blickte. Aber nur einen Augenblick ruhte ſein

Auge auf dem Blatte, dann verfinsterte sich seine Stirne noch mehr und rief:

„Was? sind Sie verrückt, Herr? daß Sie mir da eine Rechnung für Hafer und Heu bringen? Wollen Sie mich beleidigen? Glauben Sie, ich fresse Hafer und Heu?"

Dem Fremden kam wieder der alte Argwohn; er trat daher vorsichtig um einen Schritt zurück und sagte:

„Bitte, bitte! Herr Ober-Hof-Capellmeister! Sie nicht, aber Ihr Pferd!"

„Für mein Pferd?" — schrie Beethoven weiter, der den Fremden zwar nicht gehört aber die Rechnung jetzt genauer gelesen hatte — „Lieferung von Hafer und Heu für mein Pferd? .... als ob ich ein Pferd hätte?"

Der Fremde stand wie versteinert. Es mußte doch in der That nicht richtig im Kopfe des Herrn van Beethoven sein.

„Aber Sie besitzen ja doch einen wunderschönen Goldfuchs?"

„Was?"

„Einen wunderschönen Goldfuchs, sage ich, den Ihnen der Herr Graf von Browne verehrt hat."

„Ich verstehe nichts!" — rief Beethoven finster und schob dem Fremden den immer bereitliegenden Bogen Papier mit dem Bleistifte zu. Dieser schrieb

alſo die eben ausgeſprochenen Worte noch einmal auf und gab den Bogen dann zurück. Beethoven las, dann ſtieß er ein lautes: — „Ha! .... ja ſo! .... das hab ich ganz vergeſſen!“ — aus und ſeine Stirne fing ſich zu glätten an; aber plötzlich ward ſie wieder finſter:

„Und da ſoll ich nun für das Pferd, das ich ganz vergeſſen und gar nicht benutzt habe hundert und zwanzig Gulden Futtergeld bezahlen?“ — rief er entſetzt.

Der Fremde nickte.

„Nicht einen Heller!“

„Aber das Pferd hat doch das Futter gefreſſen.“

„Nicht einen Heller! — Wo iſt Paul?“

Er klingelte; aber Paul war nicht zugegen und kam alſo auch nicht.

Unterdeſſen hatte ſich der Fremde in die Sachlage raſch gefunden. Er ſah, mit wem er es zu thun habe, und ſo nahmen ſeine Züge mit einemmale einen ungemein ſchlauen Ausdruck an. Raſch griff er nach dem, der Converſation gewidmeten Bogen und ſchrieb:

„Hochzuverehrender Herr Ober-Hof-Capellmeiſter! — Da ich ſehe, daß Sie keinen Gebrauch von Ihrem Pferde machen, und daſſelbe Ihnen alſo ganz unnöthig Hafer und Heu wegfrißt, ſo will ich Ihnen einen Vorſchlag machen.“

Beethoven las: — „Dummheit!“ — ſagte er

bei der Ueberſchrift — „Beethoven heiß ich, und nicht Ober-Hof-Capellmeiſter! Ich denke „Beethoven" ſagt für die Welt genug."

Der Fremde verbeugte ſich tief.

„Und was iſt das für ein Vorſchlag?"

Der Fremde ſchrieb wieder:

„Da es Herrn van Beethoven unangenehm ſcheint, die vorliegende Rechnung für Haſer und Heu mit Hundert und zwanzig Gulden zu bezahlen, ſo bin ich erbötig, ſtatt des Geldes, das Pferd in Zahlung zu nehmen. Es wird mir daſſelbe zwar, da es gegenwärtig krank iſt, noch viele und ſchwere Curkoſten verurſachen; allein, um dem Herrn van Beethoven, dem herrlichen Mann, dem großen Compoſiteur, die Laſt abzunehmen, will ich mir auch das gefallen laſſen."

Er reichte den Bogen Beethoven.

Aber vor Beethoven's Augen ſtand nur die Summe von Hundert und zwanzig Gulden. Wie entſetzlich! wenn er alle acht oder zehn Wochen die Summe von Hundert und zwanzig Gulden bezahlen ſollte! vielleicht auch noch Curkoſten, und dies für ein Pferd, was er gar nicht gebrauchte.

Raſch, wie alles bei Beethoven, war daher auch der Entſchluß gefaßt: — „Quittiren Sie die Rechnung und nehmen Sie das Thier!" — ſagte er dann.

Der Fremde, ſeine Freude kaum verbergend, that es mit zitternder Hand.

„Und jetzt noch eine Anweiſung auf das Pferd.“

„Was?“ — frug Beethoven.

Der Fremde ſchrieb die Anweiſung und Beethoven unterzeichnete. Dann trat jener mit ſtrahlendem Geſichte und unter unzähligen Bücklingen — ſchon im Geiſte die verhältnißmäßig ungeheure Summe berechnend, die dies Geſchäft ihm einbringen mußte, — ſeinen Rückweg an.

Als er verſchwunden, athmete Ludwig van Beethoven hoch auf: „das war ein gutes Geſchäft!“ — ſagte er dann ernſt — „hätte ſonſt Hundert und zwanzig Gulden zahlen müſſen; ſo iſt doch wieder eine alberne Geſchichte aus dem Kopfe! . . . Graf Browne wird zwar zürnen, wenn er die Sache erfährt. Aber was kann ich dafür, ich bin für das Reiten nicht gemacht und Geld, um ein Pferd unnöthig zu füttern — nein! — dafür habe ich keins.“

Und er ſetzte ſich beruhigt wieder an ſeinen Schreibtiſch und nahm auf's neue ſeine Compoſition vor.

Zwei Akademiker.

Es ging bereits ſchon gegen Abend, als Beethoven die Feder ermüdet niederlegte. Er hatte ſeit dem Frühſtück nichts genoſſen und ſo verſagte jetzt in der That der Körper ſeinen Dienſt. Aber es war auch wieder ein Rieſenwerk, welches er hier ſchuf... ein Rieſenwerk, nicht allein dem Umfange nach, *) ſondern namentlich durch die Macht und Zahl der Gedanken, die ſich in dieſer koloſſalen Tonſchöpfung drängten, und in Tiefe und Fülle der Ausarbeitung überboten **).

Ludwig ſtand erſchöpft auf; aber ſo ſehr nun auch der Magen ſeine Rechte geltend machte, die ab-

*) Die „Grande Sonate pour Piano", op. 106 iſt 58 Seiten ſtark.

**) Marx: Beethoven's Leben und Schaffen. II. Thl. S. 211.

gespannten Nerven thaten es noch mehr. Beethoven fühlte, daß er vor allen Dingen Luft schöpfen und einen Spazierlauf machen müsse.

Einen Spazier-Lauf; denn sein Spazierengehen, war wirklich mehr ein Spazierenlaufen oder — noch besser gesagt — ein „spazieren-arbeiten.“*) Aber dies spazieren-arbeiten war seiner Natur zur Nothwendigkeit geworden. Wie oft sprang er doch mitten im Componiren empor, um das Freie zu suchen. Dann stürmte er, in Gedanken verloren, über die Straßen, und hinaus vor die Stadt, um eine halbe oder eine volle Stunde die Luft in Gottes weiter Welt zu athmen und neue Ideen zu sammeln. Wie eine Biene mit Honig beladen, den sie aus den Blumen des Feldes gezogen, kam dann auch er stets mit neuen Gedankenschätzen heim, die sofort niedergeschrieben oder verarbeitet wurden. Und diese plötzlichen Ausflüge, wie das eben so schnelle Wiederkommen, blieben sich in jeder Jahreszeit gleich, so daß ihn weder Kälte noch Wärme, weder Regen noch Schnee, weder Sonnenschein noch Hagel daran hinderten.

Auch heute war dies nun der Fall, nur daß sich Beethoven um diese Zeit meist auf einen Gang über die Bastei beschränkte.

Aber schon als er aus der Thüre seines Hauses

---

*) Schindler. S. 259. Marx: Beeth. II. Thl. S. 162.

trat, war die jetzt bei ihm gewöhnliche absolute Erdentrücktheit wieder eingetreten. Es war ihm die Idee für eine neue „Sonate für das Hammerklavier“ gekommen, und auf der Leiter dieser Idee stieg er jetzt von Sprosse zu Sprosse höher hinauf in seine Schöpfungssphären.

Wild stürmte Beethoven dahin, und wer ihn sah, wich ihm ehrerbietig aus; denn Jedermann in Wien, vom höchsten Adel bis zu den Gassenjungen herab, kannte ja den großen Beethoven, den Stolz der Kaiserstadt, vor dem sich ja schon sämmtliche Monarchen, Kaiserinen und Königinen erhoben hatten.

Und Eines winkte dem Anderen zu und rief: „Der Beethoven!“ ..... aber Mancher freilich schüttelte auch den Kopf und dachte: „Es ist doch ein gar wunderlicher Kautz!..... Wenn es nur im oberen Stübchen ganz richtig bei ihm ist.“ — — —

Es war um jene Stunde, als zwei junge Männer in der Gegend des rothen Thurmes auf der Bastei auf und abgingen. Der eine war ein junger Akademiker der Wiener Universität, ein netter schlanker Junge, der kaum sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben mochte; der andere, wenige Jahre älter, erschien unverkennbar als flotter Bursche, der Hauptstadt des Kaiserreiches und seiner Universität erst zugereist.

Beide gingen Arm in Arm und waren in ein Gespräch vertieft.

„Nun alſo!“ ſagte jetzt der Jüngere von ihnen — „Du wollteſt mir etwas über Deine Vorſtudien in Göttingen mittheilen. Ich bin noch jung und höre daher gern, wie man das akademiſche Leben anpackt; obgleich ich Dir geſtehen muß, daß mich ein ſtilles und ſinniges, den Künſten zugewandtes Leben mehr anſpricht, als das trockene Jus!“

„Wird ſich ſchon geben!“ — verſetzte der Andere, dicke Wolken aus ſeiner langen Pfeife qualmend, — „mußt erſt einmal die göttliche akademiſche Freiheit geſchmeckt haben.“

„So laß mich etwas davon hören.“

„Kennſt Du Göttingen?“

„Nein!“

„Nun denn, Göttingen iſt keine übele Stadt; ſeine freundlichen Häuſer und Straßen machen einen ganz günſtigen Eindruck. Aber der Teufel ſtudire dort!“

„Warum?“

„Weil man vor die Welt nicht in die Collegien kommt. Wenigſtens nicht in den vier erſten Semeſtern.“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Unſchuld!“ — rief der flotte Burſche lachend. — „Aber ich will Dir ein Licht aufſtecken! Soll ich Dir alſo ſagen, wie man dort ſeine Univerſitätsjahre beginnt?“

„Ich bin geſpannt darauf.“

„Die Collegienmappe unter dem Arme, Kanonen an

den Füßen, Reithosen an den Beinen, die blaue Mütze mit den Verbindungsfarben auf dem Kopfe tritt man des Morgens aus seiner Wohnung."

„Um in die Hörsäle zu gehen."

„Warum nicht gar! Vorerst auf die Wenderstraße."

„Und wozu das?"

„Hier ist das erste Rendezvous mit den Commilitonen: hier beginnt vor allen Dingen das edle unvergleichliche Bummeln."

„Bummeln?" — wiederholte erstaunt der Jüngere. — „was ist das?"

„Bummeln heißt: man schreitet die Straße auf und ab — wie wir dies jetzt auch thun — hört dabei dies und jenes; sieht, wonach man Lust hat, läßt sich wo möglich die Sonne in's Gesicht scheinen; athmet dabei — innerlich vergnügt wie ein Maikäfer — die frische Luft ein, und denkt an gar Nichts!"

„Und das nennt man bei Euch Bummeln?"

„Ja!"

„Und was für einen Zweck hat denn das?"

„Philister!" — rief der Aeltere — „als ob alles in der Welt einen Zweck haben müßte. Man sollte glauben Du studirtest Philosophie. Uebrigens hat das Bummeln doch auch so eine Art Zweck: Man verdampft dadurch etwaige Rückstände des vorhergehenden Tages und des damit verbundenen Katzenjammers und gibt sich dabei mit harmloser Behaglichkeit den Ein-

drücken des neuen Tages hin, aus welchen ſich dann unbewußt ein Plan für die nächſten Stunden heraus-bildet. Endlich kommt die Zeit heran ....."

„Um die Collegien zu beſuchen."

„Den Teufel auch! ..... Wo der erſte Früh-ſchoppen vertilgt werden muß."

„Muß?"

„Ja, er muß! Aber es iſt dies ein ſüßer Zwang des inſtinktmäßigen Studentenlebens. Bei uns z. B. fand man ſich Punkt neun Uhr bei Müller ein, dem Reſtaurateur gegenüber dem Univerſitätsgebäude."

„Und da gingſt Du jeden Tag ſchon Morgens neun Uhr hin?"

„Es war dies ſo gewiß, daß wenn ich mich gar nicht mehr zu finden gewußt hätte, ſo hätte ich nur um eben dieſe Zeit dort nach mir zu fragen nöthig gehabt und ich würde mein edles Selbſt ſicher hier wieder gefunden haben."

„Und da trankt ihr ſchon Bier?"

„Ich ſage Dir ja: den Frühſchoppen. Eine Partie Billard und eine Pfeife Tabak vertrugen ſich herrlich damit."

„Aber während deſſen hatten doch gewiß die Col-legien begonnen?"

„War der Frühſchoppen abgemacht, nahm man abermals die Mappe unter den Arm....."

„Ah!"

„Und — zu bezahlen brauchte man nicht, da alles auf Pump ging — fort ſchritt man wieder auf die Wenderſtraße, dieſesmal jedoch nicht, um hier wieder zu bummeln, aber auch nicht in ein Colleg. . . . . .“

„Aber wohin denn?“

„In's Deutſche Haus.“

„Was iſt das für ein Haus?“

„Kurioſe Frage! verſteht ſich von ſelbſt: ein Wirthshaus, und zwar bei uns zugleich der Ort, wo das akademiſche Gericht damals die Paukereien duldete.“

„Und die werden wirklich dort geduldet? da iſt man bei uns ſtrenger.“

„Nun! geduldet und nicht geduldet, wie man das nehmen will. Ziemlich regelmäßig alle vierzehn Tage wurde von den Pedellen einmal „verjagt“ und dann konnte das Pauken in der nächſten Zeit mit um ſo größerer Sicherheit betrieben werden. — Aber was ſchau'ſt Du Dich denn ſo um?“ — frug hier der flotte Burſche ſeinen jüngeren Commilitonen.

„Ich erwarte Jemanden!“ — antwortete dieſer — „aber fahre nur fort, Deine Schilderung amüſirt mich.“

„Nun! dort ſaß man alsdann gewöhnlich als Zuſchauer auf einem möglichſt hohen Tiſche und betrachtete mit Kennerblicken die Quarten und Terzen der Paukenden; tadelte die „Kneiferei,“ wenn ein „Kameel“ losging, war behülflich, wenn die eigenen Leute auf

der Menſur ſtanden, und trank einen oder zwei Schoppen Bier dazu."

„Viel Durſt!"

„Das machte der Staub, der beim Pauken immer auffuhr."

„Und ſtand'ſt Du nicht ſelbſt manchmal auf der Menſur?"

„Donnerwetter!" — rief der flotte Burſche mit leuchtenden Augen — „mehr als ich in den Collegien war!"

„Aber das ſtudiren?"

„Läuft Einem nicht fort! — Endlich, wenn die Paukwirthſchaft vorüber war, hatte die Mappe für den Morgen lange genug auf dem deutſchen Hauſe gelegen und nun ſchritt man zurück zur Stadt."

„Spät genug!"

„S'war gewöhnlich 11½ Uhr und da mußte man zu Fink."

„Fink? war das ein Profeſſor?"

„Warum nicht gar! Fink hieß die Wirthſchaft, wo die ſogenannte allgemeine Kneipe war. Hier trank man mit Anſtand einen dritten . . . . . oder auch einen vierten und fünften Schoppen und repräſentirte das Corps, zu dem man gehörte. Der Hauptjux aber waren hier die „Skandäler" und „Contrahagen", die es ſetzte und die alle flotte Burſchen bis zur Mittagszeit beſchäftigten, nach welcher die Luſt wie-

der von Neuem angeht und bis an den Morgen dauert. — — Aber, zum Teufel! haſt Du denn hier ein Rendezvous? Du ſiehſt Dir ja bald die Augen aus dem Kopf?"

„Allerdings erwarte ich hier Jemanden, den ich ſehr ſchätze, liebe und verehre."

„O ho!" — rief der ältere der Beiden lachend — „da ſeh' mir einer den Heiligen! Thut, als wäre er die Unſchuld ſelbſt und hat ſchon eine Amoure!"

„Die freilich eigener Art iſt!" — meinte der Jüngere.

„Nun ſo beichte!"

„Warum nicht. Beſonders da ich glaube, daß es Dich auch freuen wird, die Perſon zu ſehen, von der ich hier nur einen Blick und einen Druck der Hand empfangen will."

„Und wer iſt das?"

„Geduld! Du weißt ſchon von zu Hauſe, daß ich ein großer, — ja ein leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik bin."

„Und daß du ein ausgezeichnetes Talent dafür beſitzeſt!"

„Nun, während meiner Gymnaſialſtudien zu Olmütz habe ich wenigſtens die ſchönen Gaben, die mir der Himmel in dieſer Beziehung geſchenkt, tüchtig benutzt. Was mich aber von aller neuen Muſik am meiſten anzog, waren die herrlichen Compoſitionen

des großen Beethoven! Dieſe waren es daher auch, die ich vorzüglich zu hören ſuchte und — in den freien Stunden zwiſchen meinen Studien — ſelbſt übte."

„Ich ſag' es ja!" — rief hier der Andere — „er iſt ein Muſter für uns Alle. Während wir kneipen, muſicirt er und ſtudirt Beethoven!"

„Es iſt einmal meine Freude und mein Glück!" — entgegnete der Jüngere und ſeine Augen leuchteten entzückt auf. — „Kann es aber auch etwas Herrlicheres geben, als dieſe Compoſitionen Beethoven's? Führt uns dieſer gewaltige Geiſt nicht mit ſicherer Hand in das Heiligthum der Schönheit ein? — Iſt er nicht, was Inhalt und Form betrifft, der vollendetſte Meiſter ſeiner Kunſt? Liegt nicht in Allem, was er ſchafft, Charakter, unendliche Tiefe des Gemüthes, idealer Gehalt?"

„Ich bitte Dich!" — rief hier der Aeltere — „nur keine Apotheoſe! Ich glaube Dir dies Alles recht gern; hab' es auch von Anderen ſchon gehört; achte den Meiſter Beethoven auch, als den größten Muſiker und Componiſten unſerer Zeit ..... nur muß ich Dir eines ſagen: daß ich nämlich ſelbſt verflucht wenig von Muſik verſtehe."

Aber es wäre Dir doch vielleicht intereſſant, den Mann einmal zu ſehen."

„Freilich!"

„Nun denn, Beethoven iſt es, den ich hier erwarte.“

„So kennſt Du ihn perſönlich?“

„Die Sache verhält ſich ſo: Du kannſt Dir denken, wie ſehr ich, als ich nach Wien kam, begierig war, Beethoven kennen zu lernen. Mich dieſem großen, herrlichen Manne zu nähern, war alſo natürlich der Gedanke, mit dem ich aufſtand und zu Bette ging. Endlich fand ich Gelegenheit, anſtatt eines Anderen, unſerem Beethoven — der damals in dem Hauſe des Herrn Baron von Pasqualati wohnte — ein Billet einzuhändigen, auf welches er ſogleich eine Antwort zu geben hatte. Die Antwort erfolgte ſeinerſeits mit mehreren Zwiſchenfragen;*) aber ſo kurz auch dieſe Converſation war, meine Sehnſucht, den Mann nur ſprechen zu hören, der mir mehr als Kant, mehr als das ganze Corpus juris am Herzen lag, hatte ihre Befriedigung gefunden, und, was namentlich für mich wichtig iſt, die Bekanntſchaft mit dieſem Heroen im Reiche der Töne war gemacht.“

„Du haſt ihn alſo ſeit jener Zeit wieder geſprochen?“

„Wieder geſehen ..... ja! ..... wieder geſprochen ..... nicht“

„Und du erwarteſt ihn doch hier?“

„Alle Tage!“

---

*) Hiſtoriſch.

„Und wozu?“

„Um ihn zu sehen und wo möglich einen seiner Blicke ..... vielleicht einen Druck der Hand zu erlangen.“

„Mensch!“ — rief hier der Andere — „du bist ein Schwärmer, ein Fanatiker! — Du könntest ja in das schönste Mädchen von der Welt nicht verliebter sein.“

„Du hast Recht!“ — sagte der Jüngere — „er ist meine Liebe und ihm gehört mein Herz, mein Kopf, mein ganzes Ich. Aber still!“ — rief er jetzt plötzlich und ein flammendes Roth überflog seine jugendlichen Züge — „dort kommt er!“

Der flotte Bursche schaute hoch auf. In der That kam ihnen in diesem Augenblicke ein Mann mit raschen Schritten entgegen — ein Mann von gedrungener Gestalt; einfach — ja fast etwas verwildert genial gekleidet Ein ernstes, kaltes, finsteres Wesen lag in seinen ehernen Zügen. Seine Augen blickten, in tiefe Gedanken verloren, starr vor sich hin; — seine langen struppigen, zum Theil ergrauten Haare hingen wirr um seinen Kopf; .... aber dieser Kopf zeigte dennoch eine gewisse Majestät, deren Hoheit nur die wilde Energie beeinträchtigte, die sich neben ihr geltend machte.

Wer dem Mann begegnete, grüßte ihn, auch gab er die Grüße, wenn er sie bemerkte, meist zurück; nur auf eine Weise, die augenscheinlich bekundete, daß das

Wiedergrüßen rein mechaniſcher Natur, der Geiſt des Mannes aber bei ganz anderen Dingen ſei.

Auch den beiden Academikern ging es ſo.

„Und das war Beethoven?!“ — rief, als der Mann vorüber war, der ältere von ihnen.

„Das war Beethoven!“ — entgegnete der Jüngere traurig. — „Er hat mich heute nicht bemerkt, und doch bin ich glücklich, ihn geſehen zu haben.“

„Aber das iſt ja eine Erſcheinung zum Entſetzen!“ — fuhr der flotte Burſche fort. — „Großartig, ja bewältigend, iſt dieſer Kopf allerdings; aber welch' eine Härte, welch' ein Schmerz liegt in dieſen Zügen.“

„Und kennſt du das ſchreckliche Schickſal nicht, das auf den Schultern dieſes Giganten laſtet?“

„Wer ſollte es nicht kennen: Beethoven, der große Meiſter der Töne, iſt taub!“

„Und ſteht einſam und verlaſſen in der Welt. Wenn ich ihn ſehe, ſteigt immer in mir das Bild eines ſteilen und hohen Felſens auf, der ſich groß und gewaltig, mitten aus den Fluten des Meeres erhebt. Die Wellen und Wogen des Oceans kommen und gehen, — donnernd, aber vergebens ſchlagen ſie an ihn, der in erhabener Einſamkeit hervorragt! — die Sonne küßt ſeinen Scheitel und vergoldet ihn in reichem Glanze; aber ihre wärmſten Strahlen prallen an ſeinen ſchroffen, ſcharfkantigen Rippen zurück und ſuchen umſonſt hier .... Freude und Leben!“

„Daran iſt nun wohl dein Beethoven ſelbſt ſchuld!“ — meinte der flotte Burſche. — „Man muß das Leben immer von der heitern Seite auffaſſen. Der Mann hat doch wohl nicht mit Sorgen zu kämpfen!“

„Nicht? — Ich will dir nur eines erzählen. Es ſind jetzt fünf Jahre, da erhielt Beethoven den Ruf als Capellmeiſter an den Hof des Königs von Weſtphalen. Es war dieſer Antrag zu einer geſicherten Exiſtenz der erſte in ſeinem Leben und wird wohl auch der letzte ſein.“

„Warum der letzte?“

„Nun, das liegt doch wohl auf der flachen Hand: weil ſein krankes Gehör die Funktionen eines Muſik-Directors unmöglich macht.“

„Und warum nahm er jenen Ruf nicht an?“

„Höre nur! Man hatte ihm ſechshundert Ducaten freie Equipage u. ſ. w. geboten. Da man es aber für Oeſterreich nicht ehrenvoll erachtete, den großen Künſtler, den man mit Stolz den Seinen nannte, in ein fremdes Land ziehen zu laſſen, ſo wurde ihm von Seiten des Erzherzog Rudolph, des Fürſten Kinsky und des Fürſten Lobkowitz die Offerte gemacht: ihm, ſo lange er keine feſte Anſtellung im Lande erhalten ſollte, einen Jahrgehalt von vier tauſend Gulden in Bankozetteln anzuweiſen, an die ſich nur die Verpflichtung knüpfte, Oeſterreich nicht zu verlaſſen.“

„Nun!“ — rief der flotte Bursche — „das war nobel!“

„Das war es in der That; wenn nur das Unglück den armen Beethoven nicht auch hier, wie überall, verfolgt hätte.“

„Wie so?“

„Schon zwei Jahre später kam das unselige österreichische Finanzpatent. Die Bankozettel wurden auf ein Fünftheil reduzirt und von dem Momente an hatte Beethoven statt viertausend nur noch achthundert Gulden. *)“

„Verwünscht!“ — rief der Aeltere. — „Traue der Teufel dem Schicksale. Darum bin ich immer für den Genuß des Augenblicks. Aber Beethoven muß doch sonst noch viel verdienen.“

„Ja!“ — sagte der Jüngere, sich zu dem Ohre seines Freundes neigend, — „wenn er nur keine Brüder hätte, die ihn bestehlen, und .... wenn er mit dem Geld umzugehen wüßte.“

„Bruder!“ — rief hier der Aeltere der Academiker mit unverwüstlicher Laune — „sieh! das letztere versteht Niemand besser als ich. So viel ich habe, bringe

---

*) Historisch. Schindler: S. 76. 77. Marx: L. v. Beethoven. II. Theil. S. 116. Zu der ursprünglichen Summe gab der Erzherzog Rudolph 1500 Gulden, Fürst Lobkowitz 700 Gulden und Fürst Ferdinand Kinsky 1800 Gulden.

ich an den Mann. Darum biſt du auch jetzt eingeladen, eines mit mir zu kneipen."

„Danke!" — verſetzte der Andere — „ich gehe jetzt nach Hauſe, meine akademiſchen Arbeiten zu vollenden und dann ...."

„Und dann?"

„Wird die neueſte Beethoven'ſche Sonate eingeübt."

„Philiſter!" — rief der flotte Burſche — „biſt du des Teufels?"

„Nein! ich bin Beethoven's!" — entgegnete Jener lachend. — „Mein höchſter Wunſch iſt: einſtens noch Beethoven's Freund zu werden und um das zu erlangen, muß auch ich ein Meiſter in der edlen Tonkunſt ſein. Dazu aber braucht es Mühe, Fleiß und Ausdauer. Darum: Lebewohl für heute!"

„Jedem das Seine!" — ſagte der Aeltere, ſchlug in die Hand ſeines Comilitonen und wandte ſich, ein Studentenliedchen ſingend, dem nächſten Wirthshauſe zu. Es war der Gaſthof zum Schwanen. In dem Augenblicke, in dem der flotte Burſche in kreuzfideler Laune eintrat, ſtürmte Beethoven an ihm vorbei und in die Gaſtſtube.

Das geräumige Zimmer war mit Gäſten dicht angefüllt. Gerade dadurch aber ſollte Beethoven in ſeiner Gereiztheit gleich wieder eine Veranlaſſung zu Verdruß und Aerger finden. Seitdem er ſeine alte Haushälterin wieder einmal fortgeſchickt, und Paul

angenommen hatte, pflegte er nämlich hier täglich zwischen zwei und drei Uhr zu Mittag zu speisen. Dabei war er aber gewohnt, seinen bestimmten Platz einzunehmen; fand er diesen nicht, so war es ihm höchst peinlich und unbehaglich und er verließ dann gewöhnlich das Gasthaus bald und in übler Laune; — vorausgesetzt, daß diese nicht schon früher in dem Gastzimmer zum Ausbruche gekommen war. Die armen Kellner mußten dann meistens die Blitzableiter der Beethoven'schen Donnerwetter abgeben.

Unglücklicherweise aber saß gerade jetzt ein Fremder auf jenem Platze, der, da er den berühmten Meister nicht kannte, zwar höchst verwundert die entsetzlichen zornfunkelnden Blicke desselben mit vernichtender Gewalt auf sich eindringen sah, nichts destoweniger aber in seiner Unschuld ruhig sitzen blieb.

Der flotte Bursche, der sich bereits niedergelassen, sah dieser komisch-tragischen Scene mit stillem Vergnügen zu, obgleich er sie nicht erklären konnte, bis hinter seinem Stuhl ein Kellner dem andern zurief:

„Jean! nimm dich in Acht, der Herr van Beethoven haben heute seinen Platz nicht bekommen. S'ist halt wieder etwas im Anzug!"

„Weiß Gott!" — entgegnete der Andere — „er geht wieder wie ein Löwe um seinen Stuhl herum. Weißt du was, Ignatz, bedien' du ihn heute. Ich fürchte mich vor ihm."

„Gut!“ — ſagte dieſer, ein junges kecks Bürſchchen — „ich werde ſchon mit ihm fertig.“

Beethoven hatte ſich unterdeſſen, finſter grollend, auf einen anderen Stuhl geworfen: — „Kellner!“ — rief er jetzt. Ignatz ſprang herbei:

„Backhändel!“ — herrſchte der Maeſtro — „Böslauer und die Augsburger Allgemeine!“

„Euer Gnaden, Herr Capellmeiſter verzeihen!“ — ſchrie jetzt nach Beethoven's Ohr geneigt, das Bürſchchen, während ſeine Züge nur zu ſehr den jugendlichen Muthwillen verriethen, mit welchem ihn die Eigenheiten Beethoven's erfüllten: — „Euer Gnaden, Herr Capellmeiſter verzeihen, Backhändel gibt's heute nicht mehr .... aber Lungenbratl!“

Der Meiſter hatte indeſſen dieſe Worte nicht verſtanden. Er dachte ſchon wieder an ſein muſikaliſches Projekt und begnügte ſich daher mit einem ungeduldigen: „Raſch!“

Wein und Zeitung kamen; als ſie Ignatz aber hingeſetzt, glitt er an Jean vorüber, ſtieß dieſen leiſe mit dem Ellenbogen an und flüſterte ihm mit einem kecken herausfordernden Lachen zu:

„Gib' mal Acht, was ich den alten Brummbär heute warten laſſe!“

Und Ignatz kam ein- über das anderemal ſchwer beladen aus der Küche ... Beethoven erhielt nichts. Wohl gewahrte der kecke Burſche ſo gut, wie die Nächſt-

ſitzenden die Zornblicke des Meiſters: aber er lächelte nur um ſo herausfordernder darüber; während er, mit der bekannten Geſchicklichkeit der Wiener Kellner, jedesmal eine große Zahl Portionen verſchiedener Speiſen auf dem Arme, an dem Maeſtro vorüberſchlüpfte.

„Wird's bald?" — rief jetzt Beethoven und die Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen.

„Gleich!" — entgegnete Ignatz; .... aber es verging wieder eine lange Zeit und Beethoven erhielt nichts.

Endlich beliebte es dem Bürſchchen zu kommen. Einen ganzen Thurm von Teller mit verſchiedenen Speiſen auf dem Arme, nahm er einen davon und ſchob ihn dem Meiſter hin.

In demſelben Augenblicke rief dieſer aber:

„Lungenbratl? Ich habe Backhändl beſtellt."

„Ei was!" — entgegnete der Kellner mit ebenſo keckem Tone als herausfordernder Miene — „hab's ja geſagt, daß keine mehr da ſind!"

Aber der Unglückliche hatte noch nicht vollendet, als ihm die Schüſſel ſammt Lungenbratl und Brühe an den Kopf flog.

Jetzt brach ein furchtbarer Lärm los. Beethoven ſchrie, der Kellner ſchimpfte, der flotte Burſche klatſchte jauchzend in die Hände und war jetzt nahe daran, Beethoven zu umarmen; ſämmtliche Gäſte aber waren in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen. Aber dies Ge-

lächter fand auch ſeine volle Berechtigung, in der ſo komiſchen als jammervollen Figur, die Ignatz jetzt ſpielte.

Da ſtand es, das kecke Bürſchchen, mit beiden Armen den Thurm der Teller mit Speiſen balancirend, halb weinend, halb ſchimpfend ... die Augenbrauen wie abwehrend, hoch in die Höhe gezogen, einen Jammerzug um den Mund, während ihm die braune Sauce in reichlicher Fülle — wie weiland Don Quixote der Käſe — von den Haaren und der Stirne über das Geſicht lief. Aber die herablaufende unglückliche Brühe verhinderte ihn jetzt auch noch — da er die Arme nicht frei hatte, um ſie abzuwiſchen — an dem Schimpfen; denn ſo oft er den Mund dazu öffnete, träufelte ſie ihm in denſelben hinein, ſo daß er ſie, unter fürchterlichem Geſichterſchneiden, beſtändig mit der Zunge rings um den Mund ablecken mußte.

Der Student aber katſchte fortwährend, jauchzte und ſchrie:

„Göttlich! herrlich! das Bild iſt eines Hogarths würdig!“

Und die ganze Maſſe der Anweſenden, die ſich alle um Beethoven und den Kellner drängten, lachte laut und ſchallend. Aber auch in Beethoven hatte die unausſprechlich komiſche Figur des Sauce-begoſſenen Kellners jetzt allen Zorn erſtickt, ſo daß auch er nun in ein ſo unbändiges Lachen ausbrach, daß die Wände zitter-

ten *). Aber während er ſich noch ſo vor Lachen ſchüttelte, führte ſein gutes Herz doch auch die Hand nach der Taſche. Er nahm einen Ducaten und drückte ihn dem Kellner in die Hand.

Aber wie ſchmeckte Beethoven nun der Wein und das Eſſen!

„Jetzt bin ich aufgeknöpft!“ **) — ſagte er heiter, und Witz, Satyre und Sarkasmen ſprudelten bei ihm in reicher Fülle.

Der flotte Burſche ſchwamm in Seligkeit. Er hatte nie einen köſtlicheren Abend verlebt.

---

*) Hiſtoriſch: Wegeler und Ries S. 121. u. 122. Dulibicheff: S. 61.

**) Nicht beengt — ungenirt.

Noch einmal Frühling.

Monate waren vergangen und es hatte sich in Beethoven's Dasein nichts geändert. Lebte er doch so abgeschlossen in sich selbst und seiner Schöpfungssphäre, daß ihn die Händel der Außenwelt fast gar nicht berührten. Europa — und namentlich Wien — beschäftigte noch immer der Congreß, nur beschäftigte sich der Congreß zu wenig mit Europa und dem Wohle seiner Staaten und Völker. Nach wie vor zankte und stritt man sich im Geheimen um Länder und Seelen; nach wie vor hatten alle die Fürsten und Herrscher nur ein Augenmerk für die Vergrößerung und Verstärkung ihrer eigenen Macht; nach wie vor intriguirte jeder der dort versammelten großen Staatsmänner in seinem und dem Interesse des Fürsten, dem er diente, und nach wie vor verbarg man dies unselige Treiben, die allgemeine Uneinigkeit, die Rath- und Thatlosigkeit und den eige-

nen Egoismus unter dem Deckmantel einer unerschöpflichen Heiterkeit, die sich noch immer in Festen aller Art und einem Taumel von Lustbarkeiten geltend machte wie ihn die Geschichte kein zweitesmal aufzuweisen hat.

Alle Vaterlandsfreunde, alle denkenden und tiefersehenden Menschen wandten sich denn auch nachgerade mit Schmerz und Unwillen von diesem Treiben ab; gewiß aber Niemand mehr und entschiedener als Ludwig van Beethoven, der ja der Sache selbst so nahe stand. Nur in den Reunions des kunstliebenden russischen Botschafters, des Fürsten Rasumowsky, und in den Salons des Erzherzogs Rudolph kam Beethoven mit den Größen des Congresses zusammen. Hier aber freilich waren es selbst die Monarchen, die ihn aufsuchten und ihn gern und willig „als Majestät im Reiche der Töne" anerkannten. An der Spitze seiner Verehrerinnen stand dabei die Kaiserin von Rußland, deren freundliche Liebenswürdigkeit auch in der That einen erquickenden Einfluß auf den Meister übte. Was aber Beethoven auch hier groß und edel erscheinen ließ, war die Art und Weise, wie er diese Huldigungen und Gunstbezeugungen hinnahm: es ist wahr, er war nicht unempfindlich für sie! aber .... sie änderten auch nicht das Geringste an seinem Wesen; er blieb hier wie überall und immer ..... Ludwig van Beethoven*). Charakteristisch be-

*) Schindler: S. 98. Marx: Beethoven. II. Th. S. 158

zeichnete ihn ja in dieser Beziehung die Aeußerung, die er einst dem Prinzen Louis Ferdinand über dessen musikalische Bedeutendheit gemacht: „Sie spielen gar nicht königlich oder prinzlich," — hatte er jenem gesagt — sondern wie ein tüchtiger Clavierspieler!"*)

Aber er wußte auch seine Stellung in diesen Sphären — freilich nach seiner Art — zu behaupten; während auf der anderen Seite die beispiellose Nachgiebigkeit, die man ihm hier angedeihen ließ, den schlagensten Beweis liefert, wie sehr man sein großes Genie zu würdigen verstand.

Zu der Zeit zum Beispiel, da Prinz Louis Ferdinand in Wien war, gab eine alte Gräfin eine kleine musikalische Abendunterhaltung, zu der natürlich auch Beethoven eingeladen wurde. Als man nun, nach Beendigung derselben, zum Nachtessen ging, fand der Maestro bei einem raschen Ueberblicke an dem Tische des Prinzen nur Gedecke für hohe Adelige, mithin keines für sich. Kaum aber hatte sein Adlerblick dies gewahrt, fuhr er auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging.

Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagessen, wozu ein Theil dieser Gesellschaft, namentlich aber auch Beethoven und die alte Gräfin gebeten waren. Als man sich nun zu Tische setzte,

*) Wegeler und Ries: S. 110.

wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, die ihn alsbald versöhnte, und deren er stets mit freudigem Selbstbewußtsein gedachte *).

Daß ein solches originelles Wesen, daß solche ganz ungewöhnliche Auszeichnungen, daß seine großartigen, ihre eigene Bahn sich brechenden Tonschöpfungen Beethoven eine Masse Neider und Feinde erwecken mußten, ist wohl natürlich. Im In- und Auslande ertönte es daher von allen Seiten — namentlich nachdem seine A-dur Symphonie wiederholt aufgeführt und in der Welt verbreitet worden war —: „Nun haben die Extravacanzen dieses Genie's das non plus ultra erreicht, und Beethoven ist für das Irrenhaus völlig reif!" **)

Der Meister aber lächelte nur über solche Urtheile und folgte ruhig dem Flügelschlage seines Genius! All den Schicksalsschlägen die seinen Nacken so furchtbar trafen, mit der unbeugsamen Kraft einer großen Seele entgegentretend, componirte der Unermüdliche jetzt seine „Schottischen Lieder." Aber die jugendliche Gluth seines Herzens war auch keineswegs erloschen; noch begeisterte ihn die Liebe wie die Kunst. Es glühte ja fortwährend da innen die alte, schöne,

*) Historisch: Wegeler und Ries. S. 111.

**) Schindler: S. 98.

edle Neigung, wenn auch seit lange die Asche zerstörter Hoffnungen sie verdeckte. Ludwig van Beethoven's Herz schlug noch immer für Julie Guicciardi, trotz dem, daß sein argwöhnisches, leidenschaftliches, reizbares Wesen der Gräfin Gallenberg zürnte. „Sie hat nicht den Muth gehabt mit der vollen Entschiedenheit und Kraft einer großen Seele für ihre Liebe einzutreten!" war sein ewiger Refrain, war die finstere Zauberformel mit der er stets den düsteren, seinen Himmel verdeckenden Wolkenschleier wieder heraufbeschwor, so oft der goldene Sonnenstrahl der alten, schönen beglückenden Neigung durchbrechen wollte. Seine Ansichten von Liebe, Treue und Opferfähigkeit standen dabei so groß, so ideal vor seiner Seele, daß sie sich nie und nirgends dem praktischen Leben anpassen konnten. Was waren für ihn, den frei und selbstständig dastehenden, durchaus genialen Menschen, Schranken der Convenienz? Aber er bedachte nicht, daß die Hindernisse, die ihm Maulwurfshügel dünkten, sich für Julien — in ihrer Stellung und in ihren Verhältnissen — zu einer sie umschließenden Alpenkette gestalten mußten. Eben, weil er fühlte, daß er Julien mit der ganzen vollen Gluth einer tiefen Seele fort und fort liebe, statt daß er sie — wie er sich einredete — jetzt hassen müsse, haßte er diese Liebe und suchte sie zu unterdrücken. Darum auch blieb Julien's Schreiben, nach ihrer Heimkehr

aus Italien unbeantwortet, — darum unterdrückte er sogar die günstige und glückliche Stimmung wieder, die der, aus Julien's Hand ihm zugeworfene Lorbeerkranz auf kurze Zeit in ihm hervorgerufen. Wohl hatte ihm ihr schönes, bleiches, von Thränen überflutetes Antlitz damals gesagt: sie liebt dich noch, ja sie duldet — ein Opfer äußerer Verhältnisse — für diese Liebe! — — Der Gedanke: nein! sie war zu schwach, die alten Standesvorurtheile zu überwinden: ..... zu schwach, einer glänzenden Zukunft um Deinetwillen zu entsagen! — erkalteten sein Herz auf's Neue.

So ist der Mensch oft thörigt! — Wir spotten über den Unsinn indischer Fakire und christlicher Anachoreten, die, büßend mit selbstgeschaffenen Qualen den eigenen Körper martern; aber wir denken nicht an die geistige Folterbank, auf die Vorurtheile, Leidenschaften und verkehrte Lebensansichten so oft unsere Seele spannen.

Und mußte dieser ewige Kampf zwischen auflodernder und unterdrückter Liebe, zwischen Sehnsucht nach dem alten glücklichen Verhältnisse und dem peinlich-niederdrückenden Gefühle des gegenwärtigen, für Beethoven nicht beständig eine Quelle trüber Stimmung, wirklicher Qualen sein?

Der anbrechende Frühling sollte ihn — durch einen Ausflug in Gottes schöne, freie, weite Welt — wenigstens um einen Theil dieser Last erleichtern. Es konnte

ja zugleich so viel anderes Unangenehme damit zeitweise abgeschüttelt werden: die Bevormundung der Brüder, die jetzt geradezu ein vollständiges Plünderungssystem, ihm gegenüber, behaupteten, und dann die unerträgliche Pein häuslicher Sorgen, die, bei dem ewigen Dienstbotenwechsel selbst den stärksten Geist zur Verzweiflung hätte führen können.

Stand denn nicht in seinem, von seiner eigenen Hand geführten Tagebuche:

Den 31. Januar: der Haushälterin aufgesagt.

Den 15. Februar: die Küchenmagd eingetretèn.

Den 8. März: hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgesagt.

Den 22. März: ist die neue Haushälterin eingetreten.

Den 1. April: derselben aufgesagt.

Den 17. April: die Küchenmagd eingetreten.

Den 16. Mai: dem Küchenmädchen aufgesagt.

Den 19. „ die Küchenmagd ausgetreten.

Den 30. „ die Frau eingetreten.

Den 1. Julie: die Küchenmagd eingetreten.

Den 28. Juli: Abends: ist die Küchenmagd entflohen.

Den 30. Juli: ist die Frau von Unter-Döbling eingetreten.

Die vier bösen Tage, 10., 11., 12., 13., August in Lerchenfeld gegessen.

[illegible] Stadt-Bibliothek [illegible]

Am 28. der Monat von der Frau aus.
Am 6. September: ist das Mädchen eingetreten.
Am 22. Oktober: das Mädchen ausgetreten.
Am 12. Dezember: das Küchenmädchen eingetreten.
Am 18. „ dem Küchenmädchen aufgesagt.
Am 27. „ das neue Stubenmädchen eingetreten.*)

Lag in solchen häuslichen Verwirrungen nicht schon allein eine ganze Hölle von Sorgen, Aerger und Qualen, die den ruhigsten Menschen bis an das Ende der Welt hätten treiben können?!

Und doch war für Ludwig auch damit das Maas noch nicht voll: er sah seinen Bruder Karl auch noch augenscheinlich an einer Lungensucht dahinwelken; sah dessen schöne, aber unbedachte Frau sich mit immer größerer Ungebundenheit dem Leichtsinn in die Arme werfen; — sah das Kind beider, einen hoffnungsvollen lieblichen Knaben, dem Verderben immer entschiedener entgegengeführt!

Wie oft rief der Arme daher, wenn er in schweren Stunden diesen Complex von Mißgeschicken überdachte, — „Herr, du mein Gott, laß Herz und Geist nur einmal auf kurze Zeit von all dieser Erdennoth los werden!“

*) Historisch.

Aber es wollte nicht gehen und wollte ſich nicht machen. Und wenn er auch einmal hoffte, frei zu werden, und wenn er auch einmal dachte, ſo viel Geld zuſammen zu haben, um eine größere Reiſe — etwa nach Bonn zu ſeinem alten lieben Freunde Wegeler, oder gar nach England — zu machen, dann kamen die Brüder wieder und nahmen ihm ab, was er hatte. Und er konnte doch den armen, leidenden Karl nicht auch noch unter Sorgen untergehen — konnte Johann, der jetzt ſeine Apotheke ver- und ein Gut angekauft hatte, in dieſer Lage unberückſichtigt laſſen?

Da ſaß denn Ludwig oft — ſelbſt von dem Nothwendigſten entblößt — und ſchrieb, wie er ſich auszudrücken pflegte: „Noten in Nöthen!“ *)

Karl lebte — ſeinem Leiden zum Trotz — flott und fröhlich; Bruder Johann, der neue Gutsbeſitzer, ſchaffte ſich eine Equipage an, **) und Ludwig van Beethoven, — der große Ludwig van Beethoven, — vor deſſen genialen Schöpfungen die Welt ſich beugte .... war einſam, verlaſſen, taub .... und .... ſchrieb „Noten in Nöthen!“

Wie mancher wäre hier untergegangen oder erlegen; bei Beethoven war in ſolchen Lagen gerade das Gegentheil der Fall: die Energie des Willens

*) Hiſtoriſch.
**) Thatſache.

verdoppelte dann bei ihm die Kräfte und erleichterte ihm alle Entbehrungen und Aufopferungen. Aber diese Energie des Willens fand eben auch fort und fort Nahrung und Stütze in den, ihn begeisternden Ideen. Dennoch gab es auch Momente, die selbst diesen gewaltigen Geist im Uebermaße seiner Leiden bis zu dem Aufschrei der Verzweiflung niederzudrücken vermochten, und .... solch' ein Moment .... ging eben an Ludwig van Beethoven vorüber.

Von Thompson in Edinburgh, für dessen Musikalien-Verlag Beethoven seine „Schottischen Lieder" geschrieben hatte, war vor wenigen Tagen das Honorar eingegangen, und da der Frühling mit seiner ganzen Pracht die Erde überdeckte, das Wetter wunderschön war, und Beethoven's Sehnsucht nach einem größeren Ausfluge den Höhepunkt erreicht hatte .... entschloß er sich kurz zu einer Reise nach Bonn.

Ludwig freute sich wie ein Kind auf diesen Ausflug: er sollte ja einmal auf einige Zeit all' dem Mißgeschick entrinnen, das ihn in Wien wie mit eisernen Ketten an die Scholle fesselte; — sollte die liebe Heimath, das herrliche Rheinthal, seinen Wegeler und dessen Frau, Eleonore von Breuning, wiedersehen.

Stephan von Breuning hatte auch bereits des Freundes Entschluß in der Vaterstadt angemeldet

und Ludwig die nöthigen Vorkehrungen zur Reise getroffen, als Bruder Karl — der jetzt ohnedem ungemein abgezehrt, bleich und leidend aussah — noch bleicher als gewöhnlich und mit verstörten Zügen in Ludwig's Zimmer stürzte und dem Bruder unter Brustbeklemmungen und entsetzlichem Husten verkündete, daß er morgen wegen einer Wechselschuld von Tausend Gulden, die er nicht zu zahlen im Stande sei, in den Kerker wandern müsse. Natürlich sei damit für ihn alsdann auch die Stelle als Cassirer der Nationalbank verloren und er, Frau und Kind, zu Grunde gerichtet. Das Schmählichste dabei aber sei, daß Bruder Johann den Wechsel in Händen habe und von ihm die Verfolgung ausgehe.

Ludwig war wie erstarrt; noch aber hatte er sich von seinem Staunen nicht erholt, als unglücklicherweise auch Bruder Johann eintrat und sich nun vor des Meisters Augen eine furchtbare Scene entspann. Die beiden Brüder, im Anfange so einig in ihren Erpressungs-Operationen gegen Ludwig, hatten sich nämlich — durch gegenseitige Habsucht und gegenseitigen Neid gestachelt — namentlich bei dem Verkauf der Apotheke so sehr über das „Mein" und „Dein" entzweit und verfeindet, daß ihre Bruderliebe jetzt in der That in offenen, unerbittlichen Haß übergegangen war, so daß einer den andern mit einer wahren kannibalischen Lust zu verderben suchte.

Furchtbar entlud ſich daher auch dieſer Haß, als ſie ſich jetzt bei Ludwig trafen. Freilich hörte dieſer ihre gegenſeitigen Verläumdungen, ihre Schmähreden, ihr Schreien, ihr Toben und Schimpfen nicht! aber er ſah ihre verzerrten Geſichter, ſah wie Haß, Zorn und Wuth ſich auf ihnen malten, ... ja! .... ihr Schreien mußte alle Grenzen überſchreiten, denn die dadurch veranlaßten Schallwellen ſchlugen mit ſolcher Gewalt an ſeine leidenden Gehörwerkzeuge, daß dieſe ihn furchtbar zu ſchmerzen anfingen.

Vergebens war ſein Dazwiſchentreten — vergebens ſein Abwehren — umſonſt jede Einſprache — umſonſt ſelbſt ſein Flehen: doch Erbarmen mit ihm, dem ohnehin Leidenden zu haben! — Die Leidenſchaftlichkeit der ſtreitenden Brüder hatte den höchſten Grad erreicht .... man kam zu Thätlichkeiten.

Ludwig van Beethoven hatte ſich — vor Aufregung und Entſetzen über ein ſolches Benehmen ſeiner Brüder am ganzen Leibe zitternd — auf einen Stuhl geworfen und hielt, der Schmerzen wegen, ſeine beiden Ohren mit beiden Händen zu. Als Johann aber jetzt nach einem Stuhle griff, und Karl Miene machte, daſſelbe zu thun, war das Maß voll. Wie ein zürnender Gott emporſpringend und mit ſeiner ganzen athletiſchen Kraft beide ergreifend und auseinanderreißend, rief er:

„Jetzt iſt es genug! — Steht hier Kain gegen Kain? — Kann euch das Unglück eures Bruders nicht ſo viel Gefühl und Achtung einflößen, daß ihr, das einzige, was er noch hat, ſeine Ruhe und Einſamkeit, den Frieden des Jammereckchens, in dem er ſein Elend verbirgt — ehrt und erhaltet?! Soll ich vielleicht, nach dem was ich eben geſehen, auch noch Zeuge eines Brudermordes ſein?! — Kein Wort mehr hier! — keine Bewegung! — kein Zucken der Augen!"

Und er eilte nach ſeinem Schreibtiſche, nahm aus deſſen Schublade zwei Rollen — jede mit fünfhundert Gulden — warf ſie auf den Tiſch und rief:

„Da habt ihr, was ich beſitze bis auf den letzten Pfennig! .... meinen Unterhalt für die nächſte Zeit .... mein Reiſegeld .... meine Hoffnungen und mein Glück. Jetzt den Wechſel und ...."

Er konnte vor Erregung nicht weiter ſprechen; aber er riß Johann das unſelige Papier — das dieſer vorhin hervorgeholt, um es Ludwig zu zeigen — aus der Hand, zerriß es in kleine Stückchen und warf ſie Johann vor die Füße; .... dann nahm er ſeinen Hut und ſtürzte davon. — —

Es waren bereits Stunden vergangen, und Ludwig van Beethoven wußte nicht, wo er ſich befand. Von dem Furchtbaren, was er eben erlebt, betäubt, war er fortgerannt von zu Hauſe, fort aus der Stadt, fort aus der nächſten Umgebung .... fort!

.... fort! .... oh! hätte ihn doch dies fort auch aus der Welt geführt. Welt, Leben, Daſein, waren ihm zuwider, und die Gewißheit in der nächſten Minute einer völligen Vernichtung in die Arme zu ſinken, wäre ihm jetzt Seligkeit geweſen.

Sein Kopf war wüſte, — ſein Gehirn wie ausgebrannt, — in ſeinem Herzen aber wüthete ein unnennbarer Schmerz.

Beethoven war und blieb betäubt! .... er vermochte keinen Gedanken zu faſſen, aber er wollte es auch nicht. Willenlos, ſich ſelbſt zur Laſt, ſtürmte er dahin .... über Wieſen, in deren jungem Graſe die erſten Veilchen ihre Kelche entfalteten; durch Felder, aus deren Furchen die aufkeimenden Saaten ihre feinen hellgrünen Spitzen erhoben; an reichen, ſchönen Dörfern vorüber, deren Einwohner, wenn ſie ihm begegneten, ſcheu auf die Seite traten. Was es für Dörfer waren, kam ihm nicht zum Bewußtſein; obgleich er ſie alle gut kannte und in jedem einzelnen derſelben wohl ſchon hundertmal geweſen war.

Stunden waren ſo vergangen, er mußte weit, weit von Wien ſein, ... er achtete es nicht. Hunger und Müdigkeit überkamen ihn, ... er frug nichts darnach. Die Sonne neigte ſich ſchon zum ſinken, ... er bemerkte es kaum.

Plötzlich blieb er überraſcht ſtehen, ſich, wie aus einem Traume erwachend, umſehend. Wo war er

hingerathen? — Das war nicht mehr Feld und Flur, Landstraße oder Waldung? — Alles war schön geordnet um ihn her: Kies bedeckte reinlich die Pfade, Baumgruppen und Gebüsch — wenn auch erst letzteres mit einem leichten grünen Schein bekleidet — bildeten hübsche Gruppen, zwischen welchen Statuen aus weißem Marmor hervorblickten. Und gerade eine solche Bildsäule war es ja gewesen, die ihn aus seinen Träumen geweckt, da er, mit gesenktem Haupte einherschreitend, fast wider dieselbe gestoßen. Es war ein Amor: auf einem ziemlich hohen Piedestale knieend, prüfte er, schalkhaft lächelnd, die Spitze eines seiner Pfeile.

Beethoven wandte sich finster ab. Er wollte so wenig mehr von dem Gotte der Liebe wissen, als von den hochadeligen Herrschaften. Seit seiner Taubheit, des Fürsten Lichnowsky's Tod und der Verheirathung Julien's an den Grafen Gallenberg, war ihm auch diese Lebenssphäre verödet und ließ ihn kalt .... und .... einer adeligen Herrschaft mußte ja dieser Park und das etwas entfernt liegende Schloß wohl gehören.

„Fort!" — rief er daher rasch und finster, drehte sich um, und suchte den Ausgang; .... aber der war schwer zu finden; die Wege kreuzten sich hundertfach, und Beethoven hatte bei dem Hereintreten sowie bei dem Weiterschreiten auf die Richtung, die er nahm, nicht geachtet.

Eine gute Folge hatte dieser kleine Vorfall indeß immer. Beethoven war dadurch wenigstens aus seinem betäubten Zustande herausgerissen und durch das Suchen des Rückweges unbemerkt einer geistigen Thätigkeit wieder zugeführt worden. Dabei schien es freilich, als wolle ein neckischer Dämon seine Geduld prüfen; der Pfad, den er eingeschlagen und verfolgt, endigte mit einemmale und zwar an einem Pavillon. Er mußte also denselben Weg zurückgehen. Aergerlich darüber, wollte Ludwig wenigstens untersuchen, ob denn gar keine Möglichkeit vorhanden sei, von dem Pavillon aus auf einen anderen Weg zu gelangen; so trat er näher, und da die Thür des Gebäudes aufstand, traf sein Blick das Innere

Aber wie fesselte ihn dieser Blick an den Boden: es war sein eigenes Brustbild, sehr schön aus weißem Marmor — unstreitig nach einer ihm bekannten Gypsbüste — gearbeitet, was er erblickte, und .... dies Bild, in der Mitte des Hintergrundes auf einer Halbsäule ruhend, schmückte ein frischer Olivenkranz, dies schöne Sinnbild des Sieges und der Ehre.

Beethoven lächelte! .... ein leiser Sonnenstrahl war durch das schwarze erdrückende Gewölke gefallen, das sein Dasein heute mehr denn sonst umnachtete. Also hier gab es doch eine Seele, die ihn achtete, ... vielleicht liebevoll seiner gedachte.

Er trat ein: wie ſchön, wie ſinnig, wie edel war hier alles gehalten; Ludwig dünkte ſich faſt in einen griechiſchen Tempel verſetzt.

Augenſcheinlich beſtand der Pavillon aus drei Appartements: eines zur Rechten, eines zur Linken und dem, die Mitte bildenden, Rondell. Hier aber war es, wo die Büſte und vor ihr — faſt wie ein Altar — ein koſtbares Inſtrument ſtand. Schlanke corinthiſche Säulen, deren Capitäle in reichem, zierlich geordnetem Laubwerk prangten, trugen die Kuppel, deren Oberlicht, namentlich bei dem jetzt gerötheten Abendhimmel, von magiſcher Wirkung war. Säulen, Wände und Kuppel waren weiß und nur an den Umfaſſungen derſelben liefen breitere oder ſchmälere Vergoldungen hin. Zwiſchen den Säulen aber ſtanden noch, ebenfalls auf zierlich gearbeiteten Halbſäulen, die Marmorbüſten Gluck's und Mozart's. Blühende Treibhausgewächſe und ein reicher Flor köſtlich duftender Hyacinthen füllten die Zwiſchenräume aus und ließen nur hie und da, die, hinter denſelben verborgenen, Divans ſehen.

Es blieb Ludwig kein Zweifel: dieſer Raum war ein, der holden Muſika geheiligter Tempel, und eine zarte ſinnige Hand hatte ihn ſelber zu deren Hohenprieſter geweiht und gekrönt.

Wie unendlich wohl that Beethoven, nach den verletzenden Härten des Tages, dieſer Gedanken! Wie

ein Engel der Verſöhnung zog er leiſe in ſeinem Herzen ein. Es ward ſtiller und friedlicher in ſeiner Bruſt .... einem Wolkenſchleier gleich ſank es zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart .... unwillkürlich ſetzte er ſich an das Inſtrument .... wunderbare Töne erklangen, ſeltſame aber großartige Combinationen machten ſich geltend, prachtvolle Melodien rauſchten auf. Beethoven hörte ſie nicht, — und hörte ſie doch; denn ſie waren geboren und erklangen in ſeinem Geiſte, ehe ſeine Finger die Taſten berührten und die Schwingungen der Luft ſie entzückt weiter trugen.

O, wie das jetzt klagte über den Jammer der Erde, dieſen niederziehenden Ballaſt des Geiſtes! .... wie es klagend rief: „Du Ewiger dort oben, der du doch die Liebe biſt, die große, die göttliche, die allumfaſſende Liebe, warum findet dieſe heilige Liebe doch ſo ſelten Raum in den Herzen deiner Menſchenkinder! — Sieh'! wie ſie da haſſen, wo ſie lieben ſollten; wie ſie mit raſendem Beginnen die ſchönſten, edelſten Blüthen ihres kleinen Daſeins zertreten und dann dich anklagen in wahnſinnigem Frevel. Und ach!" — ſeufzten die Töne jetzt auf — „was iſt denn dies Leben? Es iſt das Licht eines Blitzſtrahles in der ungeheuren Nacht, die ſich vor ihm und hinter ihm ausdehnt; und was man bei dem Schimmer dieſes ſchnell verſchwindenden Lichtes wahrnimmt, iſt aus Finſterniß und Helle, aus kleinen Freuden und unendlichen Schmerzen wunderlich gemiſcht!

Und das Spiel des großen Meiſters ward immer bewegter und auch aus ihm ſchrie ein ſolch' gewaltiger unendlicher Schmerz auf .... und es rief: „Taub! .... taub! .... taub! .... ein Muſiker, der keinen Ton Muſik hört .... ein Menſch, der ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, ... der verlacht, verkannt, betroger, und geflohen wird, — den man für ſeine Liebe plündert und mit Füßen tritt, ... der einſam, ... allein! allein! und immer allein umherirrt! ..... und das iſt mein Loos .... ein Lebender in Grabesnacht und Grabeseinſamkeit verſenkt!"

Wie da der Schmerz in den Tönen wühlte, wie er ſich wild aufbäumte und doch auch wieder ſich ausweinte in tief ergreifenden Klängen.

Aber es weinten auch jetzt hier noch zwei ſchöne Augen. Gleich nach dem Beethoven zu ſpielen begonnen, war ja eine hohe Frauengeſtalt überraſcht und ſichtlich erſchrocken aus einem der Nebenzimmer hereingetreten. Der Ausdruck ihres bleichen aber reizenden Geſichtes ſagte dabei: „Gerechter Gott! das kann nur er, ... das kann nur Beethoven ſein!" — — und wie ſie ihn ſah, deckte Purpur ihre Züge.

Es war Julie Guicciardi, jetzige Gräfin Gallenberg. Beethoven hatte unbewußt das Gut ihres Mannes .... und in ihm den Pavillon betreten, der Julien's Heiligthum, ihren kleinen Tem-

pel der Muſik und ihre daran ſtoßende Bibliothek umſchloß.

Welch' wunderbares Zuſammentreffen! Julie hatte den Meiſter ſeit jenem großen Beethoven-Concerte nicht mehr geſehen; — hatte ihn, ſeit ihrer Verlobung nicht mehr geſprochen; dennoch liebte und verehrte ſie ihn noch mit der alten Gluth, wenn auch ihr Pflichtgefühl ihr geboten, ſich nicht einmal mehr ſchriftlich an den Meiſter zu wenden. Es war ein Rieſenentſchluß, den ſie gefaßt, denn ſie mußte ſich verkannt, verachtet glauben; — es gehörte die ganze Kraft eines großen, edlen, weiblichen Charakters dazu, denn in dieſem pflichttreuen Zurücktreten lag nicht nur die Entſagung auf die ganze ideale Welt, die ſie einſt beglückt, ſondern auch wie ſie wohl erkannte, eine Grauſamkeit für den theuren, ſo unendlich unglücklichen Mann!

Und ſollte Julie da die Sprache der Töne nicht verſtehen, in welcher ſich jetzt ſein, von tauſend Wunden blutendes Herz kund gab? Sollte das ihre nicht all die Qualen mit empfinden, die ſein wunderbar ergreifendes Spiel ihr jetzt, wie eben ſo viel Vorwürfe hinzählte?

Julie brach faſt in ſich zuſammen. Pflicht und Liebe, weibliches Zartgefühl und Mitleid rangen einen furchtbaren Kampf in ihr. Ihr Herz pochte, daß ſie die Hand krampfhaft darauf drücken mußte, ihr Buſen drohte den Atlas ihres Kleides zu zerſprengen, ſo ge-

waltig ſtürmte er auf und nieder. Thränen der Freude und des Schmerzes rannen dabei über ihre Wangen. Das Schickſal hatte ihr ja den unglücklichen Freund wunderbar wieder zugeführt. Denn daß Beethoven hier nicht mit Abſicht hergekommen ſei, mußte in ihr, die ſie dieſen ſtolzen und ſtarren Charakter kannte, durch und durch kannte, feſtſtehen. Aber eben deßhalb zitterte ſie auch in Furcht dem Augenblicke entgegen, da Beethoven ſie entdecken werde. O es war ja möglich, daß er dann aufſprang ... ihr treues Herz zurückſtieß und — ohne es auch nur zu einer Erklärung kommen zu laſſen — wieder hinausſtürmte, ... hinaus in den Abend und die einbrechende Nacht.

Aber nein! — klang denn ſein Spiel jetzt nicht ſo mild, ſo weich, als rufe es der ganzen Welt ein Vergeſſen und Vergeben zu? ... Und .... was iſt das?

„O mein Gott!“ — lispelte Julie, und ſchlug die Hände wie betend auf der Bruſt zuſammen — „das iſt die Sonate, die er einſt mir gewidmet, ... die er in den ſchönſten, glücklichſten Zeiten unſerer Liebe an meiner Seite componirte! ... Er denkt alſo in dieſer Minute meiner! ... er denkt unſerer Liebe! ... er liebt mich noch!“

Und Thränen der ſeligſten Erinnerung, der ſeligſten Erhebung, rannen über ihre Wangen. Da konnte ſich Julie nicht mehr halten und mit dem Ausrufe: — „Mein Freund! mein armer theurer Freund!“ — ſank

sie zu seinen Füßen und drückte ihr von Thränen überflutetes Gesicht auf seine Kniee.

Beethoven fuhr überrascht auf; er begriff in dem Augenblicke, wo er war .... aber eben dies „wo er war“ .... Ort, Büste, Olivenkranz sagten ihm auch! „Da siehst du es ja, wie sie dich noch liebt und den heiligen Cultus ihrer Liebe in treuem Herzen pflegt!“

Und er zog Julien sanft empor, schaute sie mit seinen Augen voll unergründlicher Tiefe der Empfindung liebevoll an und sagte leise:

„Julie, meine Julie! Wenn auch das Genie der Paria der modernen Gesellschaft ist, der du angehörst .... ich weiß es jetzt, dein Herz läßt nicht von mir!“

Und als er dies sagte, war es als ob auf dieser Stirne, dem Sitze majestätischer Schöpferkraft — eine Krone blitze! — — —

In diesem Augenblicke wandte sich eine männliche Gestalt, die bisher durch die Glasthüre des Einganges geschaut hatte, mit finsterer, zorniger Miene ab, und ging stürmischen Schrittes dem Schlosse zu .... es war .... Graf Gallenberg.

Des vierten Theiles zweite Abtheilung:

In Himmelsglanz und Erdendunkel.

Schlag auf Schlag.

„Ach Gott! ach du lieber grundgütiger Gott!“ — rief eben, bei einem furchtbaren Donnerschlage, Frau Streng, die alte Haushälterin Herrn Ludwig van Beethoven's. Die gute Frau hielt sich dabei erst mit beiden Händen die Ohren zu, dann aber, als der Donner zu rollen aufgehört, schlug sie andächtig ein Kreuz, knixte und bespritzte sich mit ein paar Tropfen Weihwasser, das sie mit dem eingetauchten Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand aus einem, in der Ecke des Zimmers hängenden Weihwasserkesselchen holte.

„Ach! du lieber grundgütiger Gott!“ — wiederholte sie jetzt und ihre scheuen Blicke richteten sich nach dem Himmel, der durch Nacht und Gewitterwolken doppelt schwarz auf die Erde herabblickte. — „Ist das ein furchtbares Wetter! Blitz auf Blitz und Schlag

auf Schlag! .... und unſer armer Herr iſt noch nicht zu Hauſe!"

„Nun!" — entgegnete ein bleicher, kränklich ausſehender Mann, der mit unterſchlagenen Beinen auf einem Tiſche ſaß und ſchneiderte. — „Er wird noch bei der Frau Baronin von Erdmann in ſeiner muſikaliſchen Boa ſein, wie er das Ding nennt."

„Stoa!" — verbeſſerte die Frau mit dem Ausdruck höheren Wiſſens. — „Boa iſt eine Schlange und Stoa iſt bei den alten Kriegern eine Akademie geweſen."

„Bei wem?" — rief der Schneider, indem er bei dem Ausziehen des Fadens aufſchaute, und ein ſtolzes Lächeln ſpielte jetzt um ſeinen Mund. — Bei wem?"

„Bei den alten Kriegern!"

„Pah!" — rief der Mann mit der Nadel, lachend — „bei den alten Griechen."

„Was liegt mir daran: Krieger oder Griechen!" — entgegnete Frau Streng verletzt. „Es heißt eben Stoa und nicht Boa!"

„Ich glaub's ja ſchon!" — ſagte begütigend der Schneider — „aber, liebe Frau Schnaps, wo hat Sie denn dieſe Weisheit her."

Aber jetzt zuckte und wetterte auch etwas in dem faltenreichen Geſichte der Frau: — „Ich heiße nicht Frau Schnaps, ſondern Frau Streng!" — rief ſie und ein höchſt bedenklicher Zornausbruch ſchien

nahe. — „Nur unſer Herr darf mich Frau Schnaps nennen, weil ihm das Spaß macht; wenn aber Er ſein ungewaſchenes Maul aufthut, dann ſagt Er zu mir, als einer ehrbaren Perſon, Frau Streng.“

„Nun, ſei Sie nur nicht gleich böſe, Frau Streng!“ — entgegnete der Schneider, die letzten Worte ſtark betonend — „es war ja nicht ſo ſchlimm gemeint.“

„Ei, was!“ — polterte die Haushälterin fort ... aber plötzlich ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, fiel auf die Kniee bückte den Kopf bis nahe zur Erde und hielt ſich abermals die Ohren zu.

Ein furchtbarer Blitz war, wie ein Feuermeer, am Himmel hingezuckt und ein gewaltiger nicht endenwollender Donner folgte ihm.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ — ſagte tiefaufathmend Frau Streng jetzt, indem ſie ſich zugleich mühſam erhob. — „Solch' ein Wetter hab' ich, weiß Gott, noch nicht erlebt.“

„Und das will viel ſagen!“ — meinte der Schneider.

„Nun!“ — rief die Haushälterin mit einem verächtlichen Blick auf die dürre Mannsgeſtalt. — „Er iſt eben auch kein Jüngling mehr!“

Der Schneider ſchien indeſſen keine Luſt zu haben, in dieſer gefährlichen Richtung weiter zu operiren. Er machte alſo in dem Geſpräche einen Seitenſprung und ſagte mit ſoviel Liebenswürdigkeit als er aufbringen konnte: — „Aber auf die Weisheit zurückzukommen:

wer, liebe Frau Streng, hat Ihnen denn gesagt, daß es Stoa und nicht Boa heißt?"

Wie ein Frühlingswetter lief es bei diesem Tone und dem „Ihnen", mit dem sie angeredet worden war, über die Züge der Alten. — „Ei!" — entgegnete sie daher ebenfalls milder — „das hat mir der Herr von Schindler, der Freund und Schüler des Herrn, gesagt."

Aber schon wieder zuckte ein Blitz und rollte ein Donner, daß die Alte aufschrie und die Ohren zuhielt.

„Wenn nur der Herr zu Hause wäre!" klagte sie — „dann würde ich mich in mein Bett legen und den Kopf unter die Kissen vergraben. Ach, und du meine Güte, wie der Regen vom Himmel gießt und schüttet."

Der Schneider hatte jetzt seine Arbeit bei Seite gelegt, putzte das Licht und sagte:

„Ich sollte doch am Ende dem Herrn einen Regenschirm bringen."

„Aber wohin?"

„Nun, zur Baronin."

„Ei was! es ist ja heute Mittwoch."

„Richtig! ... und die Boa ... ich wollte sagen die Stoa findet nur jeden Sonntag statt."

„Und in den Morgenstunden."

„Aber wo ihn dann finden?"

Die Haushälterin zuckte bedenklich mit den Achseln.

„Vielleicht im Blumenstock?“

„Dafür ist es zu spät. Schlag acht Uhr hat er dort seine Pfeife ausgeraucht, sein Glas Bier getrunken und die Augsburger gelesen.“

„Am Ende ist er bei Herrn von Schindler?“

„Das wäre möglich!“ — sagte Frau Schnaps nachdenklich. — „Es ist doch eine treue Seele der Herr von Schindler!“ — fuhr sie dann gutmüthig fort — „hält fast allein, so jung er auch noch ist, mit dem armen Herrn aus. Hat ihn aber auch schon vor Jahr und Tag, da er noch Akademiker war, so verehrt, daß er alle Tage dem Herrn van Beethoven aufpaßte, um ihn nur zu grüßen, oder einen Blick, einen Druck der Hand von ihm zu empfangen. Später kam er dem Herrn näher und dann waren Spaziergänge mit diesem sein Höchstes.“

„Woher hat denn das Alles die Frau Streng erfahren?“

„Ich war zufällig einmal gerade im Zimmer unseres Herrn, als Herr von Schindler es selbst erwähnte und seitdem hat er unsern Herrn auch nicht mehr verlassen. Ja! ja!“ — wiederholte die Frau mit scharfer und bestimmter Betonung — „er ist der Einzige, der außer mir in Liebe und Treue aushält ....“

„Und ich?“ — frug der Schneider.

„Nun — für den Augenblick — Er auch. Aber

ſelbſt der Hofrath von Breuning, der den Herrn doch länger kennt und ein Jugendfreund von ihm iſt, läßt ſich wenig mehr ſehen."

„Liebe Frau Streng! — verſetzte Kugler, denn ſo hieß der Schneider, der zugleich Beethoven's Diener war, — „es iſt aber auch über alle Maßen ſchwer, mit dem Herrn auszukommen."

„Als ob ich das nicht wüßte!" — entgegnete die Haushälterin, die zu ihrer großen Beruhigung bemerkte, daß ſich das Gewitter allmälig verzog, obgleich der Regen noch in Strömen herabgoß. „Freilich!" — fuhr ſie dann mit Selbſtbewußtſein fort — „gibt es wohl auch Niemand, der den armen tauben Herrn ſo redlich ſchätzt und liebt, wie ich, und ſich daher auch alles von ihm gefallen läßt. Wohl Hundertmal hat er mich ſchon fortgejagt . . . bin ich gegangen? . . . oder wenn ich ging? . . . bin ich nicht immer auf der Stelle wiedergekommen, wenn er einſah, daß er mit Niemanden Anderes fertig werden könne?"

„Allerdings . . ." ſagte der Schneider gedehnt.

„Nun?!" — rief Frau Schnaps heftig, indem ſie ſich raſch und mit geröthetem Geſichte Kugler zuwandte — „warum dies ellenlange allerdings?"

„Ei! . . ."

„Heraus mit der Farbe!"

„Ich meine nur, daß ſich die gute Frau Streng eben nicht ſchlecht dabei ſtehe."

„Wie ſo?“

„Weil ihr der Herr, ſo oft er ſie gekränkt oder gar fortgejagt, ein reichliches Schmerzensgeld bezahlt hat.“

„So!“ — rief hier die Haushälterin und hielt dies „So“ wenigſtens einige Sekunden lang an, während ſie beide Arme in die Seite ſtämmte. — „Und da meint Er wohl, ich mache eine Profeſſion aus dem Zanken und Fortlaufen, um mich an dem armen Herrn reich zu ſtehlen.“

„Das hab' ich nicht geſagt.“

„Aber gedacht!“

„Auch nicht! Ich meinte nur, . . . man könne ſich dabei manches gefallen laſſen.“

Frau Streng kehrte dem Schneider hier mit einem Blicke tiefer Verachtung den Rücken und machte Anſtalt, das Zimmer zu verlaſſen. Aber Kugler, der von ſeinem Schneidertiſche bereits heruntergeſprungen war, trat ihr in den Weg.

„Schon wieder beleidigt?“ — ſagte er dann. — „Liebe Frau Streng, nehmen Sie es mir nicht übel, mit Ihnen iſt es faſt ſo ſchwer zu leben, als mit Herrn van Beethoven.“

„Wenn Er ſchlecht von mir denkt . . . .“

„Als ob eine Schlechtigkeit darin läge, Geſchenktes ſparſam zurückzulegen.“

„Und wenn ich mir dieſe Schmerzensgelder nun auch ſorgſam ſpare, weiß Er dann, für wen ich das thue?“

„Nun, für die Zukunft.“

„Für wessen Zukunft?“

„Doch wohl für Ihre Zukunft, Frau Streng.“

„Mit nichten!“ — rief die Haushälterin. Dann trat sie dicht zu Kugler heran, legte ihre rechte Hand auf dessen Schulter und sagte leise nach seinem Ohre geneigt:

„Ich lege diese Schmerzensgelder bis auf den letzten Pfennig zurück, damit ich für unseren guten, armen Herrn etwas habe, wenn ihm hie und da das Geld ausgeht, oder sein Bruder Johann ihn plündert, oder die Kosten für seinen Neffen den letzten Kreuzer aufzehren.“

Und wie die Frau dies sagte, leuchteten ihre Augen in schöner Freude auf und eine Thräne glänzte in ihnen.

Kugler war fast selbst gerührt: „Na!“ — rief er — „das ist schön von Ihnen, Frau Streng; da hab' ich alle Achtung! Will auch nicht mehr Frau Schnaps zu ihnen sagen . . . ! und“ — setzte er fast verschämt hinzu — „wenn der Herr auch mir wieder einmal Schmerzensgelder zahlt, leg' ich sie zu den Ihrigen.“

„Schön!“ — sagte die Alte. — „Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!“ — und sie streckte die Hand aus, in die Kugler freudig einschlug.

Beide gingen jetzt zugleich nach dem Fenster und schauten hinaus. Das Gewitter hatte sich ausgetobt, aber es regnete noch immer mit voller Gewalt.

„Wie mich das ängſtigt!“ — hub Frau Streng jetzt wieder an. — „Wenn der Herr nur nicht unterweges iſt.“

„Warum nicht gar.“

„Als ob das das erſte Mal ſein würde, daß er in der Nacht von einem ſtundenlangen Spaziergange nach Hauſe käme.“

„Wenn er unterweges war, ſah er das Gewitter kommen.“

„Kugler!“ — rief die Alte — „was ſchwatzt Ihr. Iſt denn der Herr jetzt nicht faſt immer mit ſeinen Gedanken ganz abweſend? — Hören kann er leider nichts und ſehen thut er auch nichts, weil ſein Geiſt in der Muſik vergraben iſt.“

„Ja, das iſt wahr!“ — meinte der Diener. — „Kommt mir's doch oft vor, als lebte der Herr van Beethoven nur halb auf dieſer Welt. Ich hab' einmal ein Mährchen gekannt, da ſtahl eine Fee einem hübſchen jungen Prinzen ſeine Seele und nun wandelte der arme Königsſohn wohl auf der Welt herum, aber das war nur ſein Körper, ſeine Seele lebte bei der böſen Fee, die ihn liebte und Geiſt und Herz nicht von ſich ließ.“

„Na!“ — meinte die Haushälterin — „das Mährchen paßt ziemlich auf den Herrn; nur daß ſeine Fee eben die Muſik iſt. Ich hätte auch nichts da-

gegen, wenn nur nicht so viele böse Geschichten daraus entstünden."

„Was denn? daß er alle Morgen sein Schlafzimmer bei dem Waschen überschwemmt? .... alte Geschichte."

„Alte Geschichte! allerdings! Aber heute hat uns der Hausherr wieder gekündigt. Jetzt ziehen wir in diesem Jahre zum sechstenmale aus einer Wohnung in eine andere. Und was thut der Herr gestern früh, als Ihr den Ausgang besorgtet. Er will schreiben und dafür den Tisch frei haben, vergißt aber — in seine Gedanken verloren — daß er das Tintenfaß schon bereit gestellt hat. Ein Strich mit der Hand über den Tisch .... die Bücher und Papiere fliegen auf die Erde .... und das Tintenfaß über den schönen englischen Flügel."

„Auch gut!" — sagte Kugler.

„Den Abend" — fuhr die Haushälterin im Eifer fort — „durchdringt Rauch die ganze Wohnung. Ich sehe überall nach .... 's ist weder hier noch in der Küche Feuer .... da klopf' ich die Thüre des Wohnzimmers und .... Gott sei mir gnädig! der Herr sitzt und componirt ganz ruhig und dicht neben ihm schlägt die Flamme lichterloh auf."

„Drum riecht's heute den ganzen Tag so verbrannt! Aber wo kam denn das Feuer her?"

„Der Herr hatte in Gedanken den brennenden

Fidibus, mit dem er, um beſſer zu ſehen, ein zweites Licht angezündet, in den Papierkorb geworfen."

„Schöne Geſchichte!" — meinte Kugler — „da können wir einmal alle mitverbrennen. Aber .... die Frau Streng hat vorhin des Neffen erwähnt, deſſen Erziehung den Herrn ſo viel Geld koſtet, ... wie hängt denn das Ding zuſammen, ... der hat ja doch noch eine Mutter am Leben."

Die Haushälterin wiegte bei dieſer Frage bedenklich den Kopf. — „Das iſt eine böſe, böſe Geſchichte!" — ſagte ſie dann — „die unſerem armen Herrn ſchon gar viel Leid verurſacht hat."

„Und darf man ſie nicht erfahren?"

„Ich ſpreche ungern davon."

„Aber es iſt doch wohl beſſer" — meinte Kugler pfiffig — „ich erfahre ſie wahrheitstreu aus dem Munde der Frau Streng, als entſtellt und mit Unwahrheiten untermiſcht, von anderen Leuten."

„Das iſt allerdings richtig!" — meinte die Haushälterin, und da das Gewitter zurückgekommen oder ein anderes heranzuziehen ſchien — es blitzte und donnerte wieder ſtärker — kam ihr eine fernere Unterhaltung mit Kugler um ſo willkommener, als ſie dadurch Blitz und Donner weniger zu hören und zu ſehen hoffte.

„Meinetwegen!" — ſagte ſie daher, mit einem

ſcheuen Blick durch das Fenſter — „aber ich will mein Spinnrad nehmen.“

„Und ich eine Pfeife anzünden!“ — ſagte Kugler.

Beides geſchah und als Frau Streng und der Schneider ſaßen, hub die erſtere an:

„Es ſind wohl jetzt gerade fünf Jahre, als der eine Bruder unſeres Herrn an der Lungenſucht ſtarb.“

„Hieß der nicht Karl?“

„Ja! und war Kaſſirer an der National-Bank.“

„Reich?“

„Gewiß!“ — verſetzte die Haushälterin bitter — „aber an Schulden.“

„Schulden!“ — wiederholte Kugler nachdenklich und ſchüttelte, in Erinnerung an die eigenen, den Kopf. — „Schulden ſind immer ein böſes Ding.“

„Und doch hinterließ der Herr Karl noch zwei ſchlimmere Sachen!“ — meinte Frau Streng.

„Und was war das?“

„Eine leichtſinnige Frau und einen achtjährigen, ſchlecht gezogenen Sohn.“

„Saubere Erbſchaft.“

„Da er aber in ſeinem Teſtamente ſeinen Bruder, unſeren Herrn, gebeten hatte, die Vormundſchaft über das Kind anzunehmen, und der Knabe ebenſo hübſch und talentvoll war, wie die Mutter ſchlecht, ſo“....

„So war unſer Herr gutmüthig genug“ — ergänzte Kugler — „und nahm die Vormundſchaft an.“

„Getroffen!“

„Das sieht ihm ganz ähnlich.“

„Aber er übernahm nicht nur die Vormundschaft, nein .... er nahm den Neffen auch gleich an Kindesstatt an, und daraus entstand all' das Unheil!“

„So geht's, wenn man zu gut ist!“ — meint: Kugler.

„Freilich!“ — versetzte Frau Streng mit ihrer bestimmten Art; — „der Mann hatte doch wahrlich schon genug mit sich selbst zu schaffen!.... Aber .... hört nur weiter; es ist sonderbar, von jener Zeit an kam das Unglück Schlag auf Schlag.“

Aber auch draußen fiel eben zum neuen Entsetzen der guten, laut aufschreienden Frau Streng, ein furchtbarer Donnerschlag, der in langem Rollen über den Dächern verhallte.

Kugler war selbst blaß geworden und hatte sich vor Blitz und Schlag geduckt, als fürchte er getroffen zu werden; jetzt aber nahm er, sich seines Schreckens schämend, all' seine Courage zusammen und sagte:

„S' ist nichts, Frau Streng!“

Aber die Haushälterin war eine vorsichtige Frau: einige „Vater unser“ und „Gegrüßet seist du Maria“ leise vor sich hinbetend, ging sie zum Spiegel, nahm ein Paar geweihte Palmreiser herab und legte sie, sich wieder an das Spinnrad setzend, auf ihren Schooß. —

„Wenn nur der Herr zu Hause wäre!“ — seufzte sie dabei.

Aber ein: „Also weiter!“ — Kugler's erinnerte sie an ihre Erzählung. Sie nahm also, trotz ihres Herzklopfens, den Faden des Flachses und des Gesprächs wieder auf und sagte:

„Jetzt aber der Streit zwischen unserem Herrn und der Mutter! Die Mutter wollte ihr Kind bei sich haben, unser Herr aber bestand darauf, daß der Bube in ein Institut komme und von seiner Mutter ganz getrennt werde“....

„Warum denn?“

„Nun, des schlechten Lebenswandels wegen, den sie führte“

„Und was geschah?“

„Was geschah! .... es gab einen abscheulichen, jahrelangen Prozeß, der — damit Ihr's nur wißt, Kugler, — „erst jetzt vor zwei Monaten endete.“

„Du lieber Himmel! mag das Geld gekostet haben.“

„Geld und Zeit und Aerger!“

„Und wie ist das Ding denn ausgegangen?“

„Ei nun, nachdem der Junge während der ganzen fünf Jahre bald bei uns, bald bei der Mutter, bald in einem Institut war....“

„Da wird er gut gewerden sein!“ — fiel Kugler dazwischen.

Die Haushälterin machte eine abwehrende Hand-

bewegung und wollte eben ſagen: „ein ſauberes Früchtchen, das unſerem armen Herrn noch böſe Tage machen wird!“ als ein neuer Donner, faſt wie eine zürnende Beſtätigung ihres Gedankens, über ihren Häuptern dahinrollte.

Eine kleine Pauſe erfolgte, dann hub Kugler, der in dem gegenſeitigen Sprechen bei dem leidigen Wetter ebenfalls eine Quelle der Ermuthigung fand, wieder an:

„Aber wie ging denn der Prozeß aus?“

„Der Herr hat ihn gewonnen. Das Kind iſt als ſein Adoptivſohn anerkannt und draußen bei Herrn Del-Rio im Inſtitut“ — ſagte die Frau. — „Aber ein Stück von ſeinem Leben hat ihm die Sache doch gekoſtet.“

„Wie ſo?“

„Nun! einmal hat in jener Zeit der Fürſt Lobkowitz bankerott gemacht, und ſo verlor unſer armer Herr noch einmal von dem kleinen Reſt der Penſion, der ihm geblieben war. Und dann ....“

„Und dann?“

Aber in dieſem Augenblicke flammte ein ſo entſetzlicher Blitz, dem gleichzeitig ein ſo furchtbarer Donnerſchlag folgte, daß Frau Streng unter lautem Schrei das Spinnrad umwarf und erſt auf die Kniee, dann auf die Erde ſank. Auch Kugler war aufgeſprungen und zitterte an Arm und Bein; ſein ohnehin bleiches

Geſicht nahm aber die Farbe und den Ausdruck des Todes an, als ſich ein ſchwefliſcher Geruch um ihn her verbreitete.

„Gott ſteh' uns bei!" — rief er jetzt, und das Wort ſtarb ihm faſt im Munde — „das hat eingeſchlagen!"

„O du grundgütiger Gott!" — ſchrie Frau Streng, ſich auf den Armen mit dem halben Leibe ſo raſch erhebend, als ſie es vermochte: — „wo? wo? doch nicht bei uns?!"

„Sicher!" — rief Rugler, mit entſetzter Miene um ſich ſchauend, — „riecht Sie nichts?"

„Schwefel! Schwefel!" — ſtöhnte die Haushälterin und lauſchte athemlos, ob von der Straße her kein Feuerlärm erſchalle. Aber alles blieb ſtill, nur der Regen, der fort und fort in Strömen vom Himmel goß, ſchlug praſſelnd an die Fenſter und der Sturm heulte wie toll durch die Straßen. Auch als Rugler ſich ſoweit ermannt hatte, die Thüre und dann das Fenſter zu öffnen, um durch beide nach auflodernden Flammen zu ſpähen, war alles dunkel und ſtill. Der Schwefelgeruch in Zimmer und Haus — die übrigen Mitbewohner deſſelben waren auch rebelliſch geworden — dauerte indeſſen noch geraume Zeit fort. Es mußte ein ſogenannter kalter Schlag geweſen ſein. Jedenfalls war er der Haushälterin dermaßen in die Glieder gefahren, daß ſie an kein weiteres Geſpräch

mehr dachte. Sie nahm ihr altes, abgegriffenes Gebetbuch zur Hand, ſetzte ſich in den hinterſten Winkel des Zimmers und fing an Wettergebete zu beten. Zu ſehen brauchte ſie dabei nicht .... ſie kannte ſie auswendig. Kugler ging ab und zu; er traute dem Landfrieden nicht und fürchtete noch immer, daß jeden Augenblick nachträglich Feuer ausbrechen könne.

So kam Kugler um einen wichtigen Theil deſſen, was Frau Streng eben auf dem Herzen gehabt hatte und erzählen wollte. Es war die in pſychologiſcher Beziehung merkwürdige, zugleich aber auch tief in Beethoven's Weſen eingreifende Geſchichte mit „van" und „von".

„Van“ und „von“.

Die Sache verhielt sich wie folgt: Der Prozeß zwischen Ludwig van Beethoven und seiner Schwägerin wurde vor den adeligen Gerichtshof „das Nieder-österreichische Landrecht“ gebracht, von demselben instruirt und längere Zeit verhandelt.

Die Meinung, das dem Namen Beethoven vorgesetzte „van“ bezeichne, gleich dem deutschen „von“, ein adeliges Geschlecht, schien in Oesterreich seit alten Zeiten angenommen; daher forderte denn auch der Gerichtshof keinen nähern Ausweis darüber. Es handelte sich ja bei diesem Prozesse nicht um ein Rechtsprincip, nicht um Mein und Dein einer Sache, sondern Ludwig van Beethoven hatte nur den Beweis zu führen, daß seine Schwägerin ein sittenloses Weib sei, folglich auch nicht zur Erziehung ihres Sohnes tauge.

Welch' eine peinliche, welch' eine niederdrückende Aufgabe war dies aber für Beethoven, dem seit

seiner früheſten Jugend nichts höher ſtand, als ſittliche Reinheit! — wie mußte dieſe Beweisführung ihn in ſeinem moraliſchen Gefühle verletzen — ihn, dem das an Sitten und Charakter Zweideutige und Zweifelhafte an einem Menſchen ſchon dermaßen anwiderte, daß er davon nicht ſprechen hören mochte, noch weniger in ſeiner Nähe es duldete. Und nun! .... in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſein, um einen werdenden Menſchen vom ſicheren Verderben zu retten, den Lebenswandel einer ihm ſo nahe verwandten Perſon vor einem Gerichtshofe zu enthüllen!*)

Welch' ein entſetzlicher, welch' ein niederdrückender Gedanke: ſeinen in aller Welt hochgefeierten Namen, auf den er ſo viel hielt und mit gerechtem Stolze blickte, ... den Namen: van Beethoven öffentlich compromittirt zu ſehen; — ſeinen eigenen, leiblichen Bruder gewiſſermaßen noch im Grabe durch die Enthüllungen zu entehren, die er hier von dem Lebenswandel ſeiner Gattin geben mußte! Wie aufregend, wie verſtimmend, wie bis in das Innerſte ſeines Gemüthes zerrüttend mußte dies doch auf einen ſo unendlich zart geſtimmten und in ſittlicher Beziehung zartfühlenden, aber eben deßhalb auch äußerſt empfindlichen und leicht gereizten Charakter zurückwirken.

---

*) Schindler: S. 105. Marx: „Beethoven's Leben und Schaffen". II. Thl. S. 216. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 77.

Reizbarkeit ist ja ohnehin jedem Künstler — sei er Dichter, Musiker, Maler, oder Mieme — doppelt eigen; ja auf dieser Reizbarkeit seines Nervensystems basirt zum großen Theile gerade sein Künstlerthum. Sie ist das weit geöffnete Thor, die Eindrücke der Außenwelt in unendlich höherem Maaße aufzunehmen, als dies bei dem gewöhnlichen Menschen der Fall ist; sie ist aber auch zugleich der Schlüssel zu der gesteigerten Stimmung die eben den Sinn für die Kunst erschließt, und, bei entsprechender Begabung, die Schöpferkraft weckt. Aber mit dem Auffassen des Schönen, Großen und Erhabenen — der, Herz und Geist hinreißenden Begeisterung für dasselbe, dem eigenen Erzeugen und Schaffen, ... muß ja diese Reizbarkeit noch unendlich gesteigert werden .... und sie wird es oft bis zu der äußersten Grenze, ja über diese hinaus! Dann freilich, wenn durch Ueberreiz die Seele in allen Kräften und Kraftanwendungen nicht mehr wie Apollo's Leier conson gestimmt ist, mißtönen die Saiten und springen nur zu leicht.

Die Aufregung Beethoven's um jene Zeit war denn auch in der That eine ungeheure. Muth, Kraft, Lust und Stimmung zum Schaffen waren nahe daran, bei ihm unterzugehen; ja sie würden auch, wenigstens für lange, untergegangen sein, wenn nicht gerade eine andere Erdenpein dies verhindert hätte. „Noten in Nöthen!" war hier des Schicksals unglücklich-glück-

licher Ruf, der den alten Beethoven'schen Geist wach rüttelte und oben erhielt. Wäre der Meister nicht gerade damals auf das äußerste gedrängt gewesen, zu arbeiten, um sich und seinem Neffen, der ihm von Seiten des Gerichtes provisorisch übergeben wurde, zu erhalten, die Welt hätte aus jener unseligen Periode nicht ein einziges großes Werk von ihm aufzuzeigen; denn selbst die achte Symphonie, war glücklicherweise vor Anfang jenes Prozesses concepirt und theilweise ausgearbeitet.

Aber nun folgte schon wieder ein neuer Schlag der freilich aus Beethoven's eigenthümlicher, so ganz und gar unpraktischer Weltanschauung hervorging.

Dem Gerichtshofe ging nämlich plötzlich eine Protestation des Grafen Pallhorst gegen die Rechtszuständigkeit dieses Prozesses vor einem adeligen Gerichte zu. Der Graf machte in seiner Protestation darauf aufmerksam: daß das Wörtchen „van" holländischen Ursprungs sei, nach dortigen Landesgesetzen das Geschlecht nicht adelige, daß es in der Rheinprovinz, in welcher Beethoven geboren, ebenso damit gehalten werde, folglich diesem „van" weder in Oesterreich noch irgend sonst in einem Land die Bedeutung eines Adels-Prädicates beigelegt werden könne und dürfe.*)

*) Schindler: S. 106.

Demzufolge wurde nun Ludwig van Beethoven von dem Gerichtshofe aufgefordert, seinen Adel zu documentiren.

Hier aber zeigte es sich, bis zu welcher krankhaft-nervösen Ueberreiztheit dieser unselige Prozeß mit seiner Schwägerin, der Bankerott des Fürsten Lobkowitz, seine Taubheit und die Noth des Lebens Beethoven getrieben. Er kam über die Verweisung seines Prozesses von dem adeligen Gerichtshofe an den nicht adeligen des Wiener Stadt-Magistrates außer sich.

„Mein Adel ist hier und da!" — rief er, auf Brust und Kopf deutend, im gerechten Vollgefühle seines inneren und künstlerischen Werthes; aber freilich auch in völliger Verkennung der einmal diese Welt regierenden praktischen Lebensverhältnisse.

Den momentanen Ausruf rechtfertigte die ganze Erscheinung Beethoven's; das Beharren bei der Ansicht aber, als sei ihm damit der größte, der unverzeihlichste Schimpf angethan, — als sei diese Behandlung eine Zurücksetzung und Erniedrigung des Künstlers, konnte nur in jener erwähnten krankhaft-nervösen Ueberreiztheit ihre Entschuldigung finden. Lag es doch zugleich in Beethoven's Leidenschaftlichkeit und seltsamen Charakter begründet, daß er nie den richtigen Mittelweg finden konnte. Fort wollte er jetzt, fort! .... Wien und den österreichischen Staat ganz und auf immer verlassen.

Vergebens legten ihm seine Freunde, zumal Stephan von Breuning, die Sache klar und vernünftig auseinander; der Himmelstürmende Titane wollte — seinem Selbstgefühl, seiner Auffassung reinen Künstlerthums und seiner idealen Weltanschauung gegenüber — nichts von kalten Vernunftschlüssen hören. Erst nach langem Kampfe und unerhörten Anstrengungen gelang es seinem trefflichen Rechtsbeistande, dem damaligen Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. Bach, ihn zu beruhigen und dem Kaiserstaate zu erhalten.

Waren denn aber damit die zahllosen Unannehmlichkeiten jenes unseligen Prozesses zu Ende?

O nein! — Schlag auf Schlag folgten ja neuer Verdruß, neue Verwickelungen, neuer Zeitverlust, neue Mißstimmungen!

Der adelige Gerichtshof hatte in seinem Urtheil in erster Instanz die Vormundschaft Beethoven's über seinen Neffen anerkannt; .... der Wiener Stadt-Magistrat verwarf dies Urtheil jetzt, und ernannte die Schwägerin Beethoven's zur Vormünderin ihres Sohnes.*) Der Neffe ging abermals von einer Hand in die andere, wechselte somit auch Unterricht und Erziehungsmethode wie seine Röcke, und der Prozeß fing von Neuem an. Endlich ..... nach beiläufig fünf Jahren anhaltender peinlicher Gemüthsbewegung, un-

*) Der ganze Vorgang ist historisch. Schindler: S. 103 b. 108.

ausgeſetzter und unerquicklicher Debatten beſtätigte das Appellationsgericht das erſte Urtheil des Nieder-Oeſterreichiſchen Landrechts und Beethoven trug den Sieg davon.

Aber welch' ein Sieg! — — Wie tief und traurig hatte dieſe Zeit in Beethoven's Leben eingeſchnitten.

Dem Irdiſchen entrückt.

Aber jedes Gewitter tobt ſich aus! — Auch Frau Streng bemerkte zu ihrer unendlichen Beruhigung jetzt — ſie hatte ſämmtliche Wettergebete wohl zwanzigmal hergeſagt — daß die Blitze nur noch wie fernes Wetterleuchten blaß und matt am Horizonte zuckten und die Donner kaum mehr zu vernehmen waren. Selbſt der Regen hatte nachgelaſſen und auch Kugler war völlig über den kalten Schlag beruhigt. Der Schwefelgeruch hatte ſich verloren und nirgends war eine Spur von Feuer ausgekommen. Nur eins war fatal und räthſelhaft: Ludwig van Beethoven war noch nicht zu Hauſe. Die Unruhe der guten Frau Streng ſtieg in das Ungeheuerliche. Sie lief alle fünf Minuten an das Fenſter, öffnete es und ſchaute in die Dunkelheit hinaus ... Vergebens! — Sie zog alſo den Kopf wieder zurück, ſchüttelte ihn, zupfte an ihrer Haube, nahm aus der kleinen Holzdoſe, die ſie

immer bei ſich führte, eine Prieſe Contenance und lief dann wieder zur Thüre, um der Treppe hinab zu leuchten, wobei ſie ſtets mit ängſtlichem Tone wiederholte: — „Es kann ja dem Mann etwas paſſirt ſein!“

Das Geſpräch zwiſchen der Haushälterin und dem mit der Kunſt der Schneiderei begabten Diener hob wieder an; aber es kam nur ſehr einſilbig heraus und beſtand faſt ganz aus gegenſeitigen Verwunderungen und Angſtausrufen über das räthſelhafte Ausbleiben des Herrn.

Es ſchlug auf dem nächſtem Thurme zehn Uhr.

„St!“ — machte jetzt Frau Streng mit vom Lauſchen angeſpannten Mienen und ſtreckte den Zeigefinger der linken Hand hoch empor.

„S'iſt nichts!“ — ſagte Kugler — „der graue Kater ſchleicht ſich auf den Boden.“

„Daß ihn der Böſe . . .!“ — murmelte die Haushälterin; obgleich der graue Kater ſonſt ihr Liebling war.

Abermals trat eine Pauſe ein. Schritte erſchallten auf der Straße.

„Jetzt kommt er!“ — rief die Alte und lief mit dem Licht zur Treppe.

Aber es waren ein Paar Vorübergehende geweſen, die das Gewitter, der Gemüthsruhe wegen, im Wirthshauſe abgewartet hatten.

Jetzt kehrte Frau Streng mürriſch zurück; denn

die gute Frau konnte auch recht böſe werden; zum Beiſpiel wenn man ſie ärgerte, oder beleidigte, oder wenn irgend etwas in der Haushaltung verkehrt und nicht nach ihrem Kopfe ging.

„Aber er ſoll mir nur kommen!“ — rief ſie jetzt, nachdem ſie das Licht wieder hingeſetzt und beide Arme in die Seite geſtemmt hatte, und wandte ſich Kugler zu:

„Iſt das eine Art, ſo lange auszubleiben .... und zumal bei einem ſo furchtbaren Gewitter .... und von einem älteren Mann, der nicht einmal hört und dem alſo doppelt leicht in der Nacht ein Unglück zuſtoßen kann .... und daheim ſeine Leute ſitzen zu laſſen in Noth und Aengſten .... da ſoll ja gleich ....“

„Aber, Frau Streng!“ — unterbrach ſie Kugler hier und ſchaute ſie an, wie ein Kind, dem die Ruthe droht — „was wollen Sie denn mit mir, ich bin ja in aller Leiblichkeit vorhanden.“

„Ach! Er iſt ein Eſel!“ — polterte die Erzürnte. — „Hab' ich denn Ihn gemeint? Er könnte mir geſtohlen werden; hat doch keine wahre Anhänglichkeit für ſeinen Herrn, ſonſt könnte Er jetzt nicht ſo pflegmatiſch ....“ Hier aber ſtieß plötzlich Frau Streng einen lauten Schrei aus, dem ein: „Jeſus Maria! alle guten Geiſter loben Gott den Herrn“ — folgte.

Kugler ſprang entſetzt auf; aber auch er wich vor Schrecken einige Schritte zurück.

Eine gewaltige Geſtalt war eingetreten, . . . bleich, mit furchtbar ernſten und harten Zügen . . . eine wilde Energie in dem Ausdruck und doch mit träumeriſchem Weſen. Die Unterlippe hoch hinaufgezogen, die buſchigen Augenbrauen wie in einem Strich . . . die Augen mit dem Ausdruck unergründlicher Tiefe vor ſich hinſtarrend, . . . durchnäßt von dem Kopfe bis zu den Füßen, . . . ohne Hut . . . um die hohe majeſtätiſche Stirne aber das wilde verworrene Haar, das von Regen triefend, in langen ſtarren Streifen herabhing.

„Jeſus Maria!“ — wiederholte jetzt die Haushälterin mit gefalteten Händen — „alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! . . . Iſt das Ihr Geiſt, Herr, . . . oder ſind Sie es ſelbſt!“

Ludwig van Beethoven hörte ſie nicht, aber das Licht, welches ihm der an Arm und Bein zitternde Kugler jetzt entgegenhielt, ſchien ihn aus einem tiefen und ſchweren Traume zu wecken. Gedankenvoll fuhr er mit der Hand über Stirne und Geſicht . . . ſchaute dann aber ſogleich deren hohle Fläche überraſcht an, da er fühlte, daß ſie bei dieſem Streichen naß geworden.

„Was iſt das?“ — ſagte er dann erſtaunt.

„Ei du lieber großer Gott!“ — ſchrie die Haushälterin — „ſieht der Mann aus! . . . Ei, du himmliſche Güte! . . . Ei, Herr Capellmeiſter! . . . ſind ja

gebadet wie eine Maus, die man in's Waſſer geworfen!"

Beethoven, der nachgerade völlig zu ſich gekommen, ſah die Verwunderung ſeiner Dienerſchaft nicht ohne Befremden; aber noch mehr befremdete ihn ſein eigener Zuſtand. Jetzt fühlte er innerlich und durch Betaſten mit den Händen, daß er wirklich durch und durch naß ſei.

Frau Streng folgte kopfſchüttelnd ſeinen Bewegungen.

„Ja! ja!" — ſchrie ſie dann — „naß von Kopf bis zur Zehe! . . . Ei, du grundgütiger Gott! . . . und wo iſt denn der Hut?"

Da ſie bei dieſen Worten eine Bewegung nach dem Kopfe machte, folgte Beethoven mit der Hand.

„Der Hut?"

„Ja der Hut!"

Der Meiſter ſann einen Augenblick nach, dann fing er hell zu lachen an:

„So, ſo!" — rief er dabei — „jetzt entſinn ich mich auf die ganze Geſchichte. Ich ging, wie gewöhnlich ſpazieren, . . . dachte an die große Meſſe, die ich eben jetzt componire. Da kommt mir denn Gedanke auf Gedanke . . . ich notire, ſimulire . . . und . . . wenn ich mich recht entſinne . . . überraſchte mich dabei ein Gewitter." . . .

„Wenn er ſich recht entſinnt!" — rief die Haus-

hälterin und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. — „Ei, du himmlische Güte! und da kehrten Sie nicht ein?"

„Was?" — rief Beethoven.

„Warum Sie nicht einkehrten!" — schrie die Frau mit Leibeskräften.

„Dachte nicht daran!" — sagte der Meister achselzuckend, indem er nach seinem Zimmer schritt.

„Und der Hut?" — schrie Frau Streng weiter und zeigte wieder auf den Kopf.

„Der Hut!" — antwortete der Maestro sehr gelassen. — „Den hat, glaub' ich, der Sturm mit fortgenommen!" — und damit machte Beethoven Anstalten, sich an seinen Schreibtisch zu setzen, um die noch nicht notirten musikalischen Gedanken, die sich in seinem Kopfe drehten, schnell auf Papier zu werfen.*)

Jetzt aber war die Geduld der guten Frau Schnaps erschöpft, und Beethoven konnte in der That in diesem Momente von Glück sagen, daß er taub sei, so wetterte die Alte über Unsinn, Tollheit und Unvernunft der Männer. Aber sie rief auch Kugler — mit einigen bezeichnenden Redensarten über sein Maulaffenfeilhalten, wenn es zu handeln gelte — herbei und packte nun mit diesem gemeinsam den gemeinsamen Herrn handgreiflich an, um ihm die nassen

*) Thatsache.

Kleider vom Leibe zu nehmen. Anfangs wehrte ſich Beethoven und rief:

„Iſt Sie des Teufels Frau Schnaps!.... Was ſoll das ſein? .... Laß ſie mich ſchreiben!“

Bald aber mußte er ſelbſt über den Eifer, das zürnende Geſicht und die Mundbewegungen der Alten lachen, an welchen er auf ein Hagelwetter von Vorwürfen und Scheltworten ſchließen konnte.

Aber die Alte lachte diesmal nicht mit, wie ſie wohl ſonſt von Herzen zu thun pflegte, wenn ihr armer guter Herr einmal für Augenblicke heiter wurde; heute war ſie zu beſorgt für ihn und ſeine Geſundheit.

„Und was ſoll's weiter?“ — rief jetzt Beethoven, als ihm die Alte ein trockenes Hemde brachte.

„In's Bett ſoll's mit dem alten Kind!“ — rief dieſe zürnend und deutete auf des Meiſters Lagerſtätte.

„In's Bett?“ — wiederholte Beethoven — „und mein Schreiben?“

Frau Schnaps gab keine Antwort; aber ſie nahm das Licht, ſtellte es auf den Nachttiſch, der an des Meiſters Bette ſtand, ergriff einige Blätter unbeſchriebenes Notenpapier — wie es zu Notizen immer bereit lag — und einen Bleiſtift und legte beides neben das Licht. Dann machte ſie ein gebieteriſches Zeichen nach dem Bett hin und verließ das Zimmer.

„Sie iſt eine Haustyrannin, Frau Schnaps.“ — rief ihr Beethoven lachend nach; aber er folgte doch,

mit Hülfe Kugler's, ihrem wohlgemeinten Rathe, da es ihn jetzt wirklich vor Frost schüttelte.

Kugler hatte indessen dem Meister die Beinkleider noch nicht ausgezogen, als dieser schon wieder der Erde entrückt war, und, seinen musikalischen Gedanken nachhängend, einige ihm verschwebende Stellen des Gloria vor sich hinbrummte. Frau Streng aber machte unterdessen Feuer in der Küche und kochte mit mütterlicher Sorge einen schweißtreibenden Thee. Als sie diesen ihrem Herrn brachte, entsann sich Beethoven erst, daß er seit Mittag nichts zu sich genommen Aber der Thee genügte ihm und da sein Körper sehr ermüdet war .... schlief er bald ein.

Aber welch' großes, gewaltiges Meiſterwerk war es denn, was um jene Zeit Ludwig van Beethoven ſo ganz der Erde entrückte? — — Es war die „große Meſſe": dieſes erhabene Rieſenwerk, das er bereits im Jahre 1818 begonnen hatte und vier Jahre ſpäter, 1822, vollendete.

Erzherzog Rudolph, der erhabene Gönner und Schüler Beethoven's, war zum Erzbiſchof von Olmütz ernannt worden. Wenn es nun auch dem Maeſtro, der vielen conventionellen Rückſichten wegen, die er dabei zu nehmen hatte, von jeher peinlich geweſen, demſelben Unterricht zu geben — er brachte ſeinen durchlauchtigſten Schüler demohnerachtet zu einer bedeutenden Stufe der Ausbildung, auch war dieſer der einzige, den Beethoven gleichzeitig in der Harmonielehre unterrichtete — ſo verband ihn doch die Achtung, die er dem kunſtliebenden Prinzen, und die Dankbarkeit, die er ſeinem Wohlwollen zu zollen

ſich verpflichtet fühlte, doppelt mit jenem Sprößlinge des Kaiſerhauſes.

Beethoven entſchloß ſich daher, ſeiner Verehrung gegen jenen Prinzen durch die Schöpfung einer großen, für deſſen Inſtallation beſtimmten Meſſe, einen thatſächlichen Ausdruck zu geben. Hatte er doch ſchon ohnedem ſeit längerer Zeit den Drang in ſich gefühlt, wieder einmal zu jenem Zweige der Tonkunſt zurückzukehren,*) welcher der erhabenſte, aber auch ſchwierigſte der Muſik iſt.

Der Gedanke hatte, einmal gefaßt, Wurzel geſchlagen und ſo ging der Meiſter mit der vollen Macht ſeines Geiſtes und ſeiner ganzen genialen Begabung an das Werk. Aber bei Beethoven war es eigen: er ſtand geiſtig zu hoch, als daß bei ihm — trotzdem, daß er Katholik war — ein religiöſes Bedürfniß ihn dabei begeiſtert hätte, wie dies bei Mozart der Fall geweſen, als er ſein Requiem ſchrieb. Nicht eigene Gläubigkeit und nicht Hingebung an den Kirchendienſt, ſondern die freie ſchöpferiſche Phantaſie Beethoven's konnte daher einzig dieſe Meſſe hervorbringen. Was ihr dann Schwung, Seele, Tiefe und Innigkeit gab, war das eigene und eigenthümliche Schauen des Tondichters ſelbſt, durchglüht von ſeiner, wenn auch

*) Beethoven hatte früher ſchon einmal eine Meſſe in C-dur componirt.

nicht confeſſionellen, doch andachtvollen Hingebung an den Gedanken des Ewigen.*)

Aber was das Bedeutſamſte war, das große gewaltige Genie Beethoven's gab ſich hier, wenn er an ſeiner Meſſe componirte, dieſem Schöpfergedanken ganz hin. So fühlte er in jenen Augenblicken, was den wahren Dichter — auch jenen der Töne — macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie ſtolz und gewaltig ſchwang ſich da der Adler der Sonne des Ruhmes entgegen; — welch' ungeheures Werk thürmte der himmelſtürmende Gigant hier auf!

Gleich bei Beginn dieſer neuen rieſigen Arbeit ſchien ſein ganzes Weſen eine andere Geſtalt angenommen zu haben. Der energiſche Aufſchwung des Geiſtes gab auch dem Körper neue Kraft und Elaſticität. Beethoven, den die vorhergehenden ſo ſorgenvollen Jahre, wirklich etwas gebeugt hatten, ging nun wieder ſtraffer. Mochte dem Künſtler auch hie und da ſchwül um's Herz werden, er drang vorwärts. Die ganze heitere Energie, die den Grundton ſeines Lebens bildete, machte ſich wieder nach Innen und Außen geltend, nur daß der, durch ſeine Taubheit von der Welt und dem Leben faſt Abgeſchnittene, ... auch

*) Siehe über dieſe Meſſe: Marx: Beethoven's Leben und Schaffen. II. Thl. S. 238.

Welt und äußeres Leben faſt ganz unter den Füßen verlor. Beethoven befand ſich zu jener Zeit in einem Zuſtande abſoluter Erdentrücktheit.

Abgeſchloſſen in ſich ſelbſt; als tauber Mann von jedem geſellſchaftlichen Umgange fern gehalten; durch die Härten ſeines Weſens die Freunde zurückſtoßend — den treuen, für ihn in heiliger Begeiſterung erglühenden jungen Schindler ausgenommen — warf ſich Beethoven daher jetzt, wenn ihn ſein großes muſikaliſches Werk gerade nicht in Anſpruch nahm, auf das Studium der Geſchichte und der Philoſophie. Sein großer gewaltiger Geiſt ſuchte nach Nahrung, nach Aufrichtung, nach Troſt. Er fand dies alles in dem gewaltigen, in dem wunderbaren Epos, das die Weltgeſchichte vor ſeinen Augen entrollte; .... er fand es in den lichten Gedanken philoſophiſcher Geiſter, — in den unwandelbaren Wahrheiten, die ihre Syſteme oft bargen. Aber freilich: dieſe philoſophiſchen Studien gaben den Ideen Beethoven's allmälig und — ohne daß er es ſelbſt merkte — bei der Trübheit ſeiner Stimmung und der Schwere ſeines Geſchickes, eine düſtere Färbung, die ſich natürlich auch auf die Arbeit beim Componiren erſtreckte. Er wurde zugleich dadurch ſyſtematiſcher, auch in ſeinen Tonſchöpfungen; aber auch in finſterem Trotz willkürlicher; ſo daß er die Schranken, in welchen er ſich bis dahin gehalten, ver-

ächtlich umwarf und — den Blick in das Unendliche gerichtet — auch ſchaffend in das Schrankenloſe griff.

Es iſt wahr, dies Schrankenloſe in ſeinen Compoſitionen ward jetzt den übrigen Menſchenkindern oft räthſelhaft; die wild ausſchweifende Genialität ſchreckte faſt zurück; der melodiſche Gedanke verlor über die kühne Conſtructur an beſtimmter Klarheit; die Harmonie wurde oft härter; das Streben nach neuen, überraſchenden und bedeutenden Formen abſichtlicher .... aber .... um ſo größer, gewaltiger und imponirender baute ſich auch das Rieſenwerk dieſer Meſſe auf; voll entzückender Schönheiten und erhabener Gedanken!

Konnte es übrigens unter den gegebenen Verhältniſſen anders ſein, als daß ſie — rückwirkend — einen mächtigen Einfluß auf die muſikaliſche Schreibart Beethoven's übten?

Und ſo nahm denn in der That Beethoven's Schreibart von dieſer Zeit an jene bekannte Richtung, die ſeinen rieſigen Meiſterwerken die Eigenthümlichkeit einer Sphynx gibt, die noch bis auf dieſen Tag auf einen Oedipus harrt, der ihre Räthſel löſen ſoll.

Der Gedanke, der weit ausgreifende und ſich wieder tief in ſich ſelbſt verſenkende Gedanke — trat in der Beethoven'ſchen Muſik mit dieſer Periode in den Vordergrund.

Was aber iſt — ihrer Urſprünglichkeit nach — die Muſik?

„Die Muſik iſt nur unter der Bedingung eine Univerſalſprache geworden, daß ſie eine unperſönliche und nicht an den Verſtand gerichtete Sprache bleibe. Sie wendet ſich an den Menſchen ohne Unterſchied der unzähligen Beſonderheiten der Menſchen unter einander; ſie drückt den Zuſtand der Seelen aus, nicht den Zuſtand der Geiſter und wenn beide allerdings ſich — an ſich — auf einander beziehen, wie Urſache und Wirkung, ſo fehlt ihnen doch im muſikaliſchen Ausdruck jede Verbindung, weil in der Muſik nothwendig alles Cauſale verſchwindet. Dieſe Unmöglichkeit, logiſch zu ſein, iſt die negative Eigenſchaft .... aber zugleich auch das ſchönſte Vorrecht einer Kunſt, welche uns mehr entzückt und tröſtet als jede andere, denn ſie allein verſchafft uns das zwar nur kurze, aber vollſtändige Vergeſſen der Wirklichkeit und unſerer ſelbſt — jenes Vergeſſen, deſſen auch die Glücklichſten bedürfen, um ſich in ihrem Glücke nicht zu langweilen, die Unglücklichen, um ihren Kummer zu lindern, Alle um ſich der drückenden Laſt des Daſeins zu entziehen, wenn auch nur auf Stunden oder auf Minuten."

Wie aber geſtaltete ſich nun die Sache bei Beethoven? — Hier hob ſich rieſengroß und ſiegreich der Gedanke! .... aber wo floß die weiche, liebliche Quelle milder, beſeligender Gefühle?

Wo konnte er ſeine Begeiſterung ſchöpfen? .... Nur aus den Tiefen der eigenen Bruſt, des eigenen Geiſtes, aus dem Blick auf die ganze Menſchheit und in die Schachten ewiger Wahrheiten! — Woher anders? — Bei den Menſchen? .... Er floh ſie! — Aus der Liebe? .... ſie warf nur noch, durch ein hohes, heiliges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihm und Julien, ein ſanft verglühendes Abendroth über ſein Leben! — Aus der Freundſchaft? .... er glaubte, nach ſo viel ſchmerzlichen Erfahrungen, nicht mehr daran. — Aus der Natur? .... er war älter und kälter geworden und der Blick ſenkte ſich in die Weiten der Unendlichkeit.

In der traurigen Wirklichkeit, die ihn umlagerte und niederdrückte, hatte er keine Zuflucht, als in die Einſamkeit ſeines Ichs" .... aber dies „Ich" war ein großes, gewaltiges, ein rieſiges, an dem er ſelbſt emporwuchs — ernſt zwar, hart, ſcharf, voll Eigenheiten — aber doch zu einem, in die Jahrhunderte hineinreichenden Coloß! — —

Die Compoſition der großen Meſſe ging indeſſen — ſchon den breiten Dimenſionen wegen, in welchen ſie der Maeſtro von Anfang herein anlegte — nur langſam vorwärts. Er lebte vergraben in dieſem Schaffen, und nur eines hob ihn zeitweiſe an das Licht der Geſelligkeit empor: es war dies jene muſikaliſche Stoa,

von welcher sein Diener Kugler an jenem Gewitterabende Erwähnung that.

Diese Stoa war ein kleiner, aus einigen Künstlern und tüchtig gebildeten Kunstfreunden bestehender Verein, in welchem die Beethoven'sche Musik, besonders die Kammermusik, die eigentliche unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten und inhaltreichsten musikalischen Poesie, von dem besseren Theile der Wiener Dilettanten und Künstler gepflegt und in Ehren gehalten ward*).

Die Aufgabe des bescheidenen Vereines war: klassische Musik im Kammerstyl, darunter vorzugsweise Beethoven'sche, vor einem kleinen Kreise sinniger Zuhörer vorzutragen. Ein feingebildeter Mann, Herr Carl Czerny gab den Impuls hierzu, und war überhaupt das leitende Princip dieser kunst-historischen denkwürdigen Gesellschaft.

In seiner und in der Wohnung der Frau Baronin Dorothea von Ertmann**) fanden die Zusammenkünfte in den Vormittagstunden eines jeden Sonntags statt, und wurden, mit immer gesteigertem Interesse durch drei Jahre hindurch fortgesetzt.

Herr Czerny genoß des Glückes, daß Beethoven selbst mehrere seiner größten Werke vorher mit ihm

---

*) Schindler. S. 110 bis 112.

**) Beethoven widmete ihr seine Sonate Op. 101.

durchging, öfters auch an seiner Seite der Aufführung beiwohnte, und durch seine Anwesenheit vollends Alles zur begeistertsten Theilnahme und Aufmerksamkeit stimmte.

Im Vortrage der Pianoforte-Partie hatte Herr Czerny die Baronin von Ertmann und die Herren von Felsburg und Pfaller, beide kaiserliche Staatsbeamte, zu würdigen Mitgehülfen. Der Zudrang zu dieser „musikalischen Stoa" — wie Beethoven selbst diesen ihm lieb gewordenen Verein bezeichnete — worin Jeder das Höchste lernen, oder doch wenigstens klare Begriffe davon erlangen konnte, war natürlich, bei der damals allgemein in Wien herrschenden Begeisterung für Beethoven, außerordentlich und manche gleichgestimmten Seelen fanden dort Gelegenheit, sich gegenseitig kennen und achten zu lernen.

Viele fremden Künstler und Kunstliebhaber, die im Auslande nur dunkle Begriffe von dem Wesen der Beethoven'schen Musik erhalten konnten, kamen hierher, — suchten sie auf, die bereits allerwärts berühmt gewordene „musikalische Stoa" Beethoven's, — diese Quelle der reinsten, lautersten Ton-Poesie, wie sie seit den denkwürdigen Tagen des Fürsten Lichnowsky nicht geflossen, nicht mehr so rein und hell geschlürft worden!

Es war in der That eine Art Gottesdienst, der in

diesen Hallen der Kunst gefeiert wurde. Und wer ist denn diese hohe schöne Frauengestalt, die, wie eine Priesterin Apollo's, neben Beethoven steht: das edle Antlitz geruhigt von dem Ausdrucke eines stillen, schmerzlichen Glückes?

Es ist Julie Guicciardi, Gräfin von Gallenberg!

Als einst ihr Gatte ihr zufälliges Zusammentreffen mit Beethoven in dem kleinen Musentempel seines Gutes belauscht, war eine furchtbare häusliche Scene, waren Erklärungen und Erörterungen gefolgt, die einerseits fast zu einer Herausforderung, andererseits nahehin zu einer Scheidung geführt hatten. Der Graf, bis dahin vertrauensvoll und auf die Tugend und edle Lebensauffassung seiner Gattin bauend, glaubte bei diesem Zusammentreffen eine geheime Verabredung voraussetzen zu müssen und ließ nun seiner Eifersucht und Leidenschaftlichkeit um so mehr den Zügel schießen, als er sich bis dahin wirklich mit Edelmuth und Großherzigkeit bezwungen. Ein Mißverständniß drohte — wie so oft in der Welt — das Lebensglück dreier Menschen gründlich zu zerstören; ..... da siegte die Frauenwürde, die ruhige Klarheit und Offenheit Juliens, die sie der vollen Leidenschaftlichkeit des Gatten entgegensetzte.

Daß sie Beethoven einst geliebt, wußte ja der Graf — hatte es aus ihrem eigenen Munde schon vor

der Heirath erfahren; ..... daß sie ihn auch jetzt noch wie einen alten Freund liebe, als Künstler begeistert ehre, als einen der Unglücklichsten unter den Sterblichen aus tiefster Seele bemitleide; — ja, daß sie sich verpflichtet fühle, ihn, dessen Lebensglück sie zertreten, mit milder Hand wenigstens wieder aufzurichten .... dies gestand sie ruhig und freudig. Aber eben so fest und entschieden erklärte sie dem Gatten, daß sie die ihm geschworene Treue, selbst bis in die feinste geistige Beziehung stets unverbrüchlich gehalten habe und halten werde.

Es gibt etwas, das dem edlen Weibe eine wunderbare Allgewalt, eine überzeugende Kraft in Rede, Ausdruck und Sein verleiht, das an Zauber grenzt und in den dunklen Zeiten des Mittelalters wohl auch oft thatsächlich für Zauberei gehalten wurde. Dies Etwas ist die Majestät der sittlichen Reinheit, der einfachen, aber von jeder Ziererei freien Tugend. Julie Guicciardi besaß diese Zauberkraft, dies Kleinod in der Krone weiblichen Seins, ... und ..... sie siegte damit über die Stürme der sie umbrausenden und umtobenden Leidenschaftlichkeit. Der Friede ward auf's Neue geschlossen, ja Graf Gallenberg gestand seiner Gattin den Umgang mit Beethoven in soweit zu, als sie ihn in Freundescirkel treffen und als Freund behandeln werde.

So gestaltete sich denn für Ludwig van Beet-

hoven und die Gräfin Julie jenes ſchöne, geruhigte Verhältniß, das Beiden wohlthat und ſich — ein freundliches Abendroth der Liebe — über des Maeſtro's jetzt ſo ſchwer geprüfte Tage legte.

Auch heute hatten ſie ſich in der „muſikaliſchen Soa" geſehen; auch heute hatte ſie der heilige Cultus der gleichen Begeiſterung vereint; auch heute gab jedem von ihnen ein Blick in des andern Augen die Kraft zu neuem Daſein.

Ihre Liebe hatte, ſeit dem erſtenmale da ſie ſich geſehen, die ideale Sphäre nicht verlaſſen.

Aber .... aber! .... es iſt etwas ganz Gewöhnliches, daß in der menſchlichen Geſellſchaft das Große, Edle, Starke dem im dunklen ſchleichenden Böſen unterliegt. Der modrige Holzſchwamm zerſtört das feſteſte, prächtigſte Gebäude — und der Maulwurf, der blind im Finſtern wühlt, kann den ganzen Frühlingsſchmuck eines Paradieſes zerſtören.

Haß und Liebe.

„Iſt der Doktor noch nicht hier?“ — frug in heftigem Tone eine in geſetztem Alter ſtehende, auffallend koſtbar gekleidete Dame, indem ſie raſch die Thüre ihres Salons aufriß und eintrat.

„Nein!“ — entgegnete das Kammermädchen nicht gerade ſehr reſpektvoll.

„Auch kein Diener des Grafen da geweſen?“

„O ja!“

„Und was läßt Pallhorſt ſagen?“

„Er werde in einer Stunde kommen, aber den Abend nicht bleiben. Madam könnten über ihre Zeit verfügen. Der Herr Graf ſchickten zugleich zwei Theaterbillets mit“.

„Für ſeine Loge?“

„Nein, für eine Loge zweiten Ranges“.

Die Stirne der Dame legte ſich in Falten; dann ſagte ſie verächtlich:

„So magst Du hingehen, Clara, ich schenke sie Dir."

Und Madame warf sich mit finsteren Mienen in die Ecke ihres Divans, während sie Clara ein Zeichen gab, sich zu entfernen.

Der Salon in welchem dies stattfand, war ein sehr eleganter. Der Boden, von verschiedenen edlen Hölzern eingelegt und gebohnt, glänzte wie ein Spiegel, ja er warf die Bilder der ringsumstehenden Meubels um so mehr zurück, als diese an vielen Stellen leuchtende Flächen vergoldeter Schnitzereien zeigten. Sessel und Divan deckte ein gewirkter in großen bunten Blumen prangender Stoff. Auf den zu beiden Seiten stehenden Consols erhoben sich je zwei schöne Porzellan-Vasen, zwischen welchen schlanke fünfarmige Girandolen von Bronze hervorragten. Ein Krystall-Kronleuchter schmückte die Decke, während gerade unter demselben ein großer runder Tisch mit marmorner Platte stand. Das Ganze hoben rothseidene Tapeten und Vorhänge von gleichfarbigem Sammt.

Einem feinen Blicke konnte das Schwerfällige und Gesuchte dieser Pracht nicht entgehen; ihm mußte sich aber auch dieselbe Bemerkung bei dem Anzuge der Herrin des Gemaches aufdrängen.

Sie war eine hübsche Frau, wenn sich auch die Formen ihres Körpers durch allzugroße Fülle weit von dem Maße wirklicher Schönheit entfernt hatten, und

doch ſchien es die Dame zu lieben, dieſe Formen den Blicken nicht zu entziehen. Aber es glänzten und funkelten auch dafür gar prächtige Armringe und Colliers an den betreffenden Stellen.

Was ihr aber, trotz der vorgerückten Jahre, einen eigenthümlichen verführeriſchen Reiz gab, waren ihre lebhaften lüſternen Augen, deren Blicke, vorzüglich wenn ſie dieſelben nach neben warf, wie gemacht waren, Herzen zu fangen. Was lag nicht alles in einem einzigen ſolchen Blick? Frage und Antwort! .... ein ganzes Leben voll Erfahrung, ... das Bekenntniß zu einer Lebensphiloſophie, wie ſie einſt am Hofe Ludwig XV. und der Pompadour üblich war.

Und — in der That! — Frau Betty mußte etwas aus der franzöſiſchen Geſchichte gelernt haben; denn wie hätte ſonſt die Wittwe eines längſt und in ſehr ſchlechten Verhältniſſen geſtorbenen Kaſſirers der öſterreichiſchen Nationalbank eine ſolche Wohnung in einer der ſchönſten Straßen Wien's inne haben — wie in ſolchem koſtbaren Schmucke glänzen können, wie dies doch hier geſchah. Freilich waren die, jetzt im Glanze der Kerzen erſtrahlenden Schmuckgegenſtände, die ſie trug, von veralteter Form, wie ſie wohl einſt unter Maria Thereſia Mode geweſen; aber ſie waren echt und hatten ſeiner Zeit Hals und Arme der alten Gräfin Pallhorſt geziert. Und den Sohn dieſer Gräfin — der freilich jetzt ebenfalls ſchon Söhne

hätte haben können, wenn er verheirathet gewesen wäre — erwartete Frau Betty denn auch. Aber vor ihm sollte noch jemand Anderes kommen .... ihr alter, jetzt sechsundsiebenzigjähriger Freund, Doktor Fenchel.

Und .... da kam er ja auch wirklich! .... er polterte noch immer wie vor Jahren, als er ihr den Hof machte, die Treppe herauf; — ja er war noch ganz das gleiche, unendlich lebhafte an Kopf und Füßen zappelnde Männchen — Wien's „Grau-Fenchelchen" — mit all seinen Wunderbarkeiten und Eigenheiten. Das Feuer seiner Liebe freilich war erloschen, wenngleich er auch jetzt noch die schönen fleischigen Arme Betty's gern tätschelte; aber mit dem Erlöschen dieser einen Leidenschaft, war jene des Geizes desto mehr in ihm gestiegen, und da Frau Betty in mehr als in einer Beziehung ihn oft brauchte — er ihr auch manche Stunde der Langeweile durch seine drollige Originalität verkürzte, so hielt sie Grau-Fenchelchen an den Ketten und Banden der Habsucht und des Geizes wie einen Sclaven gefangen. Geld hatte sie ja genug, da ihr Verehrer, Graf Pallhorst, jetzt der einzige Besitzer eines außerordentlich bedeutenden Vermögens war, dessen Einkünfte er — soweit ihm dies seine Abgelebtheit und Blasirtheit erlaubten — mit vollen Händen verschwendete.

Grau-Fenchelchen trippelte also jetzt mit einem

freundlichen: „Guten Abend! guten Abend!“ ..... das ſein ewiges ſchalkhaftes Lächeln begleitete, in den Salon.

Aber merkwürdig! ſelbſt in den Geſichtszügen dieſes außergewöhnlichen Mannes hatte die Zeit nicht das Mindeſte verändert; nur die Färbung ſeines Antlitzes war etwas röther geworden, was ihm aber, bei dem ſchneeweißen Haare, gut ſtand und einen eigenthümlichen Ausdruck von Lebensfriſche gab.

„Guten Abend! guten Abend!“ — wiederholte er jetzt noch aufgeweckter, indem er, die Hände vergnüglich reibend, vor Frau Betty trat, die noch immer mit finſteren Mienen in der Ecke ihres koſtbaren Divans ſaß. — „Bringe gute Nachrichten! — gute Nachrichten! ..... müſſen aber auch ſo kein böſes Geſicht machen! ..... ſteht einem ſo hübſchen Weibchen nicht!“

„Hübſchen Weibchen!“ — wiederholte Frau Betty, die Achſeln verächtlich zuckend — „wenn Sie mir das in den erſten Jahren meiner Ehe mit Karl ſagten, da mochten Sie recht haben; ..... aber jetzt!“

„Jetzt! ..... ja jetzt!“ — rief Grau-Fenchelchen, pfiffig drein ſchauend — „in dieſem jetzt liegt ja gerade Ihr Sieg! Ich ſage Ihnen, daß Sie jetzt noch ſchöner ſind, als damals!“ ..... „War freilich eine ſchöne Zeit damals!“ — ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu — „hi, hi, hi! eine ſchöne Zeit! ..... ſchöne Zeit!“

Betty schüttelte abwehrend mit dem Kopfe; aber ihre Stirne glättete sich doch allmählig und es spielte etwas wie ein leises Lächeln um ihre Mundwinkel. Dann sagte sie mit milderer Stimme: — „Doktorchen, Sie schmeicheln!“

„Pah!“ — rief dieser, der sich unterdessen ungenirt neben Betty auf den Divan gesetzt hatte und jetzt ihre Hand küßte. — „Schmeicheln ist meine Sache nicht! . . . . . Dürfen ja nur in den Spiegel seh'n . . . . Spiegel seh'n! . . . . . Wissen's auch selbst recht gut. Herrschen Sie denn jetzt nicht mehr denn je?“

„Herrschen!“ — wiederholte Betty mit einem Ausdruck wirklicher Trauer. — „Ich! herrschen? und darf nicht einmal über mein eigenes Kind verfügen? die Mutter nicht über ihr eigenes Kind!“

„Ei, ei, ei!“ — machte hier Fenchelchen. — „Sind doch die Menschenkinder wunderliche Käuze! — Was liegt Ihnen denn daran . . . . .“

„Was einer Mutter daran liegt, wenn man ihr ihr Kind entreißt?“

„Entreißt! . . . . . entreißt!“ — rief der kleine Doktor, und tupfte mit dem Finger auf die Stirne, als wolle er sagen, daß eine solche Aeußerung etwas weniges auf geistige Schwäche deute.

„Haben Sie vielleicht ein anderes Wort dafür?“

„Ja!“

„Ich wäre begierig.“

„Eine Frau taugt nie dafür, wenn sie allein in der Welt steht, einen jungen Mann zu erziehen ....“

„Schönes Compliment.“

„Wahrheit! — Wahrheit, meine Liebe! ohne männlichen Beistand fehlt die nöthige Kraft und Energie! darum hat das Gericht das Kind dem Vormund zugesprochen .....“

„Reden Sie mir von ihm nicht!“ — fiel hier Betty ein und ihre Blicke flammten in einem unheimlichen Feuer.

„Nu! nu!“ — meinte Fenchelchen, und rieb sich die Hände. — „Er hat Sie durch diesen Prozeß allerdings vielfach gekränkt; aber .....“

„Was aber?!“

„Er meint es mit dem Kinde gut, schickt es in eine Pension .....“

„Kann ich das nicht auch?“

„Aber, Liebste, ... so kostet Sie's doch nichts! .... kostet nichts!“

Aber hier fuhr Frau Betty leidenschaftlich auf, und, einen verächtlichen Blick auf den Doktor werfend, rief sie stolz: — „Mein Herr Doktor, es sind nicht alle Menschen so habsüchtig und geizig wie Sie!“

„Habsüchtig und geizig!“ — wiederholte Grau-Fenchelchen und schüttelte sich, die Hände umeinanderdrehend, vor Lachen. — „Habsüchtig und geizig .... was vernünftig ist! — Sparen Sie immer dies

Geld und legen ſie es ſich zurück! ..... Kein Menſch kann mit Beſtimmtheit auf die Zukunft rechnen!“

„Sie haben einen Geldſack an der Stelle des Herzens! ..... wiſſen nicht, wie es einer Mutter thut, der man das eigene ..... das einzige Kind aus den Armen reißt.“

„Würden Sie es in ein Inſtitut gethan haben, ſo hätten Sie es jetzt auch nicht bei ſich.“

„Ich würde meinen Sohn aber bei mir behalten haben.“

„Und ..... der Herr Graf?“ — frug Grau-Fenchelchen hier und ſein Lächeln ging in das Sarkaſtiſche über — „ich glaube eben nicht, daß er davon ſehr entzückt geweſen wäre. Darf man doch dem hämiſchen, biſſigen, launigen, Welt und Menſchen überdrüſſigen Herrn nicht einmal von dem Jungen ſprechen.“

Betty ſeufzte tief auf: ſie wußte wie ſchwer ſie dies goldene Joch drücke.

„Nu! nu!“ — meinte Fenchelchen jetzt wieder heiter und Frau Betty wie beſchwichtigend ſanft über den runden Arm ſtreichend — „s' iſt alles nicht ſo ſchlimm, wie ſich's die Menſchen immer gleich ausmalen! ..... Jetzt ſparen wir das Geld für Penſion und Erziehung ..... und iſt der Junge mündig, ...“

„Eine ſchöne Vertröſtung!“ — rief Frau Betty

halb ſchmerzlich, halb ſpöttiſch — „jetzt iſt er vierzehn Jahre alt!“

„Nun, ſo beſuchen Sie ihn manchmal, ... oder er beſucht Sie!“

„Als wenn das nur ſo ginge. Sie wiſſen ja ſo gut, wie ich, welche Befehle mein ſauberer Schwager gegeben hat. Ich ſoll — ich darf ihn nicht ſehen! Die Mutter darf ihr Kind nicht ſehen!!“

„Wenn man ſich aber daran nicht kehrt?“

„Wie ſo?“

„Wenn es nun Leute gäbe, die dies harte Gebot zu umgehen wüßten?“

„Doktor!“ — rief hier Frau Betty freudig aufſahrend — „wollen ..... können Sie es möglich machen?“

Grau-Fencheichen ſchwieg; aber ſeine kleine Figur ſchien vor Vergnügen in ſich ſelbſt hineinſchlüpfen zu wollen. Den Kopf unter ſchelmiſchem Lächeln zwiſchen die Achſeln ziehend, daß das Haarzöpfchen hoch emporſtand, die Hände reibend und mit den Füßen trippelnd, obgleich er noch immer ſaß, ſagte er jetzt pfiffig: — „Was waren denn heute Abend meine erſten Worte? ..... Bringe gute Nachrichten! ..... gute Nachrichten!“

„Sie martern mich, Doktor!“

„Nun denn; ..... wenn Sie wollen, bring' ich Ihnen den Knaben noch heute Abend auf eine Stunde!“

Ein Freudenschrei entfuhr der Mutter. — „O thun Sie es! thun Sie es!“ — rief sie dann.

„Aber!“ — setzte der Doktor mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen hinzu .....

„Was aber!“

„Sie müssen einiges Geld daran wenden. Ich muß die Leute des Herrn Del Rio bestechen.“

„Wie viel wollen Sie!“ — rief Betty aufspringend mit vor Freude strahlendem Gesicht.

„Ich bedarf immer sechs Dukaten!“

Betty eilte in das Nebenzimmer.

Wieder zog Grau-Fenchelchen den Kopf kichernd in die Schultern. Er berechnete im Geiste wie viel ihm bei dem Geschäfte übrig bleiben würde.

„Hier!“ — rief jetzt Betty und schüttete dem Doktor mit heiteren Mienen das Geld in die vor Begierde leise zitternde Hand. — „Und nun, um welche Zeit bringen Sie mir mein armes, seiner Mutter beraubtes Kind?“

„Sie wissen, ich bin Arzt bei Del Rio.“

„Ja!“

„Da mehrere Kinder nicht unbedeutend krank sind, habe ich heute Abend noch einmal die Krankenzimmer und Schlafsäle zu besuchen. Ich komme somit auch zu ihrem Sohne und zwar heute allein, da Del Rio mit seiner Familie auf der Hochzeit seiner Schwester ist

und ſomit auf keinen Fall vor Mitternacht nach Hauſe kommt, — wie er mir dies ſelbſt geſagt!“

„Nun?!“

„Der Knabe iſt unterrichtet und der Hausmeiſter gewonnen. Der Kleine ſchlupft mit den Kleidern in das Bett ..... Kleidern in das Bett! ..... und jener hält einen Wagen bereit. Bis elf Uhr iſt alles abgemacht ..... alles abgemacht ..... und der Junge wieder in ſeinem Bett!“

„Doktor!“ — rief Frau Betty entzückt und reichte Grau-Fenchelchen beide Hände hin — „wie ſoll ich Ihnen dies danken?“

„Nun! nun!“ — ſagte dieſer ſchmunzelnd, indem er ſich zugleich auf Betty's ſchöne Hände herabbeugte und ſie beide küßte — „das wird ſich finden. Ihre Freundſchaft, ſchönes Frauchen .....“

Das Rollen eines vorfahrenden Wagens unterbrach ihn.

„Das iſt der Graf!“ — rief Betty erſchrocken. — „Schnell! machen Sie daß Sie wegkommen. Er kann nicht leiden, wenn ich Beſuch habe! ..... Gehen Sie hier durch die Nebenzimmer, der kleinen Treppe hinab! ..... Hier iſt der Schlüſſel! ..... Sie können mir dann auf demſelben Wege mein Kind zuführen.“

„Und der Graf?“

„Bleibt heute nur ganz kurze Zeit.“

„Gewiß?“

„Sicher! . . . . . aber jetzt ſchnell hinweg . . . . . ich höre ſchon ſeine und des Dieners Tritte,"

„Nun denn, auf Wiederſehn! . . . . Wiederſehn!" — lispelte Grau-Fenchelchen und verſchwand, Betty eine Kußhand zuwerfend, durch die eine der Seitenthüren.

Es war gerade noch zur rechten Zeit, denn wenige Minuten ſpäter flog die Hauptflügelthüre auf und — geſtützt mit der einen Hand auf ſeinen Stock, mit dem anderen Arm auf einen reich galonirten Diener, trat ein Greis von neun und dreißig Jahren ein. Es war Graf Pallhorſt . . . . Wien's hervorragendſter Roué . . . . Ludwig van Beethoven's erbittertſter Feind.

Aber iſt es denn möglich, daß ſechszehn Jahre eine ſolche Veränderung hervorrufen können?

War dies wirklich der ſchöne, ſeiner Zeit ſo lebensluſtige junge Mann, der in dem wüſten Club — „die Höhle" genannt — einſt den Geiger und die Harfnerin eingeführt? . . . . war dies jener junge Graf Pallhorſt, der damals der Luſtigſte unter den Luſtigen, der Tollſte unter den Tollen, ... der Löwe des Tages war?

Wie hinfällig war doch jetzt dieſe Geſtalt! . . . . wie veraltert und verbraucht dieſer Körper! . . . . wie abgeſtumpft dieſes Nervenſyſtem! . . . . wie überſättigt in allen Genüſſen dieſer ganze innere Menſch.

Die Kraft und Fähigkeit, das Leben zu genießen, hat zwar die Natur jedem ihrer Geſchöpfe ertheilt;

ſie hat insbeſondere dem Menſchen ein ſehr reiches Maß davon verliehen; .... aber kein anderes Geſchöpf verliert auch ſeine Kraft zu genießen, und die Fähigkeit ſich ſeines Lebens zu freuen, ſo leicht und ſo oft, als der Menſch .... namentlich wenn ihm das Geſchick ſchon in der Wiege das gefährliche Geſchenk des Reichthums zuwarf. Wird dann, wie dies bei Pallhorſt der Fall war, die Genußfähigkeit mißbraucht, der Geſchmack durch Ueppigkeit und Eigenſinn verwöhnt, die Einbildungskraft überreizt und überladen, der Becher der Freude Tag für Tag bis auf die Neige geleert .... ſo wird die Genußfähigkeit des Körpers nur zu ſchnell ermatten und die Seele eine ſolche Erſchöpfung, eine ſolche Leere, eine ſolche Müdigkeit, ein ſolcher Ueberdruß und Ekel erfüllen, daß das Leben mitten in allen weiteren Genüſſen und wären ſie noch ſo raffinirt und noch ſo geſteigert .... eine unerträgliche Laſt, eine wahre Tantalusqual wird. Da beugen ſie ſich nun herab zu Dir, die Zweige mit den lieblichſten Früchten .... Deine Seele verſchmachtet vor Hunger, ... aber wenn Deine Hand ſich nach den Zweigen ausſtreckt, treibt der Wind die Fruchtbeladenen zurück ... und .... Du greifſt verzweiflungsvoll in das Leere.

Pallhorſt's Haare zeigten noch nicht den Schnee des Alters; denn wenn auch hier und da ſich Grau ablagerte, ſo gab die Kunſt die natürliche Farbe zurück. Seine Züge trugen noch die unverkennbaren Spuren

früherer Schönheit, die ſtolzen ariſtokratiſchen Lineamente, die auf den erſten Blick den Mann von hoher Geburt verkündeten; aber es lag doch auch etwas unendlich Wüſtes, Blaſirtes und Gehäſſiges in denſelben; jener unverkennbare Lebensüberdruß, der ſich ſelbſt beſtändig auf die Folter ſpannt und ſich ſelbſt zur rächenden Furie wird.

Die übrige äußere Erſcheinung — wenn auch in Kopf und Rücken gebückt, auf Stock und Diener geſtützt — war fein, wie immer, und zeigte den Mann der hohen Ariſtokratie an; aber das blaſſe Antlitz mit den tiefen Furchen und den aus ihren Höhlen unheimlich hervorſtarrenden Augen imponirte nicht mehr, es flößte nur das Gefühl der Angſt, der Beklommenheit ein; .... dies arme Leben konnte ja ſchon bei einem leidenſchaftlichen Aufwallen einer Laune, ... wie ein Licht ohne Oel bei einem Windſtoße, erlöſchen!

Das war Graf Pallhorſt, der einzige Erbe des unermeßlichen Vermögens ſeiner Mutter .... und ſo trat er jetzt ein.

Betty fröſtelte zuſammen; aber ſie kannte ihre Pflicht, ihre Stellung, ihre goldenen Ketten und — man mußte ſagen: ſie trug ſie mit Geſchick und Anmuth.

Wunderbar genug war es ja, daß hier gemeinſamer Haß einen Bund der Liebe geſchloſſen. Pallhorſt, der Ludwig van Beethoven's Leben Schritt für Schritt — mit der ſteten Abſicht ihm zu

ſchaden, ihn zu vernichten — verfolgte, hatte nämlich Frau Betty, durch den unſeligen Prozeß um das Kind derſelben, kennen lernen; allerdings von einer Seite, die ihm eine Annäherung leicht erſcheinen ließ .... aber vor allen Dingen als eine erbitterte Feindin des, auch von ihm in den Tod gehaßten, Mannes. Er näherte ſich daher dieſer Frau, machte mit ihr gemeinſame Sache, bewog damals den adeligen Gerichtshof zur Abweiſung Beethoven's — als eines Nichtadligen — an den Wiener Magiſtrat, und erlangte dadurch die Dankbarkeit der Schwägerin Beethoven's in einem Maße, das ihm ein vertrauteres Auftreten möglich machte. Das Reſultat war das Verhältniß, in dem jetzt beide ſeit zwei Jahren zu einander ſtanden. Betty war des Grafen Pallhorſt anerkannte Geliebte .... wohl mehr Freundin. Aber wie viele verletzende Dornen ſtreckten ihre Spitzen aus dieſem ſcheinbaren Roſenbande.

Lieben? — wie konnte das ausgebrannte und verkohlte Herz Pallhorſt's noch lieben?! .... und wie hätte eine, noch in ſo derber Lebensluſt befangene, noch ſo kräftige und hübſche Frau, wie Betty, Geſchmack an einem ſo lebensſatten, launigen und abgelebten Menſchen finden können, wie der Graf war?

Beide verbanden daher nur zwei Dinge: der gemeinſame Haß gegen Ludwig van Beethoven, deſſen Blüthe für ſie und ihn unerſättlicher Durſt nach

Rache war — lag doch für Ludwig schon in diesem Verhältniß ein fortgesetztes furchtbares Aegerniß — und dann ein gegenseitiger Egoismus.

Pallhorst's verwöhnte und überreizte Phantasie konnte ohne ein weibliches Wesen nicht sein; sein so früh altgewordenes Herz bedurfte unbedingt auch jetzt noch eines Spielzeuges, sein Geist irgend ein Wesen, das durch Heiterkeit, Witz und Unterhaltungsgabe die eigene, grauenhafte Leere ausfülle und ihm die Stunden der Lagenweile vertreibe. Betty war für alles dies wie geschaffen und .... ward denn nicht auch ihrem Egoismus dadurch genügt, daß ihr der Graf eine fast fürstliche Existenz bot? — Es war allerdings eine goldene Sclaverei .... aber .... von was hätte Betty denn sonst leben sollen? .... und sie wollte nicht nur leben, sondern auch gut leben und .... genießen, was zu genießen war! — — —

Pallhorst hatte sich jetzt auf den Divan niedergelassen, der Diener sich entfernt und Betty saß neben ihm; ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit und um ihre Mundwinkel spielte ein allerliebstes neckisches Lächeln. Sie erzählte dem trübe und gelangweilt dreinschauenden Grafen eine sehr nette Geschichte der Chronique scandaleuse Wiens, deren Pointe in der That so pikant war, daß selbst über Pallhorst's Züge etwas wie ein leichter Schimmer boshafter Freude lief. Aber es war dies nur ein Moment, dann trat die alte Schlaffheit wieder ein.

Betty — im Geiſte bei ihrem Kinde und innerlich verzweifelnd über die, ihr jetzt ſo unbequeme Anweſenheit des langweiligen Grafen — erſchöpfte ſich trotzdem in den ſcherzhafteſten Tages-Berichten, deren Quellen ſtets Grau-Fenchelchen und ihr Friſeur waren. Der Graf hörte ſtumpf zu ohne ein Wort zu zu ſprechen, nur ſeine Blicke liefen manchmal mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck, der zwiſchen Aerger und Neid ſchwankte, über die ſchöne volle Geſtalt.

„Und wollen Sie nicht heute ein Spielchen machen, Graf?“ — ſagte jetzt Frau Betty, nachdem ſie alle ihre ſchönen, mit beißendem Spott gewürzten Geſchichten ohne Erfolg mitgetheit, und ein halbunterdrückter Seufzer über die nutzloſe Anſtrengung entwandt ſich ihrer Bruſt.

Der Graf ſchüttelte mit dem Kopfe, dann ſagte er finſter:

„Ich muß zu Hofe! Aber es iſt unerträglich dumpf bei Ihnen .... öffnen Sie doch ein Fenſter!“

Betty ſtand auf und wollte gehen; aber ſie wande ſich raſch und ſagte mit einem Ausdrucke liebenswürdiger Theilnahme:

„Wird Ihnen auch die Nachtluft nicht ſchädlich ſein?“

„Schädlich!“ — entgegnete der Graf ärgerlich und ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße auf — „ſchädlich! ....

als ob ich ein kranker Menſch wäre, der kein Lüftchen vertragen könnte. Aber Sie können es nicht unterlaſſen .... Sie müſſen immer widerſprechen."

„Nicht doch, mein Beſter!" — ſagte Betty mit ſichtlicher Ueberwindung ſanft und ruhig. — „Es war nur liebende Sorgfalt."

Pallhorſt lächelte ſpöttiſch, dann ſagte er:

„Meine Geſundheit iſt freülich für Sie ein Kapital!"

„Pfui!" — rief Betty erblaſſend, ging und öffnete das Fenſter.

Eine kleine Pauſe entſtand. Pallhorſt gähnte.

„Wie Sie heute wieder unterhaltend ſind!" — rief er dann mit ſcharfer Ironie.

„Wenn Sie mich kränken — wenn Sie meine freundliche Beſorgniß um Sie ..."

„Nur keine Empfindeleien!"

„Wenn Sie meine Liebe ..."

„Ich glaube, es iſt doch zu kühl!" — unterbrach ſie der Graf fröſtelnd.

Betty biß ſich auf die Lippen, ging und ſchloß das Fenſter. Aber ihr praktiſches Weſen hatte auch ſchon die richtige Haltung wieder gefunden. Heiter, als ob nichts vorgefallen, eilte ſie zu Pallhorſt zurück, warf ſich lachend neben ihn auf den Divan und überhäufte den Freund mit ſo drolligen Schmeicheleien, flüſterte ihm ſo anziehende Dinge in das Ohr, daß in der That etwas Leben in ihn kam und die trüben

Wolken mehr und mehr von seiner Stirne schwanden. Aber mitten in diesem Rosen suchte doch ihr Blick die Uhr und ihr Geist mühte sich ab, ein Mittel zu finden, um den Grafen sobald als möglich zu entfernen.

Plötzlich fuhr sie auf: sie erinnerte sich einer wichtigen Sache, die sie dem Grafen hatte mittheilen wollen und die ihr — über die frohe Erwartung, ihr Kind heute noch sehen zu können — ganz aus dem Gedächtniß gekommen war.

„Mein Gott!“ — rief sie dabei — „da hätte ich beinahe vergessen, Ihnen lieber Graf, etwas Wichtiges mitzutheilen.“

„Wichtiges?“

„Ja! was uns Beide sehr interessirt.“

„Und das wäre?“ — frug der Graf mit der alten Abgespanntheit.

„Mein Schwager kommt noch immer mit der Gräfin Gallenberg zusammen.“

„Wie?!“ — rief Pallhorst auffahrend, und es ging wie durch Zauber eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor: seine Blicke belebten sich, seine schlaffen Züge gewannen für Augenblicke Spannung, ja ein Anflug der alten Energie durchzuckte den ganzen Menschen: — „Wie?!“ — rief er wiederholt — „sie sehen sich wieder?“

„Das ist gewiß!“

„Und wo?“

„Bei der Baronin von Ertmann, die häufig Sonntag Morgens musiciren läßt.“

„Und der Graf?“

„Weiß zwar darum; aber er soll es doch im Grunde nicht gerne sehen.“

„Und was dann mehr?“ — rief Pallhorst mit der Miene der Enttäuschung.

„Was mehr?“ — wiederholte Betty. — „O! wer wirklich liebt, wird wissen, was da mehr zu thun ist!“

„Und was denn?“

„Eifersucht zu wecken.“

Pallhorst zuckte die Achseln.

„O, wenn ich nur ein Mann wäre!“ — fuhr Betty eifrig fort — „und in einer Stellung wie Sie, Herr Graf.“

„Warum das?“

„Nicht eine Sekunde verlöre ich, meiner gerechten Rache Lauf zu lassen.“

„Ich bin begierig zu hören, auf welche Weise.“

„Sie kennen Gallenberg?“

„Ja!“

„So eilen Sie unter irgend einem Vorwand zu ihm.“

„Ich sehe ihn heute Abend bei Hofe.“

„Vortrefflich!“

„Und?“

„Suchen Sie ſich ihm recht eng anzuſchließen ... drängen Sie ſich in ſeine Freundſchaft ... wenn dieß auch nicht mit Einemmale geſchehen kann. Beſitzen Sie aber erſt einmal ſein Vertrauen, dann raſch, aber vorſichtig das Gift der Eiferſucht in ſein Herz gegoſſen.“

„Betty!“ — rief der Graf und ſeine Augen funkelten unheimlich.

Aber Betty fuhr fort:

„Ich weiß, daß noch alte Wunden da ſind, die man aufreißen kann. Eiferſucht macht ohnedem blind, ... ſelbſt die beſten, die vernünftigſten Menſchen. Beethoven dagegen iſt bis zum Uebermaß empfindlich und heftig.“

„Er muß ſich mit Gallenberg ſchießen oder ...“

Der Graf war, ſo gut er konnte, aufgeſprungen. Jetzt glühte ſein bis dahin ſo bleiches Geſicht; aber auch Betty's Augen leuchteten.

„Der Gedanke iſt gut!“ — rief er dann — „bei Gott, ich bin Ihnen dankbar dafür!“

Und er ging nach dem Tiſche, nahm die Schelle und klingelte.

„Vorfahren!“ — herrſchte er dem eintretenden Diener zu.

„So wollen Sie ſchon weg?“ — frug Betty wie überraſcht.

„Ja, liebes Kind!“ — entgegnete Pallhorſt mit

einer Art diabolischer Freundlichkeit. — „Ich will sogleich zu Hofe . . . kann nicht erwarten, bis ich meinen Freund Gallenberg sehe. Jetzt bekommt doch das Leben wieder etwas Färbung für mich. Hm!“ — brummte er dabei vor sich hin, indem er den Arm seines Dieners nahm, der abermals eingetreten, um zu melden, daß der Wagen vorgefahren sei — „Hm! wir haben es noch nicht vergessen, mein lieber Maestro: „Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!“ — Nun ich denke, werden's auch nicht vergessen, bis wir vollständig gerächt sind!“

„Und Sie sagen mir kein Lebewohl?“ — frug hier Betty mit dem Anscheine zärtlicher Betrübniß — „oder sehe ich Sie heute noch?“

„Nein, mein Kind!“ — entgegnete der Graf — „heute sehen wir uns nicht mehr; aber morgen will ich hier speisen, damit wir mit Ruhe das Weitere besprechen können. Ich habe noch einen sehr schönen und kostbaren Perlenschmuck, den bringe ich Ihnen mit.“

„Herr Graf! . . .“

Pallhorst winkte ab und verschwand auf Stock und Diener gestützt unter der Thüre.

Aber wie erleichtert athmete nun Betty auf, als sie die Tritte der Männer verhallen und den Wagen wegrollen hörte.

„Gott sei gelobt und gedankt!“ — rief sie mit beiden Händen nach der Brust fahrend aus, als wolle sie dieselbe von der Last erleichtern, die bis dahin auf ihr ge-

ruht. — Es ist doch wahrlich eine wahre Sclaverei, in die ich mich hier begeben habe! Diesem kranken, rückenmarkzehrenden, launigen Menschen zu Gefallen zu leben . . . welche Aufgabe!“ — — Plötzlich aber nahm ihr Gesicht den Ausdruck der alten, ihr so eigenen unverwüstlichen Lebenslust wieder an, und, rasch sich auf der Stelle umdrehend, rief Betty heiter: „Was liegt daran! Sind es auch schwere, oft recht drückende Ketten, die ich trage, so sind sie doch von Gold! Wenn Pallhorst stirbt, was wohl bald sein dürfte, bin ich eine reiche Frau . . . denn . . . ich kenne sein Testament und . . . gespart habe ich mir auch schon ein schönes Sümmchen . . . der Perlenschmuck . . .“

Es pochte leise an die Thüre.

„Herein!“ — rief Betty.

Aber die Thüre ward nur ganz leise geöffnet und durch die Spalte ließ sich eine schwache und schüchterne Mädchenstimme vernehmen:

„Blumensträußchen! . . . Kaufen Sie keine Blumensträußchen?“

Betty's ganzes Gesicht flammte freudig auf. Es überraschte sie gar nicht, daß noch bei einbrechender Nacht eine solche kleine Blumenhändlerin zu ihr kam; rasch eilte sie zur Thüre. Hier aber hielt ihr schon ein bleiches, schlecht gekleidetes Mädchen, das ein Körbchen mit Bouquets in der einen Hand trug, mit der andern ein solches hin.

Die Dame nahm es und trat in den Salon zurück; nach einigen Minuten verließ die kleine Blumenhändlerin das Haus; aber sie murmelte etwas wie „elf Uhr“ ... „kleine Treppe“ ... wiederholt vor sich hin, als dürfe sie es nicht vergessen.

Wie das Mädchen um die nächste Ecke bog, hielt an derselben ein Wagen, aus welchem ein kleiner alter Herr und ein Knabe ausstiegen. Das Mädchen ging, vor sich hinmurmelnd, weiter; der Alte mit dem Knaben trat durch eine Seitenthüre in das Hinterhaus ein, in welchem, nach der Hauptstraße zu, Frau Betty wohnte.

Eine volle Stunde später, verließ Grau-Fenchelchen mit dem Knaben die Gemächer Betty's wieder. Auf der Schwelle der Thüre, die nach der Nebentreppe führte, küßte Betty ihr Kind noch einmal leidenschaftlich und mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirne; aber während sie wie segnend ihre Hände auf sein blondes Haupt legte, flammten ihre Augen zugleich mit einem Blitze des Hasses auf, und leise murmelte sie die Worte! „Gehe hin .... und räche Deine Mutter!“

Kyrie eleïson.

Der Frühling war angebrochen und ſchmückte mit liebender Sorgfalt die Erde wie eine geliebte Braut. Die Saaten ſproßten, die Lerchen ſchmetterten in den Lüften, der Wald ward grün, der Dichter aber ſang frohen Muthes:

„Natur die holde Schläferin,
Iſt endlich nun erwacht;
Der Wintersmann mit argem Sinn
Hielt ſie ſo lang bewacht!

„Der Wintersmann mit weißem Bart,
Im Blick ſo rauh und wild,
Er fing ſie ein, die Jungfrau zart,
In Nebel dicht verhüllt.

„Er wies ein Lager ihr ſodann,
Ein Lager kalt und hart:
„„Feſt ſollſt Du ſchlafen hier fortan,
Ich ſchwör's bei meinem Bart!““

„Lang ſchlief ſie nun im weißen Bett,
Feſt zugedeckt mit Schnee;
Da trat an ihre Lagerſtätt'
Die Sonne aus der Höh'.

„Sie nahm die Decke weg ganz ſacht
Und ſah ſo warm ſie an;
Da iſt die holde Maid erwacht,
Erlöſt aus Winters Bann.

„Sie machte ſich ihr güld'nes Haar
Schneefedern drinn ſie fand;
D'rob lächelte ſie wunderbar,
Und — Frühling ward's im Land!"

Und iſt es in der That nicht etwas wunderbar Liebes mit dieſem Frühlingserwachen?

„Wenn ſpät in der Nacht, todt müde und von langer Wanderſchaft erſchöpft, ein Herzensfreund an deine Pforte klopfte, als du ſelbſt ſchon im ſüßen Schlummer lagſt, und die Deinigen ihm ein gaſtliches Lager bereiteten, auf welchem er nach kurzem Gruße in tiefen Schlaf verſank; wenn du dann am Morgen, vor ſein Lager geführt, den lang entbehrten Freund ſchlummernd und in wohlthätiger Ausgleichung der Lebenswellen tief athmend liegen ſahſt — o, wie ungeduldig harrteſt du da ſeinem Erwachen entgegen, um an ſeine Bruſt zu fliegen und die traute Stimme endlich einmal wieder zu hören. Oft kehrteſt du, leiſe die Thüre öffnend, zu ſeinem Schlafzimmer zurück, ob er denn immer noch nicht erwacht ſei, getheilt zwiſchen dem

Wunſche: ihn nicht zu ſtören und doch ihn recht bald erwacht zu ſehen! Als du aber einmal ſo in der halb geöffneten Thüre lauſchend ſtandeſt, hoben ſich ſeine Augenlieder, wie vor des Kindes geſpannten Blicken zum Erſtenmale der Vorhang des Theaters ſich aufrollt. Mit einem „Willkommen!“ flogſt du an ſeine Bruſt, und auf des Bettes Rande ſitzend begannſt du das zärtliche Examen ſich wiederfindender Freundſchaft. Kleinigkeiten, Knabenſtreiche, Reiſeabenteuer der gemeinſam verlebten Jugend wurden wieder und wieder erzählt. Ueber die lange Trennung hinweg ward ſchnell der Faden des gemeinſamen Denkens und Empfindens wieder angeknüpft.“

So und nicht anders iſt es dem Menſchen, der Sinn und Liebe für die Natur hat, bei ihrem Frühlingserwachen! Die Zeit von dem Schmelzen des letzten Schnees bis zu dem Sprengen der erſten Knospenfeſſel, zum Flattern des erſten Falters durch die noch laubloſen Wälder, iſt ihm ein Lauſchen am Lager des erwachenden Freundes. Wenn aber die Knospen geſprungen, wenn Buſch und Baum, und Wald und Flur ſich mit jenem reizenden erſten Frühlingsgrün zu ſchmücken beginnen, die befiederten Sänger ihre Kehlen ſtimmen, und die erſten Blumen und mit dieſen die ganze Natur ihre Augen aufſchlägt, dann werfen auch wir uns dem alten lieben Freunde ſelig in die Arme und feiern das Jubelfeſt eines glücklichen Wiederſehens.

Auch Beethoven war für die Natur nicht gleichgültig geworden — auch in seiner Bruſt regte ſich mit jedem Frühjahre der unüberwindliche Drang: die Stadt zu verlaſſen, hinauszuziehen auf das Land, und ſich der wieder auflebenden Mutter aller Dinge an das Herz zu werfen. Er that es auch diesmal und zog nach Döbling.

Aber es lag dennoch auch hier ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen dem ſonſt und jetzt. Beethoven ſelbſt war ja ein Anderer geworden, lebte ja nur noch theilweiſe in dieſer Welt. Sonſt ſprach ſein Geiſt mit der Natur und die Natur gab ſeinem Geiſte Antwort, öffnete ihm in und durch dieſe Antworten unendliche Fundgruben großer muſikaliſcher Gedanken. Jetzt — dieſer Erde faſt ganz entrückt — ſtürmte er zwar auch noch durch Feld und Wald, durch Thal und Flur .... aber .... ſeine Taubheit, vereint mit den Schickſalsſchlägen der letzten zehn Jahre, hatten ihn ja zu einer ſolch' entſchiedenen Abgeſchloſſenheit in ſich ſelbſt gebracht, daß ſein Blick nur noch nach innen oder weit aus in das Unendliche gerichtet war. Er bedurfte der friſchen Luft, der Bewegung in ihr, der freien Natur; aber dies Bedürfniß war nur ein rein körperliches, ſein Geiſt nahm wenig Antheil mehr daran: er lebte in anderen Sphären. Neben dem Schaffen ſeiner großen Meſſe beſchäftigten ihn philoſophiſche Probleme, Blicke auf den Entwicklungsgang der Menſchheit und das

Ziel ihrer Vollendung, dabei jetzt noch ein neuer großer Gedanken, der mit diesen Beschäftigungen auf das Innigste zusammenhing, die Idee: Göthe's Faust in Musik zu setzen.

Er fühlte, daß wenn irgend ein Sterblicher dieser Riesenaufgabe gewachsen, ... er es sei!

Ueberhaupt beschäftigte er sich jetzt viel mit Göthe; obgleich beide Größen persönlich nichts miteinander anzufangen wußten, wie das schon ein früheres Zusammentreffen Beider in Töplitz bewiesen hatte.*) Dagegen behaupteten Göthe's Gedichte, nicht allein durch den Inhalt, sondern auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über ihn. „Ich werde" — sagte er einst selbst — „gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonie schon in sich selbst trägt!"**)

Bei Göthe's Faust kam noch der großartige leitende Gedanke und die hier ruhende Lebensanschauung dazu. Der Vorsatz also: dies großartige und gewaltige Gedicht in Musik wiederzugeben und die Composition der Messe nahmen seine Seele so ganz in Anspruch, daß

---

*) Marx: Beethoven's Leben und Schaffen. II Thl. S. 180. Schindler: S. 84. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. pag. 62.

**) Marx: II. Thl. S. 125.

er sich um den Ueberzug nach Döbling so wenig bekümmerte, als die Schwalben, die vor seinem Fenster schreiend vorbeischwirrten.

Glücklich für ihn, daß sein zweites Ich — sein begeisterter Schüler und Verehrer, Schindler, ihm liebevoll helfend und rathend zur Seite stand, für ihn dachte und handelte; während Frau Streng und Kugler die untergeordneten weltlichen Dinge besorgten.

So waren die beiden letzteren eben beschäftigt in der zu Döbling neu gemietheten Sommerwohnung die aus Wien mitgebrachten Sachen auszupacken und einzuräumen.

Die Fenster und Thüren des freundlichen Logis standen weit auf, so daß die frische, kräftige Frühlingsluft von allen Seiten eindringen konnte, und sie that es auch und trug ihren Dank für dies artige Zuvorkommen dadurch ab, daß sie den köstlichen Duft der nahen Blüthenbäume auf ihren leichten Schwingen mit herübertrug. Die Sonne strahlte dabei so warm und behaglich, die Vöglein versuchten, ob sie die alten Lieder noch nicht vergessen, die Käfer summten und schwirrten und Kugler, der bleiche Schneider und Diener Beethoven's, sang — während er einen Korb Notenhefte und Bücher nach dem anderen aus dem unten stehenden Wagen in die Wohnung heraufttrug — mit zirbender Stimme:

„Natur die holde Schläferin,
Iſt endlich nun erwacht,
Der Wintersmann mit argem Sinn,
Hielt ſie ſo lang bewacht!“

„Der Wintersmann mit weißem Bart,
Im Blick ſo rauh und wild,
Er fing ſie ein, die Jungfrau zart,
In Nebel dicht verhüllt.

„Er wies ein Lager ihr ſodann,
Ein Lager kalt und hart:
„„Feſt ſollſt du ſchlafen hier fortan,
Ich ſchwör's bei meinem Bart!““

„Lang ſchlief ſie nun im weißen Bett,
Feſt zugedeckt mit Schnee;
Da trat an ihre Lagerſtätt'
Die Sonne aus der Höh'.

„Sie nahm die Decke weg ganz ſacht
Und ſah ſo warm ſie an;
Da iſt die holde Maid erwacht,
Erlöſt aus Winters Bann.

„Sie machte ſich ihr güld'nes Haar;
Schneefedern drinn ſie fand;
D'rob lächelte ſie wunderbar,
Und — Frühling ward's im Land!“

„Aber Kugler!“ — rief jetzt Frau Schnaps aus dem Fenſter der Küche herunter — „was iſt Euch denn heute in den Kopf gefahren?“

„Warum?“ — frug Kugler erſtaunt hinauf, indem er eben wieder einen Notenpack nehmen wollte.

„Ich ſchreie mich heiſer nach Ihm; aber Er hört mich nicht über Seinen lamentabelen Singſang!“

„Lamentabelen Singſang!“ — wiederholte Kugler gekränkt — „was das wieder für Redensarten ſind. Als ob ſich unſereines nicht eben ſo gut, wie die Mücken, die da in der Luft tanzen, des ſchönen Frühlingstages freuen dürfte.“

„Ja wohl!“ — rief Frau Schnaps keifend — „das fehlt auch noch, daß Er, während ich alle Hände voll zu thun habe, mit den Mücken in der Luft tanzt. Leicht iſt Er freilich genug dazu!“

„Was?!“ — ſchrie jetzt Kugler beleidigt. — „Leicht? .... ſoll das eine Anſpielung auf mein Handwerk ſein, Frau Schnaps?!“

„Ich heiße nicht Frau Schnaps!“ — rief es oben und die Hand der Haushälterin, die eben einen Küchentopf hielt, hob zu einem kräftigen Wurfe nach des Schneiders kahlem Kopfe aus. Aber Kugler war ſchon unter den Wagen geſchlüpft und ſchrie nur noch:

„Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Er iſt ein Eſel!“ — demonſtrirte Frau Streng.

„Allerdings bin ich das!“ — rief Kugler unter dem Wagen hervor — „ſonſt wär' ich längſt nicht mehr in einem Dienſte, den ich mit Ihr theilen muß. — — Wenn ich nicht dem armen, tauben Herr van Beethoven zu Gefallen bliebe ....“

Kugler vollendete nicht; aber er ſchielte mit dem

linken Auge unter dem Wagen hervor, um zu erkennen, welchen Eindruck dieſe Worte auf die Haushälterin machten. Und allerdings ſenkte ſich denn auch bei ihr die Hand mit dem Topfe und die Stirne fing an, ſich zu glätten.

„Dem zu Gefallen mag's diesmal noch vergeben ſein!“ — ſagte ſie jetzt — „aber dann thu' Er auch für unſeren armen Herrn, was ſeines Amtes iſt.“

„Hab' ich denn vielleicht nichts gethan?“ — frug jetzt der Schneider, indem er unter dem Wagen hervorkroch. — „Ich bin ganz lahm von dem Bücher und Noten ſchleppen.“

„Iſt was rechtes!“

„Müſſen aber doch auch hinauf.“

„Erſt kommt die Küche, damit ich heute Abend dem Herrn etwas kochen kann.“

„Und was hab' ich mit der Küche zu thun?“

„Nehm' Er den Korb, Kugler, leg' Er all die Leuchter, Lichtſcheeren, Löffel und Geſchirre hinein und bring' Er mir das Zeug herauf, damit ich es auspacken und aufſtellen kann.“

„Wo iſt denn das Gerümpel?“

„Kugler?!“

Kugler zuckte zuſammen, denn er dachte an den Topf in der Hand der Frau Schnaps. Aber diesmal war es nur eine Mahnung.

„Hat Er denn gar keine Augen im Kopfe?“ — frug

es jetzt ungeduldig von oben herab. — „Steht doch mit der Nase vor der Kiste, wo die Küchengeräthe drinnen sind."

„O du Himmel!" — rief jetzt Kugler — „ich glaube gar, Frau Streng, Sie hat jedes Stück von dem alten Plunder extra eingewickelt."

„Ja!" — rief Frau Schnaps scharf — „nur Ihn hab' ich dabei vergessen! — glaubt Er liederlicher Mensch denn, daß mir das Eigenthum meines Herrn so gleichgültig sei, wie Ihm? — — Meint Er, ich hätt's nicht gesehen, wie Er des Herrn Stiefeln und Schuhe mir nichts, dir nichts, in die große Kiste geschmissen, als ob das Schund wäre?

„Aber ...."

„Halt Er's Maul!" — rief die Haushälterin zornig. — „Ich selbst habe sie alle wieder heraus geholt und, während Er gefaulenzt hat, in Papier eingewickelt."

„Was hab' ich?" — rief Kugler hinauf.

„Gefaulenzt!" — rief Frau Schnaps und der Topf kam wieder zum Vorschein. Wie der Blitz war Kugler abermals unter dem Wagen verschwunden.

„Das ist gelogen!" — schrie er wild — „ich habe zu der Zeit, dem Herrn bei seinem Hieherkommen eine Freude zu machen, von meinen paar armseligen Kreuzern, das Blumensträußchen gekauft, das auch schon oben im Wasser steht."

Eine kleine Pauſe entſtand.

„Hat Er das wirklich gethan, Kugler?“ — frug es jetzt oben in milderem Tone.

„Ja,“ — rief es unter dem Wagen hervor — „ſo wahr Gott im Himmel lebt!“

„So komm Er herauf!“ — ſagte Frau Streng, und es lag faſt etwas wie Rührung in ihrer Stimme. — „So wollen wir Frieden machen.“

„Und der Topf?“

„Ich hab' ihn weggeſtellt.“

„In Wahrheit?“

„Bei allen Heiligen!“

Kugler ſchlüpfte vorſichtig unter ſeiner Wagenburg hervor.

„Aber jetzt thu' Er auch, was ich Ihm geſagt habe!“ — befahl die Haushälterin — „denn ſonſt wird es Abend und wir ſind mit dem Einräumen der Wohnung noch nicht fertig.“

Kugler gehorchte und die Arbeit ging ihren Gang ruhig fort, nur änderte Frau Streng ihren Plan in ſo fern, daß ſie die Küchengeräthſchaften noch eingepackt ſtehen ließ, um doch lieber vor allen Dingen das Zimmer Beethoven's in Ordnung zu bringen.

Und ſie hatte wohl daran gethan, denn zu ihrem Schrecken kam dieſer in Begleitung ſeines Freundes und Schülers, des Herrn Schindler, ſchon nach einer Stunde in Döbling an.

„Ach, du meine Güte!“ — rief sie Rugler entsetzt zu, als sie die beiden Männer aus der Ferne herankommen sah — „da kommen sie ja schon! .... Ach, du lieber Himmel, und wir sind noch nicht zur Hälfte mit der Einrichtung fertig! .... Was wird der Herr sagen? .... was fang ich an? .... Das wird ein schönes Donnerwetter geben!“

„Na, na!“ — machte Rugler — „verzweifle Sie nur nicht gleich, Frau Streng. Wir haben unsere Pflicht gethan .... und wenn er auch wieder tüchtig schreit und wettert, auffessen kann er uns doch nicht.“

„Aber es muß doch etwas ganz Besonderes sein“ — meinte die Haushälterin — „was ihn so früh herausführt. Er versprach mir fest und theuer, erst den Abend zu kommen.“

„Nun, es wird sich ja zeigen!“ — entgegnete Rugler.

Beethoven und Schindler waren unterdessen dem Hause, in welchem sich die neue Sommerwohnung befand, näher gekommen; hatten sich aber schon auf Herrn Schindler's Stirne düstere Falten gelagert, so schaute Beethoven geradezu wie ein grimmiger Löwe drein.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ — stöhnte bei diesem Anblicke Frau Schnaps, und bekreuzte sich; Rugler aber ergriff in der Angst den Nachttisch seines Herrn und trug ihn in den Keller.

Beethoven und Schindler waren unterdessen eingetreten; aber schon unten an der Treppe schrie Beethoven:

„Wo ist das verfluchte Volk! .... wo ist die Schnapsin? wo ist der Halunke von Kugler?"

Aber weder die Haushälterin, noch der im Keller mit zusammengekrümmtem Leibe sitzende Schneider — Kugler hatte vor Schrecken Bauchweh bekommen — waren im Stande zu antworten.

„Wo ist das liederliche Pack!" — schrie Beethoven wieder. — „Ich lasse sie beide einstecken, ich lasse sie hängen, wenn sich auch hier mein Kyrie nicht findet!"

Schindler legte sanft und begütigend seine Hand auf Beethoven's Arm; aber der Maestro wehrte ihn unwillig zurück:

„Was? ruhig soll ich auch noch sein?" — rief er im höchsten Zorn — „wenn mir dies Satansvolk mein Kyrie gestohlen hat? ...."

Aber das war doch für die ehrliche Frau Schnaps zu viel. Jetzt färbten sich auch ihre Wangen von Zornesgluth und muthig hervortretend schrie sie Beethoven in's Ohr, daß die ganze Bevölkerung eines Kirchhofes davon hätte erweckt werden können:

„Was soll ich gestohlen haben?"

„Mein Kyrie!" — schnaubte Beethoven.

„Herr erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!" — stöhnte Kugler im Keller.

„Was für ein Kyrie!“ — ſchrie die Schnaps erſtaunt.

„Von meiner großen Meſſe!“ — rief Beethoven und ſchlug ſich wie in Verzweiflung vor die Stirne. — „Herr Gott und alle Welt! ... Wenn Sie nicht ſo dumm wäre, ſo müßte Sie begreifen, daß man etwas, was man einmal componirt hat, wenn es verloren gegangen oder geſtohlen iſt, nicht ſo leicht wieder componiren kann! ... Ach! ... und es war mir ſo gelungen!“ — Und er rannte nach ſeinem Zimmer, wo auf dem engliſchen Flügel ganze Stöße von Notenheften lagen und ... ſuchte; aber mit ſolcher Verzweiflung und in ſolcher Haſt, daß er kaum ſah, was auf oder in den Heften und Blättern ſtand.

Eine Parthie nach der andern flog aus ſeiner Hand auf die Erde: rechts, links, dahin, dorthin, wie es eben kam ... aber das Kyrie fand ſich nicht.

Schindler gab ſich unterdeſſen Mühe, der Haushälterin, die noch an Arm und Beinen vor Alteration zitterte, die Sache begreiflich zu machen.

Der Fall war allerdings unausſprechlich unangenehm und wirklich der Art, daß man Beethoven ſeinen Zorn und ſeine Verzweiflung nicht übel nehmen konnte: von dem herrlichen Rieſenwerke ſeiner großen Meſſe fehlte ſeit zwei Tagen die ganze Partitur des erſten Satzes, das Kyrie eléison — das: „Herr erbarme dich!“ mit welchem die Meſſe beginnt.

Es war ein Meiſterſtück an Gedanken und Arbeit und gar nicht zu erſetzen ... denn ... wie der Meiſter ſelbſt geſagt: etwas einmal Geſchaffenes ganz neu aus der Erinnerung mit derſelben Meiſterſchaft wiederzuſchaffen ... bleibt für den gewaltigſten Geiſt eine ebenſo peinliche als faſt unmögliche Aufgabe.

Die Erklärung Schindler's beruhigte denn auch Frau Streng und ſo machte ſich nun Alle an das Suchen. Auch Kugler kam zum Vorſchein und nun wurden die Wohnung, die Schränke, die Kiſten, die mitgebrachten und noch durch einander ſtehenden Möbles, kurz, was nur da war, nach dem — aus großen Bogen beſtehenden — Notenhefte durchſucht, welches das Kyrie enthalten ſollte.

Das unſelige Kyrie fand ſich nicht.

Beethoven wetterte, daß die Wände zitterten.

Das Heft mit dem Kyrie kam nicht zum Vorſchein.

Beethoven drohte wiederholt: die Schnapsin und den Kugler aufhängen zu laſſen.

Das Kyrie eläison fand ſich nicht.

Endlich war alles zum drittenmale durchſucht: Beethoven ſank erſchöpft auf einen Stuhl, — Schindler ging unruhig auf und ab — Frau Schnaps heulte und Kugler, der trotz dem Teufelslärm Hunger bekommen hatte, war in die Küche geſchlichen, um ſich ein Stück Brod und eine Wurſt zu

holen; denn er hatte vorher ſchon entdeckt, daß ſich unter den eingewickelten Küchengeräthſchaften auch einige Wiener Würſtel befänden.

Auf den Zehen ſchleichend ſuchte er den bewußten großen Korb, um dann ſeinen Imbiß im Keller einzunehmen und von den Schrecken des Tages auszuruhen.

Endlich war der Korb entdeckt; er langte hinein und ſuchte zwiſchen eingewickelten Leuchtern, Lichtſcheeren, Taſſen und dergleichen Sachen.

„Ha!“ — rief er jetzt leiſe — „da faſſe ich etwas Weiches; das wird ein Würſtel ſein!“

Er zog die Hand heraus; aber noch hatte Kugler ſeine Beute nicht in Sicherheit gebracht, als er — von einer furchtbaren Ohrfeige getroffen — rücklings auf die Erde taumelte.

„Hab' ich dich erwiſcht, Halunke!“ — rief zu gleicher Zeit die Donnerſtimme Beethoven's. — „Was hat da wieder geſtohlen werden ſollen?“

„Ach!“ — ſtöhnte Kugler bleich und entſetzt, indem er mit beiden Händen die unglückliche Wange zuhielt, die ſo eben mit Beethoven's rechter Hand in ſo unangenehme Berührung gekommen war, ein Jammergeſicht ſchneidend. — „Ach! ... Euer Gnaden ... 's iſt nur ein Würſtel! ... und ich hab“ ...

Aber in demſelben Momente ſtieß Beethoven einen Schrei aus, der das ganze Haus durchdrang.

Freund Schindler und die Haushälterin stürzten todtenbleich herbei, Rugler war in die Knie gesunken; ... Beethoven aber stand wie versteinert da und hielt den Herbeieilenden in der einen Hand die Wurst, in der andern das mit Fett beschmutzte Papier entgegen, in dem diese eingewickelt gewesen. Seine Augen starrten dabei vor Entsetzen auf beide Gegenstände hin, ... als erblickten sie dort das Haupt der Medusa.

Schindler, die Haushälterin und Rugler begriffen von allem dem nichts, bis der Erstere den Muth faßte, herantrat und nach dem Papier langte. Da aber entfuhr auch ihm ein Schrei des Entsetzens:

„Allmächtiger Gott!" — rief er — „das Kyrie!!"

„Herr, erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!" — betete der Schneider zähneklappernd.

„Ach! ... du grundgütiger Gott!" ... stotterte Frau Schnaps und sank jetzt ebenfalls auf die Kniee.

Beethoven aber hielt noch immer die Hände mit der Wurst und dem Papier wie erstarrt vor sich ausgestreckt, während ihm nach und nach das Bewußtsein wiederkehrte, das ihm der Schreck in der That auf Augenblicke geraubt hatte. Aber mit dem Bewußtsein kam auch die Sprache wieder:

„Unglückselige!" — donnerte er jetzt der Frau Schnaps entgegen — „was hat Sie da mit meinem Kyrie gemacht?"

„Ach! ... ach!" — schrie Frau Schnaps, noch

immer auf den Knieen liegend und in ihrer namenlosen Angst und Verzweiflung dem Meister die gerungenen Hände entgegenstreckend, während sie ganz vergaß, daß Beethoven taub sei. — „Gnade und Erbarmen Herr! ... ich hab' ja nicht gewußt, daß ... die Bogen waren so groß und schön ... so ganz gemacht zum Einwickeln ... und das Heft lag auf der Erde ... unter alten Sachen!"

Aber Beethoven's Gedanken hatten jetzt eine andere Richtung genommen.

Während die Schnaps noch so jammerte und flehte, und Kugler — gleichfalls noch auf den Knieen liegend — unter Zähneklappern eine ganze Litanei abbetete, stürzte der Maestro — dem Beispiele seines Freundes Schindler folgend — über die Körbe und Kisten her, welche die Leuchter, Lichtscheeren, Tassen, Gläser, Stiefeln, Schuhe, Würste u. s. w. enthielten, zu deren Schutz das Kyrie der großen Messe verbraucht worden war.

Mit dem Eifer, mit dem wohl sonst Goldsucher ihre Felder durchwühlen, wickelten jetzt die beiden Männer alle diese Dinge aus; die theils noch ganzen, theils aber auch zerrissenen großen Papierbogen mit Entsetzen glatt streichend und sorgfältig zurücklegend. Endlich war das Werk vollbracht... und... o Freude!... es fehlte nicht ein Blatt von der vermißten Partitur!

Beethoven und Schindler athmeten tief auf

... wie Bergeslaſt fiel es von ihren Herzen. Als ſich aber Beethoven jetzt umdrehte, und die Schnapſin und den Kugler mit ihren Sündermienen noch auf den Knieen liegen und an Arm und Beinen zittern ſah — — — mußte er unwillkürlich in jenes furchtbare Lachen ausbrechen, das — nur ihm eigen — die Wände eines Hauſes erzittern machen konnte.

Und Beethoven lachte ſo gräulich — und die Scene erſchien jetzt ſo drollig, — und Jedes war über das Wiederfinden ſo glücklich, — daß auch Schindler unwillkürlich lachen mußte, — und der Schneider, dem noch die Wange brannte, — und Frau Schnaps, der noch zugleich die Thränen in Bächen über die dürren Wangen liefen.

Aber Beethoven gaudirte ſich an den beiden Sündern:

„Hängen ſollte ich euch Beide freilich laſſen!“ — ſchrie er jetzt in der glücklichſten Laune; — „aber ihr ſeid mir den Strick nicht werth! Wer indeß von euch noch einmal bei mir Noten angreift, dem haue ich ſelbſt und mit eigner Hand die zehn Finger ab! Und nun“ — fuhr er fort — „macht das Haus fertig, damit ein ehrlicher Menſch heute Nacht darin ſchlafen kann. Wir aber, Schindler, wollen im nächſten Wirthshauſe eine Flaſche Gebirgswein trinken, denn ich fühle doch, daß mir der Schreck in die Glieder gefahren iſt.“

Und Beethoven und Schindler gingen von

kannen; Frau Schnaps und Kugler erheben sich langsam.

„Frau Schnaps!“ — sagte der Schneider dabei: „Werd' ich jetzt noch geschimpft, weil ich die Stiefeln und die Schuhe des Herrn nicht eingewickelt habe?“

„Halt Er das Maul!“ — entgegnete die Haushälterin — „ich bin wie gerädert, und geb' Er mir lieber dort die Flasche einmal her . . . ich muß einen Schluck nehmen . . . sonst fall' ich um.“

„Kyrie eléison!“ — sagte Kugler und ging, den Befehl der Frau Streng zu erfüllen. — „Heute hab' ich in der That erfahren, was das heißt: „Herr erbarme dich unser!“ *)

---

*) Der ganze Vorfall ist geschichtlich.
Schindler: S. 119. Quitzscheff: pag. 62.

„Gulobesitzer“ und „Hirnbesitzer.“

Ludwig van Beethoven war aus der „musikalischen Stoa“ sehr verstimmt nach Hause gekommen. Es hatte heute für diesen Winter die letzte derartige künstlerische Unterhaltung bei der Baronin von Ertmann stattgefunden — der Frühling deckte ja schon die Erde mit seinem Blüthenschnee — und ..... Gräfin Julie Gallenberg war, aller Gewohnheit zuwider, nicht anwesend gewesen.

Beethoven konnte sich dies Wegbleiben auf keine Weise erklären. War er doch selbst aus Döbling nach der Stadt gekommen, um ja diese einzige Stunde des Zusammenseins mit seiner geliebten Julie nicht zu versäumen. Er wußte auch, wie viel die Gräfin auf dies kurze, aber Beiden zur beruhigenden Gewohnheit gewordene Zusammensein hielt. Und es war wohl noch dazu für lange Zeit das letztemal!

War Julie krank? — War etwas vorgefallen? — Beethoven hatte die Baronin gefragt; sie hatte zu Beiden den Kopf geschüttelt; aber .... es war dem Meister vorgekommen, als wenn dies Kopfschütteln von einer gewissen Verlegenheit begleitet gewesen wäre. Er war besorgt, unruhig, mißstimmt, ... und doch mußte noch ein fataler Gang gemacht werden: sein Advokat erwartete ihn, um ihm das Endurtheil über einen Prozeß mitzutheilen, den er leider wieder zu führen gehabt hatte.

Prozeß! — schreckliches Wort im Geschäftsleben .... hundertfach entsetzlich für einen Künstler! .... und nun noch gar ein solcher Prozeß!

Fürst Kinsky war gestorben. Er war — wie bekannt — einer jener vier hochherzigen Männer, die einstens Beethoven's Berufung an den Hof des Königs von Westphalen dadurch zurückschlugen, daß sie dem großen Maestro, dem Stolze Wiens, einen jährlichen Gehalt von viertausend Gulden in Bankzetteln auswarfen. Das Finanz-Patent hatte diesen Gehalt gewaltig geschmälert; Fürst Lobkowitz hatte seine Zahlungen einstellen müssen und Beethoven verlor also auch hier den betreffenden Antheil. Jetzt, bei dem Tode des Fürsten Kinsky, verweigerten dessen Erben sogar auch den Theil, den sie zu zahlen hatten. Beethoven stand auf dem Punkte sich auf das

Wenige beſchränken zu müſſen, was ihm noch von Erzherzog Rudolph blieb.

Glücklicherweiſe war die heutige Auskunft beſſer: der Rechtsanwalt des Meiſters theilte ihm mit, daß er ſeinen Prozeß gewonnen und die Kinsky'ſchen Erben gerichtlich verpflichtet ſeien, ihm auch ferner jährlich etwas weniges mehr ..... als dreihundert Gulden zu zahlen.

Dreihundert Gulden! was waren ſie damals für Beethoven, der allein für die Erziehung ſeines Neffen — den zu einem guten, edlen und tüchtigen Menſchen heranzubilden jetzt ſeines Lebens Ziel und Aufgabe war — nahe an zwölfhundert, für ſeine Haushaltung eilfhundert, für ſeine Bedienung an neunhundert Gulden brauchte.*)

Ach! das Joch der Erdenſorgen lagerte ſich immer mehr und mehr auf ſeinen Nacken. Er hatte dies niemals deutlicher gefühlt, als jetzt, da er von ſeinem Advokaten nach Hauſe kehrte. Aber es ging heute wie immer bei ihm; je mehr die Hand des Schickſals dieſen gewaltigen Charakter zu beugen ſuchte, deſto mächtiger erhob ſich ſeine Energie.

„So werde ich mir die größten Entbehrungen auferlegen!" — ſagte er zu ſich ſelbſt — „an der Erziehung des Knaben darf nichts fehlen."

---

*) Wegeler und Ries: S. 140.

Beethoven's Mittagessen bestand in den nächsten Tagen aus einem Glas Bier und einigen Semmeln.*)

Aber sind denn nicht Licht und Schatten unzertrennlich? Von dieser Zeit an trat eine gewisse Kargheit in Beethoven's Wesen mehr und mehr hervor. Und wie hätte dies nicht sein sollen? Bewies sich nicht auch das Geschick karg genug gegen ihn?

Dem tauben, fast ganz allein in der Welt stehenden Mann, der nur noch im Reiche seiner musikalischen Schöpfungen und seiner stillen philosophischen Träume lebte, schrumpften nachgerade die Bedürfnisse des Lebens sowie dessen Anforderungen zu einem Minimum ein. Aber der gewaltige Geist Beethoven's, der sich schon seit seiner frühesten Jugend an den großen Charakteren des classischen Alterthums emporgerichtet — der seit seiner Kindheit Tagen bis auf die Stunde, in der er jetzt stand, noch nicht aufgehört hatte, den Schlägen des Schicksals Trotz zu bieten — hatte selbst etwas von jener antiken Größe angenommen.

Hoch aufgerichtet in den Stürmen des Schicksals — wie der himmelanstrebende Fels im schäumenden Meere — fest, kühn und trotzig dem Unabwendbaren in das Antlitz schauend, hatte sich Ludwig van Beethoven daran gewöhnt, dies Leben nicht als Zweck, sondern

*) Thatsache.

als Mittel zu immer höherer Vervollkommnung und das Schickſal als eine höhere, größeren Zwecken untergeordnete Macht zu betrachten. Aber er hielt auch, ſeinem ſtarren eiſernen Charakter entſprechend, dieſen Geſichtspunkt — den die Alten Vertrauen auf die Vorſehung nannten — in allen Lagen und Zufällen des Daſeins unerſchütterlich feſt. Der große, unermeßliche Gewinn für ihn lag nun aber darin: daß er dadurch den Schlüſſel in der Hand hatte, mit dem er ſich aus den Labyrinthen des Lebens herausfinden und — wie ſein Ideal Platon — im Beſitze einer bewunderungswürdigen Seelenruhe bleiben konnte.

Körperliche Entbehrungen waren ihm daher auch nichts, wenn nur die Gedanken, für die er lebte, unangetaſtet blieben.

Nun hatte aber Beethoven einſt — noch während des Prozeſſes um die Vormundſchaft über ſeinen Neffen — an das betreffende Gericht geſchrieben:

„Mein Willen und Streben geht nur dahin, daß der Knabe die beſtmöglichſte Erziehung erhalte, da ſeine Anlagen zu den froheſten Hoffnungen berechtigen, und daß die Erwartung in Erfüllung gehen möge, die ſein Vater auf meine Bruderliebe baute. Noch iſt der Stamm biegſam, wird aber die Zeit verſäumt, ſo entwächſt er in krummer Richtung der Hand des bildenden Gärtners, und die gerade Haltung, Wiſſenſchaft und Charakter, ſind auf ewig verloren.

Ich kenne keine heiligere Pflicht, als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung eines Kindes.“*)

Und was er hier gesagt, war Beethoven Ernst, wie alles was er ergriff und that. Die volle Größe seines Herzens und seines Geistes bewährte sich aber darin: daß Beethoven jetzt den Sohn seines Bruders — der ihm doch so viel Sorgen und Kummer gemacht und ein ganzes Vermögen gekostet — in voller Wirklichkeit als seinen eigenen Sohn betrachtete und adoptirte. Ja! — und wer wußte von dieser Größe, als sein würdiger Freund Schindler?.... er betrachtete von jetzt an die wenigen Ersparnisse, die er in einigen Bankaktien vor den gierigen Blicken seiner Brüder hatte zu retten vermocht, nicht mehr als sein Eigenthum, sondern als ein, **seinem angenommenen Bruderskinde gehöriges Vermögen.**

Das Joch der Erdensorgen lag von nun an oft genug mit eiserner Schwere auf dem Nacken des Meisters .... es beugte diesen Nacken nicht. Mit stolzer Seelenruhe und jener, allen Stürmen und Schicksalsschlägen trotzenden ihm eigenen heiteren Lebensenergie trug derjenige es, vor dem sich Kaiser und Könige gebeugt, der in Fürstenpaläſten gewohnt, um dessen Freundschaft die Großen der Erde gebuhlt.

---

*) Schindler: S. 108.

Beethoven ſaß eben in ſeiner Stadtwohnung — Frau Schnaps, die in Döblingen weilte, glaubte ihn in einer guten Reſtauration — und ſpeiſte, die Zeitung leſend, zu Mittag. Ein Brödchen hatte er bereits verzehrt, ein zweites lag noch vor ihm und daneben ſtand ein Glas Bier.

Aber es mußte etwas ganz eigenthümlich Intereſſantes ſein, was er eben las, denn ein ironiſches Lächeln flog über ſeine ſonſt ſo ernſten Züge.

„Alſo hatte mein lieber Bruder Johann doch recht," — ſagte er jetzt, und nahm einen Schluck Bier — „als er mir vor einigen Tagen die Verſicherung gab, daß ich es in der Welt nie ſo weit bringen würde .... als er! Sagt doch die Zeitung ſelbſt, daß man ihn zu einem Ehrenamte gewählt hat. Nun ja!" — ſetzte der Maeſtro, die Achſeln zuckend, hinzu und brach ſein zweites Brödchen an — „warum auch nicht. Er iſt ja, durch die Apotheke, die ich ihm einſt kaufte, ein reicher Mann geworden, der ſogar eine Equipage hält. Ich gönne es ihm .... iſt er doch immer mein Bruder! ..... Freilich, ein Bischen, liebevoller und weniger ſtolz dürfte er wohl gegen mich ſein, denn .... was er iſt, ... iſt er eben doch nur durch mich."

„Ich hätte ihn heute zum Beiſpiel recht gerne einmal geſprochen, und daß er dicht neben meiner Wohnung in dem großen Hotel abgeſtiegen iſt, weis ich ſo

gut, als er mein heutiges Hierſein kennt. Er fuhr ja gerade mit ſeinem eleganten Wagen in den Gaſthof ein, als ich zur Baronin ging; auch ſah er mich recht gut!"

Beethoven legte die Zeitung nieder und nahm abermals einen Schluck Bier, dann ſagte er ruhig vor ſich hin:

„Es gibt doch nichts Kindiſcheres als der Stolz!.... Auf welchem Verdienſte beruht er denn? .... Statt ſich zur Vernunft zu erheben und darin ſeine Würde und ſeinen Werth als Menſch zu erkennen, faßt der Stolze ſich in der Ichheit, legt ſich Vorzüge bei, die ihm ganz und gar nicht zukommen, macht dieſe gegen andere geltend, und verlangt dafür Anerkennung und Achtung."

„Ja!" — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, in der er die Reſte ſeines mehr als beſcheidenen Mittagsmahles vollends verzehrte — „wenn die Menſchen wüßten, was Stolz im edlen Sinne iſt! Hier iſt er das Bewußtſein der eigenen Würde, die dem Menſchen als vernünftigem, freiem und gottähnlichem Weſen zukommt; .... aber dieſer Stolz freilich wird ſich auch nur darin äußern, daß der Menſch dieſe Würde in jedem Verhältniſſe behauptet."

In dieſem Augenblicke trat Kugler — der ſeinen Herrn heute von Döbling in die Hauptſtadt begleitet

hatte — ein, und überreichte Beethoven eine Visitenkarte; der Maestro las:

„Johann van Beethoven.“
„Gutsbesitzer.“

Ludwig lächelte mitleidig; dann zog er einen Bleistift aus der Westentasche, drehte die Karte um, und schrieb darauf:

„Ludwig van Beethoven.“
„Hirnbesitzer.“

Als dies geschehen, reichte er sie mit ernster Miene Kugler dar, und sagte:

„An meinen Bruder zurück. Er logirt im Gasthofe neben an.“

Dann nahm Beethoven ruhig seinen Hut und ging, noch ein Geschäft zu besorgen. Im Gehen aber murmelte er vor sich hin:

„Und der Geldsack ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und ob er auch dumm ist überall,
Dem Reichthum wird alles vergeben,
Und worauf kein Verstand der Verständigen fällt,
Das übet in Einfalt ein Dummkopf um's Geld!“

Rache.

Grau-Fenchelchen stand eben vor dem alten Kleiderschranke, der sich, als eines der wenigen, durchaus nöthigen Meubles in seinem Zimmer befand, und untersuchte genau — das gute Männchen war jetzt noch in Hemdärmel — welcher von seinen zwei alten und schlechten Röcken wohl der abgetragenste sei, ... denn .... diesen wollte er heute anziehen. Er mußte durchaus einen neuen Rock haben; da es nun aber zu seinen unerschütterlichen Grundsätzen gehörte, sich niemals Kleider selbst zu kaufen, so mußte er suchen durch jämmerliches Aussehen irgend ein mitleidiges Herz dahin zu bestimmen, ihm einen Rock, oder doch wenigstens das Tuch dafür, zum Geschenk zu machen.

Die Untersuchung und Vergleichung der beiden schäbigen Röcke wurde aber durch eine besondere Eigenheit des Zimmers, in welchem sich der Doktor befand,

ſehr erleichtert. Es war nämlich außerordentlich hell in dieſem Gemache, da ſich an den Fenſtern nicht das Geringſte befand, was den Zutritt des Lichtes hätte hindern können. Von Vorhängen, Rouleaux oder dergleichen luxuriöſen Dingen war ja keine Spur zu ſehen .... und .... mit Recht!

„Sind denn die Menſchen nicht toll?“ — rief Grau-Fenchelchen jedesmal, wenn ihn Jemand über dieſe faſt allzugroße Einfachheit beredete und dabei vielleicht gar behauptete: Vorhänge ſeien die Seele eines Zimmers. „Sind denn die Menſchen nicht toll?“ — rief er dann. — „Erſt machen ſie Löcher in die Mauern ihrer Häuſer, damit Luft und Licht in dieſelben eindringen ſoll, und dann hängen ſie dieſe Löcher mit langen bunten oder weißen Lappen wieder bis unten zu, daß es wahrlich für Luft und Licht ein Kunſtſtück wäre, auch nur ahnungsweiſe einzudringen.“

Man ſieht, Grau-Fenchelchen war nicht nur Mediziner, ſondern auch Philoſoph. Dies bewies übrigens auch noch die übrige Einfachheit in ſeiner häuslichen Einrichtung, von der herab, bis zu dem Faſſe des Diogenes, eben kein ſehr großer Schritt nöthig war.

Ein ſehr einfaches, in einem Alkoven ſtehendes Bett, ein Tiſch von rohem Holze, drei alte Stühle und beſagter Kleiderſchrank bildeten die ganze fahrende Habe dieſes Zöglings des edlen Asklepios. Doch

nein! .... noch ein einziges Meubel befand ſich hinter dem Bette, aber ſo aufgeſtellt, daß es Niemand ſehen konnte, und dies Möbel war .... eine ſchwere eiſerne an den Boden feſtgeſchraubte Geldkiſte.

Ob ſich aber Geld in dieſer Truhe befand oder nicht, das konnte man nicht wiſſen: denn einſtens hatten Diebe — als der kleine Doktor gerade über Nacht zu einem auswärtigen Kranken gerufen worden war — bei ihm eingebrochen, die Kaſſe mit undenklicher Mühe abgeſchraubt und bis auf die ſtille Straße hinter dem Hauſe fortgeſchleppt. Als ſie die Kiſte aber hier voll Siegesfreude über den gelungenen Diebſtahl erbrachen .... fanden ſie dieſelbe leer, bis auf einige Steine, die Grau-Fenchelchen in ſeiner Schlauheit hineingelegt hatte. Wollte ſich doch der Doktor damals bei dem Wiederfinden der erbrochenen Kiſte faſt todt lachen, weil er die Diebe ſo ſchön irre geführt. — „Aber ſie iſt ja ohnedem immer leer!“ — ſetzte er dann jedesmal hinzu, wenn er die Geſchichte erzählte.

Auch die einfach angeſtrichenen Wände des Zimmers waren kahl, ſo daß ſeine Wohnung in der That faſt das Ausſehen einer Zuchthauszelle hatte. Und doch .... gerade dieſe ſo entſetzlich ungemüthliche und unpoetiſche Kahlheit und Einfachheit konnte Grau-Fenchelchen entzücken, wenn er die Hände reibend, hier auf und abtrippelte: warum? — ſie gaben ihm

das Bewußtſein, eine Menge Geld für unnöthigen Tand geſpart zu haben. Das Glück der Staubgeborenen iſt und bleibt ja ein eingebildetes; was dem einen Entſetzen iſt, iſt dem anderen Genuß! Grau-Fenchelchen ſchwelgte mit wahrer Seligkeit, wenn es ihn nichts koſtete .... und dann zugleich .... weil es ihn nichts koſtete; aber der Glückliche ſchwelgte auch aus dem gleichen Grunde, wenn er darbte!

Jetzt alſo prüfte er mit ſcharfem Blicke die beiden Röcke, die er nebeneinander auf die Lehnen zweier ſeiner Stühle gehängt hatte.

„Schwere Sache! .... ſchwere Sache! —“ ſagte er dabei vor ſich hin, mit dem Kopfe ſchüttelnd, eine Bewegung, die das Haarzöpfchen, wie in neckiſchem Uebermuthe, nachmachte. — „Beide alt, — beide ſchlecht .... aber hier ....“

Er verglich jetzt die Kragen, die, durch das Zöpfchen eingefettet, beide wie Spiegel glänzten.

„Der da iſt ſchlechter! ....“ fuhr er dann entſchieden fort — „und doch an dieſem ſind die Aermel abgenutzter .... Aermel abgenutzter .... auch viele Flecken .... viele Flecken ....“

Grau-Fenchelchen trat jetzt einige Schritte zurück und wiederholte die Beobachtung aus der Ferne. Endlich hatte der Befleckte geſiegt; der Doktor ſchlüpfte mit ſtillem Vergnügen in denſelben und verſchloß den

anderen sorgfältig in dem Schranke. In dem gleichen Augenblicke klopfte es leise an die Thüre.

„Herein!“ — rief Fenchelchen.

Die Thüre öffnete sich und die Gestalt eines, auf den ersten Blick als hektisch zu erkennenden Bauern trat ein.

„Guten Morgen!“ — sagte der Mann, mit den eingefallenen Wangen, auf welchen ein scharf umschriebenes Roth brannte, indem er hüstelte. — „Ist Er der Doktor?“

„Doktor! — ja Doktor!“ — entgegnete Grau-Fenchelchen freundlich und rieb sich vergnügt die Hände; denn sein geübter Blick sagte ihm sofort, daß dies einer jener wohlhabenden Landleute aus der Nähe der Hauptstadt sei.

„Ich wollt' Ihn halt fragen ....“

„Wegen dem Husten?“

„Ja!“ — entgegnete der Bauer erstaunt — „weiß Er's denn schon?“

„Freilich! freilich! lieber Mann!“ — entgegnete Fenchelchen — „warum wär' ich denn sonst der Doktor. Aber s'ist recht, daß Er zu mir gekommen ist, kein Anderer hätte die Krankheit so schnell erkannt.“

„Wirklich?“

„Keiner!“

„Und kann Er mich denn auch curiren?“

„Ich will meinen!“ — rief Fenchelchen und

klopfte mit ſeiner heiteren und vertraulichen Weiſe, die ſo ganz geeignet war, auch für ihn Vertrauen zu erwecken, dem Manne auf die Schulter. — „Mir ſtirbt kein Kranker, weder am Nervenfieber, noch an der Lungenentzündung, noch an der Hektik! .... Hundert und hundert Kinder hab' ich ſchon von der häutigen Bräune gerettet! .... kann's nur zu Haus ſagen .... nur zu Haus ſagen!"

Der Bauer ſah Grau-Fenchelchen, das ſein Wirken in ein ſo blendendes Licht zu ſetzen wußte, erſtaunt und überraſcht an.

„So kann Er wohl auch meinem Sohn helfen?" — frug er dann hüſtelnd.

„Was hat denn der?"

„Sie haben ihm am Sonntag bei einer Schlägerei halt faſt den Kopf geſpalten!"

„Weiter nichts?!" — rief Grau-Fenchelchen kichernd. — „Halten eben den Kopf für keinen edlen Theil! .... aber ich werde kommen, wenn Ihr mir Ort und Namen ſagt."

„Zwettel heiß ich! —" ſagte der Bauer — „aus Meidling."

Fenchelchen nahm jetzt einen alten, an ihn gerichteten Brief aus der Schublade des Tiſches und ſchnitt aus der nicht beſchriebenen, keineswegs aber mehr weißen Rückſeite zwei Zettel: einen für die Notiz und einen für das Rezept. Einen neuen anſtändigen

Bogen Papier zu nehmen, würde er für große Verschwendung gehalten haben. Dann schrieb er beide Dinge nieder.

Der Bauer sah mit weitgeöffnetem Munde und dem Ausdrucke gemüthlicher Dummheit zu, während seine rechte Hand instinktmäßig in die Tasche fuhr, in welcher er sein Geld trug. Gleich darauf reichte Fenchelchen Zwettel das Rezept, während der letztere drei blanke Zwanziger aufzählte.

Aber Fenchelchen schüttelte mit unendlicher Freundlichkeit den Kopf, tupfte, ein Späßchen machend, mit dem Zeigefinger der rechten Hand dem dreinglotzenden Bauer wiederholt auf die Brust und rief: „Zwettelchen, Zwettelchen! seid ein verflucht pfiffiger Kerle .... drei Zwanziger! .... seid aber beim Stadt-Dokter! .... Stadt-Dekter! .... müßt noch einen draufiegen!

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren: — „Noch einen Zwanziger?" — sagte er dann langsam.

„Ja, Männchen!" — rief Grau-Fenchelchen schelmisch. — „Seid ja ein reicher Mann!"

Der Bauer gehorchte widerstrebend. — „Und Er curirt mich auch?"

„Gewiß, gewiß!" — sagte Fenchelchen, die Zwanziger vergnügt einstreichend.

„Und was ist's?"

„Pillen!" — sagte der Dokter, dabei, dem Bauer

mit der alten Freundlichkeit auf die Achſel klopfend. — „Ausgezeichnete Pillen ſind es! Alle Morgen und alle Abend zwanzig Stück! .... und morgen komm' ich nach Meidling!"

Und immer mit freundlichem Kopfnicken und heiterem Händereiben auf den Bauer eindringend, zwang er dieſen mit wahrer Herzlichkeit rückwärts zur Thüre hinaus.

„Dummköpfe!" — ſagte er dann, als ſich dieſe wieder geſchloſſen. — „Dummköpfe ſind die Menſchen alle, von dem Bauer bis zu dem Fürſten. Nur verblüffen muß man ſie .... und man hat ſie alle im Sack! .... alle im Sack! .... Die Medizin iſt ja keine geheime, ſondern eine öffentliche Wiſſenſchaft, an deren Wohlthat, jeder, der ſich mit ihr vertraut gemacht hat, in gleicher Weiſe Theil nimmt. Daher ein Einzelner nicht mehr wiſſen und leiſten kann, als jeder Andere, der auf dem gleichen wiſſenſchaftlichen Standpunkte mit ihm angekommen iſt .... angekommen iſt! .... Aber" — und hier ſchlupfte Fenchelchen's Kopf unter behaglichem Kichern faſt wieder zwiſchen die Achſeln. — „Mundus vult decipi .... ergo decipiatur!"

Es klopfte abermals und auf des Doktors Zuruf trat ein Mann von mittlerem Alter ein. Auch er ſah krank aus: aber es war wohl mehr die Krankheit drückender Lebensſorgen, die auf ihm ruhte, als ein

körperliches Unwohlsein .... Hunger vielleicht abgerechnet.

„Ei! ei!" — rief bei seiner Ansicht Grau-Fenchelchen vergnügt — „mein lieber, guter Herr Schirmer .... bringen die vierteljährigen Zinsen, von dem Kapitälchen, was ich Ihnen geliehen? .... Kapitälchen, was ich Ihnen geliehen?"

„Mein bester Herr Doktor ...." hub der Eingetretene traurig an.

Aber Grau-Fenchelchen ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Weiß es schon! .... weiß es schon! .... rief er mit anscheinender Lustigkeit — „sind ein pünktlicher Mann; hätt' Ihnen sonst auch das Geld nicht geliehen."

Der Mann mit dem vergrämten Gesichte seufzte tief auf: — „Herr Doktor"! sagte er dann und hielt in seiner Verlegenheit Grau-Fenchelchen seine Schnupftabakdose hin.

Fenchelchen nahm eine Prise, dann sagte er kichernd:

„Wissen Sie auch, mein lieber Herr Schirmer, für was die Schnupftabakdosen in der Welt sind?"

Schirmer trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne: — „Ich denke wohl" .... stotterte er.

„Ich will es Ihnen sagen!" — rief Fenchelchen freundlich: — „die Tabaksdose ist für manchen Men-

ſchen ein wichtiges Ding. Sie bewirkt wenigſtens, daß er in Geſellſchaft nicht ganz blödſinnig erſcheint."

Des Mannes Verlegenheit wuchs ſichtlich.

„Sie wiſſen" — ſagte Schirmer jetzt — „daß ich Dichter bin, und daß es mir und meiner Familie ...."

„Ich weiß! ich weiß! mein lieber, beſter, ſchönſter Herr Schirmer!" — rief Fenchelchen immer heiter, indem er dabei Händereibend im Zimmer auf und ab lief — „ich weiß es ja! obgleich die Dichter neun Mütter und einen Vater haben, ſo iſt doch oft ſchlecht genug für ſie geſorgt. Hilft aber alles nichts! .... alles nichts! .... muß die Zinſen von meinem Kapital haben."

„Das ſollen Sie auch!" — ſagte der Mann.

„Nun?"

„Nur heute nicht!"

„Muß ſein, Charmanteſter! — muß ſein!" — rief Fenchelchen — „der Ordnung wegen. Können ja etwas von Ihren unſchätzbaren Gedichten an einen Verleger verkaufen!"

„Verleger!" — ſeufzte der Dichter. — „Die ſind heut zu Tage wie ausgetrocknete Quellen."

„Schlechter Vergleich! .... ſchlechter Vergleich!" — rief Grau-Fenchelchen lachend. — „Verleger ſind wie alte geſchminkte Damen."

„Wie? ...."

„Alte geſchminkte Damen!.... Verſtehen Sie's nicht?“

Schirmer, dem der Kopf nach ganz anderen Dingen als nach Witzen ſtand, ſchüttelte denſelben.

„Nun ſo will ich es Ihnen ſagen!“ — rief der Doktor. — „Beide legen auf; jene, wenn das Alte abgeſetzt iſt, — — dieſe, um das Alte abzuſetzen.“

In dieſem Momente klopfte es abermals an der Thüre, und auf des Dokters Zuruf trat ein nettes Mädchen ein.

„Sieh da, Jungfer Clara!“ — ſagte der Arzt. — „Was gibt's? was gibt's? Frau Betty doch nicht unwohl?“

„Wenigſtens gewaltig aufgeregt!“ — ſagte das Kammermädchen ſchnippiſch. — „Sie läßt Sie bitten, doch auf der Stelle zu ihr zu kommen!“

„Gut!“ — entgegnete der Arzt — „ich komme gleich!“

Clara ging.

„Und nun?“ — ſagte Fenchelchen dem Dichter zugewandt.

„Haben Sie mit den Zinſen noch vierzehn Tage Nachſicht!“

„Geht nicht, geht nicht!“ — rief Grau-Fenchelchen, Hut und Stock nehmend. — „Seh'n Sie ſich um .... bin ein armer Mann .... ſchlechte Praxis, ſchlechte Praxis .... muß mir einen neuen Rock

kaufen .... warte mit Schmerzen auf die Zinsen!"

„Aber ...."

„Liebſter, Beſter!" — rief Fenchelchen voll Freundlichkeit und ſchob den Dichter, wie vorhin den Bauer, mit der größten Liebenswürdigkeit von der Welt der Thüre zu. — „Will Ihnen noch drei Tage Zeit geben; dann aber das Geld .... oder Kündigung des Kapitals ...."

„Das hieße Zwangsverkauf meines Häuschens!"

„Nicht Zwang .... nicht Zwang!" — ſagte Fenchelchen, der ſchon mit Schirmer bis vor ſeine Zimmerthüre gelangt war, freundlich — „ſteht ja ganz in Ihrem freien Willen! — Aber jetzt, Adieu, mein Verehrter! Adieu! — Bin gerufen worden, wie Sie wiſſen. Jeder muß in ſeinen Geſchäften pünktlich ſein."

Und mit dieſen Worten ſchloß Fenchelchen ſeine Thüre ab, legte noch ein großes Vorhängeſchloß an dieſelbe, rüttelte an beiden Schlöſſern, um ſich noch einmal zu überzeugen, daß er auch wirklich geſchloſſen habe, und eilte dann der Treppe hinab. — —

Eine halbe Stunde ſpäter war Herr Doktor Fenchel bei Betty van Beethoven.

Betty war in der That ſehr aufgeregt und unruhig. Pallhorſt war ſeit drei Tagen nicht bei ihr geweſen. Sie frug den alten Freund, der für ſie überall ſeine Kundſchafter hatte, ob er ihr über dies ſeltſame Benehmen des Grafen keinen Aufſchluß geben könne?

ob der Graf krank ſei? ob etwas beſonderes vorgefallen? ob man in der Stadt von keinem Duell ſpreche?

Grau-Fenchelchen war aber, über alle dieſe Dinge diesmal ſo unwiſſend, daß ſich Betty über ihn ärgerte.

„Man kann Sie zu nichts mehr gebrauchen!“ — ſagte ſie jetzt, verdrießlich zu dem Fenſter hinausſchauend. — „Sie werden Alterſchwach!“

Der Doktor zog wieder einmal den Kopf wie eine Schildkröte ein, rieb die Hände und rief heiter:

„Nicht ich! nicht ich! aber mein Rock!“

„Was habe ich mit Ihrem Rock zu ſchaffen.“

„Sehr viel!“

„Ich wüßte nicht!“

„Er iſt ſo ſchlecht, ſo alt und abgeſchabt, daß ich nirgends mehr hingehen kann .... hingehen kann!“

„So kaufen Sie ſich einen neuen.“

„Kann nicht .... Praxis iſt zu ſchlecht.“

„Und was klagen Sie das mir?“

„Soll ich nicht für Sie alle mögliche Dinge beſorgen? überall hinlaufen? .... überall hören? .... nach dem Grafen, ... nach Ihrem Sohne ..... nach .... da! ſchauen Sie einmal, Vortrefflichſte, kann ich das mit dieſem Rock?“

Betty blickte um: Grau-Fenchelchen ſtand

aber jetzt wirklich so erbärmlich in Kleidung, Haltung und Gesichtsausdruck vor ihr, daß sie ein verächtliches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Es ist wahr," — sagte sie — „ich selbst muß mich Ihrer schämen."

„Hätt' ich einen besseren Rock, so würde mich auch Herr Del Rio als Arzt behalten."

„Und will er das nicht?"

„Ich sehe ihm für sein vornehmes Institut zu ärmlich aus."

„So würde ich auch Ihre Vermittlung bei meinem Kinde verlieren?"

„Allerdings!" — sagte Fenchelchen die Achseln zuckend.

Eine Pause entstand. Betty's Züge verfinsterten sich mehr und mehr. War es ihr doch nur durch den kleinen schlauen Doktor möglich gewesen, ihren Sohn von Zeit zu Zeit heimlich zu sehen, oder ihm durch Fenchelchen in's Geheime Geld in Ueberfluß zuzustecken. Sollte der Doktor die Kundschaft des Del Rio'schen Institutes verlieren, blieb ihrem Mutterherzen jede Vermittelung mit dem Sohne abgeschnitten.

So klug war sie freilich, um zu wissen, was ihr alter Freund — den sie durch und durch kannte — mit der ganzen Geschichte beabsichtigte; aber sie wußte auch, daß ihn sein, mit dem Alter bis zum Widerlichen gewachsener Geiz in der That nicht erlauben

werde, einen neuen Rock zu kaufen. Ihr Entſchluß war daher raſch gefaßt. Plötzlich zu der alten Heiterkeit zurückkehrend, beauftragte ſie ihn unter Scherz und Lachen, ſich auf ihre Rechnung einen Rock machen zu laſſen, bat ihn aber zu gleicher Zeit, ihr alsdann auch ſofort den Gefallen zu thun und Erkundigungen über das räthſelhafte Ausbleiben Pallhorſt's einzuziehen.

Grau-Fenchelchen's Augen leuchteten in Seligkeit.

„Soll geſchehen! .... ſoll geſchehen! ....“ rief er, küßte Betty's beide Hände und eilte von dannen.

Indeß verſtrich Stunde auf Stunde, ... Grau-Fenchelchen kam nicht zurück. Betty's Unruhe mehrte ſich ſichtlich. Sie lief in ihrer Wohnung, bald hier, bald dahin, ergriff bald dieſen, bald jenen Gegenſtand; rief Clara und ſchickte ſie wieder weg; .... es war ein ganz eigenthümlich beengendes, ja ſelbſt niederdrückendes Gefühl was ſie überkam.

Jetzt wieder ſtand ſie am Fenſter und ſchaute der Straße entlang nach dem Doktor, oder der Equipage des Grafen, oder einem, in der Pallhorſt'ſchen Livrée daher eilenden Lakaien ſpähend. Aber nichts der Art ließ ſich ſehen; dagegen erſchrack ſie faſt, als in dieſem Augenblicke ein Knabe, den ſie ſchon die Straße daher hatte laufen ſehen, unangemeldet und athemlos hereinſtürzte und ihr einen Zettel hinhielt.

Es war ein ſchmutziger Wiſch Papier auf dem in flüchtigen Zügen, von der Hand des Doktors geſchrieben, die Worte ſtanden:

„Eilen Sie, ſo ſchnell als möglich, mit dem „erſten beſten Miethwagen nach dem Gute des Grafen „Gallenberg. Von dort aus, eine halbe Stunde „nach St. Pölten zu, liegt ein kleiner Wald. Wenn „Sie denſelben noch zeitig genug erreichen, kann „vielleicht großem Unheil vorgebeugt werden. Ihre „ganze Zukunft ſteht auf dem Spiele."

Dr. F.

„P. S. Dem Ueberbringer eine kleine Belohnung."

Betty erbebte. Hatte das Duell zwiſchen Gallenberg und ihrem Schwager ſtattgefunden? — War Beethoven gefallen? ..... war die Entziehung ihres Sohnes und ihre eigene öffentliche Beſchimpfung gerächt? — War Pallhorſt an der Sache betheiligt? ..... warum alsdann gegen alle Abſprache? ..... und wie? ..... Warum hatte er ihr kein Wort darüber mitgetheilt?

Alle dieſe Fragen drängten ſich Betty mit einemmale und ſo ſtürmiſch auf, daß ſie einen Moment wie verſteint daſtand; aber auch nur einen Moment. Dann erinnerte ſie ſich der Worte: „Ihre ganze Zukunft ſteht auf dem Spiele!" — warf dem Knaben ein Geldſtück hin, ſchellte, befahl Clara nach einem Wagen zu laufen und eilte ſelbſt, Hut und Shwal zu nehmen.

Eine viertel Stunde ſpäter war Frau Betty auf dem Wege nach dem Gute des Grafen Gallenberg und dem beſchriebenen Walde.

Sie befand ſich in einer eigenthümlichen Stimmung. Nicht als ob der räthſelhafte Vorfall ihr Herz berührt hätte — es ſei denn durch den ſüßen Gedanken, daß ihr vielleicht an ihrem Todfeinde, an Ludwig van Beethoven, Rache geworden! Sie war nur einerſeits geſpannt und aufgeregt; andererſeits calculirte ihr kalter Verſtand — mit einem peinlichen Hin- und Herrathen nach dem Rechten — über das auf dem Spiele ſtehen ihrer Zukunft!

Frau Betty hatte eigentlich nie dasjenige gehabt, was man ſo gewöhnlich hin „Herz" nennt. Derbe Sinnlichkeit bildete von jeher die Grundlage ihres Weſens und dominirte ihr ganzes Sein. Als es mit der Zeit einen ernſteren Kampf mit dem Schickſale erforderte, dieſe Vergnügen und dieſe Genußſucht genügend zu befriedigen, trat bei ihr der kalte, berechnende Verſtand als einziges Hülfsmittel zur Erreichung dieſer Lebensaufgabe bedeutend hervor. Es ging ihr wie ſo vielen derartigen Menſchen: ſie wollen zuerſt ihres Lebens ſicher ſein, und deſſen Fundament ſteigend ſicherer gründen. Mit hellem Auge und immer wacher Klugheit blickte ſie daher mit dem Zunehmen der Jahre vor ſich, mit Intereſſe nur dasjenige beachtend, was

sie als Baumaterial zu einer angenehmen Existenz gebrauchen konnte.

Jetzt hatte sie eine solche erobert .... und diese sollte auf dem Spiele stehen? daß sie das warum und wieso nicht jetzt schon errathen konnte, machte ihr die augenblickliche Fahrt zur unerträglichen Pein.

Sie versprach doppeltes, dreifaches Trinkgeld, wenn sie schnell an Ort und Stelle käme.

Endlich war das Gallenberg'sche Gut erreicht.

Sie sah im raschen Vorbeifahren einen bepackten Reisewagen vor dem Schlosse stehen. Er war noch nicht bespannt; aber ein Postillon mit vier Pferden stand neben demselben .... augenscheinlich den Befehl zum Anspannen erwartend.

Jetzt ging es der Straße nach St. Pölten entlang. Eine viertel Stunde und es zeigte sich in nicht allzugroßer Ferne das Wäldchen.

Auch an dessen Saum stand ein Reisewagen. Es blieb also kein Zweifel übrig: hier war der, durch den Grafen Pallhorst zwischen Ludwig van Beethoven und dem Grafen Gallenberg aus Rachsucht provocirte Zweikampf im Gange.

Aber was sollte Betty dabei?

Warum hatte ihr Pallhorst von der ganzen Sache nichts Näheres mitgetheilt, wie doch zwischen ihr und ihm die Verabredung war? Konnte nicht am Ende gar ihre Dazwischenkunft hemmend eingreifen?

Sie war im Begriff dem Kutſcher „Halt“ zu gebieten ..... da ..... „Ha! das war ein Schuß ..... noch einer!“

Betty erbleichte. Die Würfel waren gefallen! ob blutig? ob tödtlich? und für wen?

„Zufahren! zufahren!“ — rief Betty, faſt athemlos dem Schlage hinaus.

Aber die erſchreckten Pferde bäumten ſich ſchnaubend, als ob eben der Schatten des Todes kalt und eiſig an ihnen vorübergleite.

Der Kutſcher, der nun wohl auch merkte, um was es ſich handle, hieb auf ſie. Sie bäumten ſich noch einmal, bliesen wild durch die Nüſtern, ſchüttelten die Mähnen, zogen an und flogen im Galopp davon.

Als der Wagen den Saum des Waldes erreicht, hielt er. Betty ſprang heraus. Ein Bauernknabe hatte ſie erwartet und winkte ihr. Sie folgte ihm ſo raſch ſie konnte, ſtumm und jetzt wieder mit jenem ſeltſamen Gefühle der Angſt, das ſie ſchon dieſen Morgen einmal überkommen. Sie ſprach ſich indeſſen ſelbſt Muth ein; denn ſie war überzeugt, ihren Schwager in ſeinem Blute ſchwimmend zu finden. Wie ſollte der, allen Welthändeln fremde Mann der Töne, dem, in allen edelmänniſchen Uebungen ſo bewährten Grafen Gallenberg gewachſen ſein?

Jetzt öffnete ſich der Waldweg ... eine Lichtung erſchien, ... richtig! ... dort unter der großen ge-

waltigen Eiche befanden ſich Menſchen!... Triumph! ihr ſcharfes Auge erkannte ſogleich Gallenberg und neben ihm den Fürſten Nicolaus von Galitzin. Der Graf.... ha!.... er beugte ſich jetzt über einen dunklen Gegenſtand, der am Boden und... wenn ſie recht ſah... mit dem Haupte in dem Schooße des Doktor Fenchel lag. Noch einige Männer gehörten zur Gruppe.

Betty hielt einen Augenblick inne, die Füße verſagten ihr den Dienſt: Ludwig van Beethoven, ihr Schwager, ihr Todfeind, der Räuber ihrer Ehre und ihres Kindes... war alſo gefallen!

Sie bedurfte wirklich einiger Minuten, um ſich zu faſſen. Es war eine Freude, die ihr Herz und Seele durchdrang, und doch fühlte ſich dieſe Freude wie ein kalter Schauer an. Aber man hatte ſie bemerkt; ſie mußte jetzt vorwärts.

Als Doktor Fenchel ſie kommen ſah, legte er das Haupt des Hingeſtreckten in den Schooß eines Dieners und überließ den Verband einem anderen Manne — wahrſcheinlich einem zweiten Doktor.

„So iſt er noch nicht todt!“ — dachte Betty und biß ſich auf die Lippen.

„Sie kommen zu ſpät!“ — ſagte Fenchel in dieſem Augenblicke die Hände reibend, aber doch ohne das ihm ſonſt ſo eigene Lächeln.

„Iſt er todt?“ — frug Betty halblaut, und ihre bleichen Lippen zitterten.

„Noch nicht!“ — entgegnete der Arzt — „aber er hat höchſtens noch eine Stunde.“

„Und wird mich mein Schwager noch erkennen?“ — frug Betty finſter.

„Wer?“ — meinte der Arzt.

„Nun, Beethoven?“

Der Doktor nahm die Dame ſchweigend bei der Hand und führte ſie näher. Aber Betty's Füße waren wie mit Blei ausgegoſſen. Es kam ihr vor, als höbe ſich dicht bei dem Sterbenden der Schatten eines Dämons aus der Erde, der in der rechten Hand eine Wage emporhalte.

Aber es war nichts als eine vorüberziehende Schwäche, die auf Momente die Sehkraft ihres Auges verdunkelte. Jetzt faßte ſie ſich wieder, ſchlug — ſchon der gegenüberſtehenden Herren wegen — die Augen auf, ... aber in demſelben Augenblicke entfuhr ihr ein Schrei ... es war nicht Beethoven, der da bleich, mit Blut bedeckt, ſterbend vor ihr lag ... wohl aber .. Pallhorſt.

„Was iſt das?!“ — rief ſie jetzt, ebenſo todtenblaß, als der neben ihr Hingeſtreckte, und in ihren weitgeöffneten Augen wechſelte ſchnell der Ausdruck höchſter Ueberraſchung mit dem des Zornes und der Wuth. Ihr Herz verlor an dem Grafen nichts ...

aber ihrer Rachſucht war das Opfer entgangen ... ihrer glänzenden Zukunft die Spitze abgebrochen.

„Was iſt das?“ — wiederholte ſie, mit dem Ausdruck einer Megäre, — „wer iſt der Mörder des Grafen?“

Aber in dieſem Augenblicke wendete ſich Graf Gallenberg ab.

„Kommen Sie!“ — ſagte er zugleich zu dem Fürſten Galitzin — „gehen wir. Die Scene wird unwürdig. Das iſt die Schlange, von der all' dies Unheil ausgeht.“

„Aber ſie iſt hübſch!“ — entgegnete der Fürſt und folgte nur langſam dem Grafen, indem er noch verſchiedenemale nach Betty zurückblickte.

Pallhorſt war unterdeſſen etwas zu ſich gekommen. Als er Betty erblickte, rief er ſie leiſe bei ihrem Namen.

Sie kniete zu ihm nieder.

„Ich habe mich“ — flüſterte Pallhorſt — „in der eigenen Schlinge gefangen. Die Sache ... mit Beethoven und der Gräfin ... war unſchuldig! ... Der Graf ... war beleidigt ... und forderte ... Ich wollte Ihnen davon nichts ſagen ...“

Pallhorſt konnte nicht weiter reden. Der Blutverluſt führte eine neue Ohnmacht herbei.

Betty brütete in ſtiller Verzweiflung. Ihre Lippen bluteten, ſo biß ſie ſich auf dieſelben. Sie hatte alſo

in dem Grafen ihre Exiſtenz ſelbſt geopfert. Sie ſprach kein Wort, ließ ſich aber durch Dr. Fenchel leiten. Dieſer ſchlug den Weg nach dem Gallenberg'ſchen Gute ein; denn dahin ſollte, nach Gallenberg's eigenem Befehl der Sterbende durch ſeinen Hausarzt gebracht werden.

Als ſie in den Wagen geſtiegen, der Betty heraus gebracht, ward Fenchelchen, dem die Situation, in die man ihn gegen ſeinen Willen hineingezogen, unausſprechlich odieus war, etwas geſprächiger. Er erzählte — obgleich Betty kein Wort davon hörte — daß man ihn, als er um Erkundigungen einzuziehen in das Palais des Grafen Pallhorſt gekommen, gezwungen, als Arzt eine eilige Tour mitzumachen.

Betty hörte nicht. Fenchelchen rückte unbehaglich hin und her. Er hatte es, trotzdem daß er Arzt war, mit ſolchen Dingen nicht gerne zu thun.

„Ich trage die Schuld an des Grafen Tod!" — ſagte jetzt Betty im tiefen Nachdenken mit ſich ſelbſt ſprechend, halblaut vor ſich hin.

„Ei, ei, ei!" — entgegnete Fenchelchen — „was ſoll das nun heißen: Sie ſind an nichts ſchuld; ... der Menſch iſt überhaupt an nichts ſchuld. Es gibt gar keinen freien Willen und ſomit auch keine Zurechnungsfähigkeit für den Menſchen ... gibt keine, gibt keine."

Betty verharrte in ihrem düſteren Brüten.

„Sie glauben's nicht?“ — fuhr Fenchelchen fort, der ſich jetzt ſelbſt gerne ſprechen hörte, um die peinliche Stimmung zu überwinden, in der er ſich befand. „Wir ſind in keinem Augenblick Herr über uns ſelbſt, über unſere Vernunft, über unſere geiſtigen Kräfte, ſo wenig, als wir Herren ſind darüber: daß unſere Nieren eben abſonderen, oder nicht abſonderen ſollen ... nicht abſonderen ſollen. Der Organismus kann ſich ja nicht ſelbſt beherrſchen ... nicht ſelbſt beherrſchen, das thut das Geſetz der materiellen Zuſammenſetzung.“

In dieſem Augenblicke fuhr der vierſpännige Reiſewagen vorüber, den Betty vorhin vor dem Schloſſe des Grafen Gallenberg hatte halten ſehen. Er war ſchwer bepackt, was auf eine weite Reiſe ſchließen ließ. In ſeinem Inneren ſaß ein Herr und eine ſehr bleiche, bleiche Dame: der Graf und die Gräfin.

Betty bemerkte in ihrem Brüten nichts von dem Allem: ſie dachte an ihre nächſte Zukunft und wie ſich dieſe nun geſtalten werde.

Fenchel fuhr fort:

„Iſt alles nichts! iſt alles nichts! ... gibt acute Hirnkrankheiten — ohne Fieber — wie es chroniſche gibt. Wer ſtiehlt, ſei es nun, weil ihn der Hunger oder eine andere menſchliche Begierde krank macht; wer in eiferſüchtiger Aufwallung den Mann tödtet, der ihm ſein Mädchen, ſeine Frau, zur Untreue verführte,

oder den Förſter, deſſen Strenge er zu fürchten hat, ... der iſt ſo gut krank vor Hunger, vor Habgier, vor Eiferſucht oder Furcht, wie das Mädchen, das in Folge einer krankhaften Entwicklung zur Brandſtifterin wird, oder wie jene Frau, die während der Schwangerſchaft einen unwiderſtehlichen Hang zum Stehlen vergeblich bekämpft. Iſt alles Krankheit! ... alles Krankheit! Zurechnungsfähig im alten Sinne iſt kein Menſch! ... kein Menſch!" ...

Sie waren auf dem Gute angekommen; man wieß ſie nach einem Pavillon. Da ſich ein Prieſter darin befand, bereit dem Sterbenden das Sakrament zu ertheilen, und der Wagen mit dem verwundeten Grafen, des langſamen Fahrens wegen, noch nicht eingetroffen war, blieb Betty haußen.

Der Gedanke: ob Pallhorſt ſie auch wirklich, wie er ihr oft geſagt, in ſeinem Teſtamente bedacht, beſchäftigte ſie.

Endlich kam der Wagen. Der Sterbende wurde leiſe und ſorgfältig herausgehoben und in den Pavillon getragen. Hier, zwiſchen den corinthiſchen Säulen, die die Kugel eines Rondells trugen, war ein Ruhebett angebracht, auf welches man den Grafen niederließ. Er war faſt ſchon eine Leiche.

„Und keine Hoffnung mehr?" — frug Betty, die jetzt ebenfalls eingetreten war, den Arzt des Grafen Gallenberg.

„Keine!“ — ſagte dieſer beſtimmt. — „Er hat nur noch Minuten.“ — Und ſich zu dem Geiſtlichen wenwendend bat er dieſen mit der Ertheilung des Sterbeſacramentes zu eilen.

Der Prieſter näherte ſich dem Ruhebette; alle Uebrigen traten ehrfurchtsvoll zurück. Das kalte Wehen des Todes erfaßte ſie und ſchüttelte ihre Herzen mit dem Gedanken an den eigenen Hintritt.

Der Prieſter begann ſein Werk ... aber ... der finſtere Engel der Vernichtung begann auch das ſeine. Der Todeskampf hob an und prägte ſich ſchrecklich ... furchtbar ... Entſetzen erregend in den von allen Laſtern verzerrten Zügen des Grafen aus.

Alle Anweſenden ſanken betend auf die Kniee; auch Betty, die am ganzen Leibe zitterte; — Fenchel war leiſe hinausgeſchlichen. —

Der Prieſter betete eintönig — der Sterbende röchelte — — warf das Haupt in unbändiger Angſt bald hier, bald dorthin ... während die Finger wie krampfhaft auf der Decke, die man über ihn gebreitet, griffen, ... als ſuchten ſie einen rettenden Halt.

Plötzlich ſchlug der Graf die Augen auf ... das Bewußtſein kehrte zurück ... aber in demſelben Augenblicke ſchrie er auch wie wahnſinnig: „Ha! ... Verflucht! ... verflucht! ... ſein Geiſt!“ — bäumte ſich, daß die Verbände riſſen und das Blut in Strömen

hervorſtürzte — that einen pfeifenden gellenden Athemzug — — — und war nicht mehr.

Sein Blick war in dem letzten Momente auf die Büſte von weißem Marmor gefallen, die ſeinem Lager gerade gegenüber ſtand, es war die Büſte: Ludwig van Beethoven's!

Vergessen!

„Vergehen und vergessen!" — wie unendlich viel liegt doch in diesen beiden kleinen Wörtchen!

Was gibt es denn auf der Welt und in diesem Leben, was in dem ganzen Universum, das nicht — wenigstens anscheinend — vergeht und vergessen wird? Alles wechselt, Alles ist wandelbar, ist dem Einflusse der Zeit unterworfen.

Sterne, die vor Jahrhunderten da oben am Himmel leuchteten, sind erloschen! Welten und Sonnen verschwanden aus dem Reigen der lichtblitzenden Himmelsfunken, wie die Rose verwelkt im Kranze ihrer duftigen Schwestern. Und ist unsere Erde nicht selbst der Schauplatz ewigen Wechsels? Wo sonst auf ihr des Meeres Wogen rollten, da wirbelt der Sturmwind jetzt Wolken Staubes auf, und wo ehedem blühende Fluren dem Sterblichen entgegenlachten, da ziehen jetzt mit schwellenden Segeln reichbeladene Schiffe.

Wenn aber Himmel und Erde dem Sturme nicht zu widerſtehen vermögen, in welchem die Zeit in ewigem Wechſel dahinbrauſt, um wie viel weniger noch wird die kleine Menſchenwelt einer unaufhörlichen Umgeſtaltung fremd bleiben?

Wer erlebte dieſe Wahrheit nicht in und an ſich ſelbſt? wer erlebte ſie nicht in und an ſeiner Umgebung?

Reiche kommen und gehen; Throne werden aufgebaut und ſtürzen zuſammen; neue Geſetzgebungen, eben erſt mit Jubel begrüßt, verdrängt der Hohn der nächſten Jahre!

Aber was läge daran, wenn dieſer Wechſel nur immer zum Guten wäre — ein Zeichen des Fortſchrittes, ein Merkmal des ewigen Ringens nach Vollendung.

Die Sterne da oben erlöſchen; aber andere tauchen aus der unendlichen Tiefe des Himmels hervor, und das bewaffnete Auge iſt Zeuge, wie aus den Nebeln des Urſtoffes neue Welten ſich bilden.

Die Oberfläche der Erde hat ihre Geſtalt verändert: aber ... iſt ſie denn nicht wohnlicher für den Menſchen geworden? Ernährt nicht jetzt der kleinſte Raum mehr, als ſonſt weite Strecken? Hat der Menſch ſie nicht gezwungen, ihm alle ihre Gaben mitzutheilen? aus ihrem innerſten Schooße ihm Schätze zu ſpenden? Hat er nicht Wege ſich gebahnt, über

ihre höchſten Höhen und durch ihre unwirthbarſten Einöden? Hat er nicht die den Verkehr hemmenden Räume überwunden? und durch die Erfindung einer blitzesſchnellen Bewegung und Mittheilung die weiteſten Fernen nahe gebracht?

Die großen, von grauſamen Eroberern gewaltſam zuſammengebrachten und zuſammengehaltenen, Rohheit und Barbarei nährenden Reiche mußten in kleinere Staaten zerfallen, damit jede Nation ihre Eigenthümlichkeit entwickeln und ſomit die gemeinſame Bildung der Menſchheit befördern konnte.

In den, durch endloſe Kriege und Verheerungen, durch Knechtſchaft und geiſtige Verdunkelung herabgewürdigten Völkern, mußte die Sehnſucht nach einem glücklicheren Zuſtande — nach Wahrheit, Freiheit und Menſchenwürde — erwachen und die Edelſten unter ihnen ringen und trachten, ihrer Rechte, ihrer Beſtimmung ſich bewußt zu werden; es mußte der Wahn und der Irrthum ſich ſteigern, damit die Vernunft aus ihrem Schlummer erwache: den Geiſt erleuchte, das Herz erwärme, die Sitten veredele und das Leben im allgemeinen läutere und hebe.

Darum folgte eine Geſetzgebung der anderen, und jede drang tiefer ein in den Geiſt der Humanität.

So iſt es im großen Ganzen und von den Höhepunkten der Geſchichte auf die Vergangenheit herabgeſehen.

Aber wie ganz anders gestalten sich scheinbar die Dinge oft, wenn wir uns mitten im Gedränge und Gewoge der Gegenwart umschauen! Treten uns da nicht gar häufig Zeiten entgegen, wo der höhere Sinn und das edlere Wesen der Menschheit vollständig unterdrückt und zurückgedrängt scheinen? Wie schwer ist es dann, daß die Menschen recht abwägen, was man aufopfern müsse, gegen das, was zu gewinnen ist! Wie schwer, den Zweck zu wollen und die rechten Mittel nicht zu verschmähen!

Freilich sollte dasjenige, was die Menschen einmal für groß, edel und schön erkannt haben, auch für alle Zeiten in ihren Augen groß, edel und schön bleiben; aber leider darf auch hier die Mode mitreden, dies Schooßkind menschlicher Schwachheit!

Alles ist dem Wechsel unterworfen! ... so war es denn auch die Gesinnung und der musikalische Geschmack der Wiener.

Mit Staunen, mit Begeisterung, mit Jubel und Entzücken hatte man seiner Zeit die deutsche Musik, die deutsche Oper und ihre strahlenden Größen: Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven begrüßt.

Für letzteren gab es sogar in Wien einen wahrhaften Cultus, der an Vergötterung streifte.

Waren es nicht die ersten der Nation, die Ludwig van Beethoven geradezu auf den Händen trugen? Standen an der Spitze seiner zahllosen Verehrer nicht

alle Größen des Adels, der Wissenschaft und Künste? Gehörten ihm nicht die Herzen Aller? War es nicht der Stolz des geringsten Wieners: Beethoven zu seinem Mitbürger zu zählen?

Seit Gluck's und Mozart's Tod schwärmte man in Wien für die deutsche Oper; seit Händel und Haydn für die deutschen Oratorien; seit Beethoven für die Symphonie! Aber den Sieg der Siege trug doch letzterer zu den Zeiten des Congresses davon; — zu jenen Zeiten, da Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, ja die ganze Masse der diplomatischen und militärischen Congreß-Größen um seine Gunst sich mühten; — da er, wie ein „Groß-Mogul" in den Sälen des Erzherzogs Rudolph und des Fürsten Rasumowsky, die Huldigungen der Potentaten Europas entgegen nahm. Zu jenen Zeiten des großen Beethoven-Conzertes, da sich jauchzend alle Welt erhob, ihn, Ludwig van Beethoven, als die unumschränkte Majestät, als den erhabensten Herrscher im Reiche der Töne anzuerkennen!

In der That! Beethoven stand von jener Zeit an, der öffentlichen Meinung gegenüber, wie ein Fürst da! — Nie hatte bis dahin ein Musiker diese schwindelnde Höhe stolzer Anerkennung erreicht, ... nie wird sie einer jemals wieder erreichen!

Und wie stand es denn jetzt, zehn Jahre später, in Wien?

Die deutſche Muſik war bei den Wienern der italieniſchen erlegen!....

Ludwig van Beethoven war .... über Roſſini.... von der Menge vollſtändig vergeſſen!

„Seit einigen Jahren — ſagt in dieſer Beziehung ſein Freund und Biographe, Capellmeiſter Schindler, — „hatte die italieniſche Oper ir Wien Beſitz genommen von jenen der Tonkunſt geweihten Hallen, in welchen ſeit Gluck's Zeiten deutſche Muſik gehegt und gepflegt wurde, und wenn gleich die Zeichen der Zeit in den letzten zehn Jahren bereits ſehr dem Sinnlichen und Materiellen ſich zuzuneigen ſchienen, ſo regte ſich doch noch in der Maſſe des Wiener Publikums ſo viel edler Stoff, daß, wollte man nur an dem Vaterländiſchen mit Ernſt und Treue feſthalten, es niemals gelungen wäre, dasſelbe von dem heimiſchen Boden zu verdrängen, oder richtiger: zu vertreiben! hatte die deutſche Oper doch noch ſo manche feſte Stütze unter ihren Prieſtern, die bei einem allgemeinen Zuſammenhalten noch lange dem fremden Andrange widerſtanden, und das Haus vor dem nahen Falle bewahrt hätte. Die Adminiſtration aber ſchien die Zeit und ihre Anforderungen nicht recht erfaßt zu haben, um mit Umſicht nachzugeben, und ſo am Weſen der Sache eigentlich nichts zu ändern. Somit wurde das Publikum ungeduldig, und als das erſte ita-

lieniſche Solfeggio in jenen Kunſthallen ſich vernehmen ließ, war auch die Verabſchiedung der deutſchen Oper ſo gut als unterzeichnet.

Jetzt riß der Strom Alles bewußtlos mit ſich fort: geht es der Hölle oder dem Himmel zu? ... Niemand fragte, denn alles war ja von den Roſſini'ſchen Rouladen trunken, bezaubert, außer ſich!"

Und Beethoven?! .... Als Herrſcher in ſeinem Reiche war er von der Menge, der vornehmen wie der bürgerlichen, ſo gut als vergeſſen, ... vergeſſen —, als hätte er nie exiſtirt! und keine andere Ehrenbezeugung wurde ihm mehr zu Theil, als die äußere Achtung, ein ehrfurchtsvolles Beiſeitetreten ſelbſt der höchſten Perſonen, wenn er ſeines Weges ging.

Wie tief, wie furchtbar mußte dieſer ominöſe Zuſtand der Dinge in Beethoven's Herz einſchneiden; wie namenlos ſchwer mußte er auf ſeiner Seele laſten. Er verſtand und begriff es ja nicht das Weſen dieſer armſeligen, nur immer an der leichtgekräuſelten Oberfläche des Lebens ſchwimmenden Menſchen, die jetzt — nach der ſtürmiſchen Napoleoniſchen Zeit — ihre Reſtaurations-Periode feierten. Sie wollten ſich wieder einmal recht wohl ſein laſſen nach alter Art: ihre Nerven beruhigen, ihren Geiſt entſpannen, die edle Muſik als eine gefällige liebliche Sklavin betrachten, die ihnen die Langeweile artig vertreibe, wenn ſie —

nach eingenommenen ſchwelgeriſchen Diners — in ihren Theaterlogen zur Verdauung ausruhten.

Roſſini wurde ihr Abgott .... Beethoven wurde verlaſſen und .... vergeſſen!*)

Aber mit welchem ungeheuren bis dahin nie dagewesenen Aufwande zog auch die italieniſche Oper gegen die deutſche in das Feld?!.... durch welche eminente Kräfte bahnten ſich die ſchmeichelnden, von ſinnlichem Reize getragenen Melodien Roſſini's [illegible]en Weg zu der Weltherrſchaft? Die damals in Wien anweſende italieniſche Opern-Geſellſchaft zählte zu ihren Mitgliedern: Lablache, Donzelli, Rubini, Paccini, Ambrogi, Ciccimarra, und die Damen: Fodor-Mainville, Dardanelli, Eckerlin, Sonntag und Caroline Unger.

Wen ſollte da der Zauberrauſch wundern, der faſt ganz Wien in jenen Zeiten umſtrickte? — — Beethoven, der große, der gewaltige Beethoven, ward darüber ſo total vergeſſen, daß ſelbſt „die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates", die bereits zehn Jahre beſtand, und in dieſem Zeitraume ſchon mehrere einheimiſche und fremde Künſtler zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte, — jetzt nachträglich und unter der Hand auf den Gedanken

---

*) Schindler: S. 143 u. ff. Marx: a. a. O. II. Th. S. 262 und 318. Oulibicheff: pag. 81.

kam, daß es doch eine Schande für sie selbst sei, wenn sie ihren großen Mitbürger Ludwig van Beethoven nicht auch zu ihrem Ehrenmitgliede mache. So that sie es denn endlich. Aber die Kränkung schnitt Beethoven so tief in die Seele, daß er das Diplom sogleich zurückschicken wollte. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu bereden: es stillschweigend und ohne Antwort hinzunehmen. *)

Aber freilich, ward er denn auch verstanden, der große, gewaltige, der Erde entrückte Genius? .... er, der in seinen colossalen Tonschöpfungen mit kühner Hand die eisernen Pforten aufriß, die in das Reich des Ungeheuren und Unermeßlichen führen?! Glühende Blitze zucken durch dieses Reiches finstere Nacht und zeigen Riesengestalten die gespenstrisch auf- und abwogen, die uns enger und enger einschließen, die uns zu vernichten drohen .... und doch plötzlich in den Himmel heben.

Freilich schauderten sie und schauern noch zurück, die kleinen Seelen, vor dem allgewaltigen, vor dem gigantischen, vor dem furchtbaren Geiste, der bei Beethoven's großen Werken oft wie aus einer Wetterwolke heraustritt und die Gemüther mit zermalmender Wucht erfaßt.

---

*) Schindler. S. 135. Das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Stockholm hatte er bereits in den Herbstmonaten des Jahres 1822 erhalten.

Freilich verſtehen ſie ſie nicht, dieſe wunderbaren contrapunctiſchen Verſchlingungen, die ſich doch wieder zu einem ſo herrlichen Ganzen verknüpfen.

Freilich rauſchen ihnen dieſe tönenden Meereswogen wie eine geniale Rhapſodie vorüber; aber wo wäre denn das Gemüth, das die holden Syrenenſtimmen jener in bunter Mannigfaltigkeit prangenden Sätze nicht erfaßten und tiefer und immer tiefer in dieſe Geiſterwelt hineinlockten. O ſeht, ſeht! Wie hier ſeltſame Geſtalten einen geſpenſtiſchen Tanz beginnen; — wie ſie bald funkelnd, bald blitzend, auseinanderfahren und ſich in Gruppen jagen und verfolgen. Horche entzückte Seele, der zauberhaften Sprache dieſes Geiſterreiches und lerne ſie verſtehen, alle die großen göttlichen Ahnungen, Gedanken und Gefühle, die ſich hier erfaſſen, und mit magiſcher Gewalt emporheben über der Erde kindiſchen Tand; die dich — wenigſtens auf Momente — mit Staunen und Entzücken blicken laſſen in die Tiefen des geiſtigen Lebens eines der größten, gewaltigſten und genialſten Menſchen' — — —

Beethoven hatte eben die Augen aufgeſchlagen. Sein Schlaf war heute kurz und unruhig geweſen: theils, weil er bis nach Mitternacht componirt, theils auch, weil die Stürme der kalten Winternacht ſo wild und unwirſch um das alte baufällige Haus getobt, in dem er hoch oben wohnte. Aber es war jetzt noch zu dunkel und zu kalt im Zimmer, um aufzuſtehen: zu

dunkel, weil es erſt ſechs Uhr war und die Wohnung ohnedem, ſelbſt an hellen Tagen um die Mittagszeit, kaum ſo viel Licht durch die kleinen Fenſter erhielt, daß man bequem leſen konnte; — zu kalt, weil Frau Schnaps mit Vorbedacht noch kein Feuer in den Ofen gemacht hatte: Beethoven ſollte nicht ſchon wieder aus den Federn.

Der Maeſtro drehte ſich daher noch einmal auf die Seite, drückte die Augen zu und verſuchte zu ſchlafen.

Eine viertel Stunde ſpäter kniete Frau Schnaps vor dem Ofen und bemühte ſich Feuer anzumachen. Die gute Frau blies und blies, aber es wollte nicht ziehen, und der Rauch ſchlug in dichten Wolken zurück, ſo daß auch ſie ſich mit geſchloſſenen Augen zurückbiegen und die Thränen aus den Augen wiſchen mußten.

In dieſem Augenblicke kam Kugler, der die Semmel zum Frühſtück geholt hatte, die Treppe herauf. Aber das arme blaſſe, eingefallene Schneiderlein keuchte und ſchnaufte gewaltig bei Ueberwindung der zwei und ſiebenzig Stufen, die zu der Wohnung ſeines Herrn führten.

„Ach Gott!“ — ſtöhnte er jetzt, als er Frau Streng anſichtig wurde, und blieb nach Athem ſchnappend auf der oberſten Stufe ſtehen — „wenn das verfluchte Logis ..... nur nicht ſo grauſam

hoch wäre. Ich ..... ich hole mir ..... hier noch die Schwindſucht!“

„Und ich erſticke in dem verfluchten Rauchfang noch!“ — rief Frau Schnaps wild. — „Da ſeh' nur ein Menſch, wie das wieder raucht! .... Alles voll: Vorplatz, Küche, Zimmer! .... Ach, du meine Güte, das wird wieder eine ſchöne Geſchichte geben, wenn der Herr erwacht. Dann bin ich wieder an allem Schuld! .... verſtehe kein Feuer anzumachen .... hab' keine Aufmerkſamkeit .... kein Gefühl für ihn ....“

Eben ſchellte es im Zimmer mit furchtbarer Gewalt.

„Da haben wir's!“ — rief Frau Streng entſetzt und ſprang auf. — „Jetzt geht's wieder los!“

„Das ſich Gott erbarm'!“ — ſtöhnte Kugler und kratzte ſich ſeufzend hinter den Ohren.

„Frau Schnaps! Frau Schnaps!“ — ertönte jetzt Beethoven's Stentorſtimme aus dem Schlafzimmer heraus — „in allen Drei-Teufels Namen, will Sie mich erſticken! oder hält Sie mich für einen Schinken, daß Sie mich ſo einräuchert!“

„Grundgütiger Gott!“ — ſagte Frau Streng faſt weinend zu Kugler — „das geht jetzt, ſo lang wir hier wohnen, alle Morgen ſo!“

„Aber warum ziehen wir denn nicht aus?“ — frug Kugler.

„Warum?“ — wiederholte die Haushälterin und ſchnitt Kugler ein Geſicht, das, durch ſeinen blöd-

ſinnigen Ausdruck, des Schneiders eigenen Blödſinn darthun ſollte. — „Warum? .... darum!“

„Frau Schnaps!“ — donnerte es wieder aus dem Schlafzimmer. — „Heidenſapperment! mach' Sie mir die Fenſter auf .... oder ich erſticke!“

Die Haushälterin holte noch einmal tief Athem, raffte ihre Energie zuſammen und ging in die Löwenhöhle.

Beethoven hatte allerdings vollkommen recht. Das ganze Schlafzimmer war ſo voll Rauch, daß man kaum athmen konnte.

„Aber was macht Sie denn wieder!“ — ſchrie jetzt Beethoven in voller Verzweiflung, — „iſt jetzt bald tauſend Jahre alt und kann noch kein Feuer anmachen?“

Die Haushälterin zuckte die Achſeln.

„Iſt wieder nicht Ihre Schuld!“ —

Frau Streng ſchüttelte mit dem Kopfe.

„So ſag' Sie's dem Hausherrn.“

„Ja wohl!“ — brummte die Alte vor ſich hin. — „Dem groben rohen Menſchen, der ſelbſt den Herrn Beethoven wie einen Taglöhner behandelt.“

„Was?“ — ſchrie Beethoven, der natürlich nichts gehört hatte.

Frau Streng ſchwieg und öffnete das Fenſter.

„Ich ziehe heute noch aus!“ — rief Beethoven. — „Nach dem Frühſtück ſucht Sie mir ein anderes Logis! Hört Sie, Frau Schnaps, ... und nicht ſo

hoch, nicht so dunkel, wie hier! .... etwas Sonne .... und vor allen Dingen keinen Rauch!"

Die Alte seufzte tief auf und stellte das Licht auf den Tisch.

„Hat Sie mich verstanden, Schnapsin!" — rief Beethoven weiter.

Ein langer trauriger Blick fiel aus den Augen der Haushälterin auf ihren Herrn. Dann ging sie nach dem Conversationsbuche, das auf dem Schreibtische in der Nebenstube lag, nahm den Bleistift und schrieb hinein:

„Der gute, gnädige Herr hat wohl vergessen, daß uns der Hauseigenthümer nicht hinausläßt, weil wir noch zwei Quartal Miethzins schuldig sind."

Beethoven las; dann warf er das Buch weit von sich, seufzte tief auf und legte sich schweigend auf die andere Seite.

In den Augen der Frau Schnaps standen, als sie das Buch wieder aufnahm, ein Paar dicke heiße Thränen.

„Ach!" — sagte sie mit gepreßter Stimme — „wie gerne wollte ich die Miethe von meinen Ersparnissen bezahlen; aber der Unmensch von Hausherr fordert ja den ganzen Jahreszins .... und .... dann haben wir nichts zu essen."

Beethoven that, als schlafe er wieder ein und da sich der Rauch etwas verloren hatte und durch das offene Fenster eine schneidende Kälte eindrang, schloß es die Haushälterin jetzt wieder und schlich hinaus.

Des Meisters Brust hob sich schwer. Er dachte an seinen lieben Bruder Johann, den „Hirnfresser", wie er ihn nannte, der ihm diese Wohnung gemiethet hatte, weil sie sehr billig war und er daher an seinem lebenden Kapital etwas sparte. Aber nur einen Augenblick verfolgte er diesen Gedankengang. „Pah!" rief er dann, warf sich auf die andere Seite und concentrirte seine Gedanken mit der ihm eigenen Energie auf die großen, gewaltigen musikalischen Ideen, die ihn um jene Zeit beschäftigten, und die als neunte Symphonie so kolossal in's Leben traten. Göthe's Faust stand jetzt vor seiner Seele, und auch aus den Tiefen dieser im Erdenjammer gequälten Brust tönte es: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Und die Gedanken wurden in seinem Geiste Töne und sprachen im großartigsten Sinne den Kampf der nach Friede ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalten aus, die sich zwischen den Menschen und das Glück der Erde stellen.

Nach einer Stunde schellte Beethoven abermals: es trieb ihn aus dem Bette, seine Gedanken zu Papier zu bringen.

Er forderte Licht und Frühstück. Frau Schnaps brachte das erstere und eine wohl verschlossene Blechbüchse. Als sie dieselbe auf den Nachttisch gestellt, nahm Beethoven einen kleinen Schlüssel aus seiner fast ganz leeren Geldbörse und öffnete die Büchse.

Ein kräftiger erquickender Duft ſtieg aus ihr empor: ſie enthielt gebrannten Kaffee. Mit ernſter Miene und großer Aufmerkſamkeit zählte jetzt Beethoven genau ſechszig Bohnen ab, die er auf ein Häufchen legte. — „Eine Taſſe!“ ſagte er dabei, ſchob das Häufchen etwas zurück und zählte noch einmal eben ſo pünktlich ſechszig Bohnen: „zweite Taſſe!“ ſagte er jetzt.

Frau Schnaps ſtrich den Kaffee — verſteht ſich jedes Häufchen aparte — ein; Beethoven ſchloß unter ernſtem Schweigen die Büchſe und die Haushälterin trug ſie an ihren Platz. Jetzt kam Kugler und brachte die Kleider; die Waſchſcene nahm ihren Verlauf. Der Maeſtro lief dabei, wie immer, im Hemde, brummend und componirend auf und ab, notirte auch mehr wie einmal etwas dazwiſchen. Dann kam die Schnapsin, wiſchte knurrend das Waſſer am Boden auf und nun, der Meiſter war jetzt angekleidet, ging es feſt an das Arbeiten.

Aber kaum war eine Stunde ruhiger Muße vergangen, als auch Frau Schnaps wieder eintrat. Diesmal war ſie zum Ausgehen angekleidet und hatte den Marktkorb am Arme. Es lag dabei etwas in ihren Zügen, was bei ihr ſelten war: ein Ausdruck, der halb auf Verlegenheit, halb auf eine gewiſſe Rührung ſchließen ließ.

„Nun, was will Sie denn ſchon wieder!“ — rief Beethoven, als er ſie ſah.

Frau Schnaps machte mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand das Zeichen des Geldzählens.

„Was?“ — rief Beethoven auffahrend — „iſt Sie des Teufels? ſchon wieder Geld? Ich hab' Ihr ja erſt vorgeſtern zwanzig Gulden gegeben?“

„Nicht vorgeſtern“ — ſchrieb Frau Schnaps in das Converſationsbuch — „ſondern vor drei Wochen!“

„Das iſt eine Lüge!“ — ſchnaubte Beethoven. — „Sie hat das Geld eingeſteckt .... Sie betrügt mich .... Sie ſtiehlt mir mein Geld!“

„Herr van Beethoven!“ — rief Frau Streng erblaſſend, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Wo iſt das Geld?“ — rief der Meiſter, noch immer Zorn ſprühend. — „Ich traue keinem Menſchen mehr! .... ſind alle meine Feinde .... ſind alle Verräther! Weil ich ein armer, tauber, unglückſeliger Mann bin, glauben alle ein Recht zu haben, meiner zu ſpotten, mich mit Füßen zu treten, mich zu belügen, zu betrügen und zu plündern! .... Aber ich laſſe mich nicht mehr verrathen und verkaufen .... ich jage auch Sie und den Halunken Kugler zum Teufel und bediene mich ſelbſt und koche mir ſelbſt!“ ....

„Aber ich gehe nicht!“ — ſchrieb Frau Schnaps.

„Das wollen wir ſehen!“

„Ich gehe doch nicht!“ — ſchrieb Frau Schnaps noch einmal.

„Warum?“ — rief Beethoven funkelnden Auges.

„Weil ich Sie liebe und verehre und Mitleiden mit Ihnen habe.“

„Dummes Zeug!“ — rief der Meiſter — „mich liebt keine Seele auf der weiten Gotteswelt!“

„Aber ich!“ — ſagte Frau Streng und deutete auf ihr Herz. Dann griff ſie in ihre Taſche, zog ein kleines Buch heraus, ſchlug es auf, legte es vor den Maeſtro und bezeichnete mit dem Finger eine Stelle. Beethoven las: es war das Haushaltungsbuch der Alten, in welchem mit der größten Pünktlichkeit auch die letzten zwanzig Gulden verrechnet waren.

„Nun meinetwegen!“ — ſagte er dann finſter — „aber Geld bekommt Sie doch keines?“

„Warum?“ — ſchrieb die Haushälterin.

„Weil ich keines mehr habe!“ — ſchrie Beethoven auf's neue zornig. — „Ich habe mein größtes und gelungenſtes Werk, die große Meſſe, den großen und kleinen europäiſchen Höfen für ein Honorar von 50 Ducaten im Manuſcript durch Schindler anbieten laſſen. Nur ſechſe haben ſubſcribirt*), und

*) Thatſache. Nur vier Höfe, nämlich: der ruſſiſche, der preußiſche, der ſächſiſche und der franzöſiſche nahmen den Antrag an. Auf das fünfte Exemplar ſubſcribirte Fürſt Anton von

von keinem hab' ich noch Geld. Jetzt weiß Sie wie's steht und jetzt mach's Sie's wie die Andern, geh' Sie... und laß Sie mich auch im Stich!"

„Nein!" — sagte Frau Streng hier kopfschüttelnd und zwei große Thränen liefen über ihre Wangen.

„Was?" — frug Beethoven rauh, um die Bewegung seines eigenen Innern zu bewältigen.

Frau Schnaps schrieb: — „Jetzt geh' ich erst gar nicht von meinem lieben, alten Herrn. Aber ich habe eine Bitte an Ihn?"

„So? welche?"

„Ich kann zwar die große Messe nicht kaufen, an die ich ohnedem von wegen dem Kyrie nur mit Schrecken denke; aber ich kann vielleicht Ihnen und Sie mir helfen."

„Wie?"

„Der Herr van Beethoven werden verzeihen, wenn ein armer Dienstbote profitiren will."

„Mach' Sie's doch kurz."

„Wenn Sie mir ordentliche Zinsen dafür bezahlen

Radziwill, Gouverneur von Posen, und auf das sechste Herr Schelble für den Cäcilien-Verein in Frankfurt a. M.

Preußen ließ durch seinen Gesandten, den Fürsten von Hatzfeld, dabei anfragen: ob Beethoven statt des Geldes nicht lieber einen Orden empfangen wolle; aber Beethoven besann sich keinen Augenblick und antwortete mit kräftigem Nachdrucke: „fünfzig Dukaten!" Schindler: S. 122. 123.

wollen" — ſchrieb die Alte mit zitternder Hand in das Converſationsbuch — „will ich Ihnen, bis wieder Geld eingeht, zwei Hundert Gulden verſchießen."

Ueber Beethoven's Züge lief ein brennendes Roth, während Frau Streng blaß und mit der Miene eines Menſchen daſtand, der auf die Verkündigung ſeines Urtheils wartet, das ihm Begnadigung oder Tod bringen kann.

Eine lange Pauſe entſtand.

„Schnapsin!" — rief endlich Beethoven und ſeine Stimme zitterte. — „Sie kann bleiben ... und Ihr Geld nehm' ich auch .... verſteht ſich mit den Zinſen! Aber jetzt mach' Sie, daß Sie hinauskommt, ... ſonſt ...."

Aber Frau Schnaps war jetzt überglücklich, ſtürmiſch faßte ſie des großen Meiſters Hand und während ſie dieſelbe inbrünſtig küßte, fielen ihre heißen Thränen auf dieſelbe; Beethoven zuckte zuſammen.

„Laß Sie doch die Dummheiten!" — ſagte er mit erzwungener Rauhheit.

„Nein, nein!" — rief jene fröhlich, und den Bleiſtift ergreifend, ſchrieb ſie auf's Neue:

„Jetzt hab' ich noch eine Bitte!"

„Und?"

„Schreiben Sie ein paar Zeilen an den guten Herrn Schindler, Ihren würdigen Schüler und Freund, der ſoll heute Mittag mit Ihnen ſpeiſen. Ich

ſorge für's Eſſen und auch für einen guten Schill, friſch aus der Donau. Ich muß meinen lieben, guten Herrn einmal wieder fröhlich ſehen."

Beethoven las und lachte.

„Nun, meinetwegen!" — ſagte er dann. — „Sie hat mich nun einmal unter den Pantoffel gebracht, Schnapsin, und da ſeh' ich ſchon, muß ich machen, was Sie will."

Und Beethoven nahm Papier und Feder und ſchrieb:

„Lieber Schindler!"

„Die Frau Schnaps ſchießt für den Unterhalt „das Nöthige vor. Kommt daher heute gegen zwei Uhr „zum Mittagsmahl. Es ſind auch gute Nachrichten „da — unter uns — damit der Gehirnfreſſer nichts „davon vernimmt."

„Beethoven".*)

„Und nun!" — rief die Haushälterin in Freude ſtrahlend — „will ich Ihnen das Geld bringen, dann beſtelle ich das Briefchen und heute Mittag ſollen Sie Ihre Luſt an dem Schill haben."

Und Frau Schnaps that, wie ſie geſagt. — —

Es war bereits zwei Uhr vorüber, als Beethoven gemeinſam mit Herrn Schindler, der ſich jetzt bereits die Stelle eines Muſik-Direktors am Theater der

*) Schindler: S. [illegible]. 160.

Josephstadt erworben hatte — hinter dem vielbesprochenen Fisch saß. Beethoven, den das Hochgefühl, in seiner Verlassenheit doch einige Menschen gefunden zu haben, die noch mit begeisterter Liebe an ihm hingen, nach langer Zeit einmal aus seiner Melancholie und seinem finsteren Wesen herausgetrieben, war heiter, und wie er zu sagen pflegte „aufgeknöpft." Die Conversation freilich war, wie immer, schwer zu führen und bedurfte auch hier der schriftlichen Vermittelung; aber Beethoven nahm sie heute meist auf sich. Neben ihm saß ja der einzige Mann, dem er noch Vertrauen schenkte, der ihn verstand und von dem er so ganz wieder verstanden wurde. Mit Wärme und Begeisterung sprach er sich über seine neue Schöpfung aus, zu der ihm Göthe's Faust theilweise die Idee gegeben. Aber das hinderte ihn nicht auch eine Composition des Drama's selbst in Aussicht zu stellen. Man sprach lange über diese Gegenstände, dann frug Musik-Direktor Schindler nach den „guten Nachrichten", die in dem Briefchen, das ihn zum Mittagessen gerufen, angedeutet waren.

„Ja so!" — rief Beethoven — „die hätt' ich bald vergessen!"

Er sprang dabei auf und holte verschiedene Briefe hervor, die er aus London erhalten. Einer davon war von seinem Schüler Ferdinand Ries, der jetzt in England lebte und dort als Pianist und Com-

poniſt großes Aufſehen machte; ein anderer war von der „Philharmoniſchen Geſellſchaft“ in London. Sämmtlich luden ſie Beethoven dringend und unter glänzenden Bedingungen ein, ſo bald als möglich einmal nach England zu kommen, wo er mit Enthuſiasmus empfangen werden würde. Die Aufführung ſeiner großen Werke ſtellte dabei eine reiche Einnahme in Ausſicht.

„Und was denken Sie zu machen?“ — frug Schindler durch das Buch.

„Was ich zu machen denke?“ — rief Beethoven und ſeine Augen voll unergründlicher Tiefe der Empfindung blitzten lebhaft auf. — „Nun, ich werde unter jeder Bedingung im kommenden Herbſte die Reiſe dahin antreten; und Sie, Schindler, Sie müſſen mich begleiten!“

Schindler willigte mit Freuden ein.

„Dann“ — fuhr Beethoven animirt fort — „führt uns die Reiſe auch durch die Rheinprovinzen. Ich ſehe mein liebes, herrliches Heimathland wieder; in Bonn beſuchen wir Wegeler und ſeine liebe Frau, einſt meine kleine Schülerin Eleonore von Breuning, Vater Ries und den würdigen Simrock! .... O, es wird ſchön und .... ehrenvoll iſt die Einladung auch.“

Schindler nickte dem Meiſter freundlich zu; aber ſeine Seele durchſchnitt ein tiefes Weh: ſein klarer

Blick ſagte ihm ja, daß auch dießmal aus der Reiſe nichts werden würde, einmal des körperlichen Zuſtandes wegen, in dem ſich Beethoven befand und dann .... es gingen bereits ſchon jetzt ſo böſe Nachrichten über ſeinen Neffen um .....

In dieſem Augenblicke trat Kugler ein, und meldete vermittelſt einer Viſitenkarte, die Gräfin Schafgotſch, eine alte Bekannte und Verehrerin des Maeſtro's.

Beethoven empfing ſie in ſeiner kleinen, dunkelen, räucherigen Wohnung, bei ſeinem noch nicht vollendeten Mittageſſen mit eben ſo großer Unbefangenheit, als bewege er ſich, wie ſeiner Zeit, im Palaſte Lichnowsky's. Der Gräfin freilich hielt es ſchwer ihr Staunen über die elende Umgebung des großen Mannes zu unterdrücken; doch was war man bei Beethoven nicht alles gewohnt! Auch dies konnte ja eine geniale Laune des ſonderbaren Mannes ſein. Hatte er doch erſt im Frühjahre des vergangenen Jahres die herrliche Wohnung, die ihm Baron von Pronay auf ſeiner ſchönen Villa in dem freundlichen Hetzendorf eingeräumt, über Hals und Kopf verlaſſen, nur — weil der Baron, ſo oft er ihm begegnete, zu tiefe Complimente vor ihm machte!*)

Bei Beethoven war Alles möglich; die Gräfin fand ſich daher auch bald in dieſen Anſchein der

*) Thatſache. Schindler: S. 132.

Dürftigkeit. Ach! sie konnte ja nicht ahnen, daß der Mann ihrer Bewunderung hier nicht aus dem Elend herauskommen konnte, weil er seinem rohen und schmutzigen Hausherrn den halbjährigen Hauszins noch schuldig war; — sie konnte nicht ahnen, daß das Mittagessen, das noch zum Theile vor ihm auf dem Tische stand, von dem Gelde bestritten sei, was heute Morgen die Haushälterin vorgeschossen. Es fiel ja Niemanden ein, die Zukunft des außerordentlichen Mannes sicher zu stellen und behaglich zu machen. Es dachte ja keine Seele auf Gottes weiter Welt daran, ihn für seine allbewunderten Arbeiten zu erfrischen, und sorgenfrei zu halten!

Beethoven war ja von der Welt vergessen! Und doch brachte ihm das Schicksal hier eine der schönsten Minuten in seinem Leben.

Die Gräfin Schafgotsch kam nämlich aus Warmbrunn in Schlesien; aber nicht nur die Sehnsucht, Beethoven wieder zu sehen, hatte sie heute veranlaßt, den Meister aufzusuchen, sie brachte ihm auch etwas mit, was ihm willkommen sein mußte. Es war dies seine erste Messe mit einem neuen, von einem dortigen Musikdirektor, Herrn Scholz, verfaßten deutschen Texte.

Als dies Beethoven erfahren, griff er rasch nach dem Manuscript, öffnete es und durchflog seine Zeilen.

Tiefe Stille trat ein. Schindler und die Gräfin

blickten mit liebevollem Interesse auf den gefeierten Mann, dessen Haar die Stürme des Lebens bereits gebleicht, in dessen markirten Zügen die Marmorfaust des Schicksals den Ausdruck so manch' großen Schmerzes, eines so tiefen, schweren Leidens, ausgeprägt.

Und Beethoven las und las mit steigender Aufmerksamkeit und Theilnahme. Als er aber zu dem „Qui tollis" kam, da liefen ihm — der sonst nie weinte — plötzlich Thränen aus den Augen. Er mußte, überwältigt von seinen Gefühlen, aufhören, aber leuchtenden Auges, den Blick begeistert nach Oben gewandt, rief er aus:

„O welch' unbeschreiblich schöner Text! — Ja, so habe ich gefühlt, als ich dies schrieb!" *)

Und Beethoven blieb den ganzen übrigen Tag schweigend und in sich gekehrt. Eine neue Saite in seinem Inneren war wunderbar angeschlagen worden und tönte ebenso wunderbar nach. Die Gräfin empfahl sich; auch Schindler rief sein Beruf ab: Beethoven war wieder allein — — — und er konnte es ungenirt bleiben — — — denn — — — Wien hatte ihn ja vergessen!

---

*) Thatsache.

Die drei Hatti-Scherife.

Ludwig van Beethoven — der nun seit zehn Jahren taub — hatte seine neunte Symphonie, diesen musikalischen Riesenbau, diesen Coloß der Colosse, vollendet.

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!" — hatte ihm das eigene Schicksal zugerufen, war ihm aus Göthe's großartigster Schöpfung in wunderbarem Echo wiedergeklungen!

Der Gedanke seiner neunten Symphonie war der im großartigsten Sinne aufgefaßte Kampf: der nach Licht, Freiheit und Göttlichkeit ringenden eigenen Seele, gegen den Druck des Irdischen, des Niederen, des an den Staub Fesselnden.

Aber welch' ein edler Trotz, welch' eine männliche Energie des Widerstandes zeigt sich hier gegenüber diesem gewaltigen Feinde aller Staubgeborenen.

Kampf — ein einziger langer Kampf war Beethoven's ganzes Leben; Kampf — ein einziger langer Kampf, iſt auch das deine! Horch! . . . rauſcht es hier nicht vorüber an deinem Ohr? In einzelnen Lichtblicken erkennen wir das wehmüthig ſüße Lächeln des Glücks, das uns zu ſuchen ſcheint, nach deſſen Beſitz wir ringen und von deſſen Erreichen uns jener tückiſche, mächtige Feind zurückhält, mit ſeinen nächtigen Flügeln uns umſchattend, ſo daß wir in finſteres Brüten verſinken, das ſich aber bald wieder zum trotzigen Widerſtande zu neuem Ringen gegen den freuderaubenden Dämon zu erheben vermag.

So auch bilden Gewalt, Widerſtand, Aufringen, Sehnen, Hoffen, faſt Erreichen, wieder Verſchwinden, neues Suchen, neues Kämpfen die Elemente der raſtloſen Bewegung dieſes coloſſalen Tonſtückes.

Aber wer? . . . wer? . . . und wäre er ein Halbgott, iſt immer und immer dieſem Rieſenkampfe gewachſen? Ruft nicht ſelbſt Fauſt, in einen Zuſtand gänzlicher Freudloſigkeit herabgeſunken, ermattet aus:

Nur mit Entſetzen wach' ich morgens auf:
Ich möchte bitt're Thränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht einen Wunſch erfüllen wird, nicht Einen!
Der ſelbſt die Ahnung jeder Luſt
Mit eigenſinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Bruſt
Mit tauſend Lebensfratzen mindert.

Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen!
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und ſo iſt mir das Daſein eine Laſt,
Der Tod erwünſcht, das Leben mir verhaßt."

Und wer hat nicht in ſeinem Leben Momente gehabt, in welchem ſeine Seele ebenſo aufſchrie, wie hier Fauſt? Beethoven gewiß! .... Und dieſe Momente eines gänzlich freudloſen in ſich Zuſammenſinkens nach gewaltigem Kampfe, mit welcher furchtbaren Genialität treten ſie Dir in dieſer Tonſchöpfung entgegen. Wie wächſt dieſe dürſtere freudloſe Stimmung, zu rieſenhafter Größe an! Scheint ſie nicht das All zu umſpannen, um in furchtbar erhabener Majeſtät Beſitz zu nehmen von der ganzen Welt?

O nur ein Beethoven — ſo gräßlich geſchlagen in ſeiner Taubheit, ſo vernichtet in faſt allen ſeinen Hoffnungen und Erwartungen, ſo einſam, ſo ausgeſtoßen, ſo verlaſſen von der Welt — o nur ein Beethoven konnte dies componiren.

Und doch? iſt es nicht eine wilde Luſt, die uns plötzlich mit den Rhythmen des Scherzo's ergreift? Iſt es nicht eine neue Welt, in die wir eintreten, in der wir fortgeriſſen werden zum Taumel, zur Betäubung?

Es iſt als ob wir, von der Verzweiflung getrieben, vor ihr flöhen, um in ſteten raſtloſen Anſtrengungen ein neues unbekanntes Glück zu erjagen. Es iſt die Stimmung des Fauſt in den Worten:

Von Freude ſei nicht mehr die Rede; ....
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichen Genuß! —
„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit"
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!

Aber nein! nein! die Tiefen der Sinnlichkeit hat Beethoven nie gekannt. Groß, rein, himmliſch-beſänftigend löſen jetzt die Töne den Trotz des Titanen, den wilden Drang der menſchlichen Natur. Der gewaltige Geiſt des Maeſtro's erhebt ſich zur höchſten Stufe ſittlicher Reinheit; aber in dieſer Erhebung liegt auch die Erinnerung an die Ideale, an das Glück früherer Zeiten:

„Sonſt ſtürzte ſich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernſter Sabbathſtille."

Und mit dieſer Erinnerung verſchwiſtert ſich eine ſüße Sehnſucht. Es iſt das Sehnen der Liebe, das ja immer in des Meiſters Herz gewohnt; aber .... ach! .... nur ſo wenig, nur ſo kurze Erfüllung fand!

Wie ſie ſich umſchlingen, Liebe und Hoffnung, um mit ſanfter Gewalt das gemarterte Herz zu bewältigen:

„Was ſucht ihr mächtig und gelinde
Ihr Himmelstöne mich im Staube?"

So ſcheint das noch zuckende Herz mit ſanftem Widerſtreben ſie von ſich abwehren zu wollen; aber

ihre Macht iſt größer, als der ſtolze Trotz deines Inneren. Ueberwältigt wirfſt du dich dieſen holden Boten des einzig wahren Glückes in die Arme:

„O tönet fort, ihr ſüßen Himmelslieder,
Die Thräne quillt, ... die Erde hat mich wieder!“

Aber mögen nun auch Stürme die Blüthe der kleinen Erdenliebe wieder knicken: aus dieſer Erdenliebe wächſt die große göttliche Allliebe hervor, wie die Ceder aus der Erde des Libanon. Die Schlacken des Irdiſchen fallen; der Geiſt ſchwingt ſich empor und durch die Sphären rauſcht es:

„Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was der Erde Schmerz getheilt;
Alle Weſen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.“

Und in erhabenſter Begeiſterung umarmen wir das ganze Menſchengeſchlecht und blicken auf zu dem Ewigen, der, ein alliebender Vater, über dem Univerſum thront.

„Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!“

Dies ist die Idee der neunten Symphonie Ludwig van Beethovens!*) Es ist: das titanische schmerzdurchwühlte Ringen der einsamen Seele nach dem, jedem Menschenherzen schon durch die Geburt versprochenen, Glück, und das siegreiche Erringen dieses Glückes, in dem Gewinn der höchsten und edelsten Lebensanschauung.

Furchtbar groß steht dieses Riesenwerk auch in Beziehung der Musik da. Aber Beethoven war bereits zehn Jahre taub: „es ist eine geistige Musik, nicht mehr eine, deren Inhalt vollständig im Gebiete des Klanges zur Erscheinung kommt." **) Ungebunden, weltstürmend, griff der Weltstürmende in das Ungebundene, Form- und Maaßlose.

Es ist nicht möglich einen größeren Gegensatz zu finden, als diese Musik und jene Rossini's; aber es ist auch natürlich, daß Rossini's leichte, einschmeichelnde Melodien die Menge ebenso anziehen mußten, wie Beethoven's colossale, auf Gedanken aufgebaute, Schöpfungen den Meisten unverständlich blieben, ja sie abstießen. Aber hatte denn Beethoven nur diese Sphinx in das Leben gesetzt? war und blieb er nicht in seinen zahllosen übrigen Schöpfungen der

*) Wagner. Ernst von Elterlein: Beethoven's Symphonien S. 67—69.

**) Brendl: in seiner Musikgeschichte.

erſte, der unerreichte Meiſter der Töne? War er nicht der Liebling Wien's, des Adels und des Volkes geweſen? Warum ihn jetzt ſo ganz und gar verrathen und verkaufen?

Doch nein! noch gab es auch in Wien Herzen, die anders dachten! —

Beethoven ſaß eben an ſeinem Schreibtiſche; aber .... er componirte nicht. Den Kopf auf den Arm geſtützt, blickte er regungslos vor ſich hin, während ſich ein herber Schmerz in ſeinen Zügen malte.

Er hatte einen Bericht über ſeinen, als Sohn angenommenen Neffen geleſen, und dieſer Bericht war es, auf den er noch jetzt finſter hinſtarrte. Der Knabe reifte zum jungen Manne; aber wie wenig entſprach er den ſtolzen Hoffnungen, die einſt ſein Oheim auf ihn geſetzt. Leichtſinnig im höchſten Grade, that er nirgends gut, und da er ſich ſtets, trotz dem ſtrengen Verbote ſeines Adoptivvaters, mit ſeiner Mutter in geheimer Verbindung zu halten wußte und durch dieſe mit Geld verſehen wurde, ſo blieben die tollſten und übermüthigſten Streiche nicht aus.

Aber auf dies Ueberſchäumen des Jugendmuthes allein würde man wohl ſo keine Bedeutung gelegt haben — es iſt ja begründet in der Natur des Menſchen — wenn ſich nicht allen ſeinen Streichen eine unverkennbare Bosheit und Verdorbenheit beigemiſcht hätte. Klagen auf Klagen liefen ein und waren oft

der Art, daß sie das reine Gemüth, das so väterlich gesinnte Herz Beethoven's auf das Tiefste und Empfindlichste verletzten.

Dies hatte auch wieder der vorliegende Bericht gethan; und doch war sich der Meister bewußt, daß er nichts versäumt habe, um aus dem Neffen einen recht tüchtigen und braven Menschen heranzubilden.

Beethoven opferte für den Neffen alles was er besaß, ... er darbte sogar, damit jenem nur nichts entgehe. Wie schwer, wie hart, wie niederdrückend mußte ihn da der Undank eines geliebten Wesens treffen, das noch dazu das einzige Glied seiner Verwandtschaft war, das seinem Herzen wirklich nahe stand. Bruder Johann hatte ja längst, wenn nicht die Bruderliebe, doch seine Achtung verscherzt.

Beethoven seufzte tief auf. Der Schmerz wollte ihm das Herz abdrücken. So ganz und gar von der Welt verlassen und vergessen, hatte er auf den Neffen alle seine Hoffnung, alle seine Liebe gesetzt und nun brach auch diese Hoffnung zusammen.

Er stand auf und ging in seinem kleinen düstern Zimmer einigemale auf und ab. Es kam ihm fast vor, als ob ein Fluch auf seinem Haupte ruhe.

Seine Julie war seit lange — seit jenem unglücklichen Duell Pallhorst's mit ihrem Gatten — von Wien entfernt. Gallenberg, jetzt im Besitze eines auswärtigen Gesandtschaftspostens, war ent-

ſchloſſen, nicht mehr nach Wien zurückzukehren. Julie Guicciardi, ſeine große, ſchöne, ideale Liebe war alſo unwiederbringlich für ihn verloren! — — — und nun auch, wie es immer mehr den Anſchein gewann, ſollte ſeine letzte, ſchöne Lebenshoffnung ſinken.

Beethoven trat an das Fenſter und ſah lange, in tiefen Gedanken verloren, dem Fluge der vorüberziehenden Wolken zu, dann trat er mit ruhiger, würdiger Entſchloſſenheit an den Tiſch und ſchrieb zwei Briefe: eine Antwort auf den Bericht und einen Brief voll liebender Ermahnung an ſeinen Neffen.

Als ſie vollendet, geſiegelt und überſchrieben waren, legte er die Feder weg .... das Gefühl einer namenloſen Einſamkeit und Verlaſſenheit kam über ihn. Beethoven dachte mit Sehnſucht an den Tod! —

Nach einer halben Stunde während welcher der Meiſter unbeweglich dageſeſſen, trat Kugler ein. Seine Meldung im Converſationsbuche lautete dahin: daß ſich eine Deputation im Vorzimmer befinde, die dem Herrn van Beethoven ein Schreiben zu überreichen habe.

„So laß Er ſich das Schreiben geben!“ — ſagte Beethoven trübe.

„Die Herren wollen den Herrn Capellmeiſter ſelbſt ſehen“ — ſchrieb Kugler — „und Antwort auf das Schreiben haben.“

„Ich bin unwohl!“ — sagte der Maestro — „und will das Schreiben erst allein lesen.“

Nach einigen Minuten brachte Kugler das Schreiben. Die Deputation hatte sich empfohlen.

Als Herr Musikdirektor Schindler einige Minuten später eintrat, fand er Beethoven mit dem Briefe in der Hand.

„Ich habe da eben ein Promemoria erhalten!“ sagte er ruhig — „lesen Sie es einmal!“ — Und damit stellte sich Beethoven abermals an das Fenster und blickte dem Zuge der Wolken nach, der fast gespensterisch in seltsamen Formen und Gebilden dahineilte.

Musikdirektor Schindler nahm das Papier und las: *)

„An den Herrn Ludwig van Beethoven!“

„Aus dem weiten Kreise, der sich um Ihren Ge-
„nius in seiner zweiten Vaterstadt in bewundernder
„Verehrung schließt, tritt heute eine kleine Zahl von
„Kunstjüngern und Kunstfreunden vor Sie hin, um
„längstgefühlte Wünsche auszusprechen, lange zurück-
„gehaltenen Bitten ein bescheiden freies Wort zu
„geben.

---

*) Thatsache, wie denn auch das ganze Promemoria wortgetreu wiedergegeben ist, da es so recht Beethoven's damalige Situation beurtheilen läßt.

Schindler: S. 144—148.

Marx: II. Thl. S. 318. Oulibicheff: pag. 81.

„Doch, wie die Anzahl der Wortführer nur ein „geringes Verhältniß ausdrückt zu der Menge derer, „die Ihren Werth, und was Sie der Gegenwart und „einer kommenden Zeit geworden sind, freudig erken„nen; so beschränken auch jene Wünsche und Bitten „sich keineswegs auf die Zahl der Sprecher für so „viele Gleichgesinnte, und es dürfen diese Namen Alle, „denen Kunst und Verwirklichung ihrer Ideale mehr „als Mittel und Gegenstand des Zeitvertreibes sind, „behaupten, daß, was sie wünschen, von Unzähligen „gewünscht, was sie bitten, von Jedem, dessen Brust „ein Gefühl des Göttlichen in der Musik belebt, laut „und im Stillen wiederholt wird.

„Vorzüglich sind es die Wünsche vaterländischer „Kunstverehrer, die wir hier vortragen; denn ob auch „Beethoven's Name und seine Schöpfungen der „gesammten Mitwelt und jedem Lande angehören, „wo der Kunst ein fühlendes Gemüth sich öffnet, darf „Oesterreich ihn doch zunächst den Seinigen nennen. „Noch ist in seinen Bewohnern der Sinn nicht erstor„ben für das, was im Schooße ihrer Heimath Mozart „und Haydn Großes und Unsterbliches für alle „Folgezeit geschaffen, und mit freudigem Stolze sind „sie sich bewußt, daß die heilige Trias, in der jene „Namen und der Ihrige als Sinnbild des Höchsten „im Geisterreich der Töne strahlen, sich aus der Mitte „des vaterländischen Bodens erhoben hat.

„Um je ſchmerzlicher aber müſſen ſie es fühlen, daß „in dieſe Königsburg der Edelſten, fremde Gewalt ſich „eingedrängt, daß über den Hügeln der Verblichenen „und um die Wohnſtätte des Einzigen, der aus jenem „Bunde uns noch erübrigt, Erſcheinungen den Reigen „führen, welche ſich keiner Verwandtſchaft mit den „fürſtlichen Geiſter des Hauſes rühmen können; daß „Falſchheit Namen und Zeichen der Kunſt mißbraucht, „und im unwürdigen Spiel mit dem Heiligen, der „Sinn für Reines und ewig Schönes ſich verdüſtert „und ſchwindet.

„Mehr und lebendiger als je zuvor, fühlen ſie da„her, daß gerade in dieſem Augenblick ein neuer Auf„ſchwung durch kräftige Hand, ein neues Erſcheinen „des Herrſchers auf ſeinem Gebiete, das Eine ſei, „was Noth thut. Dieſes Bedürfniß iſt es, was ſie heute „zu Ihnen führt und Folgendes ſind die Bitten, die „ſie für Alle, denen dieſe Wünſche theuer ſind, und „im Namen vaterländiſcher Kunſt an Sie richten.

„Entziehen Sie dem öffentlichen Genuſſe, entziehen „Sie dem bedrängten Sinne für Großes und Vollen„detes nicht länger die Aufführung der jüngſten Mei„ſterwerke Ihrer Hand.

„Wir wiſſen, daß eine große kirchliche Compoſition „ſich an jene erſte angeſchloſſen hat, in der Sie die „Empfindungen einer, von der Kraft des Glaubens

„und von dem Lichte des Ueberirdiſchen durchdrun-
„genen und verklärten Seele verewigt haben.

„Wir wiſſen, daß in dem Kranze Ihrer herrlichen
„und unerreichten Symphonien eine neue Blume glänzt.

„Seit Jahren ſchon, ſeit die Donner des Sieges
„von Vittoria verhallten, harren wir und hoffen, Sie
„wieder einmal im Kreiſe der Ihrigen neue Gaben
„aus der Fülle Ihres Reichthums ſpenden zu ſehen.

„Täuſchen Sie nicht länger die allgemeine Er-
„wartung! Erhöhen Sie den Eindruck Ihrer neueſten
„Schöpfungen durch die Freude, zuerſt durch Sie ſelbſt
„mit Ihnen bekannt zu werden! Geben Sie es nicht
„zu, daß ihre jüngſten Kinder an ihrem Geburtsorte
„einſt vielleicht als Fremdlinge, vielleicht von ſolchen,
„denen auch Sie und Ihr Geiſt fremd ſind, einge-
„führt werden! Erſcheinen Sie baldigſt unter Ihren
„Freunden, Ihren Verehrern und Bewunderern!

„Dies iſt unſere nächſte und erſte Bitte.

„Aber auch andere Anſprüche an Ihren Genius
„ſind laut geworden.

„Die Wünſche und Erbietungen, die vor länger
„als einem Jahre von der Leitung unſerer Hof-Opern-
„bühne, dann von dem Vereine öſterreichiſcher Muſik-
„freunde an Sie ergangen, waren zu lange der ſtille
„Wunſch aller Verehrer der wahren Kunſt und Ihres
„Namens, erregten der Hoffnungen und Erwartungen
„zu viele, als daß ſie nicht nahe und ferne die ſchnellſte

„Verbreitung gefunden, nicht die allgemeinſte Theilnahme
„erweckt hätten.

„Die Poeſie hat das Ihre gethan, ſo ſchöne Hoff-
„nungen und Wünſche zu unterſtützen. Ein würdiger
„Stoff von geſchätzter Dichterhand, gewärtiget, daß Ihre
„Phantaſie ihn in das Leben zaubert.

„Laſſen Sie jene innigen Aufforderungen zu ſo
„edlem Ziele nicht verloren ſein! Säumen Sie nicht
„länger, uns die entſchwundenen Tage zurückzuführen,
„wo Polyhymniens Geſang die Geweihten der Kunſt,
„wie die Herzen der Menge gleich mächtig ergriff und
„entzückte!

„Sollen wir Ihnen ſagen, mit wie tiefem Be-
„dauern Ihre Zurückgezogenheit längſt gefühlt worden?
„Bedarf es der Verſicherung, daß, wie alle Blicke ſich
„hoffend nach Ihnen wandten, Alle trauernd gewahr-
„ten, daß der Mann, den wir in ſeinem Gebiete vor
„Allen als den Höchſten unter den Lebenden nennen
„müſſen, es ſchweigend anſah, wie fremdländiſche Kunſt
„ſich auf deutſchen Boden auf den Ehrenſitz der
„deutſchen Muſe lagert, deutſche Werke uns im Nach-
„hall fremder Lieblingsweiſen gefallen, und wo die
„Trefflichſten gelebt und gewirkt, eine zweite Kindheit
„des Geſchmackes dem goldenen Zeitalter der Kunſt
„zu folgen droht?

„Sie allein vermögen den Bemühungen der Beſten
„unter uns einen entſcheidenden Sieg zu ſichern. Von

„Ihnen erwartet der vaterländiſche Kunſtverein und „die deutſche Oper neue Blüthen, verjüngtes Leben, „und eine neue Herrſchaft des Wahren und Schönen „über die Gewalt, welchem der Modegeiſt des Tages „auch die ewigen Geſetze der Kunſt unterwerfen will.

„Geben Sie uns Hoffnung, die Wünſche Aller, zu „denen je die Klänge Ihrer Harmonien gedrungen „ſind, baldigſt erfüllt zu ſehen!

„Dies iſt unſere angelegentlichſte zweite Bitte.

„Möge das Jahr, das wir begonnen, nicht endi„gen, ohne uns mit den Früchten unſerer Bitten zu „erfreuen, und der kommende Frühling, wenn er der „erſehnten Gaben eine ſich entfalten ſieht, für uns „und die geſammte Kunſtwelt zur zweifachen Blüthen„zeit werde.“

Wien, im Februar 1824.

Gezeichnet:

Fürſt Karl Lichnowsky.
Artaria & C.
v. Hauſchka.
M. J. Leidensdorf.
J. E. v. Wayna.
Andreas Streicher.
Anton Halm.
Abbé Stadler.
v. Felsberg, Hofſekretär.

Graf von Stockhammer.
A. Diabelli.
Graf Palfy.
Freiherr von Schweiger.
Graf Czernin, Oberſtkämmerer.
Moritz, Graf v. Fries.
J. F. Caſtelli,
Prof. Reinhardſtein.
Chr. Kuffner.
Uchammer.
Steiner v. Felsburg.
Graf Dietrichſtein.
Edler v. Moſel, k. k. Hofrath.
Karl Czerny.
Graf Moritz Lichnowsky.
v. Imeskall.
Hofrath Kieſewetter.
Dr. Sonnleithner.
Steiner & Comp.
Lederer.
J. U. Pihler.

Schindler hatte vollendet, ſeine Augen ſtrahlten vor Freude. Auch Beethoven war tief bewegt.

„Es iſt doch recht ſchön! .... Es freut mich!“ — ſagte er jetzt, ſich dem Freunde zukehrend.

Schindler nickte bejahend mit dem Kopfe und ſchrieb in das Converſationsbuch: daß Beethoven

auch überzeugt ſein könne, die hinreichende Unterſtützung zu finden, wenn er ſich entſchließen wolle, ſeine neueſten Werke recht bald in einem Concerte aufführen zu laſſen."

„Ach was!" — rief Beethoven, nachdem er geleſen, was der Freund geſchrieben. — „Sie wollen mich ja nicht mehr. Ich tauge nicht mehr in dieſe Zeit der Ballete und Rouladen!" — Roſſini! Roſſini! iſt die Looſung. — Fort in die Rumpelkammer mit Beethoven und Sebaſtian Bach. Wir brauchen keine Gedanken, keine Tiefe, keine Größe! .... Könnt auch den Mozart dazu werfen! Roſſini ſoll leben und ſein Gedudel! Wiſſen Sie" — rief Beethoven dann mit einem bitteren Lachen zu Schindler hingewandt — „wiſſen Sie, mein Lieber, wann aus dem Roſſini ein großer Componiſt geworden wäre?"

„Nun?"

„Wenn ihm ſein Lehrer öfters einen Schilling ad posteriora applicirt hätte!" *)

„Aber" — ſchrieb Schindler in das Buch — „Sie erſehen ja aus dem Promemoria, wie ſehnlichſt man der Aufführung Beethoviſcher Muſik entgegenſieht."

„Ein paar Menſchen!" — ſagte der Meiſter traurig. — „Was ſoll das? Und was ſoll ich aufführen

*) Beethoven's eigene Worte. Schindler: S. 138. Unter „Schilling" verſteht man in Süddeutſchland eine Tracht Schläge.

laſſen? den „Fidelio?“ ... den können ſie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören.“

„Symphonien?“ — ſchrieb Schindler.

„Die verſtehen ſie nicht, und nehmen ſich auch keine Zeit dazu, ſie zu ſtudiren. Die Concerte? Da ergelt jetzt Jeder nur ab, was er ſelbſt gemacht hat. Die Solo-Sachen? ... Die ſind hier längſt aus der Mode ... und die Mode thut alles!“ ....

„Sie urtheilen zu hart!“ — ſchrieb Schindler.

„Nein! nein!“ — rief Beethoven entſchieden. — „Das Publikum lebt in einem oberflächlichen Sinnentaumel; der Geiſt der Muſiker hat ſich verändert ... und beide ... ſind für etwas Großes nicht mehr empfänglich!“

Beethoven ſchwieg, ... las das Schreiben noch einmal, dann ſagte er ruhiger:

„Gehen wir in's Freie!“

Aber welche Intriguen, welche Hinderniſſe nun, als Beethoven ſeinen Freunden und Verehrern endlich nachgegeben! Muſik-Direktor Schindler, dem Beethoven die ganze Aufführung der Sache übertragen, konnte, trotz ſeinem edlen Feuereifer, der Ränke und Machinationen faſt nicht Herr werden. Und außerdem? ... Die Aufführung ſollte im Hoftheater nächſt dem Kärnthner-Thore ſtattfinden. Aber wie nun den

Administrator desselben und Beethoven in ihren Anforderungen einigen? Es war, als ob Feuerstein und Stahl auf einander träfen: immer Funken! aber kein Nachgeben, weder auf der einen noch auf der anderen Seite!

Wochen vergingen und es kam zu nichts! Schindler — die edelste, reinste Begeisterung für Beethoven im Herzen — lief, schrieb, sprach und mühte sich Tag und Nacht ab ... es kam zu nichts!

Um sich daher endlich der Zustimmung des einen der contrahirenden Theile, um sich der Zustimmung Beethoven's zu versichern, ersuchte Schindler den Grafen Lichnowsky und Herrn Schuppanzigh, in einer und derselben Stunde mit ihm bei Beethoven zusammenzutreffen; jedoch sollte dies wie zufällig geschehen, damit der Maestro das Absichtliche dabei nicht merke.

Der Plan gelang vortrefflich: Beethoven wurde in Scherz und Ernst dahin gebracht, seine Forderungen kategorisch auszusprechen und die schriftlich aufgesetzte Zusage zu unterschreiben.

Die Freunde jubelten im Geheimen. Sie hatten es dahin gebracht, Beethoven's Ruhm und Name bei den Wienern und der Welt wieder aufzufrischen — sie hatten es jetzt in der Hand, dem würdigen Meister, auch in pecuniärer Beziehung eine reiche Anerkennung zu verschaffen .... da .... errieth Beetho-

ven, was geſchehen; ſein, durch die zehnjährige Taubheit und vielen traurigen Lebenserfahrungen bis zum Aeußerſten geſteigertes Mißtrauen bäumte ſich hoch auf; wo die treueſte, reinſte Liebe und Vorſorge gewirkt, erſchien ihm Falſchheit und Verrath und in faſt fiebriſcher Aufregung ſchrieb der ſonſt ſo große und herrliche Mann die nachſtehenden drei ſultaniſchen **Hatti-Scherifs**, die auch ſogleich an ihre Adreſſe abgingen:

An den Grafen Moritz Lichnowsky!

„Falſchheit verachte ich. Beſuchen Sie mich nicht mehr. Akademie (Concert) hat nicht ſtatt."

„Beethoven."

An Herrn Schuppanzigh!

„Beſuchen Sie mich nicht mehr. Ich gebe keine Akademie." „Beethoven."

An Herrn Schindler!

„Beſuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen laſſe. Keine Akademie." „Beethoven."*)

*) Thatſache. Schindler: S. 151. 152.

Ganz allein!

Es iſt etwas Eigenthümliches mit den verſchiedenen Charakteren der Menſchen! welche ſeltſamen, eigenthümlichen, räthſelhaften, pſychologiſchen Erſcheinungen treten uns in dieſer Beziehung oft entgegen.

Der Oberflächliche freilich wird über dies Seltſame, Eigenthümliche und Räthſelhafte nur leichthin lächeln und . . . vorübergehen; den Denkenden aber wird das tiefere Eindringen in eine ſolche Erſcheinung anziehen. Er wird hier, wie überall in der Natur und in dem Leben auf den Kern der Sache zu dringen verſuchen, die Geſtaltung des wunderbar ſcheinenden im Reiche des Geiſtes erkennen wollen.

Der Menſch fühlt, denkt, ſpricht, handelt, ſchreitet ein — ſtoßweiſe.

Er will nämlich — von dem Erwachen ſeines Verſtandes an, bis zu dem Alter der Ermüdung und

Abſtumpfung — fortſchreitend je einen Bezirk des Lebens und der Welt auf einmal in den Bereich ſeines Gefühles oder ſeines Geiſtes aufnehmen, ihn mit ſeiner Kraft erfüllen, durchbrechen und organiſiren.

Wie er nun das Anrückende nach ſeinem angeborenen Temperamente und nach ſeiner anerzogenen Art und Gewohnheit annimmt, wie er den obwaltenden Beſchränkungen der Aufnahme begegnet, ob er der leiſen Gewalt oder dem Stoße vertraut, ob er ruhig verſchreitet oder mit Keulen dreinſchlägt, ob er nur das Nächſte zu ſehen oder tiefer einzudringen gewohnt iſt .... darnach beſtimmt ſich die Art ſeiner Handlungen oder Gegenwirkungen.

Die Anſchauung der Welt aber beſtimmt ſich durch das, was er ſelbſt von der Welt will!

Er ſchaut, denkt, lieſt ſich in die Welt hinein, und zieht dieſe dann, nach ſeiner Denkungsweiſe wieder an ſich. Die einfache Folge davon iſt, daß er die Welt durch und durch und vom Größten bis zum Kleinſten ſo organiſirt haben möchte, daß ſie ſeinem Bilde, ſeinen Wünſchen, ſeinen Fertigkeiten, ſeinen Neigungen entgegenkäme und Raum ließe.

Daher verräth jeder Menſch am eheſten ſeinen Charakter, wenn er dazu gebracht wird, ſeinen Haupt- und Lebenswunſch unumwunden auszuſprechen, und in dieſem Sinne iſt denn auch das Leben eines Menſchen der Weg zu ſeinem höchſten Gute.

Beethoven's höchster Wunsch war nun von jeher die Einführung der Platon'schen Republik und seine Welt war nie etwas anderes, als eine Welt der Ideale. Die Platon'sche Republick wünschte er aber nicht allmälig, sondern durch Napoleon eingeführt, weil er selbst etwas Napoleonisches in sich hatte. Da er aber zugleich in der Wirklichkeit, statt seine Ideale zu finden, stets mit der menschlichen Nüchternheit hart zusammenstieß, so mußte ganz natürlich bei seinem angeborenen Trotz und seinem unseligen körperlichen ihn ganz aus- und abschließenden Leiden, eine Verbitterung eintreten, die ihn zu den bizarresten Schritten verleitete.

Hier nun liegt auch der Schlüssel zu den drei sultanischen Hatti-Scherife an Graf Lichnowsky, Schuppanzigh und Schindler. Aber kannten denn diese drei edlen Männer den armen, tauben, vom Schicksal gefolterten Beethoven nicht längst? Wohl kannten sie ihn, und ihre Liebe und Verehrung ließ sie auch diese Machtbefehle lächelnd überwinden.

Schindler sagt selbst: „Die seidene Schnur schickte Beethoven jedoch nicht mit, folglich blieben wir alle Drei am Leben, ließen seinen Grimm verhallen und fuhren fort, für sein Bestes zu sorgen, einer den andern hierin unterstützend."

Und so kam denn auch das Concert wirklich zu Stande. Der Saal war gedrängt voll, die Brutto-

Einnahme betrug Zwei Tausend Zweihundert und zwanzig Gulden Wiener W., davon ab 1000 Gulden für den Saal und die Theater-Administration, 800 Gulden die Copiatur; mithin blieb für Beethoven die elende Summe von 420 Gulden. Alle Logen waren besetzt, nur eine Loge im ganzen Theater blieb leer, es war — — die kaiserliche!*)

Bei der Wiederholung war der Saal nicht zur Hälfte gefüllt, so daß die Administration noch achthundert Gulden aus ihrer Tasche drauf legen mußte. Deste mehr jauchzte Wien dem italienischen Gurgler Signor David zu, wenn er die beliebte Cavatine „Di tanti palpiti" sang.

Beethoven war auf das Tiefste gekränkt und erschüttert. Die übelste Laune bemächtigte sich seiner, so daß er fast für Niemanden mehr zugänglich war. Aber auch das war Johann van Beethoven nicht genug. Noch tiefer herab mußte seine Bosheit den Bruder drücken, noch elender mußte er den, schon an und für sich so Unglücklichen machen. Ludwig hatte ja namentlich einen Freund und Verehrer, der dem „Gutsbesitzer" bei seinen egoistischen Absichten oft im Wege stand, dessen Einfluß auf den Maestro er fürchtete, und dies war — Musik-Direktor Schindler.

Was that daher Johann? er verdächtigte Schind-

*) Schindler: S. 153.

ler, als ob dieser edle Mann, der so ganz Begeisterung und Hingabe für Beethoven war, diesen bei dem ersten Concerte betrogen hätte. Mit teuflischer Bosheit hatte Johann diesen giftigen Samen in der tiefen Nacht des Unmuthes, die in Ludwig's Innerem jetzt herrschte, gesät. Er wußte, daß der Dämon des Argwohnes, der ja der Fluch der Taubheit ist, ihn reifen werde.

Bei einem kleinen Mittagessen das Ludwig van Beethoven wenige Tage nachher den beiden Dirigenten seiner Concerte, Capellmeister Umlauf und Schuppanzigh gab, und bei dem auch Schindler zugegen war, konnte er seinen Groll nicht länger mehr zurückhalten, und erklärte: wie ihm die Versicherung geworden, daß Schindler in Gemeinschaft mit dem Administrator, Herrn Dupert, ihn betrogen habe.

Schindler war wie vernichtet; eine solche Kränkung für so viel Liebe, Hingabe und Aufopferung war unerhört!

Vergebens wiesen ihn Umlauf und Schuppanzigh zurecht, indem sie Beethoven vorstellten, daß, da jedes Geldstück durch die Hände der beiden Theater-Cassirer gegangen, auch die Kassenrapporte genau übereinstimmten, ein Unterschleif weder denkbar noch möglich sei. Da aber Beethoven — von dem Dämonen-Argwohn beherrscht, von Johann auf das Aeußerste gereizt — dessenungeachtet seine Beschuldi-

gung nicht zurücknehmen wollte, so stand Schindler indignirt auf — — und entfernte sich mit Umlauf auf der Stelle.*)

Beethoven hatte auch diesen Freund verscherzt, er stand — wie es Johann wollte — jetzt ganz allein in der Welt!

---

*) Schindler: S. 157. 158. „Dieser Vorfall" — sagt Herr Musik-Direktor Schindler in seiner Biographie Beethoven's selbst — „möge beweisen, was es heißen wollte, ein Freund Beethoven's zu sein."

Herbstwehen.

Zwei Jahre waren vorübergegangen; von Beethoven hörte die Welt fast nichts.

Er hatte den letzten Frühling eine freundliche Wohnung in Penzing, nächst Schönbrunn, inne gehabt, aber er war hier so wenig geblieben, als sonst irgendwo.

Wohl hatte dem alten, sonderlichen, tauben, finster in sich versunkenen Manne die Wohnung zugesagt, wohl war sie freundlich und sonnig gewesen; aber es fand sich doch bald ein ganz eigener Uebelstand. Das schöne Landhaus, das Beethoven gemiethet, lag dicht am Wienflusse und über diesen führte gerade hier eine kleine, für Fußgänger bestimmte Brücke. Als sich nun das Gerücht in Penzing verbreitete, der wunderliche taube Mann mit den finsteren Zügen, den wirr und wild um den Kopf hängenden grauen Haaren und dem einfachen, fast ärmlichen Anzuge, der da im-

mer so tief in Gedanken versunken umherlaufe, ... das sei der berühmte Beethoven! .... da liefen die Leute voll Neugierde zusammen, und da sie wußten, daß der große Meister stets über die Brücke komme, so stellten sie sich oft haufenweise an dieser Brücke auf, um Beethoven zu sehen.

Nach drei Wochen hatte Ludwig van Beethoven — durch dies Anschauen genirt — Penzing verlassen und eine neue Sommerwohnung in Baden gemiethet. Das Logis in Penzing war bereits schon im Voraus mit vierhundert Gulden bezahlt gewesen.*)

Aber Frühling und Sommer flohen wie die Jugend und das schöne früchtenreiche Mannesalter geschwunden waren; der Winter aber warf Beethoven in einer schweren Krankheit nieder.

Es war jetzt ein Glück, daß er sich wenigstens mit Stephan von Breuning und Musikdirektor Schindler wieder versöhnt hatte. Ein Erkennen seiner Uebereilungen und ein aufrichtiges Streben, solche Fehler wieder gut zu machen, war ihm doch noch immer, wie in seiner Jugend, eigen und ein Bürge seines im Grunde edlen Charakters. Schindler aber, mehr noch als Breuning, konnte vergessen und wieder lieben, wo sein musikalisches „Ich" so warm verehrte und anbetete.

---

*) Thatsache.

Und wie schrecklich, wie entsetzlich einsam wäre der alternde, kranke, taube, vom Schicksal fort und fort bis zur Verzweiflung geprüfte Beethoven jetzt gewesen, wenn ihm nicht diese Freunde zur Seite gestanden; wenn nicht seine alte treue Frau Schnaps mit Kugler trotz der oft entsetzlichen Behandlung, bei ihm mit wahrhaft rührender Treue und Liebe ausgehalten hätten.

Aber gerade diese wenigen Menschen, die ihm nahe standen, mußten ja im Geiste vor Beethoven's überwältigender Größe niederfallen; denn Beethoven stand, trotz mancher Schwächen und Eigenheiten, im Kampfe mit dem Schicksale wie einer jener alten Könige und Recken da, von denen die graue Sage erzählt: kämpfend, bis der letzte Mann eines ganzen feindlichen Heeres gesunken, und der letzte Tropfen es eigenen Blutes aus den tausend klaffenden Wunden entströmt.

Beethoven's Erscheinung war eine große, in jeder Beziehung, ... auch ohne seine, noch bis heute unerreichte, musikalische Meisterschaft; denn Beethoven war einer jener wenigen gewaltigen Charaktere, die den Muth haben, mit dem Schicksale Mann gegen Mann zu ringen, ohne zu ermüden, oder je feige nachzulassen!

Und wahrlich! wer hätte denn mehr mit dem Schicksale zu ringen gehabt, als gerade er? .... Mit

welcher Wucht traf es ihn jetzt wieder in zwei gewaltigen Schlägen!

In den ersten Wochen des Jahres 1824 erhielt Beethoven von einem russischen Großen, dem Fürsten Nikolas von Galitzin, einen überaus schmeichelhaften Brief mit dem Ersuchen, für ihn ein oder zwei Quartette für Streichinstrumente gegen sehr annehmbare Bedingungen zu schreiben und sie ihm zu dediciren.

Diesem ersten folgte bald ein zweiter Brief; ähnlichen Inhaltes und merkwürdig! wie, der Sage nach, gewisse Schlangen durch ihren Anblick die zu hoffende Beute bezaubern, so schien Beethoven, an dem doch Schmeicheleien spurlos vorüber zu gehen pflegten, von jenen des russischen Fürsten befangen, ... ja bezaubert worden zu sein! Beethoven ließ sofort ein bereits angefangenes Oratorium liegen, und beeilte sich, den Wünschen des Fürsten nachzukommen.

Noch ehe aber die beiden ersten Quartette vollendet waren, ersuchte Galitzin um ein drittes, und wußte Beethoven in der That so einzunehmen, daß er weder an das beabsichtigte Oratorium, noch an die zehnte Symphonie — zu der er bereits Entwürfe gemacht hatte — noch an jenes Werk mehr dachte, welches seines Lebens höchste Aufgabe, gleichsam der Schlußstein seines künstlerischen Wirkens und Schaffens werden sollte .... und diese Auf-

gabe war ja keine andere, als .... Göthe's Fauſt in Muſik zu ſetzen.

Alle dieſe Pläne, Gedanken und Entwürfe ſchob alſo der Meiſter bei Seite, um deſto ungeſtörter jene Quartette vollenden zu können.

Fürſt Nikolas Galitzin hatte Beethoven dabei hundert und fünfundzwanzig Ducaten als Honorar zugeſagt.

Die Zeit entſchwand; die Quartette gingen ab; aber der Maeſtro, — des Geldes um ſo mehr bedürftig, als die Heranbildung ſeines Neffen wirklich Summen verſchlang — erhielt aus St. Petersburg nur Briefe mit Fragen über ſtreitige oder zweifelhafte Stellen in dieſen Quartetten, mit begeiſterten Lobeserhebungen und warmen Grüßen. An Geld .... erfolgte nicht ein Rubel.

Da kam die Krankheit, und Beethoven's finanzielle Verlegenheit wuchs. Jetzt erſt erſuchte er den Fürſten um das Honorar, indem er ihm zugleich ſeine augenblicklich drückende Lage vorſtellte.

Aber ſiehe da .... es erfolgte keine Antwort.

Beethoven ſchrieb wieder und bat zugleich den öſterreichiſchen Botſchafter, wie auch das Banquierhaus Stieglitz zu St. Petersburg in beſonderen Briefen, um ihre Verwendung bei dem Fürſten.

Keine Antwort, weder von dem Fürſten noch von dem Botſchafter.

Endlich lief ein Schreiben des Banquierhauſes ein: Fürſt Nikolas von Galitzin ſei eben zur Armee nach Perſien abgereist, ohne jedoch irgend welchen Auftrag zu einer Zahlung an Herrn van Beethoven zu hinterlaſſen. *)

Welch ein neuer empfindlicher Schlag! Beethoven kränkte indeſſen die Schändlichkeit dieſes Benehmens, der Mißbrauch ſeines Vertrauens, die feige Weiſe dieſes Diebſtahls noch mehr, als der pecuniäre Verluſt, ſo ſehr er auch damals des Geldes bedürftig war. Und doch ... was wollte das Alles gegen denjenigen Schickſalſchlag bedeuten, der ihn jetzt treffen ſollte?!

Lange ſchon ſchliff ſein böſer Dämon den Dolch, der ſein Herz tödtlich zu treffen beſtimmt war. Das Drama ſeines Lebens neigte ſich zu Ende: die Eumeniden hatten den Fluch einer Mutter — ſo ungerecht er auch war — aufgezeichnet. Mit wildem, boshaftem Jauchzen, die Brandfackeln des Unheils triumphirend über ihren Häuptern ſchwingend, umkreiſen ſie ihn näher und näher, bis der Große, der Gewaltige, der Edle unter dem Undanke eines geliebten Weſens zuſammenbricht!

Beethoven ging nach langem Krankenlager ſeiner Geneſung wieder entgegen; freilich nur langſam und wenig freudig, da große Sorgen um ſeinen, als Sohn angenommenen Neffen ihn fortwährend niederbeugten.

*) Schindler: S. 161—163.

Und dieſe Sorgen waren ja doppelter Art: indem ſie einmal die Richtung betrafen, die der Jüngling eingeſchlagen und dann die Auftreibung der Mittel, die nicht nur die Erziehung, ſondern auch der Leichtſinn des Neffen in Anſpruch nahmen.

Da ſich nun Beethoven um das Honorar der Quartette-betrogen ſah, mußte er vor allen Dingen ſuchen, eine andere Quelle der Einnahme zu finden. Er ſchloß daher mit der Muſikalien-Verlagshandlung: Gebrüder Schott in Mainz einen Vertrag ab: laut welchem dieſe Herren ihm für die „große Meſſe" und die „neunte Symphonie" ſechshundert Gulden Conv. M. zahlten; außerdem für fünf weitere Werke noch zweihundert und ſechszig Dukaten.

So ſah ſich denn der Maeſtro mit einemmale in den Beſitz einer Summe von mehr denn dreitauſend Gulden geſetzt: einer Summe, die ihn über alle Schwierigkeiten des armſeligen Lebens für lange hinweg heben konnte. Was aber that Beethoven?

„Du haſt deinen Neffen als Sohn angenommen!" — ſagte er zu ſich — „Du mußt alſo auch wie ein Vater für ihn ſorgen; ſelbſt wenn er wie bisher, all' deine Liebe und Güte mit ſchroffem Undanke lohnt."

Und Ludwig van Beethoven ging hin, legte im Stillen die ganze Summe in Staatspapieren an, und betrachtete ſie von dieſem Momente — ſowie das Uebrige, was er ſchon für den Neffen zurückgelegt —

nicht mehr als sein Eigenthum, sondern als das Erbe seines Adoptivsohnes.

Großes, edles Herz! Niemand sah diese Handlung, Niemand wußte davon, bis zu dem Momente, da Du zu schlagen aufhörtest, aber Du genügtest Dir selbst, und fandest deinen Lohn in dem Bewußtsein stiller Pflichterfüllung.

Und wie? .... wie? .... lohnte es Dir der Neffe?

Beethoven hatte dem Knaben eine Erziehung geben lassen, wie sie der Sohn eines Grafen nicht besser hätte wünschen können. Mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, entwickelte sich dieser denn auch, zur Freude Beethoven's, körperlich und geistig mit überraschender Schnelle.

Beethoven's ganzes Herz hing jetzt an seinem Pfleglinge. Einsam, wie er dastand, ruhte auf dem letzten Sprößlinge seiner Familie, dem Träger dieses großen, stolzen Namens, auch des Meisters letzte Erdenhoffnung. Des Jünglings Glück war sein Glück: für ihn sparte, für ihn darbte er selbst! Und wie freute sich Beethoven, in ihm der Welt einen tüchtigen, bedeutenden, würdigen Menschen zu erziehen, — einen Charakter: fest, offen, voll Wahrheit und Mannestugend.

Es zeigte sich indessen leider schon frühe, daß der große Maestro auch hierin Unglück haben werde.

Gestaltete sich der Charakter des jungen Menschen doch geradezu umgekehrt, so daß Leichtsinn, Verschmitztheit und Unwahrheit als die herrschenden Eigenschaften an den Tag traten.

Schon in dem Anfange des Prozesses von einer Hand in die andere gehend, — unaufhörlich die Erziehungsarten wechselnd, — dann selbst von der Liebe des Oheims verwöhnt und verzogen, — durch geheimen Umgang mit der Mutter systematisch zu Verschmitztheit und Unwahrheit herangebildet, — durch zu vieles Geld an Verschwendung gewöhnt und endlich, in der neuesten Zeit, als Besucher des philosophischen Lehrkursus an der Universität, durch die Nachsicht und das Vertrauen Beethoven's zu frühe selbstständig gemacht .... eilte der Neffe seinem völligen Verderben in die Arme.

Auf die allzugroße Güte des Oheims pochend — von dem dämonischen Rachegelüste der Mutter gegen seinen Wohlthäter aufgehetzt — mißbrauchte er von Tag zu Tag seine Freiheit mehr und mehr, vernachläßigte seine Studien und sprach dem bestimmten Willen Beethoven's: keinen Umgang mit der Mutter zu pflegen, mit empörender Undankbarkeit Hohn.

Wie ein dreischneidiges Schwert schnitt dies Betragen in Beethoven's Seele. Durchwühlt von Schmerz schrieb der alternde, kaum einer schweren

Krankheit entgangene, taube, einsam in der Welt da-
ſtehende Mann von Baden aus an den Mißrathenen:

„Bisher nur Muthmaßungen, obſchon mir von
„Jemand verſichert wird, daß wieder geheimer Umgang
„zwiſchen Dir und Deiner Mutter! — Soll ich noch
„einmal den abſcheulichen Undank erleben? Soll das
„Band zwiſchen Dir und mir gebrochen werden, nun
„ſo ſei es. Du wirſt von allen unpartheiiſchen Men-
„ſchen, die dieſen Undank hören, gehaßt werden. In
„die alten Gemeinheiten ſollte ich mich noch einmal
„miſchen? — Nein, nie mehr! Drückt Dich meine
„Liebe? In Gottes Namen! Mein altes Herz, von
„zahlloſen Schickſalsſchlägen getroffen, wird zwar die-
„ſem härteſten Schlage erliegen; aber mag es darum
„ſein .... es ſehnt ſich ohnedem nach Ruhe, die es
„dann bald finden wird. Ich überlaſſe Dich der gött-
„lichen Vorſehung, das Meinige habe ich gethan. Ich
„kann frohen Muthes vor den allerhöchſten aller Richter
„treten. Gott hat mich nie verlaſſen. Es wird ſich
„ſchon noch Jemand finden, der mir die Au-
„gen zudrückt.

„Ich weiß, daß Du nicht Luſt haſt bei mir zu ſein.
„Natürlich! es geht etwas zu rein bei mir zu. Du
„brauchſt daher auch Sonntag nicht zu kommen, denn
„wahre Harmonie und Einklang wird bei Deinem Be-
„nehmen nie entſtehen können. Wozu die Heuchelei?
„Wirf lieber den Deckmantel ganz ab; dann brauchſt

„Du Dich doch nicht zu verstellen, mich nicht zu be-
„lügen, was immer noch besser für Deinen Charakter
„sein wird, als die Falschheit, mit der Du Dich jetzt
„schmückst.

„Siehst Du, mein Sohn! .... mein verlorener
„Sohn! o wenn Du wüßtest, mit welchem namenlosen
„vernichtenden Schmerze ich dies schreibe! so spiegelst
„Du Dich in mir ab!

„Aber was hilft das liebevollste Zurechtweisen!!
„Erbost wirst Du noch obendrein.

„Uebrigens sei nicht bange — — — ich — ich
„werde für Dich, wie jetzt, immer unausgesetzt sorgen!

„Lebe wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das
„Leben gegeben, aber gewiß doch erhalten, und, was
„mehr als alles Andere, für die Bildung Deines Gei-
„stes gesorgt hat, väterlich, ja mehr als väterlich —
„der bittet Dich noch einmal innigst: kehre zurück auf
„den Weg des Guten und des Rechten."

„Dein treuer, guter Vater."

Vier und zwanzig Stunden nach Abgang dieses Briefes erhielt Ludwig van Beethoven die Nachricht: daß sein Neffe wegen Leichtsinns, vernachlässigten Studiums und Unmoralität von der Universität hinweggewiesen sei.

Nikolsk-Slobotskoi.

In einem reich, ja man kann sagen: fürstlich ausgestatteten Zimmer eines der ersten Gasthöfe Wien's, lag ein vornehm aussehender Mann auf dem hellblauseidenen Divan. Er war, wenn auch in einen kostbaren Pelzschlafrock gehüllt, dennoch unter demselben völlig angekleidet und zwar als Cavalier und auf das feinste.

Weniger cavaliermäßig war die Art und Weise, wie er sich, eine gewaltige Meerschaumpfeife rauchend, hingestreckt hatte und das öftere ganz ungenirte Ausspucken auf den werthvollen Teppich, der den Fußboden des Gastzimmers deckte. Auch der Divan mußte gewaltig von dieser Nonchalance leiden, da die scharfen Sporen an den Füßen des Herrn fast bei jeder Bewegung Risse in das Seidenzeug machten, mit welchem derselbe überzogen war.

Uebrigens gehörte der Mann, obgleich man ihn wirklich noch ſchön nennen konnte, keineswegs mehr zu den jugendlichen Erſcheinungen; denn ſein gewaltiger, zu beiden Seiten des Mundes weit herabhängender Schnurrbart war, wie ſein volles dichtes Haar, ziemlich ergraut. Dagegen glänzte das Geſicht noch von Friſche und die Haut deſſelben war feſt und ſtraff geſpannt, während die Wangen ein hohes, lebendiges Roth ſchmückten, das ſelbſt der etwas ſtark aufgeſtülpten Naſe nicht ſo ganz fremd geblieben. Das Ganze belebte ein feuriges, wenn auch klein geſchlitztes Auge, deſſen Blick, im Vereine mit den unheimlichen Falten der Stirne, nur zu wild und gebieteriſch war, um günſtig zu wirken. Ueberhaupt war es eine gewiſſe roh e Vornehmheit, die ſich hier charakteriſtiſch geltend machte. Der erſte Blick zeigte in der ganzen Erſcheinung einen ruſſiſchen Großen.

Uebrigens hätte darauf auch noch ſo manches andere hingewieſen, was ſich in dem Zimmer befand. So zum Beiſpiel das, neben dem Divan auf einem Tiſchchen ſtehende, dampfende Glas Grog, aus deſſen Farbe und Geruch man auf ſeine Stärke ſchließen konnte. Ferner die kurzgriffige, aus Lederſchnüren kunſtvoll geflochtene Hundepeitſche, die — ſo recht zum jederzeitigen Gebrauche — neben dem Glaſe Grog lag, und endlich das einzige menſchliche Weſen, welches ſich

neben ein Paar, zu Füßen ihres Herrn hingekauerten, Hunden noch in dem Zimmer befand.

Gewiſſermaßen ſchien übrigens zwiſchen dieſem Weſen und den Hunden eine Seelenverwandtſchaft zu herrſchen; denn wenn auch die Hunde am Boden kauerten und der Diener an der Thüre ſtand, ſo waren doch die vier Hunde- und die zwei Menſchenaugen ganz mit derſelben ängſtlichen Geſpanntheit auf das Geſicht des Herrn gerichtet. So oft die Hunde dabei ein Blick des vornehmen Ruſſen traf, wedelten ſie — ohne ſich jedoch ſonſt zu rühren — mit den Schwänzen; ſo oft das Auge des Herrn über den Diener ſtrich, bückte ſich derſelbe, mit dem übrigen Körper unbeweglich verharrend, um einen halben Zoll tiefer. Selbſt bis auf die Phyſiognomie erſtreckte ſich dieſe Aehnlichkeit; da ſich, neben den gemeinſamen abgeplatteten Naſen, in Iwan's Zügen eine faſt hündiſche Demuth und in dem Ausdruck der Hunde ein faſt menſchliches Verſtändniß ausprägte. Beide Theile begegneten ſich hier in der Mitte. In ſeeliſcher Beziehung war die Aehnlichkeit noch größer.

Der Wille des Menſchen iſt die ſelbſt eigene Beſtimmung ſeiner Thätigkeit und unterſcheidet ſich von dem thieriſchen Triebe dadurch, daß er auf geiſtigen Vorſtellungen beruht, und daß er frei wählend verfährt. Gefühl und Gedanken ſind in ihm ſtets ver-

eint. Hier liegt größtentheils, was den Menſchen vom Thiere unterſcheidet. Wo aber wären bei Iwan ſelbſteigene Beſtimmung ſeiner Thätigkeit, Vorſtellungen, Gedanken und freier Wille zu finden geweſen? Er hatte ja kaum jemals eine Ahnung von dieſen Dingen gehabt und hätte dieſe ſich geltend machen wollen, der Kantſchu würde ihm das Ueberflüſſige einer ſolchen Beſtrebung bald merkbar genug gemacht haben.

So waltete denn zwiſchen dem Diener und den Hunden auch hier eine bewunderungswerthe Seelenverwandtſchaft.

„Iwan!“ — rief jetzt der Herr.

Iwan fuhr in ſich zuſammen, kreuzte die Hände auf der Bruſt und rief, — tief gebückt und genau wie die zu den Füßen des Herrn liegende Diana von unten herauf blickend: „Was befehlen hochfürſtliche Gnade!“

„Eſel!“ — entgegnete der Herr, die große Meerſchaumpfeife aus dem Munde nehmend und auf den ſchönen Teppich ſpeiend. — „Weißt du nicht, daß ich hier nicht als Fürſt auftreten will? — Laß mich nicht noch einmal ....“

Ein Blick auf die Lederpeitſche vollendete den Satz. Iwan verbeugte ſich ſtumm.

„Hier bin ich General Poſtuchowski!“ — fuhr der Ruſſe dann fort. — „Merke dir's!“

Iwan verbeugte ſich abermals, den ängſtlich geſpannten Blick auf jede Bewegung des Herrn gerichtet. Die Hunde ſpitzten zitternd die Ohren.

„Den Grog!“ — herrſchte der Ruſſe weiter.

Iwan ſprang herbei und reichte dem General das Glas auf einem Teller. Es war auf einen Zug geleert; aber ſtatt auf den Teller zurückzukehren, flog es in eine Ecke. Diana ſprang auf, das Glas zu apportiren; aber ſchon bei dem zweiten Satze hatte ſie einen ſolchen Hieb mit der Hundspeitſche empfangen, daß ſie heulend um und um ſchlug.

„Warte!“ — rief der Ruſſe, bei dem Jammergeſchrei des armen Thieres heiter auflachend. — „Hat's gut gethan? .... Will dich lehren, ohne meinen Befehl zu apportiren!“

Und mit der kurzgriffigen Peitſche drohend, erhob er ſich halb von dem Divan. Diana kroch winſelnd am Boden hin. Iwan folgte ſichtlich dieſer Bewegung in Gedanken.

Der Ruſſe hatte ſich während deſſen ganz erhoben und hielt nun, ohne ein Wort zu ſagen, die ausgerauchte Pfeife dem Leibeigenen hin. Dieſer, der ſchon daran gewöhnt war, den Blick nie von ſeinem Herrn wegzuwenden, erfaßte die Dargereichte ſofort, klopfte ſie aus und legte ſie an ihren Platz. Dann trat er wieder ehrerbietig in den Winkel an der Thüre.

Der Ruſſe ging jetzt mit großen Schritten im Zim-

mer auf und ab, während ihm die Augen Iwan's und der Hunde folgten. Er mußte dabei aber an etwas sehr Angenehmes und Heiteres denken; denn seine bisher finstere Stirne klärte sich bedeutend auf und ein freundliches, wenn auch von Bosheit nicht freies Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes.

Plötzlich blieb er vor dem Tische stehen, der sich in der Mitte des Zimmers befand, strich sich mit beiden Händen die beiden Spitzen des lang herunterhängenden Schnurrbartes und sagte mit wohlgefälliger Miene:

„Sie wird kommen und .... meinen Wünschen entsprechen! Bei'm Himmel! ich kenne doch dies Weibervolk. Wann hätte noch ein weibliches Herz einem Diamantschmucke und der Aussicht auf eine fürstliche Existenz widerstanden .... zumal .... wenn es mit der Aussicht auf ihre Herrschaft zu Ende geht!"

Er lachte.

„Und hab' ich denn nicht gut schenken und versprechen!" — fuhr er fort. — „Wenn sie freilich mit der Geschichte des Schmuckes vertraut wäre ..."

Der Russe brach ab. Dann nahm er ein zierliches Briefchen von dem Tische auf und las:

„Herrn General Postuchowsky!

„Wenn ich auch erstaunt sein muß, in Ihrer heu„tigen Zuschrift eine Einladung von einem mir gänz„lich Unbekannten zu erhalten, so vertraue ich doch auf

„die Versicherung der Ehrenhaftigkeit Ihrer Absicht und „komme. Das wichtige Geheimniß, welches Sie mir „mitzutheilen haben, und dessen erste Fäden, wie Sie „schreiben, sich unter dem Verröcheln eines Sterbenden „zwischen Ihnen und mir angesponnen haben sollen, „bin ich unendlich begierig kennen zu lernen. Sobald „es dunkel geworden, werde ich die mir vorgezeichneten „Vorsichtsmaßregeln treffen und mit dem Schlage sieben „Uhr auf Nummer 4 des angedeuteten Gasthauses er„scheinen. Die ich mich hochachtungsvoll nenne:

„Betty van Beethoven."

„Vortrefflich!" — rief der Russe lachend — „Dies Briefchen garantirt mir wenigstens, daß ich nicht auf allzugroße Schwierigkeiten stoßen werde!"

Aber es wird bereits finster: „Iwan!"

Der Leibeigene zuckte zusammen, die Hunde zitterten und spitzten die Ohren.

„Anzünden!" — herrschte der Russe — „hier und neben im Salon."

Iwan gehorchte; dann kam er, auf den Zehen schleichend, zurück und stellte sich wieder demüthig in die Ecke neben der Thüre.

„Hierher!" — rief der Russe.

Jetzt aber sprangen Iwan und aus Mißverständniß auch Diana und Apollo herbei. Letztere freilich zu ihrem Unglücke, da jedes von ihnen mit einem furchtbaren Fußtritte und einem Knutenhiebe seine all-

zugroße Aufmerkſamkeit heulend büßen mußten. Dem Leibeigenen warf der Ruſſe ſeinen Pelz zu.

„Hm!“ — ſagte er jetzt zu ſich ſelbſt, ſeiner Gewohnheit nach, wie vorhin, mit beiden Händen die zwei herabhängenden Enden ſeines Schnurrbartes ſtreichend. — „Vergeſſen wir nicht, den Feinen zu ſpielen. Ich habe geraucht und Grog getrunken, . . . die Damen lieben den Geruch davon nicht. Mit der Zeit gibt ſich das!“ — fuhr er roh lachend fort — „und noch manches andere; heute aber möchte es doch gerathen ſein, den Duftenden abzugeben. Ich will meinen Mund mit Eau-de-luc und Waſſer ausſpielen. Iwan, meinen Rock und mein Eau-de-luc!“

Der Leibeigene ſprang; raſch war er mit dem, mit mehreren Orden und einem großen Sterne decorirten Rocke zurück und reichte ihn ſeinem Herrn, der gemächlich hineinſchlupfte.

Ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn, daß er in dem feinen, modiſchen Anzuge wirklich noch ein paſſabel hübſcher Mann von noblem Anſehen ſei.

„Jetzt das Eau-de-luc!“

Iwan ſprang nach dieſem; als er das Glas aber ſchon erfaßt hatte, ſchrie ſein Herr: — „Wird es bald!“ — er fuhr entſetzt zuſammen, das Glas entglitt vor Schrecken ſeiner Hand und zerſchellte am Boden.

Aber welche Scene folgte jetzt. Wüthend vor Zorn — die Hunde verkrochen ſich heulend unter dem Di-

van — rieß der Ruſſe die kurzgeſtielte, ledergeflochtene Hundepeitſche vom Tiſche und nun fiel, von dem nervigen Arme des robuſten Mannes geſchwungen, Hieb auf Hieb über Kopf, Rücken, Arme und Füße des ſich wie ein Wurm lautlos krümmenden Sklaven.

Dicke rothe, von Blut unterlaufene Schwülen liefen ihm bereits quer über das Geſicht, bedeckten gewiß ſchon den ganzen Körper .... Der Ruſſe ließ nicht nach .... bis Iwan ohnmächtig zuſammenbrach. Dann erſt ſtieß er ihn mit einem Fußtritt auf die Seite; ſchlug Dianen, die ſich winſelnd und wie um Gnade bittend unter dem Divan hervorgewagt, ſeinen Sporn ſo tief in die Seite, daß das ſcharfe Rad desſelben das Fleiſch weit aufriß und das aus der Wunde des jammervoll heulenden Thieres fließende Blut den Teppich in einem langen Striche deckte.

In dem Augenblicke ſchlug es auf der Pendüle ſieben Uhr, zugleich rollte ein Wagen vor. Der Ruſſe warf die Peitſche weg, fuhr ſich raſch mit dem Taſchentuch über das Geſicht, mit der Hand durch die Haare und trat in den Salon.

Als er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, war er ein ganz anderer Menſch. Keine Spur leidenſchaftlicher Erregtheit war in ſeinen Zügen zurückgeblieben. Die Falten der Stirne erſchienen geglättet, der Blick feurig aber nicht mehr wild, der Ausdruck roher Despotie in jenen eines angeborenen ariſtokratiſchen Stolzes

verwandelt. Die ganze Erſcheinung war jetzt eine höchſt feine und liebenswürdige.

Ein flüchtiger Blick in den Spiegel hatte den Ruſſen überzeugt, daß die Metamorphoſe eine vollſtändige ſei, als es an der Eingangsthüre des Salons pochte und auf ſein „Herein!“ eine ſorgfältig verhüllte Dame in das Zimmer trat. Kaum aber hatte dieſe ihren Schleier zurückgeſchlagen, als ſie erſtaunt ausrief:

„Wie? ſehe ich recht? Fürſt Galitzin?“

„Nun, bei Gott! meine Schöne!“ — entgegnete der Fürſt, fein lächelnd, mit einer artigen Verbeugung — „Sie haben einen ſcharfen Blick und ein treffliches Gedächtniß. So viel mir bekannt, haben wir uns bis jetzt erſt einmal im Leben geſehen, nur auf wenige Minuten und in einer gegenſeitig peinlichen Situation.“

„Allerdings mein Fürſt!“ — entgegnete Betty van Beethoven — „an der Seite des ſterbenden Grafen Pallhorſt. Sie waren Secundant des Grafen Gallenberg.“

„So iſt es!“ — ſagte geſchmeidig Fürſt Galatzin. — „Und doch waren dieſe Minuten für mein Leben entſcheidend! .. Das iſt indeſſen das Geheimniß worüber ich Ihnen Mittheilungen zu machen habe, die, aber der Art ſind, daß wir Muſe und Zeit dazu bedürfen. Legen Sie daher ab, meine Liebenswürdige, und laſſen Sie uns auf dem Sopha Platz nehmen.“

Betty gehorchte und der Fürſt ging ihr mit einer ſo feinen Artigkeit und Gewandtheit dabei an die Hand, daß ſie ſich nicht wenig geſchmeichelt fühlte.

„Und mit wem" — ſagte ſie jetzt, als Beide auf dem Sopha Platz genommen, — „mit wem wird mir eigentlich die Ehre der Unterhaltung, mit dem Fürſten Nicolas von Galitzin oder dem General Poſtuchowsky?"

„Für Sie, meine Verehrte!" — entgegnete der Ruſſe — „für Sie, bin ich Fürſt Galitzin; für jeden anderen Menſchen in Wien aber General Poſtuchowsky. Ich habe triftige Gründe für das ſtrengſte Incognito nach Außen hin."

„Und Ihre Wünſche?"

„Madame!" — ſagte der Fürſt — „ich bin Soldat, und daher gewohnt, kurz und ohne Umſchweife mit feſtem Schritt und ſicherem Blick auf das Ziel loszugehen, das ich mir geſteckt. Dies Ziel und mein verſprochenes Geheimniß fallen in Eines zuſammen. Sie ſollen daher beides jetzt kurz und bündig erfahren."

„Ich bin ganz Ohr."

„Als ich vor zwei Jahren das letztemal in Wien war, entſpann ſich jenes bewußte unſelige Duell, deſſen Sie vorhin erwähnten. Ich ward Gallenberg's Secundant und ſah Sie in dem Augenblicke, als wir den Kampfplatz verließen. Es waren mir, wie vorhin

ſchon bemerkt, nur Minuten gegönnt, Sie zu ſehen, und doch — ſage ich es gerade heraus — genügten dieſe Minuten, Ihr Bild meiner Phantaſie ſo einzuprägen, daß ich es von da an nicht mehr vergeſſen konnte. Pallhorſt's Tod erlaubte damals keine Annäherung, auch kehrte ich wenige Tage ſpäter nach Petersburg zurück und die Sache ſchien abgethan. Wer aber von allen Sterblichen iſt Herr ſeiner ſelbſt. Ich mußte auch im Norden Ihrer gedenken. Ein gewiſſes Etwas — geſtehe ich es nur, ich kann ſelbſt nicht mit Beſtimmtheit ſagen was? — erinnerte mich immer an Sie und ſtellte mir Ihren Beſitz als beneidenswerth dar. Da bekomme ich plötzlich — unter dem äußern Vorwande zur Armee nach Perſien zu gehen — einen geheimen diplomatiſchen Auftrag, der mich über Wien führt. Ich trete die Reiſe an; aber je näher ich Wien komme, deſto freundlicher und verführeriſcher malt mir meine Phantaſie Ihr Bild aus. Der Auftrag ſelbſt, nach Wien zu gehen, ſcheint mir ein höherer Wink, und ſo ſtellte ſich bald der Entſchluß feſt — als tapferer Soldat geradezu Ihr Herz zu ſtürmen."

Betty hatte der ganzen Rede Galitzin's mit Ueberraſchung und Spannung zugehört. Ihr Herz klopfte heftig, ihr Buſen wogte ungeſtüm, denn ... es war ja ein Fürſt ... ein ruſſiſcher Fürſt, be-

kannt durch ſein enormes Vermögen und ſeine Galanterie, der ſo zu ihr ſprach.

„Sie ſetzen mich in Verlegenheit, Durchlaucht!“ — ſagte ſie jetzt. — „Denn ich, eine nicht mehr junge, nicht mehr blühende Frau, kann Ihre Worte doch wohl nur für Scherz nehmen. Wie ſollten mich die Blicke eines Mannes ſuchen, der — ſeiner Stellung, ſeines Vermögens und ſeiner Erſcheinung nach — über die jüngſten Herzen gebieten kann.“

„Das iſt Geſchmackſache!“ — ſagte der Fürſt mit einem Lächeln und einem Blicke, vor welchen Betty die Augen erröthend niederſchlagen mußte. — „Wir ſind beide keine Kinder mehr und kennen die Welt. Von einem ſchwärmeriſchen Liebegirren kann ja daher auch zwiſchen uns nicht die Rede ſein. Offen und ehrlich! . . . Sie haben mein Herz und meine Phantaſie gefeſſelt. Ich weiß von den Erkundigungen her, die ich bei meinem letzten Aufenthalte hier, noch vor meiner Abreiſe über Sie eingezogen, daß Sie Geiſt und Liebenswürdigkeit beſitzen, um einem Manne das Leben in reichem Maße angenehm zu machen. Uebernehmen Sie, als Freundin, dieſe ſchöne Aufgabe bei mir. Ich kann Sie nicht zur Fürſtin Galitzin machen, aber Sie werden auf meinen Schlöſſern und in meinem Herzen Herrin ſein und ein fürſtliches Leben führen.“

„Sie überraſchen mich!“

„Hoffentlich nicht unangenehm.“

„Ich weiß Ihre Freundlichkeit zu schätzen.“

„Schwerlich!“ — rief der Fürst lächelnd, stand auf und holte aus dem Nebenzimmer ein kostbares Etui.

„Sehen Sie wenigstens hier, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen, den ersten Beweis für die Aufrichtigkeit meiner Verehrung. Dieser Brillantschmuck ist Ihr Eigenthum, s bald Sie mir Ihr Herz schenken.“

Der Schmuck war wundervoll und von ungemeinem Werthe. Betty's Athem steckte fast, als ihr die prächtigen Steine aus der überaus geschmackvollen Fassung entgegenblitzten. Ihre Augen funkelten mit den Diamanten um die Wette; zu sprechen aber war ihr für den Augenblick unmöglich.

„Ich werfe meiner Freundin außerdem für die Zeit ihres Lebens schriftlich einen Jahresgehalt aus, der sie über alle Verlegenheiten hinaussetzt und sie in ihren Einnahmen mancher deutschen Baronin gleichstellt.“

„Herr Fürst . . .!“

„Sie haben auch einen Sohn?“

„Ja!“

„Wenn er Lust hat, eine militärische Carriére zu machen, werde ich ihm für ein Lieutenant-Patent im russischen Heere sorgen.“

„Ihre Güte erdrückt mich.“

„O nein!“ — rief Fürſt Galitzin, mit chevaleresquer Liebenswürdigkeit — „Sie ſoll ſie aufrichten; Ihnen einen heiteren Blick in eine ſchöne, reizende Zukunft gewähren!“

„Gönnen Sie mir Zeit, Durchlaucht ....“

„Das nicht!“ — rief der Fürſt immer freundlicher und zutraulicher; aber doch mit einer gewiſſen Beſtimmtheit. — „Ihr Entſchluß muß jetzt auf der Stelle gefaßt werden. Wir machen alsdann, zu Ihrer Sicherheit, alles ſchriftlich. Ich unterzeichne und unterſiegele, und mit dem Grauen des Tages ſind wir auf dem Wege nach Rußland.“

„Wie?“ — rief Betty auf's Höchſte überraſcht. — „Noch heute.“

„Noch heute!“ — wiederholte der Fürſt, indem er den Brillantſchmuck bei dem Scheine der Wachskerzen wie ſpielend hin und her bewegte, ſo daß die Steine ein Meer von Lichtblitzen aller Farben ausſandten. — „Vergeſſen Sie, meine Verehrte, nicht, daß ich Incognito und auf einer diplomatiſchen Sendung hier bin, welche die größte Eile hat. Der Kaiſer erwartet mich ſchon in den nächſten Tagen .... und Sie .... das alte, prächtige und ſtolze Fürſtenſchloß der Galitzin: Nikolsk-Slobotskoi.“

„Aber wie könnte ich ....“

„Packen Sie dieſe Nacht mit Hülfe Ihres Kam-

mermädchens Ihre Kostbarkeiten, Ihr Geld, Ihre Garderobe und was Sie sonst an leichten Dingen mitnehmen wollen. Alles andere lassen Sie zurück," — fügte der Fürst stolz hinzu. — „Was soll Ihnen der Quark als Herrin der Güter eines Fürsten Galitzin!"

„Und mein Kind?"

„Ihren Sohn treffen Sie bei Ihrem Nachhausekommen. Ich habe ihn durch ein anonymes aber dringendes Schreiben dahin beordert."

In Betty's Brust kämpfte es sichtlich. Der Antrag des Fürsten schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig; der prächtige Brillantschmuck reizte ihre Habgierde; die glänzenden Aussichten stachelten ihre alte nimmersatte Genußsucht auf, und dazu kam noch, daß sie Wien mit einem andern Aufenthaltsorte vertauschen sollte .... Wien .... das ihr im Laufe der Zeit in vielen Beziehungen verhaßt geworden und in welchem ihre Stellung des Peinlichen und Demüthigenden übermäßig bot. Ohne die Trennung von ihrem Sohne wäre sie jetzt schon entschlossen gewesen. Und dann, und vor allen Dingen die glänzende Versorgung für die Zukunft ... jetzt, wo Schönheit und Reiz nahe daran waren, ihre Geltung zu verlieren.

Auf ihre Aeußerung über das Schwierige, sich so ganz und so schnell von ihrem Kinde zu trennen, sagte der Fürst mit freundlicher Zuversicht:

„Beruhigen Sie sich darüber, meine Liebenswür-

dige, ich werde Sorge dafür tragen, daß das Lieutenants-Patent bald eintrifft und dann ... werden Sie Ihren Sohn, dafür bin ich Ihnen gut, bald in Petersburg sehen."

Betty schwankte noch immer. Das ganz Unvorhergesehene des Vorschlages und das Dringende des Entschlusses verwirrte sie doch einigermaßen. Galitzin aber ließ nicht nach: er bat, malte die Zukunft mit den reizendsten Farben aus, sprach so beredt und war so liebenswürdig, daß Betty in der That nach einer fast stundenlangen Unterredung nachgeben mußte.

„Nun denn, so mag es sein!" — rief sie endlich und reichte Galitzin die Hand.

„Abgeschlossen!" — sagte der Fürst mit seltsam triumphirendem Blicke und küßte seiner neuen Freundin zärtlich die dargereichte Rechte. Betty hatte indessen Lebenserfahrung genug, um auf eine Feststellung des neuen Verhältnisses in Form Rechtens zu dringen. Man besprach daher gegenseitig die Einzelnheiten, über die man denn auch leicht übereinkam, da sich der Fürst sehr gentil zeigte.

Der vorsichtige Mann hatte aber, als feiner Diplomat in solchen Dingen, die Contrakte schon vorbereitet, so daß es nur des Vorlesens und der gegenseitigen Unterzeichnung bedurfte.

„Und nun," — sagte der Fürst, indem er das Etui mit dem Schmucke sorfältig schloß und Betty hin-

reichte, — „wollen Sie den Schmuck entgegennehmen oder soll ich Ihnen denselben bis nach Petersburg in meinem Koffer aufbewahren?“

„Behalten Sie ihn bis dorthin immer bei sich!“ — entgegnete die neue Freundin des Fürsten. — „Er ist bei ihnen besser und sicherer aufbewahrt, als bei mir.“

„Und im Contract Ihnen zugeschrieben.“

„Ihr Wort und Ihre Neigung sind mir mehr als dies. Aber wie reisen wir?“

„Halten Sie sich Morgen früh um vier Uhr bereit. Ich hole Sie in meinem großen und bequemen Reisewagen ab .... das heißt: ich, General Postuchowsky! ... Ihr Kammermädchen können Sie mitnehmen, wenn es Ihnen und ihr recht ist. Aber Eines nicht vergessen: Ihr Sohn darf vor der Hand meinen Namen nicht erfahren.“

Beide nahmen jetzt, nach einer kurzen zärtlichen Ratification des Vertrages, Abschied; worauf die Dame dicht verhüllt und wohl verschleiert den Gasthof wieder verließ.

Kaum aber waren ihre Tritte auf der Treppe verhallt, als das feine, liebenswürdige Aeußere des Russen mit Blitzesschnelle seiner wahren Natur wieder Platz machte.

„Holla!“ — rief er, mit vor Lust wild funkelnden Augen — „das Vögelchen ist in die Schlinge gegangen. Ja! sie soll die Dame meines Herzens sein;

aber mein Herz und meine Launen werden dabei, wie ich mich kenne, ihre Herren werden! O! wie wird sie sich umsehen, wenn ich sie erst Mitten in Rußland auf meinem Schlosse Nikolsk-Slobotskoi habe! Meint die Thörin denn: die Contracte und Verträge, auf die sie so sehr drang, hätten dann noch mehr Werth, als irgend ein alter Wisch Papier? .... Die Närrin ... dort bin ich Kaiser ... und alles Andere ist mein, ist so gut als mir Leibeigen!"

Und in das Nebenzimmer tretend, rief er donnernd nach einem neuen Glase Grog, wobei er mit wildem Triumphiren durch das Schwingen seiner kurzstieligen, ledergedrehten Hundepeitsche Iwan aufjagte, der, von unsäglichen Schmerzen zusammengekrümmt, leise jammernd, noch am Boden kauerte. — —

Als Betty das Haus erreicht, in welchem sich ihre jetzt ziemlich bescheidene Wohnung befand, denn mit dem Testamente des Grafen Pallhorst war es nichts gewesen und die Pretiosen gingen zu Ende — hörte sie schon unten einen wüsten Lärm. Wie Centnerlast fiel es auf ihre Seele: das war ihr Sohn, der heute wieder zuverlässig — wie so oft — des Guten zu viel gethan.

Und in der That, sie hatte sich nicht getäuscht. Der junge Mann, etwas angetrunken, balgte sich im Uebermuthe laut lachend mit dem Kammermädchen

herum, das ſich vergeblich bemühte, ſeinen allzugroßen Artigkeiten zu entgehen.

Schon lagen einige Stühle umgeſtürzt am Boden, auch eine Waſſerflaſche hatte dies Schickſal getheilt, als Frau Betty eintrat.

„Aber um Gottes Willen!“ — rief die Mutter — „was geht denn hier vor?“

„Gut, daß Sie da ſind!“ — keuchte das Mädchen — „der junge Herr ſind wieder ſo ausgelaſſen!“

„Ausgelaſſen!“ — ſchrie der junge Mann mit ſchallendem Lachen — „wie ſie das richtig trifft! — Ausgelaſſen! .... ja ausgelaſſen! .... oder noch richtiger geſagt .... Hinausgelaſſen .... bin ich heute im Sinne des Wortes! — Göttlicher Gedanke: ausgelaſſen! Hinausgelaſſen, ſo gut als fortſchicken: relego, relavi, relatum, relare. Kann auch heißen: eine Schuld auf Jemanden ſchieben! Culpam in hominem!“

„Aber Louis!“ — ſagte die Mutter.

Das Kammermädchen hatte die Stühle unterdeſſen aufgerichtet und entfernte ſich jetzt mit glühendem Geſicht, die Glasſcherben der zerbrochenen Waſſerflaſche hinauszutragen.

„Ausgelaſſen! .... Hurrah! .... der Ausdruck iſt Goldes werth!“ — rief der junge Mann und warf ſich lachend in die Ecke des Sopha's.

„Ich verſtehe Dich nicht!“

„Aber ich verstehe es deste besser!“ — rief der Jüngling; und seine Mütze, die er bisher noch auf dem Kopfe gehabt, abziehend und bis an die Decke in die Höhe werfend, rief er:

„Es lebe die Freiheit! Die Freiheit soll leben!“

Betty erblaßte: — „Bist Du toll?“ — sagte sie dann, sich ängstlich umsehend, — „willst Du Dich und mich unglücklich machen!“

„Nu!“ — rief jener — „ich werde mich doch meines Lebens und meines Glückes freuen dürfen?“

„Welchen Glückes?“

„Meiner Freiheit!“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Nun denn, Mama, Du hast ja gehört, ich bin heute ausgelassen!“

„Das sehe ich wirklich!“

„Von der Universität und aller Schulfuchserei ausgelassen!“

„Wie denn?“

„Nun, zum Teufel! sie haben mich so gut als relegirt!“

„Was? — Louis!“ — rief die Mutter entsetzt.

Der junge Mann aber lachte unbändig.

„Relegatio ist lateinisch“ — rief er dann mit einer Art bitterer Heiterkeit — „und heißt: Verweisung.“

„Aber, du Gott .....!“

„Bei den Römern verstand man seit Augustus

darunter: die Verbannung verdächtiger oder auch in Ungnade gefallener Perſonen nach einem beſtimmten Orte und auf beſtimmte Zeit."

„Aber ....."

„Bei uns iſt ſie Verweiſung eines Studenten, wie Figura zeigt, von der Univerſität ...."

„Auf immer?" — frug in ſeltſamem Gedankengange die Mutter, denn das angebotene Lieutenants-Patent fiel ihr ein, und kam ihr jetzt faſt wie ein Fingerzeigen des Himmels vor.

„Bei meiner Wenigkeit nur auf kurze Zeit .... ſonſt aber Relegatio in perpetuum!"

„So höre doch!"

„Donnerwetter!" — rief der Jüngling lachend — „ich muß doch beweiſen, daß ich etwas gelernt habe."

„Der Beweis für das Gegentheil ſcheint allerdings vorzuliegen!" — meinte Frau Betty. Es lag indeſſen ein ſo unerwartet milder Ton in dieſen Worten, daß der junge Mann über die nachſichtige Aufnahme dieſes fatalen Berichtes ſtaunte. Auch glaubte er an ſeiner Mutter eine ganz ungewöhnliche Aufregung und Unruhe wahrzunehmen, die ſich namentlich in dem haſtigen Abwerfen ihres Mantels, Hutes u. ſ. w. kund gab. Zugleich flüſterte ſie dem zurückgekehrten Kammermädchen verſchiedene Befehle in das Ohr, die dieſes mit höchſtem Staunen aber ſichtlich

auch mit Freude aufnahm; worauf ſie eine Ermahnung zur Eile wieder hinaustrieb.

„Was gibt es denn hier Räthſelhaftes?“ — frug daher, jetzt etwas ernſter, der junge Mann. — „Ich bin ohnedem durch ein anonymes Schreiben von fremder Hand zu Dir beſtellt.“

„Und was denkſt Du jetzt zu thun?“ — frug die Mutter, des Sohnes Worte nicht beachtend.

„Weiß noch nicht! — Vielleicht werde ich Kaufmann!“

„Warum nicht gar?“

„Was ſonſt?“

„Militär!“

„Ja wohl!“ — rief Louis höhniſch. — „Da mich die pedantiſchen Tugendſeelen von der Univerſität gewieſen, werden ſie mich auch bei dem Militär nicht aufnehmen wollen.“

„Wäre Dir denn ein Lieutenants-Patent in der ruſſiſchen Armee recht?“

„Welche Frage! Das verſteht ſich nun wohl von ſelbſt.“

„Wenn ich Dir nun eins verſchaffe?“

Der junge Mann ſah ſeine Mutter groß und zweifelnd an.

„Louis!“ — ſagte dieſe dann, — „ich habe keine Zeit zu verlieren, da ich noch packen muß.“

„Packen?“

„Unter dem Siegel der Verschwiegenheit: ich reise noch diese Nacht ab.“

„Wohin?“

„In acht Tagen wirst Du es durch einen Brief erfahren. Wenn Du das Patent erhälst .... kommst Du Deiner Mutter nach?“

„Also nach Rußland.“

„Stille!“

„Kommst Du nach?“

„Aber nicht gleich.“

„Nicht gleich? — Warum nicht?“

„Daß ich ein Narr wäre!!“ — rief Louis lachend. — „Denkst Du denn nicht daran, daß ich Onkel Ludwig's Erbe bin?“

„Unsinn!“

„Kein Unsinn! Der alte Brummbär hat wenigstens zehntausend Gulden für mich in Staatspapieren zurückgelegt.“

„Ich glaube es nicht.“

„Und ich weiß es! Ist er doch so unsinnig, wie ein Geizhals zu knausern und zu sparen,... alles für mich!.... Die ganze vorige Woche hat er wieder fast nichts als Brod zu Mittag gegessen!“ — rief Louis hell auflachend. — „Wenn er wüßte, wie flott sein Neffe indeß gelebt, ich glaube.... er wäre im Stande mir den Laufpaß zu geben.“

„Aber bis Du ihn erbſt, das kann noch lange werden!“

„Nein!“ — ſagte der junge Mann mit heiterer Zuverſicht — „das dauert nicht mehr lange. Mit Onkel Ludwig geht es zu Ende; das wird Jeder erkennen, der nur etwas Blick hat. Seine Züge haben ſich ſeit der letzten Krankheit auffallend geändert, ... und da er ſich nicht in Acht zu nehmen weiß, bin ich gut dafür: die Krankheit ſchlägt nächſtens zurück. Es wäre bei Gott, auch Zeit, denn es iſt nicht mehr mit ihm auszuhalten.“

„Ich denke auch in anderer Beziehung.“

„Wegen meiner Schulden?“

„Ja!“

„Nun, das macht ſich. Die Leute warten ſchon bis er ſchlafen geht und dann bleibt mir noch immer etwas Erkleckliches übrig.“

„Aber nun raſch zum Entſchluß: was ſoll nun geſchehen?“

„Schaffe mir nur das Patent. Vor der Hand ſpiele ich bei meinem Brummbär den Reuigen .... hat er die Augen zugemacht, komme ich nach.“

„Gut!“

„Aber Du läßt mir doch noch ein Sümmchen zurück, wenn Du gehſt. Der Alte rückt ohnedem nur ſpärlich heraus.“

„Leichtſinniger!“ — ſagte die Mutter; aber ſie hatte ſchon während des Geſpräches ein Päckchen zu dieſem Zwecke zurecht gemacht.

„Und darf man wirklich nicht wiſſen, wohin Du gehſt?“

„Mein nächſter Brief ſagt es Dir.“

„Meinetwegen!“ — rief der junge Mann lachend — „ein Narr iſt der, der ſich um mehr bekümmert, als um die Minute der Gegenwart und ihren Genuß! Darin bin ich eben namentlich der Antagoniſt meines alten Brummbärs.“ — Und Louis fiel nun in eine ſchneidende Verhöhnung ſeines Oheims, in die die Mutter mit Bitterkeit einſtimmte.

Indeß die Zeit drängte. Clara hatte die Koffer ſchon herbeigeſchleppt, der junge Mann erhob ſich zum Weggehen.

„So lebe denn wohl!“ — rief jetzt Betty und zog den Sohn in ihre Arme. Aber in dieſem Augenblicke machte ſich auch das Mutterherz mit voller Kraft geltend. Heiß und ſtürmiſch preßte ſie unter Thränen den jungen Mann an ihre Bruſt; leidenſchaftlich küßte ſie Mund, Stirne und Wangen indem ſie ein über das andermal faſt mit Beklemmung rief: „Komme bald Louis!.... komme ja bald nach!.... laß Deine Mutter nicht umſonſt rufen. Ich würde verzweifeln!“

Dann plötzlich ſich faſſend und die Thränen aus

den Augen wischend, sagte sie mit einem Feuerblick: — „Und — räche mich auch ferner an Deinem Onkel! — — — —“

Als es vier Uhr schlug, fuhr vor Betty's Wohnung ein mit vier Postpferden bespannter Reisewagen vor. Es war noch dunkle Nacht. Schweigend wurden die Koffer aufgepackt. Schweigend stieg Betty mit dem Mädchen in den Wagen. Als Iwan den Schlag zugeworfen .... waren des Schicksals Würfel für Betty gefallen. Man hörte nie wieder ein Wort von ihr .... aber die Mauern von Nikolsk-Slobotskoi sollen viel .... viel zu erzählen wissen! —

Ein edler groſser Mensch.

Ludwig van Beethoven saß in seiner Wohnung im sogenannten Schwarzpanierhause, am Glacis der Vorstadt Waehring gelegen. Sie war sehr gut für ihn geeignet, hatte viel Sonne und gewährte eine weite und freundliche Aussicht nach der Hauptstadt und mehreren Vorstädten.

Aber die freundliche Aussicht lag für den groſsen Beethoven eben leider auch nur nach Außen hin, in seinem Inneren hatte es sich gar finster und trübe gestaltet. Ernst, fest und kalt schritt sein tragisches Schicksal seiner Erfüllung entgegen.

Was aber hatte auch Beethoven wieder in der letzten Zeit an seinem Neffen erlebt!

Wie ein Donnerschlag war die Nachricht der Wegweisung seines Adoptivsohnes von der Universität wegen Leichtsinn, Studienversäumniß und Unsittlichkeit, über sein Haupt dahingerollt. Beethoven war

außer ſich gerathen: ſo war denn ſein Name auf den er ſo unendlich viel hielt, — den er ſo groß und berühmt gemacht, — deſſen Reinheit immer ſein Stolz gewe- .... zum zweitenmale auf eine ſchmähliche Weiſe compromittirt! — So waren denn alle die ſchö- nen Hoffnungen, die er auf ſeinen von der Natur ſo glücklich begabten Neffen geſetzt, vollſtändig zerſtört! — So hatte er erleben müſſen, daß alle die Opfer, die er freudigen Herzens für dieſen, ihm ſo theuren Jüng- ling gebracht, vergebens, — alle die Liebe und Güte, alle die herzlichen Bitten und Ermahnungen, die er an ihn verſchwendet, umſonſt geweſen ſeien.

Ein namenloſer Schmerz zehrte an des Meiſters Seele. Tiefer ſanken dabei die Augen in ihre Höhlen, ſchärfer noch markirten ſich die Züge, welker und ma- gerer ward die Geſtalt; — aber feſt aufgerichtet blieb der Geiſt, unwandelbar in ſeiner Größe und Liebe das Herz Beethoven's.

Als ſich der Neffe voll Reue wieder ſchriftlich an ihn wandte, antwortete ihm der Meiſter:

„Mein theurer Sohn!"

„Nur nicht weiter! — Komm nur in meine Arme, „kein hartes Wort wirſt Du hören!

„O Gott! gehe nicht in Dein Elend! Liebend wie „immer wirſt Du empfangen werden. Was zu überle- „gen, was zu thun für die Zukunft, dies werden wir „liebevoll beſprechen. Mein Ehrenwort, keine Vorwürfe,

„da ſie jetzt ohnehin nicht mehr fruchten würden; nur „die liebevollſte Sorge und Hülfe darfſt Du von mir „erwarten.

„Komm nur! komm an das treue Herz Dein „Vaters." „Beethoven."

„Folge mir nur, und Liebe wie Glück der Seele, mit irdiſchem Glück gepaart, wird uns zur Seite ſein, und Du wirſt ein intenſives Daſein mit dem Aeußeren paaren; doch beſſer, daß erſteres über letzteres oben anſtehe.

„Tauſendmal umarme ich Dich und küſſe Dich, nicht mein verlorener, ſondern neugeborener Sohn. Für Dich Wiedergefundenen wird Dein liebevoller Vater immer ſorgen." *)

Welche Seelengröße! welcher nicht zu erſchöpfende Quell der edelſten Liebe in dieſer gequälten und gemarterten Bruſt! .... und welcher Lohn dafür? — —

Als der Neffe nun gedrängt wurde, mehrere rückſtändige Prüfungen nachzutragen, endigte er damit .... daß er Hand an ſein Leben legte!

Ludwig van Beethoven's Herz .... hatte den Todesſtoß erhalten; er hatte ihn empfangen von dem einzigen ihm noch verwandten lieben Weſen auf Erden!

Freilich .... die That mißlang; aber der junge

*) Wörtlich nach den Originalbriefen. Schindler: S. 175. 176.

Mensch fiel als Selbstmörder — den Landesgesetzen zufolge — in die Hände der Justiz; da die Gesetze annehmen, daß nur Mangel an Religion zu solchem gewaltsamen Schritte der nächste Anlaß sein könne. Von Staats wegen wird daher jeder dieser Unglücklichen in sichern Gewahrsam gebracht, um dort für seine religiöse Erziehung das Nöthige zu thun. So geschah es auch hier mit dem Neffen Beethoven's.*)

Als die Zeit herannahte, wo man ihn der Obsorge seines Vormundes wieder anvertrauen zu können glaubte, ging bereits der Monat October des Jahres 1826 zu Ende. Aber Beethoven wollte, konnte den Neffen nicht in Wien wiedersehen. Bruder Johann bat dem zufolge Ludwig sein Landgut zum einstweiligen Aufenthalte mit dem Neffen an, bis es Hofrath von Breuning — der jetzt von der Regierung als Mitvormund des unglücklichen jungen Menschen ernannt worden — gelungen sein würde, für diesen ein anderweitiges Unterkommen zu finden.

Es war ein recht trüber unfreundlicher Tag, als Ludwig in einem alten Miethwagen nach dem Gute des Bruders abfuhr. Er hatte zwar Johann gebeten, ihm doch seine eigene geschlossene Equipage zu schicken; aber der Gutsbesitzer schrieb zurück: „Ein Miethwagen wird's auch thun, meine Pferde sind krank und be-

*) Thatsache. Schindler: 177. 178.

dürfen der Ruhe. Kugler bringe nicht mit, denn ich habe keinen Platz für ihn."

Ludwig van Beethoven legte diese kurze, unfreundliche Antwort desjenigen Menschen, der ihm alles zu danken hatte, was er geworden und was er besaß, ruhig bei Seite. Die Schläge des Schicksals hatten ihn nachgerade für solche Dinge stumpf gemacht. Er lebte nur noch abgeschlossen in seinem Inneren mit sich selbst. Auch war das, was ihn jetzt geistig niederbeugte, eine so schwere Last für sein Herz, daß ihm fast die Empfindung für andere Schmerzen abging. Außerdem sah er niemals die kleinlichen Jämmerlichkeiten des einstigen Apothekers für etwas anderes, als für eine fortwährende Abwesenheit des klaren seelischen Bewußtseins an, für eine zu bemitleidende Verfinsterung der Seele.

Der Tag war, wie gesagt, trübe und unfreundlich. Kalte Herbstnebel deckten so dicht die Felder, daß jede Fernsicht den Blicken entzogen ward; während die Feuchtigkeit der Luft selbst die winterliche Kleidung des Meisters allmälig völlig durchdrang und ihn oft schaudern machte.

Beethoven knöpfte sich dichter zu und legte sich in die Ecke des Wagens zurück. Wie so oft, wenn er unangenehmen Gedanken entgehen wollte, concentrirte er dabei seine ganze geistige Kraft auf eine seiner musikalischen Schöpfungen. Heute war es sein neue-

ſtes Werk, was er überdachte, die, zunächſt nach ſeiner Krankheit entſtandene Schöpfung: das Quartett Nr. 12 mit dem merkwürdigen Adagio: „Canzona di ringraziamente in modo lidico offerta alla divinità da un guarito.“

Beethoven verſank bald ſo tief in dieſe Geiſtesarbeit, daß ihm die Welt verſchwand und Schmerz und Trauer völlig für ihn untergingen. Es war ſchon tief in der Nacht, als er auf dem Gute ankam. Aber ſonderbar, als der Wagen vor dem ſehr ſchönen und eleganten Herrenhauſe hielt, war, außer einem Knechte, Niemand da, der ihn empfing. Bruder Johann benachrichtigte ihn durch einen Zettel, welchen der Knecht übergab; daß er mit ſeiner Familie zu einem Balle in die Nachbarſchaft gefahren ſei. Sein Zimmer ſei bereit.

Was bedurfte Ludwig van Beethoven mehr! Er war müde und freute ſich auf Ruhe in einem guten Bette; — auf die Behaglichkeit in einem der ſchönen Zimmer, deren Bruder Johann ſo viele in ſeinem Haupthauſe hatte. Aber was iſt das?

„Wo führt er mich denn hin?“ — frug der Meiſter jetzt den Knecht, der eben mit einer Stalllaterne dem Ankömmlinge über den Hof leuchtete.

Der Knecht deutete nach dem Nebenhauſe, das gewöhnlich der Gärtner bewohnte.

„Ach was!“ — rief Beethoven finster — „Er kennt mich wohl nicht.“

„Warum denn nicht!“ — brummte der Knecht faul und mürrisch; schritt aber ohne sich umzuwenden vorwärts.

„So hör' er doch!“ — schrie jetzt Beethoven wieder — „was soll ich, zum Teufel zu, denn bei dem Gärtner thun.“

Aber auch das war umsonst. Der Leuchtende schritt bis zu dem Nebenhause, schloß die Thüre auf, stellte dann — als er sah daß Beethoven nicht folgte — die Stalllaterne auf die Erde, steckte die Hände in die Taschen, lehnte sich an die Pfosten der Thüre und pfiff sich, Beethoven's Nachkommen abwartend, ganz gemüthlich ein Liedchen.

Der Meister war indessen, zornig über die Bornirtheit des Menschen, nach der Thüre des Haupthauses gegangen. Sie war verschlossen. Er zog die Schelle. Niemand öffnete. Die Mägde und Dienstboten hatten sich die Abwesenheit der Herrschaft zu Nutze gemacht und tanzten im nahen Wirthshause.

In früheren Zeiten wäre Ludwig van Beethoven im Stande gewesen, nach solchen Vorkommnissen, ohne Weiteres zu Fuße nach Wien zurückzukehren und hätte er die ganze Nacht durchlaufen müssen. Wirklich wandelte ihn dieser Gedanke auch jetzt an; aber .... er fühlte, daß die Kräfte nicht mehr aus-

reichten. Außerdem fuhr der kalte Nachtwind so empfindlich durch seine total durchnäßten Kleider, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfing. Was war zu thun? Beethoven unterdrückte den Aufschrei seines Innern über solch' brüderlichen, solch' liebevollen, solch' aufmerksamen Empfang . . . und ging nach dem Nebenhause. . Als der Knecht ihn kommen sah, nahm er ganz gemüthlich seine Laterne wieder auf und schritt die schmale Treppe voran, die zu der Gärtnerwohnung führte. Der Meister folgte. Oben angekommen, öffnete der Führer seine Thüre, trat ein, zündete ein Licht an, ließ Beethoven herein und ging dann pfeifend wieder fort.

Der Maestro schaute sich um: Wirklich! . . . wirklich! . . . dies niedere ganz ordinär eingerichtete Zimmer war für ihn bestimmt. Dort stand ein aufgedecktes Bett und hier auf dem Tisch war das Nachtessen servirt: etwas Butter, Brod und Käse, — auch ein Teller mit fünf dünngeschnittenen Scheibchen Wurst und eine Flasche gutes Dünnbier.

Ludwig van Beethoven sagte nichts. Es war ihm, als griff eine Marmorfaust in seine Brust und zerknirrsche sein Herz mit einem einzigen furchtbaren Drucke. Aber gleich darauf überkam ihn ein sonderbares, noch nie gehabtes Gefühl . . . . . es war ein Heimweh . . . . . ein Heimweh, nach seinem eigenen Zimmer in Wien! . . . . . ein Heimweh . . . . . noch

weiter, noch tiefer begründet ..... faſt .... wie nach ewiger Ruhe und ewigem Vergeſſen!

Beethoven rührte das Eſſen nicht an — und ging zu Bette. — — —

Als er den kommenden Morgen aufgeſtanden war und an das Fenſter trat, ſah er die ſchöne, bequem eingerichtete und elegante Equipage ſeines Bruders vor dem Haupthauſe vorfahren. Wenige Augenblicke ſpäter trat Johann ſelbſt bei ihm ein.

Es war ein ſtattlicher, von Behäbigkeit ſtrahlender Mann geworden, dieſer Gutsbeſitzer, dem man anſah, daß er das Wort „Sorgen" gar nicht kenne. Sein röthlich ſchimmerndes Geſicht glänzte jetzt vor Stolz, als wolle er ſagen: Habe ich Dir's nicht ſchon lange voraus verkündigt, daß Du es in der Welt nie ſo weit bringen würdeſt, wie ich?" Und dieſe hieroglyphiſche Frage des Geſichtes, commentirte noch genügend, das boshafte Lächeln, welches um die Mundwinkel des einſtigen Apothekers ſpielte.

Er nickte dem Bruder gnädig zu.

„Guten Morgen, Johann!" — ſagte dieſer ernſt und ruhig.

„Ich fahre jetzt weg" — ſchrieb Johann auf den mitgebrachten Bogen Papier — „Louis abzuholen."

„In der Staats-Equipage?" — frug Ludwig.

Der Gutsbeſitzer bejahte.

„Ich dächte die Pferde seien krank?"

„Sind wieder gesund geworden!"— schrieb Johann.

„Merkwürdig!" — meinte Ludwig. — „Warum bin ich dennhi er in dies niedere Loch im Gärtnerhause gesteckt worden; während Du doch im Haupthause eine Menge behaglicher Zimmer frei hast!"

„Weil Du mit Deinem Waschen und sonstigen Unfug jedes ordentliche Zimmer ruinirst!" — schrieb Johann.

„Ich dächte, das Haus sammt den Zimmern und alles was darin ist, verdankt der Herr Bruder Gutsbesitzer doch eigentlich nur mir. So sollte ich meinen, ich sei doch wenigstens auch werth, daß ....."

Johann drehte sich um und verließ ohne ein Wort weiter zu sagen, das Zimmer. Zwei Minuten später rollte die Equipage den schönen, geräumigen, mit allen Arten Federvieh belebten Hofe hinaus.

Louis sollte dem Oheim bis auf halbem Wege entgegengebracht werden.

Als Herr Gutsbesitzer Johann van Beethoven den Neffen in Empfang genommen, fuhren beide gemüthlich mit einander zurück.

Louis strahlte vor Freude, seiner Gefangenschaft enthoben zu sein. Mit unaussprechlicher Behaglichkeit in einer Ecke der eleganten Equipage lehnend, gab er sich, eine feine Cigarre rauchend, diesem lang entbehrten Genusse voll stillen Entzückens hin; während

er den Oheim mit einer köſtlichen Schilderung der Bemühungen unterhielt, welchen ſich, während ſeiner Correctionszeit, die geiſtlichen Herren unterzogen hätten, um ihn fromm und heilig zu machen. Louis ſprudelte dabei von Witz und Spott, ja er richtete dieſe ſogar auch auf das jetzt bevorſtehende Zuſammentreffen mit Onkel Ludwig, ſeinem alten biſſigen Brummbär.

„Mußt' die Sache nur vernünftig anpacken!" — ſagte ſpöttiſch der Gutsbeſitzer. — „Der Alte iſt ein Narr, mit dem man nicht viel Umſtände machen muß. Seine Eigenheiten ſind nachgerade wirklich zu Verrücktheiten geworden, wie ja auch alle Welt weiß und ſeine letzten Compoſitionen ſchlagend darthun."

„Davon war ich längſt durchdrungen!" — verſetzte der Neffe mit Gleichmuth.

„Eben deßhalb muß man ihn aber auch wie einen ſchwachſinnigen Menſchen behandeln;" — fuhr Bruder Johann fort. — „Du kannſt alſo nichts Beſſeres thun, als ganz auf ſeine Denkungsweiſe eingehen. Er iſt nun einmal von jeher ein Idealiſt, ein Tugendſchwärmer, ein unpraktiſcher Phantaſt. So ſchwärme meinetwegen auch einmal für Tugend, was Dir allerdings etwas Neues ſein wird. Spiele den Reuigen, wirf Dich an ſeinen Hals, gelobe ihm ein wahrer Heiliger zu werden, und Du wirſt ſehen, ſein Herz wird gleich wieder gerührt und er bittet Dich noch ſelbſt die Sache zu vergeſſen."

„Iſt immer eine langweilige Geſchichte.“

„Aber die beſte Art raſch über die Sache hinauszukommen.“

„Gibt am Ende gar eine Familienſcene.“

„Nein! dafür habe ich geſorgt: er iſt im Nebenhauſe untergebracht.“

„Köſtlich!“ — rief Louis lachend. — „Hat er nicht getobt, weil Du ihn nicht in die Staatszimmer einquartirt haſt?“

„Er wollte anfangen; aber ich drehte ihm den Rücken und ließ ihn allein. Da wird er am erſten zahm.“

„So wird unſer erſtes Zuſammentreffen ohne Zeugen ſein?“

„Verſteht ſich!“

„Nun, ich werde Deinem Rathe folgen, Oheim!“ — ſagte Louis — „aber laß uns jetzt von etwas anderem reden, die Sache ekelt mich an.“

Das Geſpräch nahm alſo eine andere Wendung. Louis frug, ob denn noch immer keine Nachrichten von ſeiner Mutter eingetroffen ſeien. Johann verneinte: man wiſſe nicht das Geringſte von ihr.

„Alſo iſt es auch noch nichts mit dem Lieutenants-Patent!“ — dachte der Neffe.

Man ſprach nun noch viel über Betty's räthſelhaftes Verſchwinden. Louis erzählte von ſeiner letzten Zuſammenkunft mit der Mutter, und daß er

überzeugt sei, sie habe sich nach Rußland begeben. Im Uebrigen blieb nichts zu thun, als Briefe von ihr abzuwarten. Der Leichtsinn des jungen Mannes war so groß, daß er — wenn es in seiner Macht stand — auch das Leiseste was ihn unangenehm berührte, über Bord warf.

Um über die peinliche Scene des Zusammentreffens von Oheim und Neffe eines behaglichen Mittagsmahles nicht verlustig zu gehen, hielt man auf der letzten Station vor dem Gute an. Das Essen war schon im Voraus bestellt worden und schmeckte den beiden Reisenden vortrefflich. Louis war wie im Paradiese und Johann, der eine heitere Gesellschaft sehr liebte, wollte sich über die ausgelassene Fröhlichkeit des so lange zu Beten und Kasteiungen Angehaltenen fast krank lachen.

Endlich indeß mußte doch aufgebrochen — und der fatale Schritt gethan werden.

Aber mit welchem milden Ernste, mit welcher großartigen Selbstverläugnung, mit welch' einem Schatz unerschöpflicher Liebe und Güte trat nun Ludwig van Beethoven dem in Reue zerknirscht scheinenden Neffen entgegen. Keine Vorwürfe kamen über seine Lippen — es war ja nichts mehr zu ändern — nur trösten, ermuthigen und aufrichten wollte er den so tief gefallenen, aber auch augenscheinlich so schmerzlich niedergebeugten jungen Mann. Nie stand Beethoven als

Mensch größer, herrlicher, vollendeter da! Hatte er doch — mit wirklich staunenswerther Seelengröße — all' die zahllosen Unbillen vergessen, all' den himmelschreienden Undank aus seinem Gedächtnisse gestrichen, all' die namenlosen Qualen verschmerzt, die ihm sein Adoptivsohn schon zugefügt.

Hier zeigte sich die Frucht eines mühsam und heiß durchkämpften Lebens, das Resultat der nieermatteten Verehrung antiker Größe, das Ergebniß eines still in sich selbst verschlossenen Ringens nach sittlicher Vollendung.

Aber es kam auch in diesem Momente ein ganz unerwartetes, ganz ungewöhnlich beglückendes und erhebendes Gefühl über den Meister. Es war ihm, als habe sich seine Brust in alle Unendlichkeit erweitert, als schaue sein Geist in die Tiefen ewiger Weisheit, als müsse sein Herz die ganze Menschheit umschlingen.

Milde legte er die eine Hand auf des Neffen Schulter, faßte mit der anderen die Rechte Louis, drückte sie leise und sagte:

„Und somit sei die Sache abgemacht! Merke dir nur eines, mein Sohn: es ist nicht genug, gute Vorsätze zu fassen, die Vorsätze zum Guten, zur Thätigkeit, zur Besserung und zu den, die Besserung fördernden Arbeiten müssen niemals verschoben, sondern sogleich ausgeführt werden. Besser, es mißlingt Manches, als

daß Alles unterbleibt. Wer Etwas thut, hat dadurch an ſich ſchon ein gewiſſes Verdienſt — wer ſich immer gegen das Handeln wehrt, hat gar keines. Die Menſchenklaſſe der letzteren Art iſt ungeheuer groß: es ſind die matten Seelen, die thatloſen Träumer, die dennoch und eben deßwegen niemals des Lebens froh werden."

„Sieh! ich will ja nicht, daß du dir irgend eine erlaubte Luſt, irgend ein angenehmes Gefühl verſagen ſollſt. Du ſollſt keins, das dir die Natur zugedacht hat, entbehrten. Ich bin ja himmelweit von dem Unſinn und der Unnatur entfernt, die den Menſchen zerſtören wollen, um — eitles, lächerliches Beſtreben, einen Gott aus ſeinen Trümmern hervorzuziehen."

„Alles, um was ich dich bitte, mein Sohn, iſt Mäßigung! Aber auch dieſe aus keinem anderen Grunde, als weil ſie unentbehrlich iſt um dich vor Schmerzen und Reue zu bewahren. Es verdient ja nichts den Namen eines Vergnügens, was mitdem Schmerze eines Anderen oder mit den Vorwürfen der eigenen Bruſt bezahlt wird. Laß Herz und Verſtand an jeder ſinnlichen Luſt, und die Sinne an den Vergnügungen deines Verſtandes und Herzens Theil nehmen und ... du wirſt wahrhaft glücklich ſein. Der Menſch auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der anderen der Gottheit ſelbſt verwandt, iſt ebenſo unfähig, ein bloſes Thier, als ein bloſer Geiſt zu ſein."

„Nur dann lebt er ſeiner Natur und ſeiner Beſtim-

mung gemäß, wenn er immer emporſteigt; jede höhere Stufe der Weisheit und der Tugend, die er erſtiegen hat, erhöht, nach Innen und nach Außen hin, ſein wahres, ſein wohlverſtandenes Glück!"

Beethoven ſchwieg und entließ den Jüngling mit einem innigen, warmen Druck der Hand.

Als Louis die Thüre hinter ſich geſchloſſen, lachte er frech auf — und doch rief eine Stimme in ſeinem Innern: „Schäme dich Unwürdiger! wie jammervoll ſtehſt du dieſer großen Seele gegenüber!"

Und Beethoven? — in ſeinem Herzen war es wieder ruhig und ſtill-freudig geworden.

Das Bewußtſein eigener Güte, iſt ja ein beglückendes, himmliſches Gefühl. Sei edel, und Dir iſt wohl! Die Gewitter des Daſeins erſchrecken Dich nicht! Sicher und ruhig wandelſt Du die Pfade der Nacht und ſelbſt das Unglück kann die Hoheit Deiner Seele nur erheben!

Nichtswürdigkeit.

Da Louis, dem Gesetze nach, Wien nicht mehr betreten sollte, war ein längeres Verweilen Ludwig van Beethoven's auf dem Gute seines Bruders verabredet worden. Unterdessen wollte Hofrath von Breuning, der neue Mitvormund, Alles aufbieten, um einerseits die Rücknahme dieses Verbotes zu bewirken; andererseits aber — da der Neffe nun darauf bestand, Soldat zu werden — wo möglich den Feldmarschall-Lieutenant Stutterheim so weit für den jungen Mann zu interessiren, daß er ihm einen Platz als Cadet in einem Regimente einräume.

Bald auch meldete ein Brief Stephan von Breuning's, daß ihm Beides gelungen sei. Beethoven war höchst erfreut darüber und bewies sofort seine Dankbarkeit gegen den Feldmarschall-Lieutenant da-

durch, daß er ihm ſein großes Quartett in Cis-moll dedicirte.*)

Aber es ſtand nicht in Beethoven's Sternen geſchrieben, daß ein freundliches Licht den Abend ſeines Lebens verkläre. Schon von dem Tage nach ſeiner Ankunft, ſchien ihn der Neffe ebenſoſehr zu vernachläſſigen, als Bruder Johann, und was dem Meiſter noch tiefer in das Herz ſchnitt: es kam ihm faſt vor, als ſei es mit der Reue und den guten Vorſätzen des jungen Mannes ſchlecht beſtellt. Statt ſich ſeines ſo liebevollen Pflegevaters jetzt einigermaßen anzunehmen, ſchwärmte der Jüngling, unbekümmert um den Alten und um ſeine eigene Zukunft, mit Oheim Johann Tag für Tag in der Umgegend herum. Die elegante Equipage des Gutsbeſitzers war beſtändig mit beiden unterweges und brachte ſie oft erſt ſpät in der Nacht zurück.

Wollte Beethoven alsdann am anderen Morgen ein warnendes Wort vorbringen, drehte ihm Louis — nach dem Beiſpiele ſeines Onkels Johann — den Rücken und überließ den tauben einſamen Mann ſeinem ſtillen Schmerze.

O wie wahr erſchien doch jetzt, was Kugler einſt zu der Haushälterin in Betreff des Neffen geäußert: „Ich habe einmal eine Geſchichte geleſen" — ſagte

*) Schindler: S. 178. 179.

Kugler damals — „in der glaubte ein Königssohn seine Geliebte zu entführen. Aber es war nicht diese, die er in seine Arme schloß, sondern das Rachegespenst der blutenden Nonne .... und nie! .... nie! .... konnte er sich wieder von diesem unseligen Gespenste losmachen. — So geht es gerade dem Herrn mit dem sauberen Neffen!" — setzte er dann hinzu; aber er wußte nicht, daß er in seinem ganzen Leben kein wahreres Wort gesprochen.

Uebrigens schien Bruder Johann es geradezu darauf anzulegen, Ludwig so bald als möglich wieder nach der Stadt zu treiben; die Rücksichtslosigkeit gegen seinen älteren Bruder und Wohlthäter ging in das Unglaubliche.*) Dazu war das Herbstwetter so unerträglich, daß es Ludwig van Beethoven in der That nicht mehr auf dem Gute aushalten konnte.

Offen erklärte er dies seinem Bruder und da er sich ohnedem — niedergebeugt durch den Kummer, der seine Seele drückte und den er tief in sich verschloß — unwohl fühlte, — die Rückreise, der vorgerückten Jahreszeit wegen, auch nicht mehr in einem Tage gemacht werden konnte, bat er Johann: ihn in seiner geschlossenen Equipage nach Wien bringen zu lassen.

Johann zog die Stirne in düstere Falten:

„Geht nicht!" — schrieb er dann als Antwort auf

*) Thatsache. Schindler: S. 179.

den Conversations-Bogen — „die Wege sind zu schlecht, der Wagen wird mir ruinirt. Du kannst mit meinem alten Wagen fahren."

„Aber der ist offen!" — entgegnete Beethoven, — „das Wetter ist abscheulich und ich fühle mich unwohl."

„Schrullen!" — schrieb Johann — „Einbildung! Du bist so wohl wie der Fisch im Wasser. Kannst auch meinen alten Mantel noch haben."

Als Ludwig van Beethoven diese Worte gelesen, versagte ihm im ersten Augenblicke die Sprache; aber aus seinen Augen zuckte ein so furchtbarer Blitz auf Johann, daß dieser erblich.

„Nimm einen Schinderkarren!" — rief jetzt Ludwig mit Donnerstimme — „es ist mir gleich!... aber ich verlange, daß auf der Stelle angespannt wird; denn nicht eine Stunde mehr, will ich mit dir den gleichen Boden treten!... Und Louis fährt mit!"

Eine halbe Stunde später fuhr der alte offene Wagen vor dem Gärtnerhause vor.

Ohne ein Wort zu sagen, ohne Abschied zu nehmen, ohne einen Blick auf den Neffen zu werfen, der sich in finsterem Zorne dem Gebote des Oheims gefügt, setzte sich Ludwig ein, — — der Bauernknecht der kutschirte, (es war derselbe, der Ludwig seiner Zeit empfangen) hieb auf die Pferde... und fort ging es, Wien zu.

Das Antlitz Ludwig van Beethoven's war wie von Marmor und Eisen ... in seinem Innern herrschte Nacht und Todeskälte.

Als er in Wien ankam, fühlte er sich krank. Ein furchtbarer Husten drohte ihn fast zu ersticken. — —

Vier Tage waren seit der Rückkunft Ludwig van Beethoven's nach Wien verflossen, das Unwohlsein hatte sich nicht gehoben, sondern gesteigert und der Meister — war allein!

Allein! ... denn Kugler lag im Spital; der Neffe ging regelmäßig gleich nach dem Frühstücke aus und kam erst spät in der Nacht wieder; Schindler und Breuning wußten von des Meisters Rückkunft noch nichts und die alte, stumpf gewordene Frau Schnaps hing zwar noch mit gleicher Treue und aufopfernder Liebe wie früher an ihrem armen guten Herrn, aber es fing ihr doch an schwer zu werden, ihren Dienst durchzuführen; auch fesselte sie dieser an Küche und Haushaltung.

Beethoven war allein! ... und blieb es, ... denn er vermochte jetzt nicht mehr auszugehen. Bald schüttelte Frost seine Glieder, bald überkam ihn eine lang anhaltende Hitze, in deren Begleitung sich alle wesentlichen Fieberzufälle befanden. Hierzu gesellte sich ein Gefühl der Schwere, das ihm in den Gliedern lag und namentlich auf die Brust drückte. Ein häufiger, kurzer, abgebrochener Husten mit schmerzlichen

Stichen in der Lunge, peinigte ihn. Sein Geſicht glühte von ſtarkem Blutzudrang nach dem Kopfe und eine beängſtigende Beklommenheit ſteigerte ſich oft bis zu einem, Erſtickung drohenden, Grade.

Beethoven war allein!... Er hatte nach ſeinen Aerzten geſchickt,... ſie waren nicht gekommen. Er hatte ſeinen Neffen gebeten, ihm einen andern Arzt zu ſenden .... es erſchien keiner.

Beethoven war allein! .... Er ſaß matt, trübe, von Huſten und Schmerzen gefoltert auf ſeinem Zimmer. Draußen auf der Straße bewegte ſich das wilde, luſtige Wiener Leben: Die Peitſche knallte, die Wagen rollten dahin; Militär zog vorüber und ein ſtolzer, fröhlicher Marſch erklang wie Siegesjubel; Kinder ſangen und jauchzten; Verkäufer riefen ihre Waaren aus; der Poſtillon einer vorbeieilenden Extrapoſt ſchmetterte luſtig auf ſeinem Horne... Beethoven hörte von allem dem nichts .... er war ja jetzt ſeit dreizehn Jahren taub! .... und das ihn ſeit dreizehn Jahren umgebende Schweigen des Todes umfing ihn auch jetzt.

Beethoven war allein! .... Seine Gedanken weilten in fernen Zeiten, die jetzt vor ſeine Geiſtesblicke wie ſein verlorenes Paradies traten. Er ſah ſich neben Eleonoren von Breuning, und ihrer Mutter, der kleinen Roſa und den Freunden auf dem ſchönen Godesberg; .... die Sonne ſenkte ſich und

dort! dort! lag das herrliche Siebengebirge mit ſeinen Felſen und Mauerkronen! — dort zog der alte ehrwürdige Vater Rhein majeſtätiſch ſeine ſilbernen Wogen! .... Ach! er hatte die ſchöne, liebe Heimath nicht wiedergeſehen; ſo ſehr er ſich darnach geſehnt, ſo oft er es ſich auch vorgenommen, eine Erholungsreiſe dahin zu machen! .... Warum er nur den einen Spaziergang nicht vergeſſen konnte .... jenen, bei welchem der Adler über ſein Haupt gerauſcht und er ihn beneidet hatte, um ſeinen kühnen Flug nach den einſamen .... einſamen .... lautloſen .... ſonnennahen Regionen.

Beethoven ſaß allein, ... in lautloſer Stille, in Grabeseinſamkeit .... und ſann nach, ... und dachte .... wie ſich doch das Leben oft wunderbar geſtalte .... und wie es doch manchmal faſt ſcheinen wolle, als ob eine Hand aus den Wolken auf eine beſtimmte Zukunft hindeute.

Und der Gang ſeiner Gedanken leitete ihn in die Todtengruft auf dem Kreuzberge bei Bonn. Da ſtanden ſie rings an den Wänden, die ausgetrockneten Leichname der längſt verſtorbenen Kloſterbrüder und er hörte noch ſeinen eignen Ruf der Ueberraſchung, auf die Frage nach ſeiner Zukunft, ... den Ruf: „Tod unter den Lebendigen!“ .... und alles war ſtill wie im Grabe und das Schweigen der Einſamkeit lag auf der ganzen Umgebung .... aber keine

ſüße, freundliche Stimme rief wie damals: „Oder lebendig unter Todten!“

„Jeannette!“ — ſeufzte Beethoven — und ein flüchtiges, leiſes, ſeliges Lächeln flog über ſeine harten Marmorzüge. Aber wunderbar .... er konnte ſich Jeannette nicht mehr anders denken, als an jenem Abende, an dem man ſeinen Geburtstag gefeiert und ſie bei dem ſinnigen, lebenden Schlußbilde die Phantaſie vorgeſtellt. Wie ſtrahlte ihm jetzt noch ihr liebes, herziges Angeſicht entgegen, wie freundlich zeigte ſie ihm den Lorbeerkranz ewigen Ruhmes.

Ewigen Ruhmes! — Ludwig van Beethoven ſeufzte tief auf. In demſelben Augenblicke aber löſte ſich in ſeiner geiſtigen Anſchauung das Bild Jeannetten's leiſe wie in Nebel auf .... aber die Nebel ſchienen fort zu arbeiten .... es geſtaltete ſich wieder etwas in ihnen .... jetzt ward es ein Mädchenkopf ..?. ein Bild: zart, bleich, ätheriſch .... ja! .... er kannte das Bild .... es war das, ſeiner kleinen Comteſſe Eugenie. Aber was hielt denn ihre Hand? .... es war nicht zu erkennen, doch ſchien es faſt .... eine Dornenkrone. Mit einemmale ward das zarte Geſichtchen leichenblaß .... die Augen ſtarrten geiſterhaft, ... die Arme ſtreckten ſich wie abwehrend aus .... und mit den Worten: „die Wolke! die ſchwarze Wolke!“ .... verſank das Bild ſelbſt im dunklen Schatten.

Wer Ludwig van Beethoven jetzt hätte sitzen sehen, der würde wohl geschworen haben, er stehe vor einer Figur aus Erz.

Aber noch zogen Erinnerungen an seiner Seele vorüber: Jetzt mischten sich Töne in dieselben, herrliche Melodien rauschten .... Schlachtendonner und Siegesjubel ..... und ein Haus baute sich auf, gefüllt mit zahllosen, blitzenden, blinkenden Menschen ... mit herrlichen Damen .... Kaisern und Königen .... Herzogen und Fürsten .... und alle jubelten .... und Alle grüßten .... und Jubel und Gruß .... galt ihm .... ihm .... dem Meister der Töne .... dem Herrscher im Reiche der Musik .... ihm .... ihm .... Ludwig van Beethoven!

In diesem Momente fielen des Maestro's Blicke auf einen alten, dürren Lorbeerkranz, der zwar im Sturm der Zeit und bei Ludwig's vielen Ueberzügen aus einer Wohnung in die andere, schon manches Blatt verloren hatte, aber doch noch mit Sorgfalt über dem englischen Flügel an der Wand aufgehängt war. Und wie Beethoven's Blicke fort und fort auf den Kranz starrten, belaubte er sich wieder, und ward grün und frisch und voll .... und eine herrliche Frauengestalt trat hinzu, nahm ihn von der Wand .... und drückte ihn auf Beethoven's Haupt.

Da verklärten sich des Meisters Züge, seine bis dahin matten Augen schossen Blitze der Begeisterung,

die Muskeln spannten sich und ein wundervolles stolzes, seliges Lächeln umspielte seinen Mund.

Aber dies war nur für die Dauer eines Augenblickes; dann erblaßte das Sonnengold und das Lächeln erstarb in dem Ausdrucke einer unbeschreiblichen Wehmuth; Beethoven fuhr mit der Hand über die Stirne, stand auf und rief:

„Genug! genug! — Da ewiges, furchtbares Schweigen, ewige Grabesstille, schauerliche Einsamkeit mich Armen umgibt, so schweigt auch ihr Stimmen meiner holden Erinnerungen; werdet stumm für mich .... flieht mich, wie die Welt, wie die Menschen!"

Ein starker Hustenanfall ergriff ihn und steigerte sich bis nahe zum Ersticken. Beethoven sah sich verzweifelnd um — — er war allein! .... Er wollte der Haushälterin rufen, aber er konnte nicht. Die Beklemmung stieg, sein Gesicht schwoll an und ward feuerroth, die Augen traten hervor, die Rechte drückte sich auf die Brust .... die Linke griff krampfhaft nach der Lehne des Sessels .... da .... da ließ es nach ....!

Aber ... die Kräfte waren erschöpft, Beethoven sank in den Sessel zurück und die Augen schlossen sich, während er leise lispelte:

„So sterbe ich denn ganz .... ganz allein .... und von aller Welt .... vergessen .... und verlassen!" — — —

Eine Viertelstunde später stieg Herr Musik-Direktor Schindler wohlgemuth die Treppe herauf.

Als er an die, von der Wohnung etwas abgelegene Küche kam, trat er ein und grüßte Frau Streng freundlich.

„Nun!“ — sagte er dann heiter, — „wie steht es Frau Streng? Sind noch keine Briefe von dem Herrn Capellmeister gekommen?“

„Briefe?“ — entgegnete die Haushälterin erstaunt; aber plötzlich fiel ihr ein, daß ja der Herr Musik-Direktor seit den letzten Tagen noch gar nicht dagewesen.

„Nu ja!“ — rief sie daher, — „Briefe, Herr von Schindler? — Drinn sitzt der Brief selbst, lebendig, aber gar nicht gut.“

„Was? wie?“ — entgegnete Schindler erstaunt — „Herr van Beethoven ist wieder hier und ich weiß nichts davon?“

„Seit vier Tagen!“ — versetzte die Haushälterin starr vor Staunen. — „Hat es Ihnen denn der Herr Louis nicht mitgetheilt?“

„Kein Wort!“ — rief Schindler.

„Ach! und der Herr ist so unwohl!“

Aber jetzt hörte Schindler nichts mehr. Rasch eilte er nach dem Zimmer des geliebten Lehrers; als er aber die Thüre aufriß, raubte ihm Entsetzen für den Moment die Fähigkeit der Sprache und des Weiterschreitens.

Beethoven lag bewußtlos in dem Seſſel.

„Gerechter Gott!“ — rief Schindler, als er die Sprache wiedergefunden, und ſtürzte auf den Freund hin.

„Ei du allmächtiger, grundgütiger Himmel!“ — jammerte Frau Streng, die ihm gefolgt.

Glücklicherweiſe ſchlug in dieſem Augenblicke Beethoven die Augen wieder auf. Er war noch ſehr matt, und es bedurfte einiger Zeit, ehe er ſich auf Dasjenige beſinnen konnte, was vorgefallen.

Aber wie erfreute ihn jetzt der Anblick des treuen Freundes und Schülers; mit welcher liebevollen Sorge bemühte ſich dieſer im Vereine mit Frau Streng, den Meiſter zu ſtärken und zu erfriſchen.

„Und warum ſind Sie nicht früher gekommen?“ frug jetzt Beethoven mit ſchwacher Stimme, aber ohne allen Groll.

„Weil ich kein Wort von Ihrer Rückkunft wußte!“ — ſchrieb Schindler.

„Mein Neffe hätte Sie nicht davon benachrichtigt?“

„Ich ſah auch ihn noch mit keinem Auge.“

Beethoven's Haupt ſank auf ſeine Bruſt.

Schindler, welchen der Zuſtand des Freundes nicht wenig ängſtigte, ließ ſich jetzt von Frau Streng, — die eben geſchäftig eine Taſſe des Bruſtthee's herbeibrachte, mit dem ſie bisher Tag und Nacht in Ermangelung irgend einer ärztlichen Pflege, den Herrn bedacht, — Beethoven's Leiden auseinanderſetzen.

„Aber um des Himmels Willen!“ — ſchrieb er jetzt in das Converſationsbuch — „warum haben Sie denn nicht zu Ihrem alten Arzte, Herrn Doktor Braunhofer geſchickt?“

Beethoven las; dann ſagte er, den Blick mit bitterer Ironie auf Schindler gerichtet.

„Frau Schnaps war bei ihm. Wollen Sie hören, was er geantwortet?“

Schindler gab ein Zeichen der Bejahung.

„Er antwortete: der Weg ſei ihm zu weit!“ *)

„Was?!“ — rief Schindler mit einem fragenden Blick auf Frau Streng, und ein edler Zorn blitzte in ſeinen Augen.

„Ja!“ — entgegnete dieſe mit gefalteten Händen — das hat mir derſelbe Herr Doktor Braunhofer geantwortet, der ſo lange unſeres guten, armen Herrn Arzt war, und dem ich ſo oft um Neujahr Hände voll Dukaten gebracht habe.“

„Aber warum ſandten Sie alsdann nicht nach Doktor Staudenheim? der hat Sie doch auch lange behandelt?“ — frug der Muſik-Direktor ſchriftlich.

„Die Schnapsin war auch bei dem!“ — antwortete Beethoven. — „Er werde kommen, war die Antwort.“

„Und?“ ....

*) Hiſtoriſch.

„Er kam nicht!“*) — sagte Beethoven und sein Haupt sank abermals auf seine Brust.

Es gibt Erfahrungen im menschlichen Leben, die alles Denkbare so weit übersteigen, daß sie jenen Zustand herbeiführen, von dem der gewöhnliche Mensch sagt: „Der Verstand steht mir still!“ Das Staunen über Unglaubliches hemmt dann momentan die Denkkraft in ihrer Funktion. Schindler erging es hier so. Wie war es möglich, daß Menschen, — daß Aerzte, — so gefühllos, so undankbar, so pflichtvergessen sein konnten — selbst bei dem geringsten Menschen und hier .... bei einem der ersten und bedeutendsten Männer des Jahrhunderts!

Schindler hatte sich indessen noch nicht von seinem Staunen erholt, an dessen Stelle jetzt eine gerechte Indignation Platz griff, als es anklopfte.

Frau Streng öffnete und ein feiner Mann trat ein. Er war nicht mehr jung, auch nicht schön; aber ein Ausdruck von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit sprach sehr empfehlend für ihn.

„Wen haben wir die Ehre?“ — frug Herr Musik-Direktor Schindler.

„Doktor Wawruch, Professor der Klinik!“ — — entgegnete der Neueingetretene. — „Ich komme, um Herrn Capellmeister van Beethoven meine Dienste anzubieten.“

---

*) Historisch.

Schindler sah Beethoven staunend an; weder der Eine noch der Andere kannte Herrn Wawruch. Auf das Conversationsbuch hin sagte indessen Beethoven, der sich sehr schlecht fühlte:

„Sie sind mir willkommen!“

Wawruch prüfte nun die Krankheit: es war nicht zu verkennen, eine Lungenentzündung — herbeigeführt durch die Reise in dem offenen Wagen — war im Anzuge. Der Arzt traf mit Energie die nöthigen Vorkehrungen. Beethoven mußte sofort in das Bett.

Als Schindler Dr. Wawruch hinausbegleitete, sagte dieser lächelnd:

„Ich bin Ihnen jetzt auch noch die Erklärung schuldig, wie ich — als Ihnen und Herrn van Beethoven ganz fremd — zu diesem Besuche komme.“

„Ich gestehe“ — entgegnete Schindler, — „daß ich, gerade weil er uns so unendlich willkommen kam, doppelt neugierig darauf bin.“

„Nun denn“ — sagte der Arzt — „heute Morgen wurde ein kranker Kellner aus irgend einem hiesigen Kaffeehause in meine Klinik gebracht. Als ich ihm die nöthige Arznei verschrieben, schien ihn noch etwas zu drücken. Ich frug und erfuhr: daß der Neffe des Herrn van Beethoven ihm vor zwei Tagen beim Billardspielen aufgetragen habe, irgend einen beliebigen Arzt für seinen kranken Onkel zu suchen. Da er nun selbst unwohl geworden, sei ihm dies unmöglich gewesen. Er bitte nun mich darum. Es versteht sich

von selbst" — setzte Dr. Wawruch hinzu, — „daß ich auf der Stelle hierher eilte und es war wahrlich die höchste Zeit. *)

Schindler's Angesicht glühte vor Scham. Kaum vermochte er dem freundlichen, sich jetzt empfehlenden Manne seinen und des Meisters Dank auszusprechen.

War es denn möglich, was er gehört?! — Der Mensch, der Beethoven Alles verdankte, — den dieser als Sohn angenommen, geliebt, gehegt, gepflegt, erzogen hatte, — für den er sparte und darbte, — den er mit Liebe und Güte überschüttete ... der ... lebte lustig in Saus und Braus, spielte Billard, lachte und zechte wohl — während sein Wohlthäter, sein zweiter Vater, daheim in Gefahr war, einsam zu sterben ... und ... beauftragte einen Kellner ... irgend einen beliebigen Arzt dem Kranken zu senden!!

Schindler's edles Herz blutete. Beide Hände vor das Gesicht gedrückt, stand er lange in schmerzlicher Erregtheit über des Lehrers über des Freundes furchtbares tragisches Geschick! — — —

*) Thatsache.

Des Adlers letzter Flügelschlag.

Es war am 2ten Dezember des Jahres 1826 gewesen, als Ludwig van Beethoven mit seinem Neffen — der Schlange, die er am eigenen Busen groß gezogen — von dem Gute seines „unbrüderlichen Bruders" in einem alten, schlechten und offenen Wagen krank nach Wien zurückkam.

Vier Tage später hatte ihn Schindler, fast erstickt vor Husten, auf seinem Zimmer gefunden und Dr. Wawruch erklärt: daß den großen Meister, den auch er hoch verehrte, eine Lungenentzündung erfaßt habe. Die Sache gestaltete sich aber bald noch schlimmer. Es stellten sich sofort Zeichen der Wassersucht ein, und schon am 18ten Dezember mußte die erste Punction vorgenommen werden. Die zweite erfolgte am 8. Januar, die dritte am 28. desselben Monats, und die vierte am 27. Februar. *)

Gegen Ende Januars nahm sich auch noch, nach langem Bitten von Seiten Schindler's — der sich

*) Schindler: S. 181 bis 183.

überhaupt an treuer Sorge für den Kranken erschöpfte — der berühmte Dr. Malfatti, Beethoven's an. Von nun an erhielt der Leidende, nach Uebereinstimmung beider Aerzte, als einziges Arzneimittel täglich eine bedeutende Quantität Punsch-Eis, wovon seine, bereits von drei Operationen gänzlich erschlafften Lebensgeister dermaßen aufgeregt wurden, daß er sich schon für ganz gesund hielt, die Lectüre des Walter Scott, mit der er sich bis dahin die Zeit vertrieben, mit dem Ausrufe von sich warf: — „Der Kerl schreibt doch blos für's Geld!" — und an der vierhändigen Sonate für Diabelli weiter arbeitete, obgleich die Aerzte ihm jede geistige Beschäftigung untersagt hatten.

Ein heiterer, warmer Sonnenstrahl war ja noch einmal, wie ein wehmüthiger Abschiedsgruß des Schicksals, über sein hinabsinkendes Leben gefallen: Der Neffe hatte sich — da keine Briefe, keine Nachrichten von der Mutter eingetroffen, auch das russische Lieutenants-Patent vergeblich auf sich warten ließ, — entschlossen und war zu dem ihm angewiesenen Regimente abgegangen.

Beethoven athmete hoch auf; seine Liebe war nicht erschöpft, aber sie war in sich selbst zusammengeschrumpft. Sein armes, von diesem Neffen so schmählich gefoltertes und zermartertes Herz bedurfte, für seine letzten Schläge, der Ruhe. Beethoven, um den sich einst der ganze hohe Adel Wien's gestritten, den Kaiser und Könige gesucht, dem die wahren Musiker und Kunst-

freunde der ganzen Welt huldigten und begeiſtert entgegenjauchzten — — Beethoven ſah jetzt Niemanden mehr um ſich, als ſeinen alten Jugendgenoſſen, Hofrath von Breuning, und ſeinen treuen Schüler und Freund, Muſik-Direktor Schindler. Wenn aber dieſe beiden durch ihre Berufspflichten verhindert waren, um Beethoven zu ſein, ſo hatte der große, herrliche, edle Meiſter doch noch einen Lieblingsgeſellſchafter und treuen Pfleger, und dies war: der eilfjährige Sohn Breuning's.

Wie oft erheiterte der ſchöne, muntere und verſtändige Knabe — deſſen feine Züge Ludwig ſo ſehr an Eleonore und damit an die glücklichen, im Breuning'ſchen Hauſe verlebten Jugendjahre erinnerte — wie oft erheiterte er in ſeiner Sorgloſigkeit und Nichtkenntniß der Gefahr, in der Beethoven ſchwebte, dieſem die einſamen Stunden.

Wie einen großen, gewaltigen Ring faßte hier das Schickſal den Anfang und das Ende eines bedeutſamen Menſchenlebens zuſammen, und ließ beide ſanft ineinander verlaufen. Wenn Beethoven den kleinen Breuning anſchaute, lag ſein ganzes Leben vor ihm, von dem Aufjauchzen der Jugend mit der von zahlloſen Hoffnungen, anzuſtrebenden Idealen, zu erringenden Zielen angeſchwellten Bruſt, bis zu dem, von allen Hoffnungen und Erwartungen entblätterten Alter. Und doch! .... konnte er denn nicht mit gutem Gewiſſen ſagen, daß er ſein Ziel erreicht?

Wer von allen Muſikern der Welt ſtand größer da, als er? — Wer von allen Tonſchöpfern hatte ſich ſo hoch, hatte ſich ſo titanenhaft gewaltig bis zu den äußerſten Grenzen menſchlichen Denkens und Schaffens erhoben? — We war der Sterbliche, der im Reiche der Harmonien ihn an majeſtätiſcher Erhabenheit übertraf?

Und ſtanden nicht in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte noch alle die Ideale hochaufgerichtet, welchen das große, edle Streben der Jugend Altäre gebaut?!

Ja! — Ludwig van Beethoven ſchaute über einen unabſehbaren Todtenacker verſunkener Hoffnungen, raſch gewelkter Freuden! — — — aber es war doch ein ſtolzes, edles, majeſtätiſches Lächeln, was über Ludwig van Beethoven's Züge glitt, wenn er ſein Leben überſchauend, ſich mit freudigem Bewußtſein ſagen durfte: Du haſt die Aufgabe deines Lebens, als Künſtler und als Menſch, redlich gelöſt! Du haſt dem Ewigen, dem Göttlichen in deiner Bruſt treu gedient; — Dein Wirken war groß und ſegensreich und ſein Lohn iſt: **Deines Namens Unſterblichkeit!**

Wenn nur das Elend und der Jammer der Erde nicht geweſen wären! Auch ihn, auch den großen Beethoven verfolgten, wie ſo manches gewaltige Genie, die Sorgen bis zu der Pforte des Grabes. Die Welt ſchien ihn ja vergeſſen zu haben; er war ſo viel benutzt, beraubt und betrogen worden; ein langer Krank-

heitszuſtand dehnte ſich vor ſeinen Blicken und mehr wie je vermehrten ſich die Ausgaben für ihn, den Kranken, und .... für ſeinen Neffen. Beethoven erbebte in ſeinem Inneren: der Mangel klopfte an die Pforten!

Da gedachte der Meiſter der Philharmoniſchen Geſellſchaft in London, die ihn ſchon manchmal freundlich eingeladen, ihm immer liebevoll und begeiſtert entgegengekommen war, und — Ludwig van Beethoven, der Stolz ſeines Jahrhunderts, — — kam bei ihr — um eine Unterſtützung ein!

Aber warum ſich nicht an den eigenen Bruder wenden? — an Johann, den Gutsbeſitzer, den durch ihn reich gewordenen Mann?

Warum?

Als in dem Laufe der Krankheit, die Ludwig in Folge der Ungefälligkeit Johann's überfallen hatte, dem Maeſtro ein Heudunſtbad verordnet wurde, und Ludwig den Bruder freundlich erſuchen ließ, ihm doch von ſeinem Heu einiges zukommen zu laſſen, verweigerte es Johann und entſchuldigte ſich damit: „Sein Heu ſei zu ſchlecht!“*)

Beethoven ſchrieb an die Herren Moſcheles und Sir G. Smart in London: ſich für ihn bei der Philharmoniſchen Geſellſchaft dorten, die immer ſo freundlich gegen ihn geweſen, zu verwenden. Welche

*) Thatſache.

Senſation mußte dieſer Brief des erſten deutſchen Componiſten bei ſeinen Verehrern in London machen?! Raſch folgten Hundert Pfund Sterling und die Verſicherung der Geſellſchaft: zu allen weiteren Dienſten ſtets bereit zu ſein.

Aber die Parzen, die unerbittlichen Schweſtern, welche das Schickſal des Menſchen in dem werdenden Faden ſpinnen, — hatten ſich bereits erhoben. Atropos war bereit, ... den Faden eines großen Lebens zu durchſchneiden! — — —

Der Morgen eines ſchönen Märztages lag freundlich über der Erde. Beethoven war von dem Genuſſe ſeines Punſch-Eiſes ungewöhnlich angeregt, obgleich auch dieſes Mittel jetzt ſchon für gewöhnlich nicht mehr wirken wollte.

Eine eigenthümliche, faſt beängſtigende Heiterkeit war über ihn gekommen. Es ward ihm plötzlich ſo leicht, als ſei er wieder ganz wohl, oder werde es wenigſtens zuverſichtlich in kürzeſter Zeit. Kam er ſich doch wie ein Menſch vor, dem ſich die ſchwere eiſerne Thüre eines dumpfen Gefängniſſes plötzlich geöffnet und der nun — alles Leid, allen Schmerz, alles Niederdrückende hinter ſich laſſend — mit einem Jubelrufe die Freiheit begrüßt.

„Ich werde wieder geſund werden," — ſagte er zu ſich ſelbſt — „ich fühle es! Und dann will ich ein Leben führen in Ruhe, fern von der Welt in ungetrübter Stille: will die Natur erforſchen, will nach-

denken über die alten ewigen Wahrheiten und beiden Ausdruck geben in neuen großen Tonschöpfungen."

Ach! der Arme, er fühlte nicht, wie die Flügel des Todes schon über ihn hinrauschten und die knöcherne Hand allmälig den lastenden Schleier des Irdischen sanft hinwegzog.

Sein Auge ruhte mit Wohlbehagen auf den kindlich-freundlichen Zügen des kleinen Breuning, der, unfern von ihm, die Kupferstiche eines alten Folianten durchblätterte und um dessen blondes Haupt die durch die Fenster einfallenden Strahlen der Frühlingssonne jetzt den Heiligenschein unschuldsvoller Kindlichkeit legten. Er sah so glücklich in das Leben hinein, der liebe Knabe — und — „kann denn das Leben nicht auch noch für mich ein Bischen freundlich werden? —" dachte Beethoven. — „Ich habe doch eigentlich noch wenig Glück genossen. Glück? — Unglück? —" frug er denkend sich selbst: — „Es gibt ja, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Was sind denn Glück und Unglück mehr, als Hindernisse des Stromes, den unser inneres, geistiges Leben bildet. Sie wollen, sie müssen überwunden werden, damit der Strom nur mächtiger und geläuterter durchbricht."

Beethoven blickte wieder auf den Knaben, der jetzt ebenfalls die leuchtenden blauen Augen aufschlug und den Kranken freundlich ansah. Der Blick des Kindes bewegte den Meister tief. Wie einen Lebens-

balſam zog er ihn in ſich und es kam ihm vor, als ſtärke er ihn wunderbar; als gehe die Friſche, der Lebensmuth, die Kraft und der Jugendtrotz des Kindes auf ihn ſelbſt über. Da kam ihm das Verlangen, wieder einmal zu componiren. Die Skizze einer zehnten Symphonie war ja von ihm bereits entworfen. Der Gedanke, an ihr, da er ſich beſſer fühlte, weiter zu arbeiten, elektriſirte ihn. Der Genius hob wieder das ſtolze Haupt, der Adler regte auf's Neue die Schwingen.

Beethoven ließ ſich von dem erſtaunten kleinen Breuning die Skizze reichen.

„Aber Sie ſollen ja nicht arbeiten!" — ſchrieb dieſer in das Buch.

„Ich fühle mich wieder faſt ganz wohl!" — entgegnete der Maeſtro und fuhr ſanft über die blonden, leicht gekräuſelten Haare des Knaben. — „Ein wenig arbeiten wird mich zerſtreuen."

Die innere Bewegung und Aufregung hatte indeſſen in der That auch der äußeren Erſcheinung Beethoven's eine ſolch' erhöhte Lebensthätigkeit und Energie aufgeprägt, daß ſie den kleinen noch ſo ganz unerfahrenen Breuning täuſchen mußte.

Der Knabe reichte die Skizze, die der Meiſter mit wunderbar flammenden Augen und ſeltſam haſtiger Bewegung hinnahm. Jetzt war für ihn wieder Alles verſchwunden und vergeſſen: Welt, Leben, Krankheit, Freud und Leid .... denn ... er componirte. Ludwig van Beethoven ſaß an ſeiner zehnten Symphonie!

Wenn Beethoven nach langem und tiefem Nachdenken ein Symphoniethema gefunden hatte, das vollkommen zu dem Object paßte, das er darstellen wollte, so beeilte er sich nicht anzufangen. Er wandte erst das Thema lange hin und her, um die Umwandlungen, deren es fähig wäre, zu erkennen. Er schrieb die Gedanken, sowie sie sich seinem Geiste darboten, auf, ohne Ordnung und Auswahl und ohne sich um die Stelle zu bekümmern, die sie später in der Symphonie einnehmen sollten, weil sie ihm immer in größerer Fülle zuströmten, als er für die umfangreichste Composition nöthig hatte. Ging er dann an's Werk, so wählte er unter den vorbereiteten Blättern, was ihm das Beste schien, und entwarf dann, entweder im Geiste oder mit Hülfe einer notirten Skizze den allgemeinen Plan des Werks, in welchem dann die einzelnen gesammelten und sortirten Materialien sich in passender Reihe ordneten und verbanden. Dann kamen die Details der Instrumentirung und Rhythmisirung daran.

Wirklich strömten ihm auch heute herrliche Gedanken zu. Er sann — er schrieb — kühn und gewaltig rauschte es noch einmal in seinem Innern auf; — und wie das ächte Schaffen des Künstlers allein von der Idee ausgeht, die für ihn das Bestimmende und der Inhalt ist, der glänzende zauberhafte Widerschein des Phantasiegebildes, das er tief in seinem Geiste trägt, während die Form ihm nur als die Verwirklichung im Reiche des sinnlich Wahrnehmbaren gilt, so auch hier wieder bei Beethoven.

Der Adler hob noch einmal stolz und gewaltig seine Schwingen, — aber — es war sein letzter Flügelschlag!

Plötzlich warf Beethoven die Feder weg — Todtenbläſſe bedeckte sein Gesicht — ein Schrei — und er brach ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, standen Frau Streng, der Knabe und Hofrath Breuning neben ihm. Ein ernster, trauriger Blick schweifte über die wenigen Lieben hin . . . , dann sagte er mit Grabeston:

„Das war die letzte Täuschung! Es ist vorbei mit mir." — — —

Von jenem Tage an sah Beethoven seinem Tode mit sokratischer Weisheit und Seelenruhe entgegen. Platon und seine hohen Ideen von Sittlichkeit und einer weltregierenden Vernunft traten ihm näher denn je.

„Nun wird mir bald Ruhe werden!" — sagte er schon den kommenden Tag mit stillem Lächeln zu Freund Schindler. — „Und dies Herz hat wahrlich der Ruhe nöthig; denn die Menschen und das Schicksal haben gar viel an ihm gezerrt und gerissen. Aber ich schließe die Augen doch mit dem schönen Bewußtsein, eine leuchtende Spur auf Erden zurückzulassen. Von Glück habe ich freilich wenig zu erzählen. Aber das wahre Glück ist ja auch unter dem Monde nirgends zu finden, bei dem Dorfpfarrer ebensowenig, als bei dem Premierminister: der Eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied.

Wahres Glück ist nur das Bewußtsein: du bist in deiner Lebensaufgabe, in deiner Bestimmung, in würdiger, den Anforderungen des Ewigen entsprechender Weise, aufgegangen!"

Jetzt ersuchte Beethoven den Musik-Direktor noch, für die Dedication seines letzten Quartetts zu sorgen, und einen seiner würdigsten Freunde hiezu zu wählen. Schindler sagte dies gerne zu und versprach das Nöthige einzuleiten, mit Bewunderung den Mann anschauend, der — trotz so vieler selbsterfahrenen, himmelschreienden Undankbarkeiten — bis zum letzten Hauche seines Lebens besorgt war, sich gegen seine wenigen Freunde und Gönner dankbar zu bezeugen.

Und nun — schrieb Ludwig van Beethoven eigenhändig sein Testament nieder — — seinen letzten Willen, kraft welchem er, alles ihm angethane Böse vergessend, seinen Neffen und Adoptivsohn als Erben seines Gesammt-Nachlasses einsetzte. Dieser Nachlaß aber war jenes kleine Vermögen, welches Beethoven schon seit langer Zeit im Stillen von seinen Einkünften für jenen Unwürdigen, den er Sohn nannte, zurückgelegt, und das er eben darum nie, selbst nicht in der größten Noth, angetastet: es bestand in zehntausend Gulden C.-M.*)

So brach der vierundzwanzigste März an, und

*) Näheres: Schindler S. 191 u. f.

mit ihm tauchten die ersten Anzeichen zur Endigung all der Qualen und Leiden auf, die sein Zustand naturgemäß zur Folge hatte. Ein langer, ein furchtbarer Kampf zwischen Tod und Leben begann! Stephan von Breuning und Schindler verließen Beethoven nicht; auch aus der Ferne war ein Freund und Verehrer desselben, auf einen Brief Schindler's hin, herbeigeeilt. Es war der, als Componist rühmlich bekannte Anselm Hüttenbrenner, der den geliebten hochverehrten Sterbenden noch einmal sehen wollte.

Und der Todeskampf dauerte fort, ... fort, den kommenden und den darauf folgenden Tag: die gewaltige Natur Beethoven's rang hart mit dem Tode.

„Schindler!" — sagte am Nachmittage des 26. März Hofrath von Breuning traurig und von den Nachtwachen und dem Anschauen des Entsetzlichen, bleich und selbst zum Sterben angegriffen — „Schindler! Er wird den Abend nicht mehr sehen. Lassen Sie uns eilen, wegen eines Begräbnißplatzes auf den Währinger Friedhofe zu gehen. Der Weg ist ziemlich weit und ich möchte bald zurück sein."

Da im Augenblicke der Kampf nachgelassen und Hüttenbrenner zurück blieb, erklärte sich Schindler einverstanden. Beide Männer gingen. Es war für die Frühe der Jahreszeit ungemein schwül; auch hatten sich an dem fernen Horizonte dichte schwarze Wolkenmassen aufgethürmt. Ein Gewitter war im Anzuge.

Schindler und Breuning schritten schweigend neben einander her; die Wucht des Momentes, die Größe des Schmerzes, die traurige Aufgabe dieses Ganges: dem geliebten Freunde, dem angebeteten Meister die letzte, stille, nicht mehr zu wechselnde Wohnung zu suchen, drückte ihr Herz krampfhaft zusammen, schloß ihren Mund wie mit Eisenbanden.

Schindler aber konnte nur eines denken, es war das Gedicht Hardenberg's, das Beethoven noch den Morgen mit lispelnder Stimme citirt:

„Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle;
Die Jungfrau'n sind zur Stelle,
Um Oel ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menschenzung' und Ton!

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von inn'rer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zu gold'nem Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne sein!"

Sie waren am Friedhofe angekommen, als sie ein Leichenzug am Weiterschreiten hinderte. Unwillkürlich und nur um seine Gedanken etwas zu zerstreuen, frug

Breuning einen der Begleitenden: wer der Tode sei, den man hier beerdige.

„Ein alter Geizhals!“ — entgegnete der Gefragte — „der ein kolossales Vermögen hinterläßt, ... ein gewisser Doktor Fenchel!“ — Und der Zug schritt weiter.

Schindler und Breuning besorgten nun das Nöthige; aber es war, als ob das Heute ein Unglückstag in jeder Beziehung sei. Das Gewitter brach mit solcher furchtbaren Gewalt los, daß sie auf dem Heimwege abermals aufgehalten wurden.

Während dessen trat der Tod dem Haupte Beethoven's in seiner kalten und furchtbaren Majestät immer näher.

Aber Ludwig van Beethoven lag jetzt ruhig. Seine dichten, grauen, mähnenhaften Haare waren feucht vom Todesschweiß; — seine harten markirten Züge traten durch das Eingefallene seines Gesichtes noch schärfer hervor; — seine, sonst so seelentiefen Augen starrten jetzt weit geöffnet und regungslos vor sich hin; — sein Mund war fest geschlossen.

Todtenstille herrschte in dem Zimmer. Hüttenbrenner saß neben dem Sterbenden und verwandte kein Auge von ihm; die alte treue Haushälterin kniete zu Füßen des Bettes und betete.

Draußen aber war es, als wisse die Natur, was jetzt hier geschehen werde; — als wolle sie in ihrer unerreichbaren Größe und Majestät den ernsten Augen-

blick mitfeiern, in welchem einer der gewaltigſten und herrlichſten der Erdenſöhne zu ihr zurückkehre.

Der Himmel ſtand in Feuer und Flammen. Furchtbare Blitze durchzuckten die Luft; der Donner rollte mit einer Gewalt, als wolle er die Erde zertrümmern; der Sturm heulte wie Weheruf dahin und der Hagel ſchlug wie zürnend an die bebenden Scheiben. *)

Beethoven lag ruhig — ſtill — einſam — auf ſeinem Sterbebette.

Die Welt dachte nicht an ihn, den großen, den gewaltigen Beethoven, dem ſie einſt in glühender Begeiſterung gehuldigt; aber die Elemente ſchienen ſeiner zu denken. Wie ſein Geiſt in den gewaltigen Tonſchöpfungen, die er der Welt hinterließ, oft, einem furchtbaren Blitze gleich, aus der Wetterwolke hervortrat, ſo ſchoſſen jetzt Blitze aus dunkler Wolkennacht über die Häupter des Menſchengewürmes dahin und die weithin rollenden Donner riefen: „Zittert und ſinkt in den Staub! — Beethoven!.... Beethoven ſtirbt! Der Beſten einer, den ihr ſchmählich vergeſſen, haucht unter unſeren Schlägen ſeinen Geiſt aus!“

Und Erde und Himmel bebten und der Sturm heulte: „Amen!“ — „Amen!“

Aber auch der Tod ſagte: „Amen!“ — Beethoven's Züge verzerrten ſich, die Augen ſtarrten noch weiter, noch glaſiger, noch ſchrecklicher. Die Bruſt hob ſich

*) Thatſache.

gewaltsam im letzten furchtbaren Kampfe; die Hände zuckten wie in Todesangst umher; die Brust röchelte ....

Da fuhr ein Feuermeer über den Himmel, ein gräßlicher Donnerschlag folgte, ein Windstoß warf die Fenster auf — — — ein geigender, röchelnder Schrei — — — und Ludwig van Beethoven war nicht mehr.

Die Glocke schlug ein Viertel vor sechs Uhr. Der Meister war in seinem sechs und fünfzigsten Jahre gestorben.

Hüttenbrenner drückte ihm unter heißen Thränen die Augen zu; die alte treue Streng hatte sich weinend über die Leiche geworfen.

Als nach einer Viertelstunde Breuning und Schindler eintraten, tönte ihnen ein: — „Es ist vollbracht!“ — entgegen.

Ludwig van Beethoven's Züge aber waren friedlich geworden; ein schönes, edles, beglücktes Lächeln verklärte sie. Der Große hatte ausgelitten, ausgerungen; er war nicht mehr unter den Lebenden ..... aber über sein Haupt hielt ein strahlender Genius den Lorbeerkranz der

Unsterblichkeit!